


600086960Z





Schillers

sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Zehnter Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1871.



Schillers
sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Im Verein mit

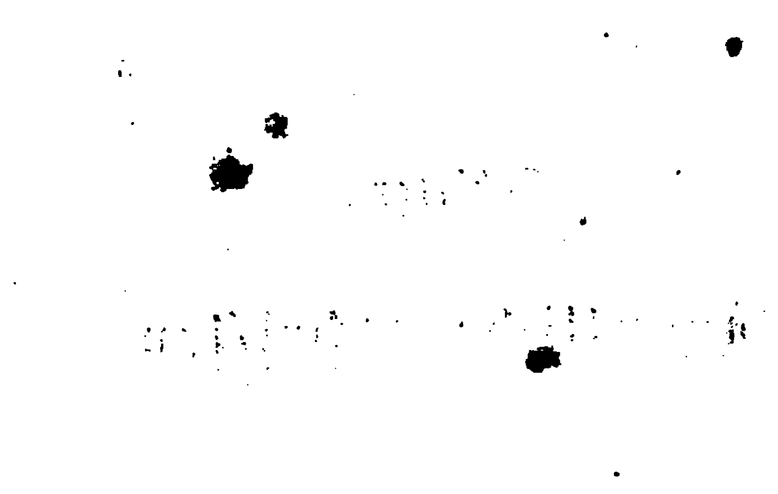
A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe
und W. Vollmer

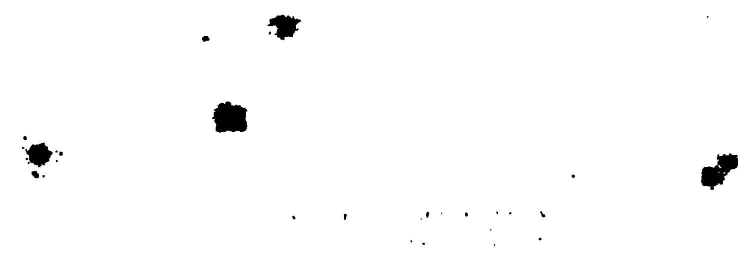
von

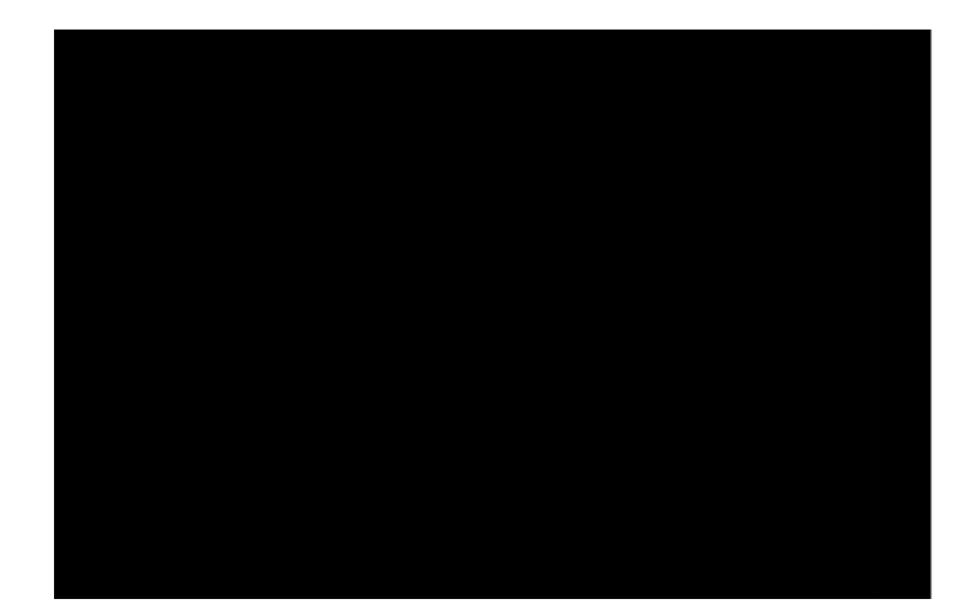
Karl Goedeke.



[redacted]







Verhältnisse zur Wissenschaft von Karl Tomaschek" (Wien 1862) zu empfehlen. Dort findet man auch die Erörterung und Feststellung des Chronologischen dieser Aufsätze. Obwohl ich mit den dort ermittelten Resultaten übereinstimme, bin ich in der Anordnung der Reihenfolge doch mitunter davon abgewichen und habe z. B. den Aufsatz über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten, der vor dem über die Gefahr ästhetischer Sitten entstanden ist, diesem nachgesetzt, weil Schiller den letzteren, über die Gefahr, früher drucken ließ und sich in dem ersteren, über den Nutzen, darauf bezogen hat. Auch habe ich die Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen, die im wesentlichen schon früher entstanden sind, wenigstens die ersten sechzehn, in die Horenzeit gerückt, weil sie erst nach Beginn der Zeitschrift abgeschlossen und in dieser veröffentlicht wurden.

Die Blätter aus dem Nachlaß sind getreu nach den im Besitz von Schillers Tochter Emilie befindlichen Originalen mitgetheilt. Die beiden Stellen des Anhanges, aus Recensionen entlehnt, scheinen mir von Schiller herzurühren. Doch will ich den Glauben an die Echtheit niemand aufreden. Der scheinbare Widerspruch der kurzen Bemerkungen über Kants Meinung vom radikalen Bösen mit Schillers Ansicht, hebt sich einfach, wenn man berücksichtigt, daß zwischen der Annahme eines Satzes und der Vertheidigung desselben gegen einen grundlosen Einwand ein großer Unterschied ist. Ich räume übrigens

[redacted]

Seite

XIX. Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten 415
XX. Ueber naive und sentimentalische Dichtung.
Ueber das Naive 425
Die sentimentalischen Dichter 450
Beschluß der Abhandlung über naive und sentimentalische Dichter, nebst einigen Bemerkungen einen charakteristischen Unterschied unter den Menschen betreffend 490
XXI. Schema über den Dilettantismus 524
XXII. An den Herausgeber der Propyläen 526
XXIII. Preißaufgabe 539
XXIV. Aus Schillers Nachlaß.
1. Methode 511
2. Bildungsstuffen 541
3. Wohlgefallen am Schönen 542
4. Tragödie und Comödie 543
5. Nathan der Weise 545
6. Zwei Blättchen aus den Vorlesungen über Aesthetik . . . 545
Anhang. Zweifelhaftes.
1. Kants philosophische Religionslehre 547
2. Patriotismus und Kosmopolitismus 547
Zu S. 63 ff. (Kallias) 550



pflegt. Mit anspannendem Fleiße müssen wir die Vergnügungen des Verstandes, mit schmerzhaften Opfern die Billigung der Vernunft, die Freuden der Sinne durch harte Entbehrungen erkaufen, oder das Uebermaaß der letztern durch eine Kette von Leiden büßen; die Kunst allein gewährt uns Genüsse, die nicht erst abverdient werden dürfen, die keine Opfer kosten, die durch keine Reue erkauft werden. Wer wird aber das Verdienst, auf diese Art zu ergötzen, mit dem armseligen Verdienst, zu belustigen, in eine Klasse setzen? Wer sich einfallen lassen, der schönen Kunst bloß deßwegen jenen Zweck abzusprechen, weil sie über diesen erhaben ist?

Die wohlgemeinte Absicht, das Moralischgute überall als höchsten Zweck zu verfolgen, die in der Kunst schon so manches Mittelmäßige erzeugte und in Schutz nahm, hat auch in der Theorie einen ähnlichen Schaden angerichtet. Um den Künsten einen recht hohen Rang anzuweisen, um ihnen die Gunst des Staats, die Ehrfurcht aller Menschen zu erwerben, vertreibt man sie aus ihrem eigenthümlichen Gebieth, um ihnen einen Beruf aufzudringen, der ihnen fremd und ganz unnatürlich ist. Man glaubt ihnen einen großen Dienst zu erweisen, indem man ihnen, anstatt des frivolen Zwecks zu ergötzen, einen moralischen unterschiebt, und ihr so sehr in die Augen fallender Einfluß auf die Sittlichkeit muß diese Behauptung unterstützen. Man findet es widersprechend, daß dieselbe Kunst, die den höchsten Zweck

[redacted]

zu erreichen, durch die Moralität ihren Weg nehmen müsse. Für die
Würdigung der Kunst ist es aber vollkommen einerley, ob ihr Zweck
ein moralischer sey, oder ob sie ihren Zweck nur durch moralische
Mittel erreichen könne, denn in beyden Fällen hat sie es mit der
Sittlichkeit ' zu thun und muß mit dem Sittengesetz im engsten Ein- 96
verständniß handeln; aber für die Vollkommenheit der Kunst ist es
nichts weniger als einerley, welches von beyden ihr Zweck und welches
das Mittel ist. Ist der Zweck selbst moralisch, so verliert sie das,
wodurch sie allein mächtig ist, ihre Freiheit, und das, wodurch sie
so allgemein wirksam ist, den Reiz des Vergnügens. Das Spiel ver-
wandelt sich in ein ernsthaftes Geschäft, und doch ist es gerade das
Spiel, wodurch sie das Geschäft am besten vollführen kann. Nur
indem sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllt, wird sie einen wohl-
thätigen Einfluß auf die Sittlichkeit haben; aber nur indem sie ihre
völlige Freyheit ausübt, kann sie ihre höchste ästhetische Wirkung erfüllen.

Es ist ferner gewiß, daß jedes Vergnügen, insofern es aus sitt-
lichen Quellen fließt, den Menschen sittlich verbessert, und daß hier
die Wirkung wieder zur Ursache werden muß. Die Lust am Schönen,
am Rührenden, am Erhabenen stärkt unsre ' moralische Gefühle, wie 97
das Vergnügen am Wohlthun, an der Liebe u. s. f. alle diese Nei-
gungen stärkt. Eben so, wie ein vergnügter Geist das gewisse Loos
eines sittlich vortreflichen Menschen ist, so ist sittliche Vortreflichkeit
gern die Begleiterinn eines vergnügten Gemüths. Die Kunst wirkt
also nicht deswegen allein sittlich, weil sie durch sittliche Mittel ergötzt,
sondern auch deswegen, weil das Vergnügen selbst, das die Kunst
gewährt, ein Mittel zur Sittlichkeit wird.

Die Mittel, wodurch die Kunst ihren Zweck erreicht, sind so
vielfach, als es überhaupt Quellen eines freyen Vergnügens giebt.
Frey aber nenne ich dasjenige Vergnügen, wobey die Gemüthskräfte
nach ihren eigenen Gesetzen affiziert werden, und wo die Empfindung

5: zu thun, Bb. — Sittengesetz] sittlichen Gefühl Bb K W M. — 7: einerlei, Bb. — beiden Bb. — 9: das swodurch A. — 11: Geschäft; Bb. — 13: höchste Bb. — 15: Freiheit Bb. — 16: in sofern Bb. — 18: Schönen A (ohne Komma). — 19: moralischen Bb K W M. — 22: vortrefflichen Bb (und so stets: vortrefflich, Vortrefflichkeit). — 23: Begleiterin Bb. — 24 u. 25: deßwegen B. — 29—30: wobey die geistigen Kräfte, Vernunft und Einbildungskraft thätig sind und wo . . . Bb K W M.

durch eine Vorstellung erzeugt wird; im Gegensatz von dem physischen oder sinnlichen Vergnügen, wobey die Seele dem Mechanismus unterwürfig, nach fremden Gesetzen bewegt wird, und die Empfindung unmittelbar auf ihre physi'sche Ursache erfolget. Die sinnliche Lust ist 98 die einzige, die vom Gebiet der schönen Kunst ausgeschlossen wird, und eine Geschicklichkeit, die sinnliche Lust zu erweken, kann sich nie oder alsdann nur zur Kunst erheben, wenn die sinnlichen Eindrüke nach einem Kunstplan geordnet, verstärkt oder gemäßigt werden, und diese Planmäßigkeit durch die Vorstellung erkannt wird. Aber auch in diesem Fall wäre nur dasjenige an ihr *Kunst*, was der Gegenstand eines freyen Vergnügens ist, nehmlich der Geschmack in der Anordnung, der unsern Verstand ergözt, nicht die physischen Reize selbst, die nur unsre Sinnlichkeit vergnügen.

Die allgemeine Quelle jedes, auch des sinnlichen, Vergnügens ist Zweckmäßigkeit. Das Vergnügen ist sinnlich, wenn die Zweckmäßigkeit nicht durch die Vorstellungskräfte erkannt wird, sondern bloß durch das Gesetz der Nothwendigkeit die Empfindung des Vergnügens zur physischen Folge hat. So erzeugt eine zweckmäßige Bewegung 99 des Bluts und der Lebensgeister in einzelnen Organen oder in der ganzen Maschine die körperliche Lust mit allen ihren Arten und Modifikationen; wir *fühlen* diese Zweckmäßigkeit durch das Medium der angenehmen Empfindung, aber wir gelangen zu keiner, weder klaren

[redacted]

Gebrauch machen, so könnte man Dichtungsarten aufstellen, die das Erhabene allein, andre die das Rührende allein behandeln. In noch andern würde sich das Rührende mit dem Schönen vorzüglich gatten, und zu der zweiten Ordnung der Kunst einen Uebergang bahnen. So könnte man vielleicht diesen Faden auch durch diese, die schönen Künste, fortführen, und an dem höchst *Vollkommenen* einen Rückweg zum Erhabenen finden, wodurch der Kreis der Künste geschlossen würde.

Das Rührende und Erhabene kommen darinn überein, daß sie Lust durch Unlust hervorbringen, daß sie uns also (da die Lust aus Zweckmäßigkeit, der Schmerz aber aus dem Gegentheil entspringt) eine Zweckmäßigkeit zu empfinden geben, die eine *Zweckwidrigkeit* voraussetzt.

Das Gefühl des Erhabenen besteht einerseits aus dem Gefühl
unsrer *Ohnmacht* und Begrenzung, einen Gegenstand zu umfassen, 103
anderseits aber aus dem Gefühl unsrer *Uebermacht*, welche vor
keinen Grenzen erschrickt, und dasjenige sich *geistig* unterwirft, dem
unsre sinnlichen Kräfte unterliegen. Der Gegenstand des Erhabenen
widerstreitet also unserm sinnlichen Vermögen, und diese Unzweck-
mäßigkeit muß uns nothwendig Unlust erwecken. Aber sie wird zugleich
eine Veranlassung, ein anderes Vermögen in uns zu unserm Bewußt-
[redacted]

.ische und nichts geht über die Lust, die wir über diese moralische
Zweckmäßigkeit empfinden. Die Naturzweckmäßigkeit könnte noch immer
problematisch seyn, die moralische ist uns erwiesen. Sie allein gründet
ich auf unsre vernünftige Natur und ' auf innre Nothwendigkeit. Sie 107
st uns die nächste, die wichtigste, und zugleich die erkennbarste, weil
ie durch nichts von aussen sondern durch ein innres Princip unsrer
autonomischen Vernunft bestimmt wird. Sie ist das Palladium unsrer
Freiheit.

Diese moralische Zweckmäßigkeit wird am lebendigsten erkannt,
wenn sie im Widerspruch mit andern die Oberhand behält; nur dann
erweißt sich die ganze Macht des Sittengesetzes, wenn es mit allen
übrigen Naturkräften im Streit gezeigt wird und alle neben ihm ihre
Gewalt über ein menschliches Herz verlieren. Unter diesen Natur-
kräften ist alles begriffen, was nicht moralisch ist, alles was nicht
unter der höchsten Gesetzgebung der Vernunft stehet; also Empfin-
dungen, Triebe, Affekte, Leidenschaften so gut, als die physische Noth-
wendigkeit und das Schicksal. Je furchtbarer die Gegner, desto glor-
reicher der Sieg; der Widerstand allein kann die Kraft sichtbar machen.
Aus diesem folgt, „daß das höchste Bewußtseyn unsrer morali'schen 108
„Natur nur in einem gewaltsamen Zustand, im Kampfe, erhalten
„werden kann, und daß das höchste moralische Vergnügen jederzeit
von Schmerz wird begleitet seyn."

[redacted]

Wenn Koriolan, von der Gatten- und Kindes- und Bürger- 111
pflicht besiegt, das schon so gut als eroberte Rom verläßt, seine Rache
unterdrückt, sein Heer zurückführt, und sich dem Haß eines eifersüch-
tigen Nebenbuhlers zum Opfer dahingibt, so begeht er offenbar eine
sehr zweckwidrige Handlung; er verliert durch diesen Schritt nicht nur
die Frucht aller bisherigen Siege, sondern rennt auch vorsätzlich seinem
Verderben entgegen — aber wie treflich, wie unaussprechlich groß ist
es auf der andern Seite, den gröbsten Widerspruch mit der Neigung
einem Widerspruch mit dem sittlichen Gefühl kühn vorzuziehen, und
auf solche Art, dem höchsten Interesse der Sinnlichkeit entgegen, gegen
die Regeln der Klugheit zu verstoßen, um nur mit der höhern mora-
lischen Pflicht übereinstimmend zu handeln? Jede Aufopferung des
Lebens ist zweckwidrig, denn das Leben ist die Bedingung aller Güter;
aber Aufopferung des Lebens in moralischer Absicht ist in hohem
Grad zweckmäßig, denn das Leben ist nie für sich selbst, nie als
Zweck, nur als Mittel zur Sittlichkeit wichtig. Tritt also ein Fall 112
ein, wo die Hingebung des Lebens ein Mittel zur Sittlichkeit wird,
so muß das Leben der Sittlichkeit nachstehen. „Es ist nicht nöthig,
daß ich lebe, aber es ist nöthig, daß ich Rom vor dem Hunger schütze,“
sagt der große Pompejus, da er nach Afrika schiffen soll, und seine
Freunde ihm anliegen, seine Abfahrt zu verschieben, biß der See-
[redacted]

weilen. Es wird nicht schwer seyn, diese Erscheinung mit dem bisher gesagten in Uebereinstimmung zu zeigen.

Nicht allein der Gehorsam gegen das Sittengesetz gibt uns die Vorstellung moralischer Zweckmäßigkeit, auch der Schmerz über Verletzung desselben thut es. Die Traurigkeit, welche das Bewußtseyn moralischer Unvollkommenheit erzeugt, ist zweckmäßig, weil sie der Zufriedenheit gegenüber steht, die das moralische Rechtthun begleitet. Reue, Selbstverdammung, selbst in ihrem höchsten Grad, in der Verzweiflung, sind moralisch erhaben, weil sie nimmermehr empfunden werden könnten, wenn nicht tief in der Brust des Verbrechers ein unbestechliches Gefühl für Recht und Unrecht wachte, und seine Aussprüche selbst gegen das feurigste Interesse der Selbstliebe geltend 114 machte. Reue über eine That entspringt aus der Vergleichung derselben mit dem Sittengesetz, und ist Mißbilligung dieser That, weil sie dem Sittengesetz widerstreitet. Also muß im Augenblick der Reue das Sittengesetz die höchste Instanz im Gemüth eines solchen Menschen seyn; es muß ihm wichtiger seyn, als selbst der Preiß des Verbrechens, weil das Bewußtseyn des beleidigten Sittengesetzes ihm den Genuß dieses Preises vergällt. Der Zustand eines Gemüths aber, in welchem das Sittengesetz für die höchste Instanz erkannt wird, ist moralisch zweckmäßig, also eine Quelle moralischer Lust. Und was kann auch erhabener seyn, als jene heroische Verzweiflung, die alle Güter des Lebens, die das Leben selbst in den Staub tritt, weil sie die mißbilligende Stimme ihres innern Richters nicht ertragen und nicht übertäuben kann? Ob der Tugendhafte sein Leben freiwillig dahingibt, um dem Sittengesetz gemäß zu handeln — oder ob der Verbrecher unter dem Zwange des Gewissens sein Leben mit eigner Hand zerstört, um die ' Uebertretung jenes Gesetzes an sich zu bestrafen, so 115 steigt unsre Achtung für das Sittengesetz zu einem gleich hohen Grad empor; und, wenn ja noch ein Unterschied statt fände, so würde er vielmehr zum Vortheil des Letztern ausfallen, da das beglückende Bewußtseyn des Rechthandelns dem Tugendhaften seine Entschließung doch einigermaßen konnte erleichtert haben, und das sittliche Verdienst

9: empfuuden B. — 11–12: Aussprüche A M] Ansprüche B b K W. — 17: Preis B b. — 21: zweckmäsig, B. — 25: freywillig B. — dahin giebt, B b. — 32: zum Tugendhaften K.

an einer Handlung gerade um eben so viel abnimmt, als Neigung und Lust daran Antheil haben. Reue und Verzweiflung über ein begangenes Verbrechen zeigen uns die Macht des Sittengesetzes nur später, nicht schwächer; es sind Gemählde der erhabensten Sittlichkeit, nur in einem gewaltsamen Zustand entworfen. Ein Mensch, der wegen einer verletzten moralischen Pflicht verzweifelt, tritt eben dadurch zum Gehorsam gegen dieselbe zurück, und je furchtbarer seine Selbstverdammung sich äusert, desto mächtiger sehen wir das Sittengesetz ihm gebieten.

Aber es gibt Fälle, wo das moralische Vergnügen nur durch einen moralischen ' Schmerz erkauft wird, und dieß geschieht, wenn 11(
eine moralische Pflicht übertreten werden muß, um einer höhern und allgemeinern desto gemäßer zu handeln. Wäre Koriolan, anstatt seine eigene Vaterstadt zu belagern, vor Antium oder Korioli mit einem römischen Heere gestanden, wäre seine Mutter eine Volscierin gewesen, und ihre Bitten hätten die nehmliche Wirkung auf ihn gehabt, so würde dieser Sieg der Kindespflicht den entgegengesetzten Eindruck auf uns machen. Der Ehrerbietung gegen die Mutter stünde dann die weit höhere bürgerliche Verbindlichkeit entgegen, welche im Collisionsfall vor jener den Vorzug verdient. Jener Commendant, dem die Wahl gelassen wird, entweder die Stadt zu übergeben, oder seinen gefangenen Sohn vor seinen Augen durchbohrt zu sehen, wählt ohne [redacted]

kennt, nicht in allen dasselbe ist. Eine kleine Seele sinkt unter der Last so großer Vorstellungen dahin, oder fühlt sich peinlich über ihren moralischen Durchmesser auseinander gespannt. Sieht nicht oft genug der gemeine Haufe da die häßlichste Verwirrung, wo der denkende Geist gerade die höchste Ordnung bewundert?

So viel über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, in so fern es der tragi'schen Rührung und unsrer Lust an dem Leiden zum Grund liegt. Aber es sind demohngeachtet Fälle genug vorhanden, wo uns die Naturzweckmäßigkeit selbst auf Unkosten der moralischen zu ergötzen scheint. Die höchste Consequenz eines Bösewichts in Anordnung seiner Maschinen ergötzt uns offenbar, obgleich Anstalten und Zweck unserm moralischen Gefühl widerstreiten. Ein solcher Mensch ist fähig, unsre lebhafteste Theilnahme zu erwecken, und wir zittern vor dem Fehlschlag derselben Plane, deren Vereitlung wir, wenn es wirklich an dem wäre, daß wir alles auf die moralische Zweckmäßigkeit beziehen, aufs feurigste wünschen sollten. Aber auch diese Erscheinung hebt dasjenige nicht auf, was bisher über das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit, und seinen Einfluß auf unser Vergnügen an tragischen Rührungen behauptet wurde.

Zweckmäßigkeit gewährt uns unter allen Umständen Vergnügen, sie beziehe sich entweder gar nicht auf das Sittliche, oder sie widerstreite demselben. Wir genießen ' dieses Vergnügen rein, so lange

[redacted]

so große Verstandeszweckmäßigkeit ist fähig, uns mit der Vorstellung einer sittlichen Zweckwidrigkeit zu versöhnen. Nie darf es uns lebhaft werden, daß dieser Richard III, dieser Jago, dieser Lovelace 122 Menschen sind, sonst wird sich unsre Theilnahme unausbleiblich in ihr Gegentheil verwandeln. Daß wir aber ein Vermögen besitzen und auch häufig genug ausüben, unsre Aufmerksamkeit von einer gewissen Seite der Dinge freywillig abzulenken und auf eine andre zu richten, daß das Vergnügen selbst, welches durch diese Absonderung allein für uns möglich ist, uns dazu einladet und dabey festhält, wird durch die tägliche Erfahrung bestätigt.

Nicht selten aber gewinnt eine geistreiche Bosheit vorzüglich deßwegen unsre Gunst, weil sie ein Mittel ist, uns den Genuß der moralischen Zweckmäßigkeit zu verschaffen. Je gefährlicher die Schlingen sind, welche Lovelace Klarissens Tugend legt, je härter die Proben sind, auf welche die erfinderische Grausamkeit eines Despoten die Standhaftigkeit seines unschuldigen Opfers stellt, in desto höherem Glanz sehen wir die moralische Zweckmäßigkeit triumphiren. Wir freuen uns über die Macht des moralischen Pflichtgefühls, welches die Erfindungskraft eines Verführers so sehr in Arbeit setzen kann. 123 Hingegen rechnen wir dem consequenten Bösewicht die Besiegung des moralischen Gefühls, von dem wir wissen, daß es sich nothwendig in ihm regen mußte, zu einer Art von Verdienst an, weil es von einer großen Zweckmäßigkeit des Verstandes zeugt, sich durch keine moralische Regung in seinem Handeln irre machen zu lassen.

Uebrigens ist es unwidersprechlich, daß eine zweckmäßige Bosheit nur alsdann der Gegenstand eines vollkommenen Wohlgefallens werden kann, wenn sie vor der moralischen Zweckmäßigkeit zu Schanden wird. Dann ist sie sogar eine wesentliche Bedingung des höchsten Wohlgefallens, weil sie allein vermag, die Uebermacht des moralischen Gefühls recht einleuchtend zu machen. Es gibt davon keinen überzeugendern Beweis, als den letzten Eindruck, mit dem uns der Verfasser der Klarissa entläßt. Die höchste Verstandeszweckmäßigkeit, die wir in dem Verführungsplane des Lovelace unfreiwillig bewundern

7: freiwillig b. — 11: Boßheit B b. — 22–23: weil es von einer gewissen Stärke der Seele und einer gr. Zw. B b K W M. — 25: Boßheit B b. — 32: Klarisse B. — 33: unfreywillig B.

mußten, wird durch die Vernunftzweckmäßigkeit, welche Kla'rissa diesem furchtbaren Feind ihrer Unschuld entgegen setzt, glorreich übertroffen, und wir sehen uns dadurch in den Stand gesetzt, den Genuß beider in einem hohen Grad zu vereinigen.

In so ferne sich der tragische Dichter zum Ziel setzt, das Gefühl der moralischen Zweckmäßigkeit zu einem lebendigen Bewußtseyn zu bringen, in so fern er also die Mittel zu diesem Zwecke verständig wählt und anwendet, muß er den Kenner jederzeit auf eine gedoppelte Art durch die moralische und durch die Naturzweckmäßigkeit ergötzen. Durch jene wird er das Herz, durch diese den Verstand befriedigen. Der große Hause erleidet gleichsam blind die von dem Künstler auf das Herz beabsichtete Wirkung, ohne die Magie zu durchblicken, vermittelst welcher die Kunst diese Macht über ihn ausübte. Aber es gibt eine gewisse Klasse von Kennern, bey denen der Künstler gerade umgekehrt, die auf das Herz abgezielte Wirkung verliert, deren Geschmack er aber durch die Zweckmäßigkeit der dazu angewandten Mittel für sich gewinnen kann. Gleichgültig gegen den Inhalt werden diese bloß durch die Form befriedigt. Sie vergeben eine Verletzung dieser selbst der gelungensten Wirkung nicht, und wollen lieber bey einer zweckmäßigen Anordnung den Zweck, als bey dem vollkommen erreichten Zweck die Zweckmäßigkeit der Mittel verlieren. In diesen sonderbaren Widerspruch artet öfters die feinste Kultur des Geschmackes

[redacted]

II.

Ueber die tragische Kunst. 176

Der Zustand des Affekts für sich selbst, unabhängig von aller Beziehung seines Gegenstandes auf unsre Verbesserung oder Verschlimmerung, hat etwas ergötzendes für uns; wir streben, uns in denselben zu versetzen, wenn es auch einige Opfer kosten sollte. Unsern gewöhnlichsten Vergnügungen liegt dieser Trieb zum Grunde; ob der Affekt auf Begierde oder Verabscheuung gerichtet, ob er, seiner Natur nach, angenehm oder peinlich sey, kommt dabei wenig in Betrachtung. Vielmehr lehrt die Erfahrung, daß der unangenehme Affekt den größern Reiz für uns ' habe, und also die Lust am Affekt mit seinem Inhalt 177
gerade in umgekehrtem Verhältnisse stehe. Es ist eine allgemeine Erscheinung in unsrer Natur, daß uns das Traurige, das Schreckliche, das Schauderhafte selbst, mit unwiderstehlichem Zauber an sich lockt, daß wir uns von Auftritten des Jammers, des Entsetzens mit gleichen Kräften weggestoßen und wieder angezogen fühlen. Alles drängt sich voll Erwartung um den Erzähler einer Mordgeschichte; das abentheuerlichste Gespenstermährchen verschlingen wir mit Begierde und mit desto größrer, jemehr uns dabey die Haare zu Berge steigen.

Lebhafter äussert sich diese Regung bey Gegenständen der wirklichen Anschauung. Ein Meersturm, der eine ganze Flotte versenkt,

A: Neue Thalia, Bd. 1, Hft. 2 (1792), S. 176—228. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 110—163. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 166 ff. — W: Werke 1844. 10, 109 ff. — M: Werke 1860. 11, 407 ff. — [4]: unsere B. — [6]: sollte! B b. — [9]: dabey B b. — [13]: Nature, B. — [20]: äußert B b (und so stets: äußern u. s. w.). — [21]: gange Flotte b.

vom Ufer aus gesehen, würde unsre Phantasie eben so stark ergötzen, als er unser fühlendes Herz empört; es dürfte schwer seyn, mit dem Lucrez zu glauben, daß diese unnatürliche Lust aus einer Vergleichung unsrer eignen Sicherheit mit der wahrgenommenen Gefahr entspringe. Wie zahlreich ist nicht das Gefolge, das einen Verbrecher nach dem Schauplatz seiner Qualen begleitet! Weder das Vergnügen befriedigter Gerechtigkeitsliebe noch die unedle Lust der gestillten Rachbegierde kann diese Erscheinung erklären. Dieser Unglückliche kann in dem Herzen der Zuschauer sogar entschuldigt, das aufrichtigste Mitleid für seine Erhaltung geschäftig seyn; dennoch regt sich, stärker oder schwächer, ein neugieriges Verlangen bey dem Zuschauer, Aug und Ohr auf den Ausdruck seines Leidens zu richten. Wenn der Mensch von Erziehung und verfeinertem Gefühl hierinn eine Ausnahme macht, so rührt dieß nicht daher, daß dieser Trieb gar nicht in ihm vorhanden war, sondern daher, daß er von der schmerzhaften Stärke des Mitleids überwogen, oder von den Gesetzen des Anstands in Schranken gehalten wird. Der rohe Sohn der Natur, den kein Gefühl zarter Menschlichkeit zügelt, überläßt sich ohne Scheu diesem mächtigen Zuge. Er muß also in der ursprünglichen Anlage des menschlichen Gemüths gegründet, und durch ein allgemeines psychologisches Gesetz zu erklären seyn.

Wenn wir aber auch diese rohen Naturgefühle mit der Würde der menschlichen Natur unverträglich finden, und deswegen Anstand

[redacted]

uns von dem Anblick eines physischen Leidens oder auch von dem physischen Ausdruck eines moralischen zurückschreckt, läßt uns in der Sympathie mit dem reinen moralischen Schmerz eine nur desto süßere Lust empfinden. Das ' Interesse ist allgemein, mit dem wir bey 180
Schilderungen solcher Gegenstände verweilen.

Natürlicher weise gilt dieß nur von dem mitgetheilten oder nachempfundnen Affekt, denn die nahe Beziehung, in welcher der ursprüngliche zu unsrem Glückseligkeitstriebe steht, beschäftigt und besitzt uns gewöhnlich zu sehr, um der Lust Raum zu lassen, die er, frey von jeder eigennützigen Beziehung, für sich selbst gewährt. So ist bey demjenigen, der wirklich von einer schmerzhaften Leidenschaft beherrscht wird, das Gefühl des Schmerzens überwiegend, so sehr die Schilderung seiner Gemüthslage den Hörer oder Zuschauer entzücken kann. Dem ungeachtet ist selbst der ursprüngliche schmerzhafte Affekt für denjenigen, der ihn erleidet, nicht ganz an Vergnügen leer; nur sind die Grade dieses Vergnügens nach der Gemüthsbeschaffenheit der Menschen verschieden. Läge nicht auch in der Unruhe, im Zweifel, in der Furcht, ' ein Genuß, so würden Hazardspiele ungleich weniger 181
Reiz für uns haben, so würde man sich nie aus tollkühnem Muth in Gefahren stürzen, so könnte selbst die Sympathie mit fremden Leiden gerade im Moment der höchsten Illusion und im stärksten Grad der Verwechslung nicht am lebhaftesten ergötzen. Dadurch aber wird nicht gesagt, daß die unangenehmen Affekte an und für sich selbst Lust gewähren, welches zu behaupten wohl niemand sich einfallen lassen wird; es ist genug, wenn diese Zustände des Gemüths blos die Bedingungen abgeben, unter welchen allein gewisse Arten des Vergnügens für uns möglich sind. Gemüther also, welche für diese Arten des Vergnügens vorzüglich empfänglich und vorzüglich darnach lüstern sind, werden sich leichter mit diesen unangenehmen Bedingungen versöhnen, und auch in den heftigsten Stürmen der Leidenschaft ihre Freyheit nicht ganz verlieren.

Von der Beziehung seines Gegenstandes auf unser sinnliches oder

6: Natürlicherweise B b. — mitgetheilten B b (und so sind fast alle in A gesperrt gedruckten Worte in B b nicht gesperrt). — 7: nachempfundenen B. — 10: für sich gewährt. B b K W M. — 14: Deßungeachtet K. — 25: bloß B b. — 26–27: für uns ... Vergnügens A K W M] fehlt B b. — 30: Freiheit B b.

sittliches Vermögen rührt die Unlust her, welche wir ' bey widrigen 1 Affekten empfinden, so wie die Lust bey den angenehmen aus eben diesen Quellen entspringt. Nach dem Verhältniß nun, in welchem die sittliche Natur eines Menschen zu seiner sinnlichen steht, richtet sich auch der Grad der Freyheit, der in Affekten behauptet werden kann; und da nun bekanntlich im Moralischen keine Wahl für uns statt findet, der sinnliche Trieb hingegen der Gesetzgebung der Vernunft unterworfen und also in unsrer Gewalt ist, wenigstens seyn soll, so leuchtet ein, daß es möglich ist, in allen denjenigen Affekten, welche mit dem eigennützigen Trieb zu thun haben, eine vollkommene Freyheit zu behalten, und über den Grad Herr zu seyn, den sie erreichen sollen. Dieser wird in eben dem Maase schwächer seyn, als der moralische Sinn über den Glückseligkeitstrieb bey einem Menschen die Obergewalt behauptet, und die eigennützige Anhänglichkeit an sein individuelles Ich durch den Gehorsam gegen allgemeine Vernunftgesetze vermindert wird. Ein solcher ' Mensch wird also im Zustand des Affekts 1 die Beziehung eines Gegenstandes auf seinen Glückseligkeitstrieb weit weniger empfinden, und folglich auch weit weniger von der Unlust erfahren, die nur aus dieser Beziehung entspringt; hingegen wird er destomehr auf das Verhältniß merken, in welchem eben dieser Gegenstand zu seiner Sittlichkeit steht, und eben darum auch desto empfänglicher für die Lust seyn, welche die Beziehung aufs Sittliche nicht

[redacted]

hafteste Verlust führt sie nicht über eine ruhige Wehmuth hinaus, mit der sich noch immer ein merklicher Grad des Vergnügens gatten kann. Sie, die allein fähig sind sich von sich selbst zu trennen, genießen allein das Vorrecht, an sich selbst Theil zu nehmen, und eigenes Leiden in dem milden Wiederschein der Sympathie zu empfinden.

Schon das bisherige enthält Winke genug, die uns auf die Quellen des Vergnügens, das der Affekt an sich selbst, und vorzüglich der traurige, gewährt, aufmerksam machen. Es ist größer, wie man gesehen hat, in moralischen Gemüthern, und wirkt desto freyer, jemehr das Gemüth von dem eigennützigen Triebe unabhängig ist. Es ist ferner lebhafter und stärker in traurigen Affekten, wo die Selbstliebe gekränkt wird, als in fröhlichen, ' welche eine Befriedigung derselben 185 voraussetzen; also wächst es, wo der eigennützige Trieb beleidigt, und nimmt ab, wo diesem Triebe geschmeichelt wird. Wir kennen aber nicht mehr als zweyerley Quellen des Vergnügens, die Befriedigung des Glükseligkeitstriebes und die Erfüllung moralischer Gesetze; eine Lust also, von der man bewiesen hat, daß sie nicht aus der erstern Quelle entsprang, muß nothwendig aus der zweyten ihren Ursprung nehmen. Aus unserer moralischen Natur also quillt die Lust hervor, wodurch uns schmerzhafte Affekte in der Mittheilung entzücken, und, auch sogar ursprünglich empfunden, in gewissen Fällen noch angenehm rühren.

Man hat es auf mehrere Art versucht, das Vergnügen des Mitleids zu erklären; aber die wenigsten Auflösungen konnten befriedigend ausfallen, weil man den Grund der Erscheinung lieber in begleitenden Umständen, als in der Natur des Affekts selbst aufsuchte. Vielen ist das Ver'gnügen des Mitleids nichts anders, als das Vergnügen 186 der Seele an ihrer Empfindsamkeit; andern die Lust an starkbeschäftigten Kräften, lebhafter Wirksamkeit des Begehrungsvermögens, kurz an einer Befriedigung des Thätigkeitstriebes; andre lassen sie aus der Entdeckung sittlich schöner Karakterzüge, die der Kampf mit dem Unglük und mit der Leidenschaft sichtbar mache, entspringen. Noch immer

1: ruhige] fehlt B b K W M. — 3: sind, B b. — 4: Vorrecht an B b. — 13: beleidigt und A B b. — 16: Glückseligkeits-Triebes B b. — 17: erstern A b] ersten B K W M. — 19: also quillt A b K W M] quillt also B. — 32: Unglück B b.

aber bleibt unaufgelößt, warum gerade die Pein selbst, das eigentliche Leiden, bey Gegenständen des Mitleids uns am mächtigsten anzieht, da nach jenen Erklärungen ein schwächerer Grad des Leidens den angeführten Ursachen unsrer Lust an der Rührung offenbar günstiger seyn müßte. Die Lebhaftigkeit und Stärke der in unsrer Phantasie erweckten Vorstellungen, die sittliche Vortreflichkeit der leidenden Personen, der Rückblick des mitleidenden Subjekts auf sich selbst können die Lust an Rührungen wohl erhöhen, aber sie sind die Ursache nicht, die sie hervorbringt. Das Leiden einer schwachen Seele, ' der Schmerz 1[illegible] eines Bösewichts gewähren uns diesen Genuß freylich nicht, aber deswegen nicht, weil sie unser Mitleid nicht in dem Grade wie der leidende Held oder der kämpfende Tugendhafte erregen. Stets also kehrt die erste Frage zurück, warum eben just der Grad des Leidens den Grad der sympathetischen Lust an einer Rührung bestimme, und sie kann auf keine andre Art beantwortet werden, als daß gerade der Angriff auf unsre Sinnlichkeit die Bedingung sey, diejenige Kraft des Gemüths aufzuregen, deren Thätigkeit jenes Vergnügen an sympathetischem Leiden erzeugt.

Diese Kraft nun ist keine andre, als die Vernunft, und in so fern die freye Wirksamkeit derselben als absolute Selbstthätigkeit, vorzugsweise den Nahmen der Thätigkeit verdient, in so fern sich das Gemüth nur in seinem sittlichen Handeln vollkommen unabhängig und


[redacted]

Freyheit, nur im Bewußtseyn seiner vernünftigen Natur äussert das Gemüth seine höchste Thätigkeit, weil es da allein eine Kraft anwendet, die jedem Widerstand überlegen ist.

Derjenige Zustand des Gemüths also, der vorzugsweise diese Kraft zu ihrer Verkündigung bringt, diese höhere Thätigkeit weckt, ist der *zweckmäßigste* für ein vernünftiges Wesen, und für den Thätig- 189
keitstrieb der befriedigendste; er muß also mit einem vorzüglichen Grade von Lust verknüpft seyn. * In einen solchen Zustand versetzt uns der traurige Affekt, und die Lust an demselben muß die Lust an fröhlichen Affekten in eben dem Grad übertreffen, als das sittliche Vermögen in uns über das sinnliche erhaben ist.

Was in dem ganzen System der Zwecke nur ein untergeordnetes Glied ist, darf die Kunst aus diesem Zusammenhang absondern, und als Hauptzweck verfolgen. Für die Natur mag das Vergnügen nur ein mittelbarer Zweck seyn, für die Kunst ist es der höchste. Es gehört also vorzüglich zum Zweck der letztern, das hohe Vergnügen nicht zu vernachläßigen, das in der traurigen Rührung enthalten ist. Diejenige Kunst aber, welche sich das Vergnügen des Mitleids ins be- 190
sondre zum Zweck setzt, heißt die *tragische Kunst* im allgemeinsten Verstande.

Die Kunst erfüllt ihren Zweck durch *Nachahmung der Natur*, indem sie die Bedingungen erfüllt, unter welchen das Vergnügen in der Wirklichkeit möglich wird, und die zerstreuten Anstalten der Natur zu diesem Zwecke nach einem verständigen Plan vereinigt, um das, was diese bloß zu ihrem Nebenzweck machte, als letzten Zweck zu erreichen. Die tragische Kunst wird also die Natur in denjenigen Handlungen nachahmen, welche den mitleidenden Affekt vorzüglich zu erwecken vermögen.

Um also der tragischen Kunst ihr Verfahren im allgemeinen vorzuschreiben, ist es vor allem nöthig, die Bedingungen zu wissen, unter welchen nach der gewöhnlichen Erfahrung das Vergnügen der Rührung am gewissesten und am stärksten erzeugt zu werden pflegt; zugleich 191

* Siehe die Abhandlung über den Grund des Vergnügens an tragischen Gegenständen im vorigen Stück.

1: Freiheit, B b. — 17: vernachlässigen, B b. — 18—19: insbesondre B b. — 34: im vorigen Stück] fehlt B b K W M.

aber auch auf diejenigen Umstände aufmerksam zu machen, welche es einschränken oder gar zerstören.

Zwey entgegengesetzte Ursachen giebt die Erfahrung an, welche das Vergnügen an Rührungen hindern: wenn das Mitleid entweder zu schwach, oder, wenn es so stark erregt wird, daß der mitgetheilte Affekt zu der Lebhaftigkeit eines ursprünglichen übergeht. Jenes kann wieder entweder an der Schwäche des Eindrucks liegen, den wir von dem ursprünglichen Leiden erhalten, in welchem Falle wir sagen, daß unser Herz kalt bleibt, und weder Schmerz noch Vergnügen empfinden; oder es liegt an stärkern Empfindungen, welche den empfangenen Eindruck bekämpfen und durch ihr Uebergewicht im Gemüth das Vergnügen des Mitleids schwächen oder gänzlich ersticken.

Nach dem, was im vorhergehenden Aufsatz über den Grund des Vergnügens an ' tragischen Gegenständen behauptet wurde, ist bey 19
jeder tragischen Rührung die Vorstellung einer Zweckwidrigkeit, welche, wenn die Rührung ergötzend seyn soll, jederzeit auf eine Vorstellung von höherer Zweckmäßigkeit leitet. Auf das Verhältniß dieser beyden entgegengesetzten Vorstellungen unter einander kommt es nun an, ob bey einer Rührung die Lust oder die Unlust hervorstechen soll. Ist die Vorstellung der Zweckwidrigkeit lebhafter als die des Gegentheils, oder ist der verletzte Zweck von größrer Wichtigkeit, als der erfüllte, so wird jederzeit die Unlust die Oberhand behalten; es mag dieses [redacted]

dem unglücklichen, von seinen undankbaren Töchtern mißhandelten, Lear schadet es nicht wenig, daß dieser kindische Alte seine Krone so leichtsinnig hingab, und seine Liebe so unverständig unter seinen Töchtern vertheilte. In dem Kronegkischen Trauerspiel, Olint und Sophronia, kann selbst das fürchterlichste Leiden, dem wir diese beyden Märtyrer ihres Glaubens ausgesetzt sehen, unser Mitleid, und ihr erhabener Heroismus unsre Bewunderung nur schwach erregen, weil der Wahnsinn allein eine Handlung begehen kann, wie diejenige ist, wodurch Olynt sich selbst und sein ganzes Volk an den Rand des Verderbens führte.

Unser Mitleid wird nicht weniger geschwächt, wenn der Urheber 194 eines Unglücks, dessen schuldlose Opfer wir bemitleiden sollen, unsre Seele mit Abscheu erfüllt. Es wird jederzeit der höchsten Vollkommenheit seines Werks Abbruch thun, wenn der tragische Dichter nicht ohne einen Bösewicht auskommen kann, und wenn er gezwungen ist, die Größe des Leidens von der Größe der Bosheit herzuleiten. Shakespears Jago und Lady Makbeth, Kleopatra in der Rodogune, Franz Moor in den Räubern, zeugen für diese Behauptung. Ein Dichter, der sich auf seinen wahren Vortheil versteht, wird das Unglück nicht durch einen bösen Willen, der Unglück beabsichtet, noch viel weniger durch einen Mangel des Verstandes, sondern durch den Zwang der Umstände herbeyführen. Entspringt dasselbe nicht aus unmoralischen Quellen, sondern von äußerlichen Dingen, die weder Willen haben, noch einem Willen unterwor'fen sind, so ist das Mitleid reiner, und wird zum wenigsten durch keine Vorstellung moralischer Zweckwidrig- 195 keit geschwächt. Aber dann kann dem theilnehmenden Zuschauer das unangenehme Gefühl einer Zweckwidrigkeit in der Natur nicht erlassen werden, welche in diesem Fall allein die moralische Zweckmäßigkeit retten kann. Zu einem weit höhern Grad steigt das Mitleid, wenn sowohl derjenige, welcher leidet, als derjenige, welcher Leiden verursacht, Gegenstände desselben werden. Dieß kann nur dann geschehen,

[1]: Unglücklichen, B b. — [4]: Kronegk'schen K W, Cronegkischen M. — Olynt B b. — [8]: Olint K W M. — [15]: Boßheit B b. — [15—16]: Shakspeares W M. — [16]: Macbeth, W M. — Cleopatra W M. — in der Roxelane A B b, Roxolane K W. (Schreibfehler Schillers. M hat, von A. Regnier und M. Bernays aufmerksam gemacht, 'Rodogune', die bekannte Tragödie Corneilles, hergestellt. In Favarts Roxelane kommt keine Kleopatra vor.) — [21]: herbei führen. B, herbey führen. b. — moralischen B b K W M.

wenn der letztere weder unsern Haß noch unsre Verachtung erregte, sondern wider seine Neigung dahin gebracht wird, Urheber des Unglücks zu werden. So ist es eine vorzügliche Schönheit in der deutschen Iphigenia, daß der Taurische König, der einzige, der den Wünschen Orests und seiner Schwester im Wege steht, nie unsre Achtung verliert, und uns zuletzt noch Liebe abnöthigt.

Diese Gattung des Rührenden wird noch von derjenigen übertroffen, wo die Ursache des Unglücks nicht allein nicht der Mora- 19
lität widersprechend, sondern sogar durch Moralität allein möglich ist, und wo das wechselseitige Leiden bloß von der Vorstellung herrührt, daß man Leiden erweckte. Von dieser Art ist die Situation Chimenens und Roderichs im Cid des Peter Corneille; ohnstreitig, was die Verwicklung betrift, dem Meisterstück der tragischen Bühne. Ehrliebe und Kindespflicht bewafnen Roderichs Hand gegen den Vater seiner Geliebten, und Tapferkeit macht ihn zum Ueberwinder desselben; Ehrliebe und Kindespflicht erwecken ihm in Chimenen, der Tochter des Erschlagenen, eine furchtbare Anklägerinn und Verfolgerinn. Beyde handeln ihrer Neigung entgegen, welche vor dem Unglück des verfolgten Gegenstandes eben so ängstlich zittert, als eifrig sie die moralische Pflicht macht, dieses Unglück herbey zu rufen. Beyde also gewinnen unsre höchste Achtung, weil sie auf Kosten der Neigung eine moralische Pflicht erfüllen; beyde entflammen unser Mitleid aufs höchste, 1

[redacted]

kränkend für freye sich selbst bestimmende Wesen. Dieß ist es, was uns auch in den vortreflichsten Stücken der Griechischen Bühne etwas zu wünschen übrig läßt, weil in allen diesen Stücken zuletzt an die Nothwendigkeit appelliert wird, und für unsre Vernunftfodernde Vernunft immer ein unaufgelöster Knoten zurück bleibt.

198 ' Aber auf der höchsten und letzten Stufe, welche der moralisch-gebildete Mensch erklimmt, und zu welcher die rührende Kunst sich erheben kann, löst sich auch dieser, und jeder Schatten von Unlust verschwindet mit ihm. Dieß geschieht, wenn selbst diese Unzufriedenheit mit dem Schicksal hinwegfällt, und sich in die Ahndung oder lieber in ein deutliches Bewußtseyn einer teleologischen Verknüpfung der Dinge, einer erhabenen Ordnung, eines gütigen Willens verliert. Dann gesellt sich zu unserm Vergnügen an moralischer Uebereinstimmung die erquickende Vorstellung der vollkommensten Zweckmäßigkeit im großen Ganzen der Natur, und die scheinbare Verletzung derselben, welche uns in dem einzelnen Falle Schmerzen erweckte, wird bloß ein Stachel für unsre Vernunft, in allgemeinen Gesetzen eine Rechtfertigung dieses besondern Falls aufzusuchen und den einzelnen Mißlaut in der großen Harmonie aufzulösen. Zu dieser reinen Höhe tragischer Rührung hat sich die griechische Kunst nie erhoben, weil weder die Volksreligion noch selbst die Philosophie 199 ' der Griechen ihnen so weit voranleuchtete. Der neuern Kunst, welche den Vortheil genießt, von einer geläuterten Philosophie einen reinern Stoff zu empfangen, ist es aufbehalten, auch diese höchste Foderung zu erfüllen, und so die ganze moralische Würde der Kunst zu entfalten. Müßten wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, wo nicht gar zu übertreffen, so dürfte die Tragödie allein eine Ausnahme machen. Ihr allein ersetzt vielleicht unsre wissenschaftliche Kultur den Raub, den sie an der Kunst überhaupt verübte.

1: bestimmte b. — 4: appellirt B b. — ...fordernde K W M (und so stets: fordern, Forderung). — 6: Keine neue Zeile in B b K W M. — 7: erklimmt; A. — 10: hinweg fällt, B b. — Ahnung K W M. — 18: Falles B b. — 21: voran leuchtete. B b. — 25–27: Müßten ... machen.] Müssen [müßen b] wir Neuern wirklich darauf Verzicht thun, griechische Kunst je wieder herzustellen, da [denn b, wenn K] der philosophische Genius des Zeitalters und die moderne Cultur überhaupt der Poesie nicht günstig sind, so wirken sie weniger nachtheilig auf die tragische Kunst, welche mehr auf dem Sittlichen ruhet. B b K W M. — 28: wissenschaftliche] fehlt B b K W M. — Cultur B.

So, wie die tragische Rührung durch Einmischung widriger Vorstellungen und Gefühle geschwächt, und dadurch die Lust an derselben vermindert wird, so kann sie im Gegentheil durch zu große Annäherung an den ursprünglichen Affekt zu einem Grade ausschweifen, der den Schmerz überwiegend macht. Es ist bemerkt worden, daß die Unlust in Affekten von der Beziehung ihres Gegenstandes auf unsere Sinnlichkeit, so wie die Lust an denselben von Beziehung des Affekts selbst auf unsre Sittlichkeit seinen Ursprung nehme. Es wird also zwischen Sinnlichkeit und Sittlichkeit ein bestimmtes Verhältniß vorausgesetzt, welches das Verhältniß der Unlust zu der Lust in traurigen Rührungen entscheidet, und welches nicht verändert oder umgekehrt werden kann, ohne zugleich die Gefühle von Lust und Unlust bey Rührungen umzukehren, oder in ihr Gegentheil zu verwandeln. Je lebhafter die Sinnlichkeit erwacht, desto schwächer wird die Sittlichkeit wirken, und umgekehrt, jemehr jene von ihrer Macht verliert, desto mehr wird diese an Stärke gewinnen. Was also der Sinnlichkeit in unserm Gemüthe ein Uebergewicht giebt, muß nothwendiger Weise, weil es die Sittlichkeit einschränkt, unser Vergnügen an Rührungen vermindern, das allein aus dieser Sittlichkeit fließt; so wie alles, was dieser letztern in unserm Gemüth einen Schwung giebt, sogar in ursprünglichen Affekten dem Schmerz seinen Stachel nimmt. Unsre Sinnlichkeit erlangt aber dieses Uebergewicht wirklich, wenn sich die Vorstellungen [redacted]

welchen allgemeine Wahrheiten oder Sittensprüche, an der rechten Stelle in den dramatischen Dialog eingestreut, für alle gebildete Völker gehabt haben, und der fast übertriebene Gebrauch, ' den schon die 202 Griechen davon machten. Nichts ist einem sittlichen Gemüthe willkommener, als nach einem lang anhaltenden Zustand des bloßen Leidens aus der Dienstbarkeit der Sinne zur Selbstthätigkeit geweckt, und in seine Freyheit wieder eingesetzt zu werden.

Soviel von den Ursachen, welche unser Mitleiden einschränken und dem Vergnügen an der traurigen Rührung im Wege stehen. Jetzt sind die Bedingungen aufzuzählen, unter welchen das Mitleid befördert, und die Lust der Rührung am unfehlbarsten und am stärksten erweckt wird.

Alles Mitleid setzt Vorstellungen des Leidens voraus, und nach der Lebhaftigkeit, Wahrheit, Vollständigkeit und Dauer der letztern richtet sich auch der Grad der erstern.

I. Je lebhafter die Vorstellungen, desto mehr wird das Gemüth zur Thätigkeit eingeladen, desto mehr wird seine Sinnlich'keit gereizt, 203 desto mehr also auch sein sittliches Vermögen zum Widerstand aufgefodert. Vorstellungen des Leidens lassen sich aber auf zwey verschiedenen Wegen erhalten, welche der Lebhaftigkeit des Eindrucks nicht auf gleiche Art günstig sind. Ungleich stärker affizieren uns Leiden, von denen wir Zeugen sind, als solche, die wir erst durch Erzählung oder Beschreibung erfahren. Jene heben das freye Spiel unsrer Einbildungskraft auf, und dringen, da sie unsre Sinnlichkeit unmittelbar treffen, auf dem kürzesten Weg zu unserm Herzen. Bey der Erzählung hingegen wird das Besondre erst zum Allgemeinen erhoben, und aus diesem dann das Besondre erkannt, also schon durch diese nothwendige Operation des Verstandes dem Eindruck sehr viel von seiner Stärke entzogen. Ein schwacher Eindruck aber wird sich des Gemüths nicht ungetheilt bemächtigen, und fremdartigen Vorstellungen Raum geben, seine Wirkung zu stören und die Aufmerksamkeit zu zerstreuen. Sehr oft versetzt uns auch die erzählende ' Darstellung aus dem Gemüths- 204 zustand der handelnden Personen in den des Erzählers, welches die, zum Mitleid so nothwendige, Täuschung unterbricht. So oft der Er-

2: gebildeten W M. — 7: Freiheit B b. — 8: So viel B b. — Mitleid B b K W M. — 21: affiziren B. — 23: freie B b. — 34: nothwendige Täuschung B b.

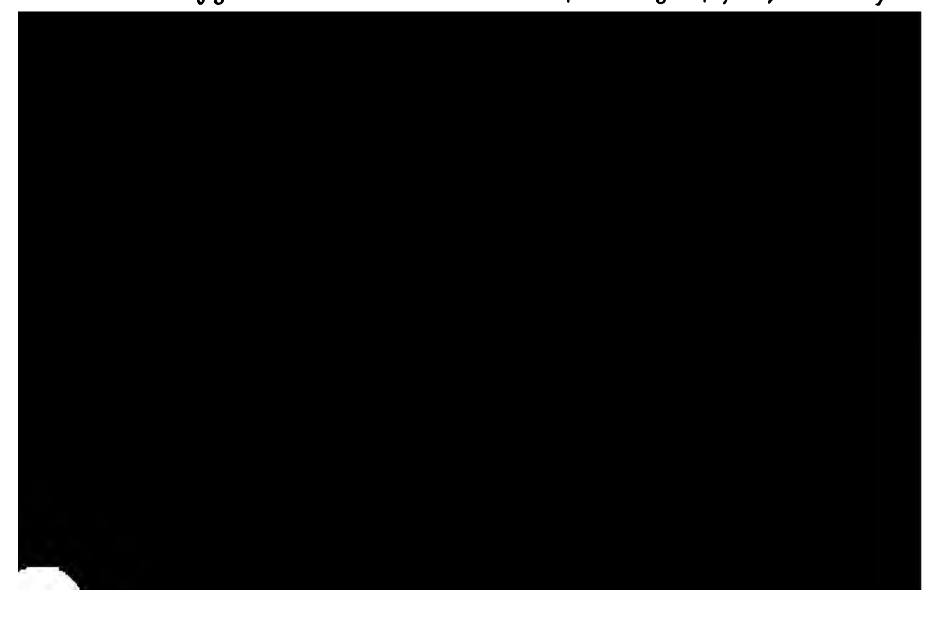
zähler in eigner Person sich vordringt, entsteht ein Stillstand in der Handlung, und darum unvermeidlich auch in unserm theilnehmenden Affekt; dieß ereignet sich selbst dann, wenn sich der dramatische Dichter im Dialog vergißt, und der sprechenden Person Betrachtungen in den Mund legt, die nur ein kalter Zuschauer anstellen konnte. Von diesem Fehler dürfte schwerlich eine unsrer neuern Tragödien frey seyn, doch haben ihn die französischen allein zur Regel erhoben. Unmittelbare lebendige Gegenwart und Versinnlichung sind also nöthig, unsern Vorstellungen vom Leiden diejenige Stärke zu geben, die zu einem hohen Grade von Rührung erfodert wird.

II. Aber wir können die lebhaftesten Eindrücke von einem Leiden erhalten, ohne doch zu einem merklichen Grad des Mit'leids gebracht 205
zu werden, wenn es diesen Eindrücken an Wahrheit fehlt. Wir müssen uns einen Begriff von dem Leiden machen, an dem wir Theil nehmen sollen; dazu gehört eine Uebereinstimmung desselben mit Etwas, was schon vorher in uns vorhanden ist. Die Möglichkeit des Mitleids beruht nehmlich auf der Wahrnehmung oder Voraussetzung einer Aehnlichkeit zwischen uns und dem leidenden Subjekt. Ueberall, wo diese Aehnlichkeit sich erkennen läßt, ist das Mitleid nothwendig, wo sie fehlt, unmöglich. Je sichtbarer und größer die Aehnlichkeit, desto lebhafter unser Mitleid, je geringer jene, desto schwächer auch dieses. Es müssen, wenn wir den Affekt eines andern ihm nach-

[redacted]

Umstände besonders bestimmt ward, und beyde sind gleich nothwendige Bedingungen desselben. Die Entschließung des Cato könnte, wenn sie den allgemeinen Gesetzen der menschlichen Natur widerspräche, auch nicht mehr ' subjektiv wahr seyn. Nur haben Darstellungen der letztern 2 Art einen engeren Wirkungskreis, weil sie noch andre Bestimmungen als jene allgemeinen voraussetzen. Die tragische Kunst kann sich ihrer mit großer intensiver Wirkung bedienen, wenn sie der extensiven entsagen will; doch wird das unbedingt Wahre, das bloß Menschliche in menschlichen Verhältnissen stets ihr ergiebigster Stoff seyn, weil sie bei diesem allein, ohne darum auf die Stärke des Eindrucks Verzicht thun zu müssen, der Allgemeinheit desselben versichert ist.

III. Zu der Lebhaftigkeit und Wahrheit tragischer Schilderungen wird drittens noch Vollständigkeit verlangt. Alles, was von aussen gegeben werden muß, um das Gemüth in die abgezweckte Bewegung zu setzen, muß in der Vorstellung erschöpft seyn. Wenn sich der noch so römischgesinnte Zuschauer den Seelenzustand des Cato zu eigen machen, wenn er die letzte Entschließung dieses Republikaners zu der seinigen machen soll, so muß er diese Entschließung nicht bloß in der Seele des Rö'mers, auch in den Umständen gegründet finden, 2 so muß ihm die äussere sowohl als innre Lage desselben in ihrem ganzen Zusammenhang und Umfang vor Augen liegen, so darf auch kein einziges Glied aus der Kette von Bestimmungen fehlen, an welche



[redacted]

keit zu machen, und über die Wahrheit derselben ein Urtheil zu
fällen. ' 211

Diese Vollständigkeit der Schilderung ist nur durch Verknüpfung
mehrerer einzelnen Vorstellungen und Empfindungen möglich, die sich
gegen einander als Ursache und Wirkung verhalten, und in ihrem
Zusammenhang ein Ganzes für unsre Erkenntniß ausmachen. Alle
diese Vorstellungen müssen, wenn sie uns lebhaft rühren sollen, einen
unmittelbaren Eindruck auf unsre Sinnlichkeit machen, und weil die
erzählende Form jederzeit diesen Eindruck schwächt, durch eine gegen-
wärtige Handlung veranlaßt werden. Zur Vollständigkeit einer tra-
gischen Schilderung gehört also eine Reihe einzelner versinnlichter Hand-
lungen, welche sich zu der tragischen Handlung als zu einem Ganzen
verbinden.

IV. Fortdauernd endlich müssen die Vorstellungen des Leidens
auf uns wirken, wenn ein hoher Grad von Rührung durch sie erweckt
werden soll. Der Affekt, in welchen uns fremde Leiden versetzen, ist
für uns ein Zustand des Zwanges, aus welchem wir eilen, uns zu
befreyen, und ' allzuleicht verschwindet die zum Mitleid so unentbehr- 212
liche Täuschung. Das Gemüth muß also an diese Vorstellungen ge-
waltsam gefesselt, und der Freyheit beraubt werden, sich der Täuschung
zu frühzeitig zu entreißen. Die Lebhaftigkeit der Vorstellungen, und
die Stärke der Eindrücke, welche unsre Sinnlichkeit überfallen, ist
dazu allein nicht hinreichend, denn je heftiger das empfangende Ver-
mögen gereizt wird, desto stärker äussert sich die'rückwirkende Kraft
der Seele, um diesen Eindruck zu besiegen. Diese selbstthätige Kraft
aber darf der Dichter nicht schwächen, der uns rühren will; denn eben
im Kampfe derselben mit dem Leiden der Sinnlichkeit liegt der hohe
Genuß, den uns die traurigen Rührungen gewähren. Wenn also
das Gemüth, seiner widerstrebenden Selbstthätigkeit ungeachtet, an die
Empfindungen des Leidens geheftet bleiben soll, so müssen diese
periodenweise geschickt unterbrochen, ja von entgegengesetzten Empfin-
dungen abgelößt werden — um alsdann mit zunehmender Stärke zu-
rück zu ' kehren, und die Lebhaftigkeit des ersten Eindrucks desto öfter 213
zu erneuern. Gegen Ermattung, gegen die Wirkungen der Gewohn-
heit ist der Wechsel der Empfindungen das kräftigste Mittel. Dieser

21: Vorstellungen und B b. — 23: hinreichend; B b.

Wechsel frischt die erschöpfte Sinnlichkeit wieder an, und die Gradation der Eindrücke weckt das selbstthätige Vermögen zum verhältnißmäßigen Widerstand. Unaufhörlich muß dieses geschäftig seyn, gegen den Zwang der Sinnlichkeit seine Freyheit zu behaupten, aber nicht früher als am Ende den Sieg erlangen, und noch weit weniger im Kampf unterliegen; sonst ist es im ersten Falle um das Leiden, im zweyten um die Thätigkeit gethan, und nur die Vereinigung von beidem erweckt ja die Rührung. In der geschickten Führung dieses Kampfes beruht eben das große Geheimniß der tragischen Kunst; da zeigt sie sich in ihrem glänzendsten Lichte.

Auch dazu ist nun eine Reihe abwechselnder Vorstellungen, also eine zweckmäßige Verknüpfung mehrerer, diesen ' Vorstellungen ent- 21
sprechender Handlungen nothwendig, an denen sich die Haupthandlung, und durch sie der abgezielte tragische Eindruck vollständig, wie ein Knäuel von der Spindel, abwindet, und das Gemüth zuletzt wie mit einem unzerreißbaren Netze umstrickt. Der Künstler, wenn mir dieses Bild hier verstattet ist, sammelt erst wirthschaftlich alle einzelnen Strahlen des Gegenstandes, den er zum Werkzeug seines tragischen Zweckes macht, und sie werden unter seinen Händen zum Blitz, der alle Herzen entzündet. Wenn der Anfänger den ganzen Donnerstrahl des Schreckens und der Furcht auf einmal und fruchtlos in die Gemüther schleudert, so gelangt jener Schritt vor Schritt durch lauter kleine Schläge zum Ziel, und durchdringt eben dadurch die Seele

[redacted]

Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten (einer vollständigen Handlung) welche uns Menschen in einem Zustand des Leidens zeigt, und zur Absicht hat, unser Mitleid zu erregen.

Sie ist erstlich Nachahmung — einer Handlung. Der Begriff der Nachah'mung unterscheidet sie von den übrigen Gattungen der 216
Dichtkunst, welche bloß erzählen oder beschreiben. In Tragödien werden die einzelnen Begebenheiten im Augenblick ihres Geschehens, als gegenwärtig, vor die Einbildungskraft oder vor die Sinne gestellt; unmittelbar, ohne Einmischung eines dritten. Die Epopee, der Roman, die einfache Erzählung rücken die Handlung, schon ihrer Form nach, in die Ferne, weil sie zwischen den Leser und die handelnden Personen den Erzähler einschieben. Das Entfernte, das Vergangene schwächt aber, wie bekannt ist, den Eindruck und den theilnehmenden Affekt; das Gegenwärtige verstärkt ihn. Alle erzählende Formen machen das Gegenwärtige zum Vergangenen; alle dramatische machen das Vergangene gegenwärtig.

Die Tragödie ist zweytens Nachahmung einer Reihe von Begebenheiten, einer Handlung. Nicht bloß die Empfindungen und Affekte der tragischen Personen, sondern die Begebenheiten, aus de'nen sie entsprangen und auf deren Veranlassung sie sich äussern, 217
stellt sie nachahmend dar; dieß unterscheidet sie von den lyrischen Dichtungsarten, welche zwar ebenfalls gewisse Zustände des Gemüths poetisch nachahmen, aber nicht Handlungen. Eine Elegie, ein Lied, eine Ode können uns die gegenwärtige, durch besondre Umstände bedingte, Gemüthsbeschaffenheit des Dichters (sey es in seiner eignen Person oder in idealischer) nachahmend vor Augen stellen, und in so ferne sind sie zwar unter dem Begriff der Tragödie mit enthalten, aber sie machen ihn noch nicht aus, weil sie sich bloß auf Darstellungen von Gefühlen einschränken. Noch wesentlichere Unterschiede liegen in dem verschiedenen Zweck dieser Dichtungsarten.

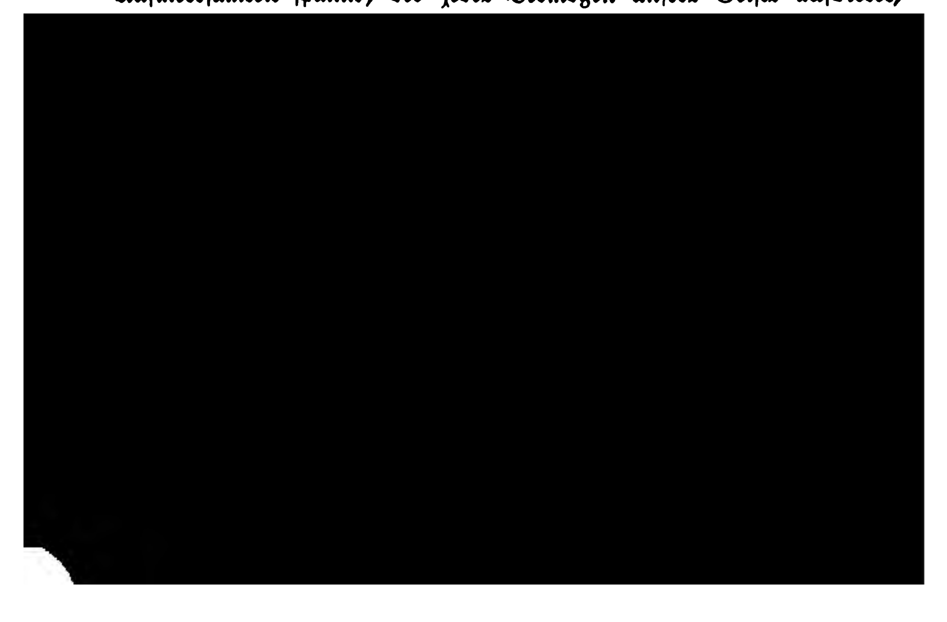
Die Tragödie ist drittens Nachahmung einer vollständigen Handlung. Ein einzelnes Ereigniß, wie tragisch es auch seyn mag,

2–3: Handlung), B b. — 5: Sie ist erstlich — Nachahmung einer Handlung. B b K W M. — 10: Epopöe, B W M. — 15: erzählenden W M. — 16: dramatischen W M. — 25–26: bedingte Gemüthsbeschaffenheit B b. — 27: insofern K W M.

giebt noch keine Tragödie. Mehrere als Ursache und Wirkung ' in 21 einander gegründete Begebenheiten müssen sich mit einander zweckmäßig zu einem Ganzen verbinden, wenn die Wahrheit, d. i. die Uebereinstimmung eines vorgestellten Affekts, Karakters und dergleichen mit der Natur unsrer Seele, auf welche allein sich unsre Theilnahme gründet, erkannt werden soll. Wenn wir es nicht fühlen, daß wir selbst bey gleichen Umständen eben so würden gelitten und eben so gehandelt haben, so wird unser Mitleid nie erwachen. Es kommt also darauf an, daß wir die vorgestellte Handlung in ihrem ganzen Zusammenhang verfolgen, daß wir sie aus der Seele ihres Urhebers durch eine natürliche Gradation unter Mitwirkung äußrer Umstände hervorfließen sehen. So entsteht und wächst und vollendet sich vor unsern Augen die Neugier des Oedipus, die Eifersucht des Othello. So kann auch allein der große Abstand ausgefüllt werden, der sich zwischen dem Frieden einer schuldlosen Seele und den Gewissensquaalen eines Verbrechers, zwischen der stolzen Sicherheit ei'nes Glück- 2 lichen und seinem schrecklichen Untergang, kurz, der sich zwischen der ruhigen Gemüthsstimmung des Lesers am Anfang und der heftigen Aufregung seiner Empfindungen am Ende der Handlung findet.

Eine Reihe mehrerer zusammenhängender Vorfälle wird erfodert, einen Wechsel der Gemüthsbewegungen in uns zu erregen, der die Aufmerksamkeit spannt, der jedes Vermögen unsers Geists aufbietet,

[redacted]



von der Art ihres Geschehens zu *unterrichten*. In diesem Falle müßte sie sich streng an historische Richtigkeit halten, weil sie einzig nur durch treue Darstellung des wirklich Geschehenen ihre Absicht erreichte. Aber die Tragödie hat einen *poetischen* Zweck, d. i. sie stellt eine Handlung dar, um zu *rühren*, und durch Rührung zu *ergötzen*. Behandelt sie also einen gegebenen Stoff nach diesem ihrem Zwecke, so wird sie eben dadurch in der Nachahmung *frey*; sie erhält Macht, ja Verbindlichkeit, die historische Wahrheit den Gesetzen der Dichtkunst unter zu ordnen, und den gegebenen Stoff nach ihrem Bedürfnisse zu bearbeiten. Da sie aber *ihren* Zweck, die Rührung, nur unter der Bedingung der ' höchsten Uebereinstimmung mit den 221 Gesetzen der Natur zu erreichen im Stand ist, so steht sie, ihrer historischen Freyheit unbeschadet, unter dem strengen Gesetz der Naturwahrheit, welche man im Gegensatz von der historischen die poetische Wahrheit nennt. So läßt sich begreifen, wie bey strenger Beobachtung der historischen Wahrheit nicht selten die poetische leiden, und umgekehrt bey grober Verletzung der historischen die poetische nur um so mehr gewinnen kann. Da der tragische Dichter, so wie überhaupt jeder Dichter, nur unter dem Gesetz der poetischen Wahrheit steht, so kann die gewissenhafteste Beobachtung der historischen ihn nie von seiner Dichterpflicht lossprechen, nie einer Uebertretung der poetischen Wahrheit, nie einem Mangel des Interesse zur Entschuldigung gereichen. Es verräth daher sehr beschränkte Begriffe von der tragischen Kunst, ja von der Dichtkunst überhaupt, den Tragödiendichter vor das Tribunal der Geschichte zu ziehen, und *Unterricht* von demjenigen zu fodern, der sich schon ' vermöge seines Nahmens bloß zu Rührung 222 und Ergötzung verbindlich macht. Sogar dann, wenn sich der Dichter selbst durch eine ängstliche Unterwürfigkeit gegen historische Wahrheit seines Künstlervorrechts begeben, und der Geschichte eine Gerichtsbarkeit über sein Produkt stillschweigend eingeräumt haben sollte, fodert die Kunst ihn mit allem Rechte vor *ihren* Richterstuhl, und ein *Tod Hermanns*, eine *Minona*, ein *Fust von Stromberg* würden,

9: unterzuordnen, B b. — 12: Stande B b. — 13: Freiheit b. — 26: Namens B. — 32: Hermans, B b. (Gemeint ist Klopstocks Bardiet 'Hermanns Tod'. Hamburg 1787.) — Minona] (Gemeint ist H. W. v. Gerstenbergs tragisches Melodrama 'Minona oder die Angelsachsen'. Hamburg 1785.) — Fust von Str.] (Gemeint ist Jacob Maiers 'Fust v. Str.' Mannheim 1782.)

wenn sie hier die Prüfung nicht aushielten, bey noch so pünktlicher Befolgung des Kostüme, des Volks- und des Zeitkarakters mittelmäßige Tragödien heissen.

Die Tragödie ist fünftens Nachahmung einer Handlung, welche uns *Menschen im Zustand des Leidens* zeigt. Der Ausdruck, *Menschen*, ist hier nichts weniger als müßig, und dient dazu, die Grenzen genau zu bezeichnen, in welche die Tragödie in der Wahl ihrer Gegenstände eingeschränkt ist. Nur das Leiden sinn'lichmoralischer Wesen, dergleichen wir selbst sind, kann unser Mitleid erwecken. Wesen also, die sich von aller *Sittlichkeit* lossprechen, wie sich der Aberglaube des Volks oder die Einbildungskraft der Dichter die bösen Dämonen mahlt, und Menschen, welche ihnen gleichen, — Wesen ferner, die von dem Zwange der *Sinnlichkeit* befreyt sind, wie wir uns die reinen Intelligenzen denken, und Menschen, die sich in höherm Grade, als die menschliche Schwachheit erlaubt, diesem Zwange entzogen haben, sind gleich untauglich für die Tragödie. Ueberhaupt bestimmt schon der Begriff des Leidens, und eines Leidens an dem wir Theil nehmen sollen, daß nur *Menschen* im vollen Sinne dieses Worts der Gegenstand desselben seyn können. Eine reine Intelligenz kann nicht leiden, und ein menschliches Subjekt, das sich dieser reinen Intelligenz in ungewöhnlichem Grade nähert, kann, weil es in seiner sittlichen Natur einen zu schnellen Schutz gegen die Leiden einer schwachen


[redacted]

Die Tragödie endlich vereinigt alle diese Eigenschaften, *um den mitleidigen Affekt zu erregen*. Mehrere von den Anstalten, welche der tragische Dichter macht, ließen sich ganz füglich zu einem andern Zweck, z. B. einem moralischen, einem historischen u. a. benutzen; ' daß er aber gerade diesen und keinen andern sich vorsetzt, 225 befreyt ihn von allen Foderungen, die mit diesem Zweck nicht zusammen hängen, verpflichtet ihn aber auch zugleich, bey jeder besondern Anwendung der bisher aufgestellten Regeln sich nach diesem letzten Zwecke zu richten.

Der letzte Grund, auf den sich alle Regeln für eine bestimmte Dichtungsart beziehen, heißt der Zweck dieser Dichtungsart; die Verbindung der Mittel, wodurch eine Dichtungsart ihren Zweck erreicht, heißt ihre *Form*. Zweck und Form stehen also mit einander in dem genauesten Verhältniß. Diese wird durch jenen bestimmt, und als nothwendig vorgeschrieben, und der erfüllte Zweck wird das Resultat der glücklich beobachteten Form seyn.

Da jede Dichtungsart einen ihr eigenthümlichen Zweck verfolgt, so wird sie sich eben deswegen durch eine eigenthümliche Form von den übrigen unterscheiden, denn die Form ist das Mittel, durch ' welches sie ihren Zweck erreicht. Eben das, was sie ausschließend vor 226 den übrigen leistet, muß sie vermöge derjenigen Beschaffenheit leisten, die sie vor den übrigen ausschließend besitzt. Der Zweck der Tragödie ist: *Rührung*, ihre Form: *Nachahmung* einer zum Leiden führenden Handlung. Mehrere Dichtungsarten können mit der Tragödie einerley Handlung zu ihrem Gegenstand haben. Mehrere Dichtungsarten können den Zweck der Tragödie, die Rührung, wenn gleich nicht als Hauptzweck, verfolgen. Das Unterscheidende der Letztern besteht also im Verhältniß der Form zu dem Zwecke, d. i. in der Art und Weise wie sie ihren Gegenstand in Rücksicht auf ihren Zweck behandelt, wie sie ihren Zweck durch ihren Gegenstand erreicht.

Wenn der Zweck der Tragödie ist, den mitleidigen Affekt zu erregen, ihre Form aber das Mittel ist, durch welches sie diesen Zweck erreicht, so muß Nachahmung einer rührenden Handlung der Inbegriff ' aller Bedingungen seyn, unter welchen der mitleidige Affekt 227

20: von B b. — 23: Rührung; B b. — 31: zu A.

am stärksten erregt wird. Die Form der Tragödie ist also die günstigste, um den mitleidigen Affekt zu erregen.

Das Produkt einer Dichtungsart ist vollkommen, in welchem die eigenthümliche Form dieser Dichtungsart zu Erreichung ihres Zweckes am besten benutzt worden ist. Eine Tragödie also ist vollkommen, in welcher die tragische Form, nehmlich die Nachahmung einer rührenden Handlung am besten benutzt worden ist, den mitleidigen Affekt zu erregen. Diejenige Tragödie würde also die vollkommenste seyn, in welcher das erregte Mitleid weniger Wirkung des Stoffs als der am besten benutzten tragischen Form ist. Diese mag für das Ideal der Tragödie gelten.

Viele Trauerspiele, sonst voll hoher poetischer Schönheit, sind dramatisch tadelhaft, weil sie den Zweck der Tragödie nicht durch die beste Benutzung der tragischen Form zu erreichen suchen; andre sind 228
es, weil sie durch die tragische Form einen andern Zweck als den der Tragödie erreichen. Nicht wenige unsrer beliebtesten Stücke rühren uns einzig des Stoffes wegen, und wir sind großmüthig oder unaufmerksam genug, diese Eigenschaft der Materie dem ungeschickten Künstler als Verdienst anzurechnen. Bey andern scheinen wir uns der Absicht gar nicht zu erinnern, in welcher uns der Dichter im Schauspielhause versammelt hat, und, zufrieden durch glänzende Spiele der Einbildungskraft und des Witzes angenehm unterhalten zu sein, bemerken

[redacted]

III.

Fragmente aus den ästhetischen Vorlesungen 241

vom Winterhalbjahr 1792—1793.

Die Aesthetik vermag nicht, Künstler hervorzubringen, sondern blos, die Kunst zu beurtheilen.

Nichts ist schwerer, als über Empfindungen und über die Kunst, die es mit Empfindungen zu thun hat, zu philosophiren.

Man suchte bisher die Kunstwerke in ästhetische Fächer zu bringen,
ohne zu erwägen, ob sich das Genie nicht seine eigne Bahn gebrochen
habe. Psychologische empirische Regeln ohne Vollständigkeit, und eine 242
nach vorhandenen Mustern ängstlich gebildete Theorie, machten ungefähr das Hauptsächlichste aus, was man vor Kant für die Geschmackslehre leistete.

A: Geist aus Friedrich Schillers Werken, gesammelt von Christian Friedrich Michaelis. Zweite Abtheilung. Leipzig 1806. S. 241—284. In der „Vorrede zum zweiten Bande“ bemerkt Michaelis in Bezug auf die Fragmente: „Der Anhang enthält einen Theil von S.s ästhetischen Vorlesungen, die der Herausgeber (nach Vollendung seines akademischen Studiums) in Jena mit anzuhören und dem Wesentlichsten nach schriftlich aufzubewahren das Glück hatte. Das Mitgetheilte sind freilich blos Fragmente, d. h. einzelne Sätze, so wie sie sich aus dem zusammenhängenden Vortrage auffassen und niederschreiben ließen; aber doch für den Verehrer und Kenner der Schillerschen Ideen hoffentlich nicht ohne alles Interesse. Die Lehrstücke über das Erhabene und über tragische Kunst sind aus diesem Manuscript nicht mit aufgenommen, weil sie S. selbst nachher für den Druck bearbeitet und herausgegeben hat.“ Die Ueberschrift lautet: „Noch ungedruckte Fragmente aus Schillers ästhetischen Vorlesungen vom Winterhalbjahr 1792—93.“

Inhalt der Aesthetik, ihr Werth und Nutzen.

Vom Geschmack.

Die Aesthetik untersucht die Natur des Vermögens, das in Beurtheilung des Schönen wirksam ist; sie sucht die Gränzen des Geschmacks genau und richtig zu zeichnen.

Jede Kunstschönheit erfordert, als Nachahmung der Natur, *Wahrheit*, und steht in so fern unter *objektiver* Beurtheilung. Im Gebiet der *Begriffe* giebt der *Verstand* Gesetze, welcher also in dem *logischen* Theile der Kunst entscheidet.

Unerlaßliche Bedingungen der schönen Darstellung sind Wahrheit und Fehlerlosigkeit (das Korrekte). Diese schließt aber die Schönheit selbst noch nicht ein.

Die Geschmackslehre kann den Künstler vor Verirrungen seines Genies zurückhalten, und durch das von ihr veranlaßte Räsonnement des selbstthätigen Verstandes zur Veredlung des Genusses beitragen.

Der Geschmack befördert nicht nur unsre Glückseligkeit, sondern 24 *civilisirt* und *kultivirt* uns auch. Der Mensch darf nicht ganz *allein* genießen, sondern muß auch bedacht seyn, sein Vergnügen mitzutheilen. Nicht jedes aber ist der Mittheilung fähig und dazu schicklich. Auch eine Tugend, die der Schwachheiten der Gesellschaft nicht schont, fehlt gegen ihre eigenen Gesetze; sie sollte auch mit einer

[redacted]

davon geschieden seyn. Das Geschmacksurtheil muß ohne Neigung gefällt werden, wie das moralische; denn beide schränken sich nur auf die Form ein, und entscheiden unmittelbar. Der Geschmack hat, wie die praktische Vernunft, ein inneres Princip der Beurtheilung, verbindet beide Naturen des Menschen, und erleichtert ihm dadurch den Uebergang zur Sittlichkeit, daß er bei sinnlichen Dingen eine gewisse Freiheit behauptet, und ihrer Behandlung den Charakter der Allgemeinheit und Nothwendigkeit ausdrückt. Als thierisches Wesen, liebt der Mensch blos sich selbst, abhängig von den Gesetzen der Materie, von denen ihn nur die Rationalität, als von dem Zwange der Natur losreißt, um ihn der Herrschaft der Vernunft zu unterwerfen.

Der Geschmack ist das Vermögen, das Allgemein-Mittheilbare an Empfindungen zu beurtheilen. Nichts Materielles, Empirisches, ist allgemein mittheilbar; denn es ist zufällig. Der Geschmack aber bezieht etwas Empirisches auf das Rationale; demnach ' wäre Geschmack 245
das Vermögen, eine sinnliche Vorstellung auf etwas Uebersinnliches zu beziehen. Er leitet von der Sinnenwelt zum Intelligibeln, und erwirbt dem Sinnlichen durch die Beziehung auf das Uebersinnliche die Achtung der Vernunft. Der Geschmack beruht auf einem sinnliche Eindrücke empfangenden, und auf einem übersinnlichen selbstthätigen Vermögen, auf Phantasie und Verstande.

Einfluß und Werth des Geschmacks.

Der Geschmack sichert den Menschen vor der rohen Sinnlichkeit und vor der Verwilderung. Sobald sich die Liebe zum Putz in dem Wilden äußert, so fängt auch schon seine Kultur an. Auch der noch so schlechte Geschmack verräth schon eine höhere Thätigkeit, das Verlangen, einen günstigen Eindruck auf andre zu machen, welches schon die Meinung von dem Werthe der Andern voraussetzt. Jetzt heißt der Mensch nicht mehr Wilder, sondern Barbar, weil er nicht ohne allen Geschmack ist, ob er gleich einen falschen besitzt. Die Ausschmückung des Nothdürftigen verräth schon die anfangende Civilisirung. Der Werth, den man auf die Meinung Andrer legt, macht abhängiger von ' ihnen, und nöthigt, die rohen Triebe zurückzuhalten, 246
führt also zur Verfeinerung der Lebensart.

Mit der Veredlung des Geschmacks veredlete sich auch die Religion. Der Geschmack legte den Grund zur Menschlichkeit.

Sein Einfluß zeigt sich auch in Beförderung der Thätigkeit der höheren Geistesvermögen, wodurch er der Vernunft die Herrschaft über die Sinnlichkeit erleichtert. Denn seine Darstellungen mildern oder vergüten die Gewalt, welche der Sinnlichkeit angethan wird. Durch den Geschmack genießt die Phantasie ihrer ganzen Freiheit, und wird doch am Ende mittelst verborgener Bande zur Einheit des Verstandes zurückgeleitet. Der Geschmack schwächt auch die Sinnlichkeit selbst, indem er *Anstand* und *Mässigung* fordert, wodurch nicht nur für die *Civilisirung*, sondern auch für die *Sittlichkeit* viel gewonnen wird, indem der Mensch so nicht blos nach Gefühlen, sondern nach Vorschriften der reinen Vernunft zu handeln gewöhnt wird.

Einzelne Menschen und ganze Nationen haben im Grunde nur eine *ästhetische Tugend*.

'Da die Moralität *Autonomie* erfordert, wie kann man dem Einwurfe begegnen, daß der Geschmack durch den Einfluß des Materiellen die Moralität verfälsche? Arbeitet nicht auch die Religion dem Widerstande des sinnlichen Vermögens entgegen, indem sie es zum Vortheile der Sittlichkeit gewinnt? 2

Der Geschmack bringt die obern und niedern Gemüthsvermögen in Vereinigung; er ruft die philosophirende Vernunft von Grübeleien

[redacted]

Empfindung ist nie ganz gewiß. Der Geschmack wird dem sinnlichen Erkenntnißvermögen entgegen gesetzt, wird auf Empfindungen, auf etwas Subjektiv-Allgemeines und Nothwendiges angewandt, und ist das Vermögen, die allgemeine Mittheilbarkeit eines Gefühls zu beurtheilen.

Eintheilung der Geschmackslehre.

Die Geschmackslehre ist rein oder angewandt. Jene handelt von den allgemeinen subjektiven Bedingungen, unter welchen Geschmacksurtheile möglich sind, und sucht die Art der Wirksamkeit zu erforschen, in welche schöne Werke der Natur und Kunst das menschliche Gemüth setzen. Der zweite, praktische Theil betrifft die besondern Bestimmungen, unter welchen gewisse ästhetische Zwecke erreicht werden, die Zweige der Kunst selbst.

'Unterschied zwischen Empfindung und Gefühl, Lust und Unlust u. s. f. 249

Empfindung, welche objektiv ist, kann man schlechthin Empfindung, die subjektive aber Gefühl nennen. Empfindung ist eine Vorstellung, die auf das Subjekt bezogen wird, und unterscheidet sich dadurch von der Erkenntniß. Lust ist eine Empfindung, in der ich zu verharren; Unlust eine solche, der ich zu entgehen wünsche. Ein Realgrund läßt sich davon nicht angeben, aber diese Empfindungen lassen sich doch von der Vorstellung und vom Begehren unterscheiden. Der Formalgrund, die allgemeine Bedingung der Lust und Unlust ist freie oder gehinderte Wirksamkeit der Seelenkräfte, welche die Seele empfinden muß, um sich selbst zu bestimmen, und hierzu bedarf sie des Triebes oder der Vorstellung. Die Lust soll nicht Zweck, sondern Mittel der Wirksamkeit seyn, ob es gleich manche Menschen umkehren. Lust ist das Selbstbewußtseyn der wirkenden — Unlust das Selbstbewußtseyn der gehinderten Kraft. Unlust darf nicht mit negativer Lust verwechselt werden.

' Die Lust muß nach Verschiedenheit der Vermögen, die zur 250
Wirksamkeit kommen können, verschieden seyn. Die sinnliche Lust entspricht immer dem vollkommenen Zustande eines Theils des Körpers oder des ganzen Körpers. Der Wohlstand des Körpers konnte der

Freiheit nicht allein anvertraut werden, sondern bedurfte der Triebe und der sinnlichen Lust, als Mittel zur Thätigkeit des Menschen.

Intellektuelle Lust oder Lust der Erkenntnißvermögen ist a) Lust des Vermögens der Anschauung oder der Sinnlichkeit, als der Empfänglichkeit für Stoffe, b) Lust des Verstandes, welcher den Stoff bildet, als Vermögen der Begriffe, welches trennt oder verbindet, Uebereinstimmung oder Widerspruch bemerkt, und c) Lust der Vernunft, des Vermögens der Ideen, des Strebens nach dem Ganzen und nach Harmonie.

Das untere Begehrungsvermögen strebt nach Lust und bestimmt sich danach; das obere bestimmt sich nach Begriffen. Das moralische Vergnügen ist immer durch die der Sinnlichkeit angethane Gewalt mit Schmerz begleitet, und also gemischt.

Die geistige Lust gründet sich auf Vorstellungen mit Bewußt- 2
seyn; die sinnliche entweder auf gar keine, oder auf Vorstellungen ohne Bewußtseyn. Beide begleiten einander, wie beide Arten der Unlust, fast in allen Menschen, vermöge der Wechselwirkung zwischen Seele und Körper, indem auch der Körper an dem reinsten Vergnügen Theil nimmt. Die geistige Lust pflegt schwächer, aber dauerhafter zu seyn, als die sinnliche.

Die bloßen Sinnenempfindungen, so wie die ganz reinen Rational-Empfindungen, sind keiner allgemeinen Mittheilbarkeit

[redacted]

die Schönheit durch Befolgung des Zwecks der Rührung gar nichts gelitten, so haben solche Kunstwerke die größte Vollkommenheit (wie z. B. die Gruppe des Laokoon). Die Schönheit an sich ergötzt nur durch Betrachtung, nicht durch Bewegung. Verbindet sie sich mit der Anstrengung des Pathos, so muß dieses eine gewisse Mässigung erleiden.

Unterschied zwischen dem Schönen, Angenehmen und Guten.

Man unterscheidet das Schöne vom Angenehmen und Guten. Die Schönheit wird, wie die Annehmlichkeit, vor dem Begriff von den Folgen des Genusses wahrgenommen; die Güte erst durch den Begriff von der Tauglichkeit zu einem Gebrauch. Bei sichtbaren Gegenständen scheint das Schöne die Freiheit des Ge'müths in der Anschauung zu bezeichnen, und ihnen scheint es vorzugsweise eigenthümlich zu seyn. Es giebt aber auch eine intellektuelle Schönheit und eine moralische. Wo ein allgemeiner Begriff in einer unmittelbaren Anschauung, eine Idee durch eine Handlung vorgestellt wird, unser Gemüth bei der Betrachtung in Freiheit ist und die Resultate nicht gegeben erhält, sondern selbst entwickelt, da finden wir Schönheit. Das unmittelbare Gefallen durch den bloßen Eindruck charakterisirt das Schönheitsurtheil, inwiefern es von materiellen Bestimmungsgründen, vom bestimmenden Einfluß der Empfindungen und Begriffe [redacted]

erklären. Beide nehmen an, das Schöne errege ein Wohlgefallen. Jenen ist das Schöne eine bloße Eigenschaft des Gegenstandes; die Andern halten sich nur an die Empfindung, ob sie gleich gewisse Gründe der Empfindung des Schönen in dem Gegenstande nicht leugnen. Die letztere Partei verspricht durch die Entfernung alles Willkührlichen sehr viel: an ihrer Spitze steht Kant.

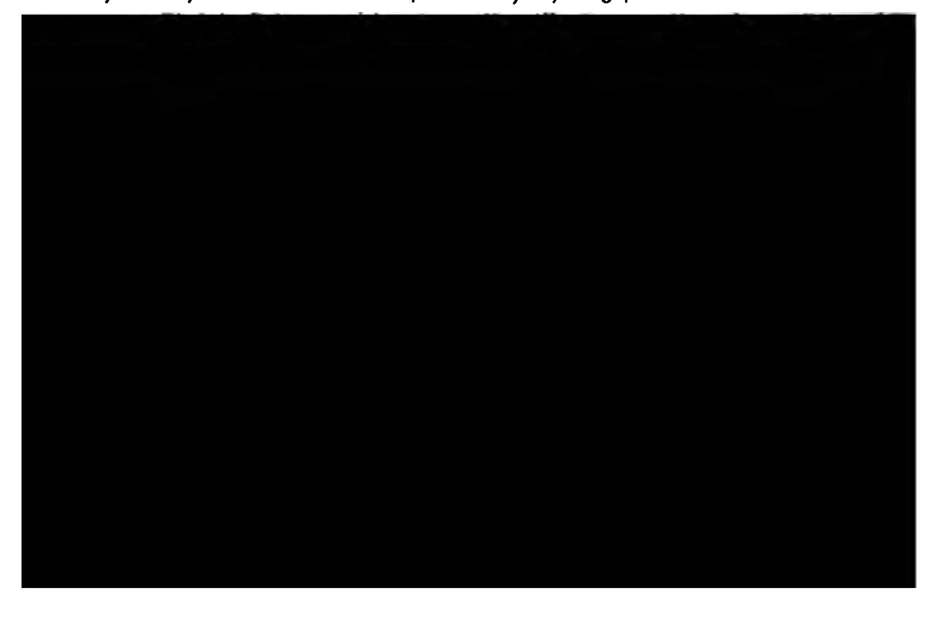
Das Schöne steht gerade in einem umgekehrten Verhältniß mit dem Nützlichen. Daß beides auf Eins hinauskomme, widerspricht schon der gemeinen Erfahrung. Ueberdieß gefällt das Schöne unmittelbar durch den Eindruck, da das Nützliche den Begriff vom Gebrauch voraussetzt.

'Andre setzten die Schönheit in die Proportion. Aber ein 257
Urtheil über diese, sofern sie sich auf den Gebrauch bezieht, würde ein Erkenntniß-, kein Geschmacksurtheil seyn. Oder wenn wir blos ein gewisses allgemeines Größenverhältniß im Sinne haben für alle Arten und Gattungen der Gegenstände, so würde die Foderung einer solchen Proportion der Mannichfaltigkeit und Ungleichheit, welche die Natur bei aller Schönheit beobachtet, widersprechen. Allein für jede Gattung natürlicher Gegenstände haben wir ein gewisses Maaß, eine Mittelgröße im Sinne, nach welcher wir die Schönheit eines Individuums beurtheilen, und welches wir unbewußt diesem Urtheile zum Grunde legen. Wenn dieses Größenmaaß verletzt ist, so nennen wir den Gegenstand ungestalt. Allein das Häßliche soll dem Schönen entgegengesetzt seyn. Das Maaß unsers Misvergnügens über verletzte Proportion hängt von der Gewohnheit ab, und wird durch sie sehr verstärkt. Bei der besten Proportion jedoch kann uns ein Gegenstand widrig seyn. Richtigkeit ist zwar die erste Bedingung der Schönheit, macht sie selbst aber nicht aus. Die allerregelmäßigsten Gestalten sind gerade noch nicht die schönsten (z. B. Polyklets Kanon, ' die 258
regelmäßigste, aber nicht schöne Figur). Eine geringe Uebertretung der Regelmäßigkeit kann mit der vollkommensten Schönheit sehr wohl bestehen. Bloße Regelmäßigkeit in der Hervorbringung und Beurtheilung bedarf oft nur eines mittelmäßigen Kopfes. Wo die Regel, die bei der Schönheit beobachtet werden muß, herrscht, da erstickt sie die Schönheit.

Sinnliche Vollkommenheit gab man als den Grund der Schönheit an. Vollkommenheit nannte man Mannichfaltigkeit, zu einem Ganzen verbunden. Die Beurtheilung derselben aber ist logisch,

nicht *ästhetisch*, da sie einen Begriff voraussetzt. Vollkommenheit ist Zweckmäßigkeit. *Innere* Zweckmäßigkeit heißt eigentlich Vollkommenheit, wie wir dem Weltgebäude oder einer sittlich guten Handlung zuschreiben, die ihren Zweck in sich selbst haben. *Aeußere* Zweckmäßigkeit ist Nützlichkeit, bei deren Beurtheilung wir nicht blos des Gegenstandes, sondern auch des Begriffs von seinem Gebrauche bedürfen. Ein solcher (blos nützlicher) Gegenstand ist für sich selbst nie ein Ganzes in der Beurtheilung. Veredelt wird Etwas dadurch, wenn es aus einem bloßen Mittel zu einem Selbstzweck erhoben wird. Alles Nütz'liche wird dadurch zur Vollkommenheit erhoben, wenn der 21 äußere Gebrauch unnöthig gemacht wird, seine Existenz zu erklären. Um zu wissen, wie das Mannichfaltige zu einem Ganzen übereinstimme, muß man wissen, wozu es übereinstimme. Da aber die Nützlichkeit vom Schönen ausgeschlossen ist, so haben wir es hier blos mit der *innern* Zweckmäßigkeit zu thun.

Freie Schönheiten sind die, bei denen wir keinen eigenen Zweck voraussetzen. Z. B. bei einer Rose sind wir uns keines bestimmten Zwecks ihrer Gestalt und Bildung bewußt. Die *adhärirende* Schönheit aber steht unter dem Zwange eines Begriffs, der nur gewisse Arten der Schönheit ausschließend gestattet, und einen Zweck im Gegenstande voraussetzt. Ein unvermischtes, reines Schönheitsurtheil wird nur über *freie* Schönheit gefällt.


[redacted]

ohne alle Rücksicht auf die Uebereinstimmung der Theile. Auch würde bei jener Theorie, welche die Schönheit in die sinnlich vorgestellte Vollkommenheit setzt, der Unterschied zwischen dem Wohlgefallen an Zweckmäßigkeit und zwischen dem Wohlgefallen am Schönen wegfallen. Diese Theorie würde nur auf manche Schönheiten, aber nicht auf freie, am wenigsten auf dichterische passen. Entweder wäre das Geschmacksurtheil intellektuirt und nicht rein, oder es wäre gar kein eigentliches Geschmacksurtheil.

Alle peinliche mathematische Regelmäßigkeit ist für uns nicht
schön. Weil Unvollkommenheit die ' Schönheit unterdrükt, so hielt 261
man Vollkommenheit und Regelmäßigkeit für das Wesen der Schönheit. Eine schöne Landschaft muß zwar richtig seyn; die Richtigkeit giebt ihr aber noch keine Schönheit. — Einheit des Mannichfaltigen, als Einfachheit in der Fülle, und Ruhe in der Beschäftigung, ist nur relative Schönheit. — Es giebt verworrene Vorstellungen von Vollkommenheit, die doch gerade kein Schönheitsgefühl erwecken; auch ist nicht jedes Schönheitsurtheil mit dem Vollkommenheitsurtheil verbunden.

Erklärung des Schönen nach Burke.

Burke sagt, Schönheit errege Zuneigung, ohne Begierde nach dem Besitz; eine wahre, aber nur subjektive Erklärung. Das Prädikat der Schönheit werde mehr von kleinen, als von großen Dingen gebraucht. So erweckt auch das Große mehr Ehrfurcht, als Liebe, vielleicht, weil das Große etwas Verkleinerndes für uns hat, oft Furcht erregt und uns anstrengt, während das Gegentheil bei dem Kleinen Statt findet. Burke sagt, nicht mit Unrecht, daß das Glatte dem Schönen wesentlich sei; dieß Glatte beziehe sich auf alle fünf
Sinne. Aber Burke ' nimmt auch hier das Angenehme in das 262
Schöne mit auf. Die sanften, allmählichen Uebergänge der Wellenlinie, die Vermeidung alles Eckigen, die Grazie mache die Schönheit aus. Burke erklärt dieß blos aus dem Einflusse auf das Auge, was sich aus dem Verstande erklären läßt. Ferner rechnet Burke Delikatesse zur Schönheit, das Zarte und fast Schwächliche. Das Schöne muß verhältnißmäßig klein seyn, glatte Oberfläche, milde Farben, allmähliche Aenderung in der Richtung der Linien haben, mehr zärtlich, als stark seyn: dieß ist ungefähr Burke's Beschreibung

des Schönen. Erschlaffende Wirkung ist das charakteristische, was B. der Schönheit beilegt. Allein fehlerhaft ist das Angenehme hier mit aufgenommen, wodurch die allgemeine Mittheilbarkeit des Schönen eingeschränkt wird; ferner leitet er die wahre Schönheit auch blos von physischen Ursachen ab, da sie sich doch auf ein Vernunftprincip stützen muß.

Erklärung des Schönen nach Moritz.

Moritz stellt das Nützliche, Gute und Schöne neben einander. Im erstern Fall wird der ' Gegenstand auf einen Gebrauch bezogen; er hat blos äußern Werth. Der gute Gegenstand hat innern und äußern Werth. Der schöne ist ohne alle äußere Beziehungen, und besitzt seinen Werth in sich selbst. Edel heißt das Moralisch-Schöne. Ganz wohl kann das Unnütze und das Schöne neben einander bestehen. Das Schöne wird an dem Nützlichen als überflüssig erkannt. Das Nützliche erhält durch seinen Beitrag zur Vollkommenheit eines Ganzen seinen Werth. Ein Ganzes ist, was in sich selbst vollendet ist. Nur das Ganze, was in die Sinne fällt oder mit der Einbildungskraft umfaßt werden kann, ist schön. — Bis hieher kann man M. Recht geben. Allein nachher verwechselt er die Wirkungen unserer Vernunft mit den Wirkungen der Gegenstände, das Ganze der Natur, welches wir nie fassen können, mit dem Ganzen der Vernunft, welches allerdings immer auf Einheit ausgeht. Darstellung des Ganzen der Natur in der Erscheinung macht,



des Schönen. Erschlaffende Wirkung ist das charakteristische, was B. der Schönheit beilegt. Allein fehlerhaft ist das Angenehme hier mit aufgenommen, wodurch die allgemeine Mittheilbarkeit des Schönen eingeschränkt wird; ferner leitet er die wahre Schönheit auch blos von physischen Ursachen ab, da sie sich doch auf ein Vernunftprincip stützen muß.

Erklärung des Schönen nach Moritz.

Moritz stellt das Nützliche, Gute und Schöne neben einander. Im erstern Fall wird der ' Gegenstand auf einen Gebrauch bezogen; er hat blos äußern Werth. Der gute Gegenstand hat innern und äußern Werth. Der schöne ist ohne alle äußere Beziehungen, und besitzt seinen Werth in sich selbst. Edel heißt das Moralisch-Schöne. Ganz wohl kann das Unnütze und das Schöne neben einander bestehen. Das Schöne wird an dem Nützlichen als überflüssig erkannt. Das Nützliche erhält durch seinen Beitrag zur Vollkommenheit eines Ganzen seinen Werth. Ein Ganzes ist, was in sich selbst vollendet ist. Nur das Ganze, was in die Sinne fällt oder mit der Einbildungskraft umfaßt werden kann, ist schön. — Bis hieher kann man M. Recht geben. Allein nachher verwechselt er die Wirkungen unserer Vernunft mit den Wirkungen der Gegenstände, das Ganze der Natur, welches wir nie fassen können, mit dem [redacted]

Naturgrunde beruht, legen wir diesem Wohlgefallen Allgemeingültig-
keit bei. Das Angenehme hat diese Allgemeingültigkeit nicht. Die
Einheit des Unveränderlichen in der menschlichen Natur ist der Grund
dieser Allgemeinheit, und sie beruht auf den Denkgesetzen der Seele. —
Dem Begriffe Schön fehlt der objektive Grund der Ueberein-
stimmung; ihr Grund muß also im urtheilenden Subjekt aufgesucht
werden. Ein Urtheil über das Schöne ist kein unmittelbares Sinnen-
urtheil, sondern ein Reflexionsurtheil, ein Urtheil a priori,
weil es eine allgemeine Foderung an alle Denkende einschließt und
Allgemeinheit a priori hat. Diese Foderung gründet sich auf die
allgemeine Mittheilungsfähigkeit des Zustandes, über den ich reflektire. 265
Jede Erkenntniß beruht auf einer unumgänglichen Bedingung und
kann mitgetheilt werden; so muß auch diese Bedingung, die dem Ge-
schmacksurtheil zum Grunde liegt, mitgetheilt werden können. Die
Einbildungskraft für die Vorstellung des Mannichfaltigen, und
der Verstand für die Vereinigung desselben — jene hat Freiheit,
dieser hat Gesetzmäßigkeit — diese bei der höchst möglichen Frei-
heit jener, durch die Reflexion wahrgenommen, bringt die Lust an
dem Gegenstand und das Urtheil des Wohlgefallens hervor. Diese
Uebereinstimmung beider vorstellenden Vermögen kann nur durch den
innern Sinn bemerkt werden. Der Geschmack beurtheilt das
Schöne subjektiv, durch ein Gefühl. Das Schöne gefällt ohne alles
Interesse. Das Interesse gründet sich auf eine Beziehung des
Gegenstandes auf uns. Das Schöne gefällt aber unbedingt. Ein
Wohlgefallen, von keiner Privatbeziehung abhängig, muß allgemein
seyn; das Schöne muß Jedem gefallen. Das Gute gefällt zwar
auch Jedermann, aber durch einen Begriff. Während das Gute
nur durch seine objektive Beschaffenheit allgemein gefällt, stützt sich 266
die Lust am Schönen auf einen subjektiven Grund, auf die All-
gemeinheit der Denkgesetze.

Da Schönheit blos in der Form der Zweckmäßigkeit besteht, so
besteht Schönheit überhaupt nur in der Form. Rein ist ein Schön-
heitsurtheil dann, wenn weder Reiz, noch Rührung dabei im
Spiele ist. Daher besteht alle Veredlung der Kunst in der Simpli-
cität. — Reiz überhaupt ist Aufforderung zur Thätigkeit. Ein
Gemählde kann durch seine Farbe reizen, aber nur durch Compo-

sition und Zeichnung schön seyn. — Rührung entspringt aus dem Leiden, und besteht bei Menschen von moralischem Gefühl und thätigem Geiste nicht aus blos physischen Wirkungen. Auch das sympathetische Leiden eines moralischen Menschen kann nicht lange körperlich bleiben; die Vernunft erwacht bald in ihrer Erhabenheit über alles sinnliche Interesse. — Auch die moralische Rührung, welche sich auf ein sehr lebhaftes Interesse der Vernunft gründet, kann das Schönheitsurtheil verfälschen.

Alle sinnliche Schönheit ist entweder Form der Ruhe oder Form der Bewegung. Jene ist ' die Zeichnung überhaupt; die Farben heben blos die Umrisse mehr hervor, wecken die Aufmerksamkeit, und bewirken Uebereinstimmung mit der Natur. Die Form der Bewegung ist a) das Spiel der Gestalten im Raume, b) das Spiel der Empfindungen in der Zeit. Zu jenem gehört Mimik, zu diesem vornehmlich Tonkunst. Der einzelne Klang gefällt blos in der Sinnenempfindung. Das Schöne beruht aber auf der Komposition.

Schönheit der Handlung besteht in der Handlungsweise, in der Gesinnung, nicht in dem Resultat.

Der Werth der Zierrathen kann entweder blos auf ihrer Form beruhen, oder sie gefallen nur durch die Materie, als Schmuck, und können im leztern Fall der Schönheit oft Abbruch thun.

[redacted]

zweitens die Vernunftidee, welche durch den Ausdruck des Sittlichen bestimmt wird. Die Freiheit in der Darstellung der physischen und moralischen Zwecke des Menschen könnte ein wahres Ideal der Schönheit abgeben, wenn nämlich alle Regelmäßigkeit in der Darstellung verschwindet.

Allgemeingültigkeit des Geschmacksurtheils.

Wie kann ein Urtheil zugleich a posteriori gefällt werden, und doch nur a priori möglich seyn? ' Oder wie kann das Geschmacks- 269
urtheil empirisch und zugleich a priori seyn? Es ist nämlich aus zwei Urtheilen zusammengesetzt. Erstens ist es empirisch, inwiefern es von einem durch die Erfahrung gegebenen Gegenstande Etwas aussagt; a priori aber, inwiefern eine Allgemeingültigkeit, eine allgemeine Mittheilbarkeit der Lust von dem Gegenstande ausgesagt wird. Zwar beurtheilen wir den schönen Gegenstand durch ein Gefühl der Lust; allein diese verbindet sich zuerst nicht mit der Sinnenempfindung, sondern mit der Reflexion. Das Gefühl der Lust setzt einen a priori gültigen Gemüthszustand voraus. Sobald wir uns keiner materiellen Quelle unsrer Lust bewußt sind, muß es eine formale Quelle und also die Lust allgemein mittheilbar seyn: wir verhalten uns dann zu dem Gegenstande als Menschen überhaupt. Der Grund, warum wir behaupten, der Gegenstand müsse allgemein gefallen, ist vor aller Erfahrung da; wir berufen uns auf einen ästhetischen Gemeinsinn. Ein solcher Gemeinsinn kann vorausgesetzt werden, und wird vorausgesetzt, indem wir andern ein ähnliches Gefühlvermögen zuschreiben. — Alle Gründe zur Beurtheilung des Schönen nehmen wir aus den Be'schaffenheiten der Gegenstände, die wir em- 270
pfinden, her; dieß geschieht durch ein Gefühl der Lust. Schön ist nämlich das, was in der bloßen Anschauung a priori gefällt.

Kant macht das Schöne auch zu einem Symbole des Sittlichguten. Das Sittlichgute gefällt unmittelbar durch den bloßen Begriff, wie das Schöne in der bloßen Anschauung; das Wohlgefallen an beidem ruht auf keinem Interesse, und nicht der Inhalt, sondern die Form der Vorstellung bestimmt das Urtheil. — Das Schöne ist das Mittelglied zwischen der Sittlichkeit und Sinnlichkeit. Der Geschmack gewöhnt uns, auch das Sinnliche zu veredeln.

Ueber die objektiven Bedingungen der Schönheit.

'Die Kantische Kritik leugnet die Objektivität des Schönen aus
keinem genügenden Grunde, weil sich nämlich das Schönheitsurtheil
auf ein Gefühl der Lust gründe. — Die objektive Beschaffenheit
der für schön gehaltenen Gegenstände muß untersucht und verglichen
werden. Die Beobachtung der Proportionen macht nicht die Schönheit
selbst, aber doch eine ' unumgängliche Bedingung derselben aus. Sie 27
kann der Richtigkeit nicht entbehren. — Freie Wirksamkeit des Gemüths
ist der Wirkung des Schönen wesentlich. Nach Kant ist das
Schöne Wirkung der innern Freiheit, nach Burke Ursache derselben.
Beobachtung der Regelmäßigkeit ist nicht allen Objekten natürlich, und
hemmt bei denen, welchen sie nicht zukommt, die Naturfreiheit. Regelmäßigkeit
kann also nicht als allgemeiner Grundbegriff der Schönheit
gelten, wohl aber Freiheit d. h. die durch die Natur eines Dinges
selbst bestimmte Beschaffenheit. Kant sagt: Kunst ist schön, wenn
sie aussieht wie Natur, und umgekehrt. Die Natur des Nachgeahmten
ist es, welche wir bei einem Kunstwerk erwarten; der Stoff
muß sich in der Form, die Wirklichkeit in der Erscheinung verlieren.
Die Form der Bildsäule darf nichts durch die Natur des Marmor
einbüßen. Die Kunstmäßigkeit dient blos, die Freiheit auch in
Naturgegenständen, die als schön beurtheilt werden sollen, sichtbar zu
machen: die Erinnerung an eine Regel soll uns blos die Unabhängig-

[redacted]

schönheit gründet sich auf keinen Begriff; die Technik eines Naturproduktes fällt unmittelbar ins Auge.

Auch Ungezwungenheit, Leichtigkeit und Freiheit in der Technik der *Thierkörper* ist schön: ihre Schönheit nimmt ab, je mehr sie sich der unbehülflichen Masse, der schweren Bewegung nähern. Da aber nehmen wir Schönheit wahr, wo die körperliche ' Masse von 273
den lebendigen Kräften bezwungen wird, wo die Kraft nicht unter dem Druck der Masse erliegt: — daher die geflügelten Thiere, die gleichsam Symbole der Freiheit sind, am meisten Empfindungen der Schönheit erregen; an Vögeln ist der Hals einer der schönsten Theile, ihre glatte biegsame Gestalt ist schön.

In der *menschlichen Gestalt* zeigt sich die verwickelteste Technik, es erscheinen in ihr die mannichfaltigsten Zwecke. Beobachtung der Proportion wird von der Schönheit vorausgesetzt. — Die menschliche Gestalt ist einer doppelten Schönheit fähig. Die eine ist ein bloßes *Geschenk der Natur* und erweckt *Liebe*, die andre beruht auf *sittlichen Eigenschaften* und erwirbt zugleich *Achtung*. — Alle Umrisse müssen Kühnheit und Leichtigkeit zeigen; frei und offen muß die Stirne sich wölben; die Nase muß fast gar keinen Winkel von der Stirne herab bilden, und nicht stark hervorspringen. Das ganze Untergesicht muß leicht seyn, und nicht von dem Gewicht der Masse hinabgedrückt und vergrößert scheinen. Alle übertriebenen Anspannungen müssen entfernt seyn. Herrschaft der organischen Kraft über die thierische Masse unterscheidet den Menschen von dem Thier. Der ' Mann ist schön durch *Freiheit in der Stärke*; das Weib durch 274
Freiheit in der Schwäche. Freiheit der Form, das Resultat der sich selbst beschränkenden Kraft, macht die Schönheit aus. So *schwebt* gleichsam der Vatikanische Apoll; denn keine Masse hindert ihn, seine ganze Kraft zu brauchen. — Grober Vortrag der Masse ist *Plumpheit*. Kraft, die sich in der Ruhe versichtbart, ist *gehaltene* Kraft. — *Schwäche* d. h. Biegsamkeit für Eindrücke, kommt vornehmlich der *weiblichen* Schönheit zu. Dann ist sie schön, wenn sie *frei* ist, wenn sie nicht bis zum *Leiden* geht, nicht in Grimassen ausartet und Zwang beweiset. Das Schöne bedarf des Ausdrucks des Leidens nicht, und das Nichtschöne wird durch ihn nur häßlich.

8: den Druck A.

Es giebt eine gleichsam organische und eine moralische Schönheit. Jene und diese sind in Ansehung der Achtung, die wir für beide haben, dem Genie und dem Fleiße, der Naturgabe und dem Verdienste zu vergleichen. Die organische Schönheit kann sich zwar nicht mit moralischer Verdorbenheit, aber doch leicht mit einer Leere des Geistes vertragen. Die selbsterworbene Schönheit überlebt die Jugend weit, 2 und verräth ihre Spuren noch im Alter; in ihr spiegelt sich innrer Friede und Wohlwollen ab; sie ist die Wirkung und der Ausdruck sittlicher Ideen.

Schönheit ist Freiheit in der Erscheinung. Eine Handlung nach dem Gesetze der Vernunft ist dann schön, wenn sie aussieht, als geschähe sie aus Neigung und ohne allen Zwang. Die Basis aller Schönheit ist Simplicität; aber nicht alle Simplicität ist Schönheit.

In der Natur beleidigt uns die verletzte Freiheit. Was aber in der Natur häßlich ist, kann in der Kunst schön werden. Allein eigentlich kann nicht der Gegenstand, sondern nur dessen Darstellung schön werden. — Schön ist ein in seiner Kunstmäßigkeit frei erscheinendes Naturprodukt. Es giebt nun Darstellungen für die Sinne und für die Einbildungskraft. Frei wäre die Darstellung, wo das Dargestellte selbst zu handeln und der Stoff sich mit dem Darzustellenden völlig ausgetauscht zu haben schien. Freilich kann hier nur Scheinen Statt finden. Die Natur des Mediums, des Stoffes, muß völlig bezwungen seyn; so muß z. B. in einer Bildsäule nicht der Marmor, in dem Schauspieler nicht sein eigener natürlicher Charakter sichtbar seyn. Der Dichter muß das Streben nach Allgemein- 2



weicht der Dichter dadurch aus, daß er den Gegenstand zu *individualisiren* sucht, z. B. oft den Theil für das Ganze, die Wirkung für die Ursache setzt, inwiefern dadurch an Anschaulichkeit gewonnen wird. So dient auch Vergegenwärtigung des Entfernten zur anschaulichen Darstellung der selbsthan'delnden Natur. Von dieser Art ist 277 ferner die Analogie der Vorstellungen und Empfindungen, zumal bei nicht sinnlichen Gegenständen. Hier herrscht die Freiheit der Gleichnisse. Der Dichter kettet Bild an Bild, worin Homer am verschwenderischesten war; Virgil wählte die Gleichnisse, bei sparsamerem Gebrauch, glücklicher. So entsteht der lebhafteste Ausdruck. — Der Dichter hält sich an das Sinnliche, um das Nichtsinnliche anschaulich zu machen, und sucht durch ähnliche Bilder ähnliche Gemüthszustände zu erregen, wie z. B. in *Hallers* Ewigkeit. — *Personalität* ist ferner der Ersatz, welcher dem Naturgegenstande für das gegeben wird, was er durch die abstrakte Natur der Sprache einbüßt. Die Sprache, die an solchen Personificirungen reich ist, ist eine *dichterische* Sprache. So stellte die griechische Mythologie fast alle Handlungen der Natur als Handlungen freier Wesen dar, und ist der Dichtkunst beinah' unentbehrlich geworden. Auch der Ausdruck in der Sprache selbst trägt zur Versinnlichung der Gegenstände bei. Die Regeln der Grammatik beschränken den Dichter weniger; er opfert sie der Natur auf; sein Periodenbau wird regelloser; so ist z. B. manchmal der ' öftere Gebrauch, manchmal das Weglassen der Bindewörter 278 natürlich und zweckmäßig. Bisweilen mahlt die Sprache schon den Gegenstand selbst. Oft wird das Objektive eines Gegenstandes durch das Subjektive des Ausdrucks in der Sprache belebt, z. B. durch den Klimax. —

Werke der Kunst werden in der nachahmenden Darstellung als *Werke der freien Natur* betrachtet, z. B. ein Gebäude in einem Gemählde, eine Komödie in der Komödie, wie im Hamlet. Es kommt im Gebiete der Kunst nicht auf die Beschaffenheit des dargestellten Gegenstandes, sondern auf das Verhältniß der Darstellung zu seiner Beschaffenheit an. Der Künstler hat die Häßlichkeit der Formen der *Natur* nicht zu verantworten. Die Geschichte Laokoons, von einem Dichter und einem Bildhauer dargestellt, beleidigt in dem *Gegenstande* unser Schönheitsgefühl; in der *Natur* würde uns die Gruppe

14: geben A.

empören; in der Darstellung wird aber die verletzte leidende Natur nicht gegen die ruhige, sondern gegen die Darstellung gehalten. In der Natur selbst wollen wir freie Natur, in der Kunst aber überhaupt Natur sehen. Die Freiheit, welche die Natur auch ' in 27
den Fesseln des Sylbenmaaßes und der Sprache behauptet, die Wahrheit und Lebendigkeit des Bildes, dringt uns über eine solche Darstellung (wie die des Laokoon) den Ausspruch ab: das sei schrecklich schön. So hat Göthe in seiner Iphigenie das Schöne in dem Schrecklichen dargestellt, das bis zum Entsetzlichen geht. — Nicht weil unser moralisches Gefühl, sondern weil unser Geschmack beleidigt wird, misfällt uns eine Darstellung, in der nicht die Freiheit der Darstellung vorhanden ist. Shakespeare und Göthe sind große Meister in Darstellung der Natur, mit der sie so vertraut sind, daß sie sich ganz in sie verlieren.

Unter den Talenten des Dichters muß die Einbildungskraft den obersten Rang einnehmen. — Die Leiden des jungen Werther sind ein schönes Muster der Darstellung der Leidenschaft. Die Natur, die Leidenschaft selbst ist es, die wir handeln sehen, und doch ist Alles absichtsvolle Darstellung des Dichters, der ganz in seinen Gegenstand eindrang. Wie wahr und lebendig schildert Shakspeare die Leidenschaften in ihren wildesten Verirrungen z. B. im Lear, Othello, Macbeth, Hamlet!

' Aber nichts, was den Sinnen widrig ist, was physisch wider- 28
wärtigen Eindruck macht, darf weder der Dichter noch der bildende

[redacted]

lust entspringt nicht aus der Voraussetzung der Wirklichkeit, sondern aus der bloßen Vorstellung, selbst der bloßen Phantasie. Nur wenn der Dichter es zum *Schauderhaften* und '*Schrecklichen* nöthig 281
hat, darf er es gebrauchen. Das *Ekelhaft-Schreckliche* ist das *Gräßliche* (so ist Homers Polyphem gräßlich geschildert). Das Gräßliche und das Niedrige, die äußersten Gränzposten des Geschmacks sind sehr behutsam anzuwenden. Das Gräßliche, wo es dem Dichter erlaubt seyn soll, muß durch einen erheblichen Zweck gerechtfertigt werden.

Verhältniß des Schönen zur Vernunft.

Der Umstand, daß das Schöne blos *gefühlt*, nicht eigentlich erkannt wird, macht die Ableitung der Schönheit aus Principien a priori zweifelhaft. Es scheint, daß wir uns mit der pluralistischen Gültigkeit der Urtheile über Schönheit begnügen müssen.

Wir *beobachten* entweder, oder *betrachten* die Naturerscheinungen; *Betrachtung* allein kommt der Schönheit zu. Das Mannichfaltige giebt der *Sinn*; die Form giebt die *Vernunft*. Die Vernunft verbindet Vorstellungen zur *Erkenntniß* oder zur *Handlung*. Es giebt *theoretische* und *praktische* Vernunft. Freiheit der Erschei'nungen ist das Objekt der *ästhetischen* Beurtheilung. Frei- 282
heit eines Dinges in der Erscheinung ist dessen Selbstbestimmung, wiefern sie in die Sinne fällt.

Die ästhetische Beurtheilung schließt alle Rücksicht auf objektive Zweckmäßigkeit und Regelmäßigkeit aus, und geht blos auf die Erscheinung; ein Zweck und eine Regel können nie erscheinen. Eine Form erscheint dann *frei*, wenn sie sich selbst erklärt, und den reflektirenden Verstand nicht zu Aufsuchung eines Grundes außer ihr nöthigt. Das Moralische ist vernunft*mäßig*, das Schöne ist vernunft*ähnlich*. Jenes erregt *Achtung*, ein Gefühl, das durch Vergleichung der Sinnlichkeit mit der Vernunft entsteht. Die Freiheit in der Erscheinung erweckt nicht blos Lust über den Gegenstand, sondern auch *Neigung* zu demselben; diese Neigung der Vernunft, sich mit dem Sinnlichen zu vereinigen, heißt *Liebe*. Das Schöne betrachten wir eigentlich nicht mit *Achtung*, sondern mit *Liebe*; ausgenommen die *menschliche* Schönheit, welche aber Ausdruck der *Sittlichkeit*

28: daß A.

als Objekt der Achtung, in sich schließt. — Sollen wir das Achtungswürdige zugleich lieben, so muß es von uns erreicht oder für uns erreichbar seyn. Liebe ist ein Genuß, Achtung aber keiner; hier ist Anspannung, dort Nachlassung. — Das Gefallen der Schönheit entspringt also aus der bemerkten Analogie mit der Vernunft, und ist mit Liebe verbunden.

Werth des Schönen und der Kunst.

Die der Kunst gemachten Beschuldigungen treffen nicht sie selbst, sondern ihren Misbrauch. Das Schöne beschäftigt und kultivirt Vernunft und Sinnlichkeit, befördert durch Verengung ihres Bundes die Humanität, stiftet Vereinigung zwischen der physischen und moralischen Natur des Menschen. Indessen ist der größte Vortheil doch auf Seiten der Sinnlichkeit; durch das Schöne erweitern wir das Feld unserer Empfindungen, werden aber an Begriffen nicht reicher. Es bewahrt uns vor der Rohheit der Sinnlichkeit. Für den Menschen von gröberer Sinnlichkeit ist daher die Schönheit die größte Wohlthat. Aber dem männlichen Sinn kann die zu große Anhänglichkeit an das Schöne schädlich werden; leicht wird er sich dabei blos mit der oberflächlichen Betrachtung der Dinge begnügen; aber aller Weg zur Vortrefflichkeit geht durch die Mühe. Das Genie wählt den steilsten Weg zur Vollkommenheit. Die ausschließende Kultur des Schönheitsgefühls


[redacted]

IV.

Kallias.

1.

Ueber die Natur des Schönen ist mir viel Licht aufgegangen... Den objectiven Begriff des Schönen, der sich eo ipso auch zu einem objectiven Grundsatz des Geschmacks qualificirt, und an welchem Kant verzweifelt, glaube ich gefunden zu haben. Ich werde meine Gedanken darüber ordnen, und in einem Gespräch: Kallias, oder über die Schönheit, auf die kommenden Ostern herausgeben. Für diesen Stoff ist eine solche Form überaus passend, und das Kunstmäßige derselben erhöht mein Interesse an der Behandlung. Da die meisten Meinungen der Aesthetiker vom Schönen darin zur Sprache kommen werden, und ich meine Sätze soviel wie möglich an einzelnen Fällen anschaulich machen will, so wird ein ordentliches Buch von der Größe des Geistersehers daraus werden.

2.

Eine Beschäftigung, die mich äußerst interessirt, erhebt mich über alle körperliche Bedrückungen. Oft wünsche ich, daß mir meine Ge-

1. Schiller an Körner, Jena 21. Dec. 1792. (2, 355 f.) — 2. Schiller an Körner, Jena 11. Januar 1793. (3, 1 f.) — Vgl. Schiller in seinem Verhältnisse zur Wissenschaft von Karl Tomaschek. (Wien 1862.) S. 154 ff. — Als Studien zu diesem Kallias sind die Briefe zu betrachten, welche Schiller zu Anfang des Jahres 1793 an Körner schrieb (Briefwechsel Thl. 3), und besonders die beiden Abhandlungen: „Freiheit in der Erscheinung ist eins mit der Schönheit" (S. 45—72) und: „Das Schöne der Kunst" (S. 112—122, zu S. 79 gehörig), so wie auch der Brief vom 18. Febr. (S. 28—43). Die Aufnahme dieser Stücke unterblieb, weil sie nicht nach den Originalen gegeben werden konnten und so wie sie gedruckt sind, jedem bequem zur Hand liegen.

sundheit auch nur so lang bleiben möchte, bis dieser Kallias geendigt ist. Du wirst Deine Freude daran erleben, denn es wird in mir heller mit jedem Schritt. Noch ist gar nichts Schriftliches geordnet, sonst hätte ich Dir schon etwas daraus vorgelegt. Besitzest oder weißt Du wichtige Schriften über die Kunst, so theile sie mir doch mit: Burke, Sulzer, Webb, Mengs, Winkelmann, Home, Batteux, Wood, Mendelssohn nebst fünf oder sechs schlechten Compendien besitze ich schon. Aber über einzelne Künste und besondere Fächer aus derselben möchte ich gern noch mehrere Schriften nachlesen. Besonders aber wünschte ich eine oder einige Sammlungen der besten Kupfer von Raphael, Correggio u. a. Stücken, wenn sie nicht zu hoch kämen. Weißt Du mir vielleicht einige zu nennen? Auch über Architektur möchte ich gar zu gern ein gutes Buch. — An musikalischen Einsichten verzweifle ich, denn mein Ohr ist schon zu alt; doch bin ich gar nicht bange, daß meine Theorie der Schönheit an der Tonkunst scheitern werde.



V.

Ueber Anmuth und Würde.

Die griechische Fabel legt der Göttinn der Schönheit einen Gürtel bey, der die Kraft besitzt, dem, der ihn trägt, *Anmuth* zu verleyhen, und Liebe zu erwerben. Eben diese Gottheit wird von den Huldgöttinnen oder den *Grazien* begleitet.

Die Griechen *unterschieden* also die Anmuth und die Grazien noch von der Schönheit, da sie solche durch Attribute ausdrückten, die von der Schönheitsgöttinn zu trennen waren. Alle Anmuth ist schön, denn der Gürtel des Liebreizes ist ein *Eigenthum* der Göttinn von Gnidus; aber nicht alles Schöne ist Anmuth, denn auch ohne diesen Gürtel bleibt Venus, was sie ist.

Nach eben dieser Allegorie ist es die Schönheitsgöttinn *allein*, 116
die den Gürtel des Reizes trägt und verleyht. *Juno*, die herrliche Königinn des Himmels, muß jenen Gürtel erst von der Venus *entlehnen*, wenn sie den Jupiter auf dem Ida bezaubern will. Hoheit also, selbst wenn ein gewisser Grad von Schönheit sie schmückt, (den man der Gattinn Jupiters keineswegs abspricht) ist ohne Anmuth nicht sicher, zu gefallen; denn nicht von ihren eignen Reizen, sondern

A: Neue Thalia, Bd. 3, Heft 2 (1793), S. 115—230. — a: Über | Anmuth und Würde. | An | Carl von Dalberg | in Erfurth. | Was du hier siehest, edler Geist, bist du selbst. | Milton. | Leipzig, | Bey G. J. Göschen, 1793. 20 Seiten. 8°. [Wegen des Mottos vgl. Paradise Lost IV, 468: What there thou seest, fair creature, is thyself.] — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 2 (1800), S. 217—354. — b: Dieselben, aber anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 1, 1 ff. — W: Werke 1844. 10, 12 ff. — M: Werke 1860. 11, 296 ff. — 2: Göttin a B (und so in A und b fast immer — inn, in a und B fast immer — in). — 3—4: verleihen, a B (und so immer: leihen, verleihen). — 10: Cnidus M. — 17: der Göttin Jupiters B. — 18: sicher zu a.

von dem Gürtel der Venus erwartet die hohe Götterköniginn den Sieg über Jupiters Herz.

Die Schönheitsgöttinn kann aber doch ihren Gürtel entäußern und seine Kraft auf das Minder-Schöne übertragen. Anmuth ist also kein ausschließendes Prärogativ des Schönen, sondern kann auch, obgleich immer nur aus der Hand des Schönen, auf das Minder-Schöne, ja selbst auf das Nicht-Schöne, übergehen.

Die nehmlichen Griechen empfahlen demjenigen, dem bey allen übrigen Geistesvorzügen die Anmuth, das Gefällige, fehlte, den Grazien zu opfern. Diese Göttinnen wurden also von ihnen zwar als Begleiterinnen des schönen Geschlechts' vorgestellt, aber doch als[1] solche, die auch dem Mann gewogen werden können, und die ihm, wenn er gefallen will, unentbehrlich sind.

Was ist aber nun die Anmuth, wenn sie sich mit dem Schönen zwar am liebsten, aber doch nicht ausschließend, verbindet? wenn sie zwar von dem Schönen herstammt, aber die Wirkungen desselben auch an dem Nicht-Schönen offenbart? wenn die Schönheit zwar ohne sie bestehen, aber durch sie allein ein Objekt der Neigung werden kann?

Das zarte Gefühl der Griechen unterschied frühe schon, was die Vernunft noch nicht zu verdeutlichen fähig war, und, nach einem Ausdruck strebend, erborgte es von der Einbildungskraft Bilder, da [redacted]

mit dem Subjekte selbst nothwendig gegeben ist. Ihren Gürtel kann Venus abnehmen und der Juno augenblicklich überlassen; ihre Schönheit würde sie nur mit ihrer Person weggeben können. Ohne ihren Gürtel ist sie nicht mehr die reizende Venus, ohne Schönheit ist sie nicht Venus mehr.

Dieser Gürtel, als das Symbol der beweglichen Schönheit, hat aber das ganz besondre, daß er der Person, die damit geschmückt wird, die objektive Eigenschaft der Anmuth verleyht; und unterscheidet sich dadurch von jedem andern Schmuck, der nicht die Person selbst, sondern bloß den Eindruck derselben, subjektiv, in der Vorstellung eines Andern, verändert. Es ist der ausdrückliche Sinn des griechischen Mythus, daß sich die Anmuth in eine Eigenschaft der Person verwandle, und daß die Trägerinn des Gürtels wirklich liebenswürdig sey, nicht bloß so *scheine*.

Ein Gürtel, der nicht mehr ist als ein zufälliger äußerlicher Schmuck, scheint allerdings kein ' ganz passendes Bild zu seyn, die 119
persönliche Eigenschaft der Anmuth zu bezeichnen; aber eine persönliche Eigenschaft, die zugleich als zertrennbar von dem Subjekte gedacht wird, konnte nicht wohl anders, als durch eine zufällige Zierde versinnlicht werden, die sich unbeschadet der Person von ihr trennen läßt.

Der Gürtel des Reizes wirkt also nicht *natürlich*, weil er in diesem Fall an der Person selbst nichts verändern könnte, sondern er wirkt *magisch*, das ist, seine Kraft wird über alle Naturbedingungen erweitert. Durch diese Auskunft (die freylich nicht mehr ist als ein Behelf) sollte der Widerspruch gehoben werden, in den das Darstellungsvermögen sich jederzeit unvermeidlich verwickelt, wenn es für das, was außerhalb der Natur im Reiche der Freyheit liegt, in der Natur einen Ausdruck sucht.

Wenn nun der Gürtel des Reizes eine objektive Eigenschaft ausdrückt, die sich von ihrem Subjekte absondern läßt, ohne deswegen etwas an der Natur desselben zu verändern, so kann er nichts anders als Schönheit der Bewegung bezeichnen; denn Bewegung ist die einzige Veränderung, die mit einem Gegenstand vorgehen kann, ohne seine Identität aufzuheben.

7: besondere, B b. — 10: derselben subjektiv, B. — 32: verändern; a.

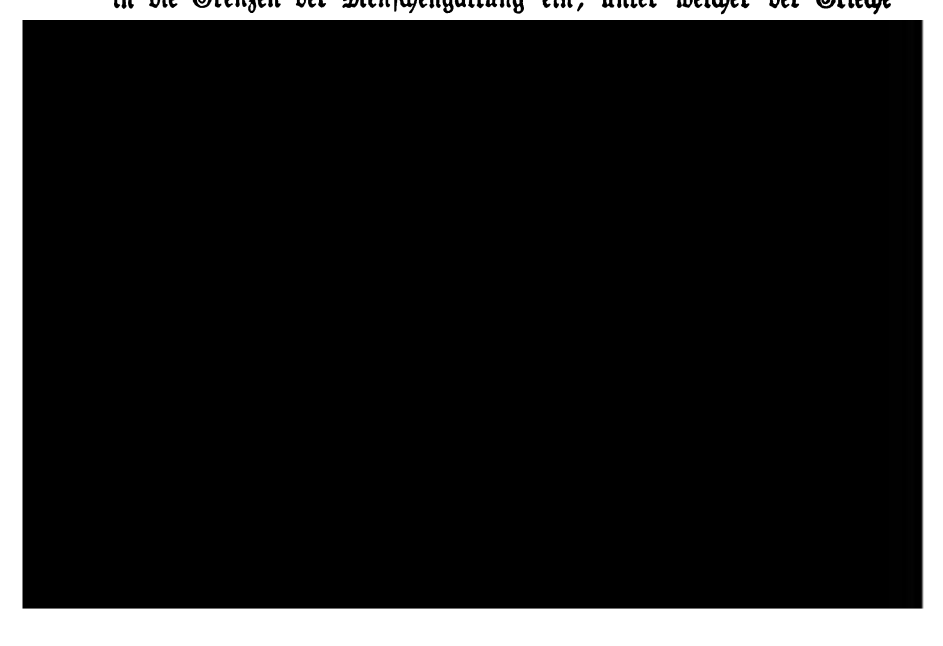
' Schönheit der Bewegung ist ein Begriff, der beyden Foderungen 1
Genüge leistet, die in dem angeführten Mythus enthalten sind. Sie ist *erstlich* objektiv und kommt dem Gegenstande selbst zu, nicht bloß der Art, wie wir ihn aufnehmen. Sie ist *zweytens* etwas zufälliges an demselben, und der Gegenstand bleibt übrig, auch wenn wir diese Eigenschaft von ihm wegdenken.

Der Gürtel des Reizes verliert auch bey dem Minder-Schönen, und selbst bey dem Nicht-Schönen seine magische Kraft nicht; das heißt, auch das Minder-Schöne, auch das Nicht-Schöne kann sich *schön bewegen.*

Die Anmuth, sagt der Mythus, ist etwas *zufälliges* an ihrem Subjekt; daher können nur zufällige Bewegungen diese Eigenschaft haben. An einem Ideal der Schönheit *müssen* alle *nothwendigen* Bewegungen schön seyn, weil sie, als nothwendig, zu seiner Natur gehören; die Schönheit *dieser* Bewegungen ist also schon mit dem Begriff der Venus *gegeben,* die Schönheit der zufälligen ist hingegen eine *Erweiterung* dieses Begriffs. Es giebt eine Anmuth der Stimme, aber keine Anmuth des Athemholens.

' Ist aber jede Schönheit der zufälligen Bewegungen Anmuth? 12

Daß der griechische Mythus Anmuth und Grazie nur auf die Menschheit einschränke, wird kaum einer Erinnerung bedürfen; er geht sogar noch weiter, und schließt selbst die Schönheit der Gestalt in die Grenzen der Menschengattung ein, unter welcher der Grieche


[redacted]

Bewegung enthalten. Und so löst sich denn jene mythische Vorstellung in folgenden Gedanken auf: „Anmuth ist eine Schönheit, die nicht von der Natur gegeben, sondern von dem Subjekte selbst hervorgebracht wird.“

Ich habe mich bis jetzt darauf eingeschränkt, den Begriff der Anmuth aus der griechischen Fabel exegetisch herauszuziehen, und, wie ich hoffe, ohne ihr Gewalt anzuthun. Jetzt sey mir erlaubt zu versuchen, was sich auf dem Weg der philosophischen Untersuchung darüber ausmachen läßt, und ob es auch hier, wie in soviel andern 12
Fällen wahr ist, daß sich die philosophirende Vernunft weniger Entdeckungen rühmen kann, die der Sinn nicht schon dunkel *geahndet*, und die Poesie nicht *geoffenbart* hätte.

Venus, ohne ihren Gürtel und ohne die Grazien, repräsentiert uns das Ideal der Schönheit, so wie letztere aus den Händen *der bloßen Natur* kommen kann, und, *ohne die Einwirkung eines empfindenden Geistes*, durch die plastischen Kräfte erzeugt wird. Mit Recht stellt die Fabel für diese Schönheit eine eigene Göttergestalt zur Repräsentantin auf, denn schon das natürliche Gefühl unterscheidet sie auf das strengste von derjenigen, die dem Einfluß eines empfindenden Geistes ihren Ursprung verdankt.

Es sey mir erlaubt diese von der bloßen Natur, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit gebildete Schönheit, zum Unterschied von der,

[redacted]

dazu hergab und selbst entwickelte; dem Glück — welches das Bildungsgeschäft der Natur von jeder Einwirkung feindlicher Kräfte beschützte.

Diese Venus steigt schon ganz vollendet aus dem Schaume des Meers empor: vollendet, denn sie ist ein beschloßenes, streng abgewogenes Werk der Nothwendigkeit, und als solches, keiner Varietät, keiner Erweiterung fähig. Da sie nehmlich nichts anders ist, als ein schöner Vortrag der Zwecke, welche die Natur mit dem Menschen beabsichtet, und daher jede ihrer Eigenschaften durch den Begriff, der ihr zum Grund liegt, vollkommen entschieden ist, so kann sie — der Anlage nach — als ganz gegeben beurtheilt werden, obgleich diese erst unter Zeitbedingungen zur Entwicklung kommt.

Die architektonische Schönheit der menschlichen Bildung muß von der technischen Voll'kommenheit derselben wohl unterschieden werden. 126
Unter der leztern hat man das System der Zwecke selbst zu verstehen, so wie sie sich untereinander zu einem obersten Endzweck vereinigen; unter der erstern hingegen bloß eine Eigenschaft der Darstellung dieser Zwecke, so wie sie sich dem anschauenden Vermögen in der Erscheinung offenbaren. Wenn man also von der Schönheit spricht, so wird weder der materielle Werth dieser Zwecke noch die formale Kunstmäßigkeit ihrer Verbindung dabey in Betrachtung gezogen. Das anschauende Vermögen hält sich einzig nur an die Art des Erscheinens, ohne auf die logische Beschaffenheit seines Objekts die geringste Rücksicht zu nehmen. Ob also gleich die architektonische Schönheit des menschlichen Baues durch den Begriff der demselben zum Grund liegt, und durch die Zwecke bedingt ist, welche die Natur mit ihm beabsichtet, so isolirt doch das ästhetische Urtheil sie völlig von diesen Zwecken, und nichts als was der Erscheinung unmittelbar und eigenthümlich angehört, wird in die Vorstellung der Schönheit aufgenommen.

Man kann daher auch nicht sagen, daß die Würde der Menschheit die Schönheit des menschlichen Baues erhöhe. In unser Urtheil über ' die leztere kann die Vorstellung der erstern zwar einfließen, 127

1: hergab, B b. — Glück, — B b. — 2: von A a b] vor B K W M. — 5: beschlossenes, B b. — 11: obgleich B. — 12: Entwickelung B. — 15: leztern a B b. — 25: Begriff, B b. — 28: nichts, B b. — 33: leztern B.

aber alsdann hört es zugleich auf, ein reinästhetisches Urtheil zu seyn. Die Technik der menschlichen Gestalt ist allerdings ein Ausdruck seiner Bestimmung, und als ein solcher darf und soll sie uns mit Achtung erfüllen. Aber diese Technik wird nicht dem Sinn sondern dem Verstande vorgestellt; sie kann nur gedacht werden, nicht erscheinen. Die architektonische Schönheit hingegen kann nie ein Ausdruck seiner Bestimmung seyn, da sie sich an ein ganz andres Vermögen wendet, als dasjenige ist, welches über jene Bestimmung zu entscheiden hat.

Wenn daher dem Menschen, vorzugsweise vor allen übrigen technischen Bildungen der Natur, Schönheit beygelegt wird, so ist dieß nur insofern wahr, als er schon in der bloßen Erscheinung diesen Vorzug behauptet, ohne daß man sich dabey seiner Menschheit zu erinnern braucht. Denn da dieses letzte nicht anders als vermittelst eines Begriffs geschehen könnte, so würde nicht der Sinn, sondern der Verstand über die Schönheit Richter seyn, welches einen Widerspruch einschließt. Die Würde seiner sittlichen Bestimmung kann also der Mensch nicht in Anschlag bringen, seinen Vorzug als ' In- 12
telligenz kann er nicht geltend machen, wenn er den Preiß der Schönheit behaupten will; hier ist er nichts als ein Ding im Raume, nichts als Erscheinung unter Erscheinungen. Auf seinen Rang in der Ideenwelt wird in der Sinnenwelt nicht geachtet, und wenn er in dieser [redacted]

sobald sie eine niedrigere Bestimmung ausdrückte, so würde auch das Gegentheil dieser Bildung schön seyn, sobald man nur annehmen könnte, daß es jene höhere Bestimmung ausdrückte. Gesetzt aber, man könnte bey einer schönen Menschengestalt ganz und gar ver- 129 gessen, was sie ausdrückt, man könnte ihr, ohne sie in der Erscheinung zu verändern, den rohen Instinkt eines Tigers unterschieben, so würde das Urtheil der Augen vollkommen dasselbe bleiben, und der Sinn würde den Tiger für das schönste Werk des Schöpfers erklären.

Die Bestimmung des Menschen, als einer Intelligenz, hat also an der Schönheit seines Baues nur in so fern einen Antheil, als ihre Darstellung, d. i. ihr Ausdruck in der Erscheinung zugleich mit den Bedingungen zusammentrift, unter welchen das Schöne sich in der Sinnenwelt erzeugt. Die Schönheit selbst nehmlich muß jederzeit ein freyer Natureffekt bleiben, und die Vernunftidee, welche die Technik des menschlichen Baues bestimmte, kann ihm nie Schönheit ertheilen, sondern bloß gestatten.

Man könnte mir zwar einwenden, daß überhaupt alles was in der Erscheinung sich darstellt, durch Naturkräfte ausgeführt werde, und daß dieses also kein ausschließendes Merkmal des Schönen seyn könne. Es ist wahr, alle technische Bildungen sind hervorgebracht durch Natur, aber durch Natur sind sie nicht technisch; wenigstens werden sie nicht so beurtheilt. Technisch sind sie nur durch den Ver- 130 stand, und ihre technische Vollkommenheit hat also schon Existenz im Verstande, ehe sie in die Sinnenwelt hinübertritt, und zur Erscheinung wird. Schönheit hingegen hat das ganz eigenthümliche, daß sie in der Sinnenwelt nicht bloß dargestellt wird, sondern auch in derselben zuerst entspringt; daß die Natur sie nicht bloß ausdrückt, sondern auch erschafft. Sie ist durchaus nur eine Eigenschaft des Sinnlichen, und auch der Künstler, der sie beabsichtet, kann sie nur in so weit erreichen, als er den Schein unterhält, daß die Natur gebildet habe.

Die Technik des menschlichen Baues zu beurtheilen, muß man

13: zusammentrifft, B b. — 18: alles, B b. — 21: technischen W M. — 34–35: daß die Natur gebildet habe. A a b W M] daß die Natur sie gebildet habe. B, daß er die Natur gebildet habe. K.

die Vorstellung der Zwecke, denen sie gemäß ist, zu Hülfe nehmen; dieß hat man gar nicht nöthig, um die Schönheit dieses Baues zu beurtheilen. Der Sinn allein ist hier ein völlig kompetenter Richter, und dieß könnte er nicht seyn, wenn nicht die Sinnenwelt (die sein einziges Objekt ist) alle Bedingungen der Schönheit enthielte, und also zu Erzeugung derselben vollkommen hinreichend wäre. *Mittelbar* freylich ist die Schönheit des Menschen in dem Begriff seiner Menschheit gegründet, weil seine ganze sinnliche Natur in diesem Begriffe gegründet ist, aber der Sinn, weiß man, ' hält sich nur an 131
das *Unmittelbare*, und für ihn ist es also gerade soviel, als wenn sie ein ganz unabhängiger Natureffekt wäre.

Nach dem bisherigen sollte es nun scheinen, als wenn die Schönheit für die Vernunft durchaus kein Interesse haben könnte, da sie bloß in der Sinnenwelt entspringt, und sich auch nur an das sinnliche Erkenntnißvermögen wendet. Denn nachdem wir von dem Begriff derselben, als fremdartig, abgesondert haben, was die *Vorstellung der Vollkommenheit* in unser Urtheil über die Schönheit zu mischen kaum unterlassen kann, so scheint dieser nichts mehr übrig zu bleiben, wodurch sie der Gegenstand eines vernünftigen Wohlgefallens seyn könnte. Nichts desto weniger ist es eben so ausgemacht, daß das Schöne *der Vernunft gefällt*, als es entschieden ist, daß es auf keiner solchen Eigenschaft des Objektes beruht, die nur durch

[redacted]

an dem *Objekte* müssen mit einander in einem solchen Verhältniß stehen, daß die Vernunft durch ihre eignen unveränderlichen Gesetze zu dieser Handlung genöthigt wird. In der Vernunft selbst muß also der Grund liegen, warum sie ausschließend nur mit einer *gewissen* Erscheinungsart der Dinge eine bestimmte Idee verknüpft, und in dem Objekte muß wieder der Grund liegen, warum es ausschließend nur *diese* Idee und keine andre hervorruft. Was für eine Idee das nun sey, die die Vernunft in das Schöne hineinträgt, und durch welche objektive Eigenschaft der schöne Gegenstand fähig sey, dieser Idee zum Symbol zu dienen — dieß ist eine viel zu wichtige Frage, um hier bloß im Vorübergehen beantwortet zu werden, und deren Erörterung ich also auf eine Analytik des Schönen verspare.

Die architektonische Schönheit des Menschen ist also, auf die Art, wie ich eben erwähnte, der *sinnliche Ausdruck eines Vernunftbegriffs*; aber sie ist es in keinem an'dern Sinne und mit keinem größern Rechte, als überhaupt jede schöne Bildung der Natur. *Dem Grade nach* übertrift sie zwar alle andere Schönheiten, aber *der Art nach* steht sie in der nehmlichen Reihe mit denselben, da auch *sie* von ihrem Subjekte nichts, als was sinnlich ist, offenbart, und erst in der Vorstellung eine übersinnliche Bedeutung empfängt.* Daß ′ die Darstellung der Zwecke am Menschen schöner ausgefallen

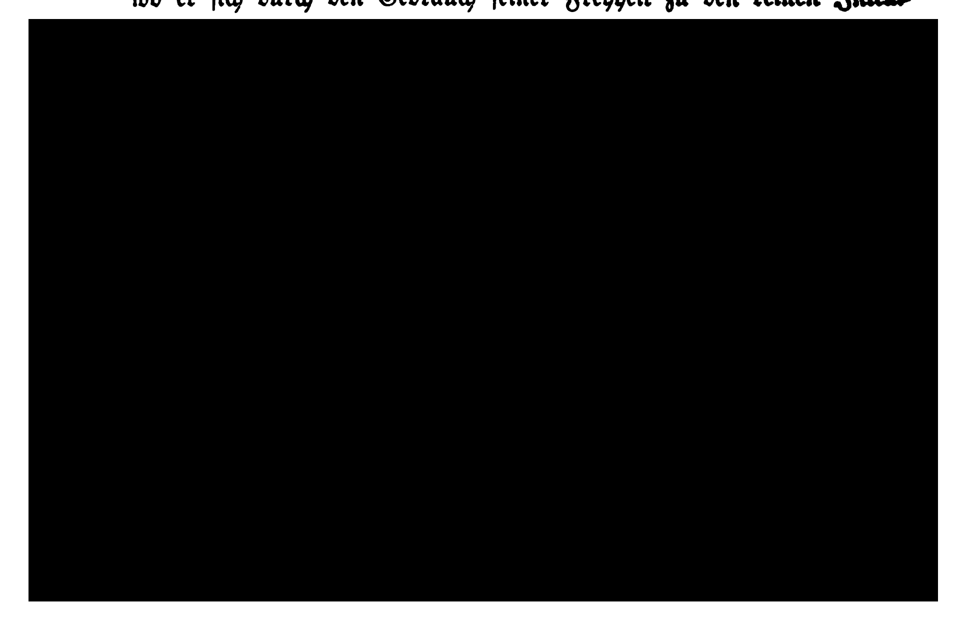

* Denn — um es noch einmal zu wiederhohlen — in der *bloßen* An-

[redacted]

sich in die formlose Maße verliert, und die animalischen Kräfte aufhören. Es ist bekannt, daß alle bewegenden Kräfte im Menschen unter einander zusammenhängen, und so läßt sich einsehen, wie der Geist — auch nur als Princip der willkührlichen Bewegung betrachtet — seine Wirkungen durch das ganze System derselben fortpflanzen kann. Nicht bloß die Werkzeuge des Willens, auch diejenigen, über welche der Wille nicht unmittelbar zu gebieten hat, erfahren wenigstens mittelbar seinen Einfluß. Der Geist bestimmt sie nicht bloß absichtlich, wenn er handelt, sondern auch unabsichtlich, wenn er empfindet.

Die Natur für sich allein kann, wie aus dem obigen klar ist, nur für die Schönheit derjenigen Erscheinungen sorgen, die sie selbst, uneingeschränkt, nach dem Gesetz der Nothwendigkeit zu bestimmen hat. Aber mit der *Willkühr* tritt der *Zufall* in ihre Schöpfung ein, und obgleich die Veränderungen, welche sie unter dem Regiment der Freyheit erleidet, *nach* keinen andern als ihren eignen Gesetzen erfolgen, so erfolgen sie doch nicht mehr *aus* diesen Gesetzen. Da es jetzt auf den Geist ankommt, welchen Gebrauch er von seinen Werk- 11 zeugen machen will, so kann die Natur über denjenigen Theil der Schönheit, welcher von diesem Gebrauche abhängt, nichts mehr zu gebieten, und also auch nichts mehr zu verantworten haben.

Und so würde denn der Mensch in Gefahr schweben, gerade da, wo er sich durch den Gebrauch seiner Freyheit zu den reinen Intelli-



[redacted]

Aber nicht alle Bewegungen am Menschen sind der Grazie fähig. Grazie ist immer nur die Schönheit der durch Freyheit bewegten Ge'stalt, und Bewegungen, die bloß der Natur angehören, können nie diesen Nahmen verdienen. Es ist zwar an dem, daß ein lebhafter Geist sich zuletzt beynahe aller Bewegungen seines Körpers bemächtigt, aber wenn die Kette sehr lang wird, wodurch sich ein schöner Zug an moralische Empfindungen anschließt, so wird er eine Eigenschaft des Baues, und läßt sich kaum mehr zur Grazie zählen. Endlich bildet sich der Geist sogar seinen Körper, und der Bau selbst muß dem Spiele folgen, so daß sich die Anmuth zuletzt nicht selten in architektonische Schönheit verwandelt.

So, wie ein feindseliger, mit sich uneiniger Geist selbst die erhabenste Schönheit des Baues zu Grund richtet, daß man unter den unwürdigen Händen der Freyheit das herrliche Meisterstück der Natur zuletzt nicht mehr erkennen kann, so sieht man auch zuweilen das heitre und in sich harmonische Gemüth der durch Hindernisse gefesselten Technik zu Hülfe kommen, die Natur in Freyheit setzen, und die noch eingewickelte, gedrückte Gestalt mit göttlicher Glorie auseinander breiten. Die plastische Natur des Menschen hat unendlich viele Hülfsmittel in sich selbst, ihr Versäumniß herein zu bringen, und ihre Fehler zu verbessern, so bald nur der sittliche ' Geist sie in


[redacted]

ihrem Bildungswerk unterstützen, oder auch manchmal nur nicht beunruhigen will.

Da auch die *verfesteten Bewegungen* (in Züge übergegangene Gebärden) von der Anmuth nicht ausgeschlossen sind, so könnte es das Ansehen haben, als ob überhaupt auch die Schönheit der *anscheinenden* oder *nachgeahmten Bewegungen* (die flammigten oder geschlängelten Linien) gleichfalls mit dazu gerechnet werden müßte, wie Mendelssohn auch wirklich behauptet. * Aber dadurch würde der Begriff der Anmuth zu dem Begriff der Schönheit überhaupt erweitert; denn *alle* Schönheit ist zuletzt bloß eine Eigenschaft der wahren oder anscheinenden (objektiven oder subjektiven) Bewegung, wie ich in einer Zergliederung des Schönen zu beweisen hoffe. Anmuth aber können nur solche Bewegungen zeigen, die zugleich einer Empfindung entsprechen.

Die Person — man weiß, was ich damit andeuten will — schreibt dem Körper die Bewegungen entweder durch ihren Willen vor, wenn sie eine vorgestellte Wirkung in der Sinnenwelt realisiren will, und in diesem Fall heißen die Be'wegungen *willkührlich* oder ab- 145
gezweckt; oder solche erfolgen, ohne den Willen der Person, nach einem Gesetz der Nothwendigkeit — aber auf Veranlassung einer Empfindung; diese nenne ich *sympathetische* Bewegungen. Ob die letztern gleich unwillkührlich und in einer Empfindung gegründet sind, so darf man sie doch mit denjenigen nicht verwechseln, welche das sinnliche Gefühlvermögen, und der Naturtrieb, bestimmt; denn der Naturtrieb ist kein freyes Princip, und was *er* verrichtet, das ist keine Handlung der Person. Unter den sympathetischen Bewegungen, von denen hier die Rede ist, will ich also nur diejenigen verstanden haben, welche der moralischen Empfindung, oder der moralischen Gesinnung zur Begleitung dienen.

Die Frage entsteht nun, welche von diesen beyden Arten der in der Person gegründeten Bewegungen ist der Anmuth fähig?

Was man beym Philosophiren nothwendig von einander trennen

* Philos. Schriften. I. 90.

7: müßten, B. — 8: Mendelsohn A a B b K W. — 23: demjenigen B. — 24: Gefühlsvermögen, B. — 25: er B b.

muß, ist darum nicht immer auch in der Wirklichkeit getrennt. So findet man abgezweckte Bewegungen selten ohne sympathetische, weil der Wille als die Ursache von *jenen* sich nach moralischen Empfindungen bestimmt, aus welchen *diese* entspringen. Indem eine Person 1 spricht, sehen wir zugleich ihre Blicke, ihre Gesichtszüge, ihre Hände, ja oft den ganzen Körper *mitsprechen*, und der *mimische* Theil der Unterhaltung wird nicht selten für den beredtsten geachtet. Aber auch selbst eine abgezweckte Bewegung kann zugleich als eine sympathetische anzusehen seyn, und dieß geschieht alsdann, wenn sich etwas unwillkührliches in das willkührliche derselben mit einmischt.

Die Art und Weise nehmlich, wie eine willkührliche Bewegung vollzogen wird, ist durch ihren Zweck nicht so genau bestimmt, daß es nicht mehrere Arten geben sollte, nach denen sie kann verrichtet werden. Dasjenige nun, was durch den Willen oder den Zweck dabey unbestimmt gelassen ist, kann durch den Empfindungszustand der Person, sympathetisch bestimmt werden, und also zu einem Ausdruck desselben dienen. Indem ich meinen Arm ausstrecke, um einen Gegenstand in Empfang zu nehmen, so führe ich einen Zweck aus, und die Bewegung, die ich mache, wird durch die Absicht, die ich damit erreichen will, vorgeschrieben. Aber welchen Weg ich meinen Arm zu dem Gegenstand nehmen und wie weit ich meinen übrigen Körper will nachfolgen lassen — wie geschwind oder langsam; und mit wie 14


[redacted]

Daher wird man aus den Reden eines Menschen zwar abnehmen können, für *was er will* ' *gehalten seyn*, aber das, *was er wirklich ist*, muß man aus dem mimischen Vortrag seiner Worte und aus seinen Gebärden, also aus Bewegungen, *die er nicht will*, zu errathen suchen. Erfährt man aber, daß ein Mensch auch seine Gesichtszüge *wollen* kann, so traut man seinem Gesicht, von dem Augenblick dieser Entdeckung an, nicht mehr, und läßt jene auch nicht mehr für einen Ausdruck seiner Gesinnungen gelten.

Nun mag zwar ein Mensch durch Kunst und Studium es zuletzt wirklich dahin bringen, daß er auch die begleitenden Bewegungen seinem Willen unterwirft, und gleich einem geschickten Taschenspieler, welche Gestalt er will, auf den mimischen Spiegel seiner Seele fallen lassen kann. Aber an einem solchen Menschen ist dann auch alles Lüge, und alle Natur wird von der Kunst verschlungen. Grazie hingegen muß jederzeit Natur d. i. unwillkührlich seyn (wenigstens so scheinen) und das Subjekt selbst darf nie so aussehen, als wenn es *um seine Anmuth wüßte*.

Daraus ersieht man auch beyläufig, was man von der *nachgeahmten* oder *gelernten* Anmuth (die ich die theatralische und die Tanz'meistergrazie nennen möchte,) zu halten habe. Sie ist ein würdiges Gegenstück zu derjenigen *Schönheit*, die am Putztisch aus Karmin und Bleyweiß, falschen Locken, Fausses Gorges, und Wall-

[redacted]

denselben Effekt machen, wie das Original, das sie nach'ahmen, und 153
ist die Kunst groß, so kann sie auch zuweilen den Kenner betrügen.
Aber aus irgend einem Zuge blickt endlich doch der Zwang und die
Absicht hervor, und dann ist Gleichgültigkeit, wo nicht gar Verachtung
und Ekel, die unvermeidliche Folge. Sobald wir merken, daß ' die 154
architektonische Schönheit gemacht ist, so sehen wir gerade so viel
von der Menschheit (als Erscheinung) verschwunden, als aus einem
fremden Naturgebiet zu derselben geschlagen worden ist — und wie
sollten wir, die wir nicht einmal Wegwerfung eines zufälligen Vorzugs verzeihen, mit Vergnügen, ja auch nur mit Gleichgültigkeit einen
Tausch betrachten, wobey ein Theil der Menschheit für gemeine Natur
ist hingegeben worden? Wie sollten wir, wenn wir auch die Wirkung

Die Geringschätzung, mit der ich von der theatralischen Grazie rede, gilt nur 152
der nachgeahmten, und diese nehme ich keinen Anstand, auf der Schaubühne wie im Leben zu verwerfen. Ich bekenne, daß mir der Schauspieler nicht gefällt, der seine Grazie, gesetzt daß ihm die Nachahmung auch noch so sehr gelungen sey, an der Toilette studirt hat. Die Foderungen, die wir an den Schauspieler machen, sind: 1) Wahrheit der Darstellung und 2) Schönheit der Darstellung. Nun behaupte ich, daß der Schauspieler, was die Wahrheit der Darstellung betrift, alles durch Kunst und nichts durch Natur hervorbringen müsse, weil er sonst gar nicht Künstler ist; und ich werde ihn bewundern, wenn ich höre oder sehe, daß er, der einen wüthenden Guelfo meisterhaft spielte, ein Mensch von sanftem Karakter ist; auf der andern Seite hingegen behaupte ich, daß er, was die Schönheit der Darstellung betrift, der Kunst gar nichts zu danken haben dürfe, und daß hier alles an ihm freiwilliges Werk der Natur seyn müsse. Wenn es mir bey der Wahrheit seines Spiels beyfällt, daß ihm dieser
'Karakter nicht natürlich ist, so werde ich ihn nur um so höher schätzen; wenn es 153
mir bey der Schönheit seines Spiels beyfällt, daß ihm diese anmuthigen Bewegungen nicht natürlich sind, so werde ich mich nicht enthalten können, über den Menschen zu zürnen, der hier den Künstler zu Hülfe nehmen mußte. Die Ursache ist, weil das Wesen der Grazie mit ihrer Natürlichkeit verschwindet, und weil die Grazie doch eine Foderung ist, die wir uns an den bloßen Menschen zu machen berechtigt glauben. Was werde ich aber nun dem mimischen Künstler antworten, der gern wissen möchte, wie er, da er sie nicht erlernen darf, zu der Grazie kommen soll? Er soll, ist meine Meinung, zuerst dafür sorgen, daß die Menschheit in ihm selbst zur Zeitigung komme, und dann soll er hingehen und (wenn es sonst sein Beruf ist) sie auf der Schaubühne repräsentiren.

7: Menscheit a. — 13: Geringschätzung mit A a. — 14: diese, A a. — 17: studiert a. — Foderungen A a, Forderungen, B, Foderungen, b. — 22: Guelfo] (Guelfo heißt der eine der Zwillingsbrüder in Klingers Trauerspiel 'Die Zwillinge.') — spielte ein A a. — 23: Charakter B b (und so stets). — 24: die Anmuth der Darstellung B b. — betrift A a. — 25: freywilliges a.

verzeihen könnten, den Betrug nicht verachten? — Sobald wir merken, daß die Anmuth erkünstelt ist, so schließt sich plötzlich unser Herz, und zurücke flieht die ihr entgegenwallende Seele. Aus Geist sehen wir plötzlich Materie geworden, und ein Wolkenbild aus einer himmlischen Juno.

Ob aber gleich die Anmuth etwas unwillkührliches seyn oder scheinen muß, so suchen wir sie doch nur bey Bewegungen, die, mehr oder weniger, von dem Willen abhängen. Man legt zwar auch einer gewissen Gebärdensprache Grazie bey, und spricht von einem anmuthigen Lächeln und einem reitzenden Erröthen, welches doch beydes sympathetische Bewegungen sind, worüber nicht der Wille, sondern die Empfindung entscheidet. Allein nicht zu rechnen, daß jenes ' doch in 1[illegible] unserer Gewalt ist, und daß noch gezweifelt werden kann, ob dieses auch eigentlich zur Anmuth gehöre, so sind doch bey weitem die mehrern Fälle, in welchen sich die Grazie offenbart, aus dem Gebiet der willkührlichen Bewegungen. Man fodert Anmuth von der Rede und vom Gesang, von dem willkührlichen Spiele der Augen und des Mundes, von den Bewegungen der Hände und der Arme bey jedem freyen Gebrauch derselben, von dem Gange, von der Haltung des Körpers und der Stellung, von dem ganzen Bezeugen eines Menschen, insofern es in seiner Gewalt ist. Von denjenigen Bewegungen am Menschen, die der Naturtrieb oder ein herrgewordener Affekt auf seine eigene

[redacted]

Dadurch wird übrigens bloß die Gattung von Bewegungen bezeichnet, unter welcher man die Grazie zu suchen hat; aber eine Bewegung kann alle diese Eigenschaften haben, ohne deßwegen anmuthig zu seyn. Sie ist dadurch bloß *sprechend* (mimisch).

Sprechend (im weitesten Sinne) nenne ich jede Erscheinung am Körper, die einen Gemüthszustand begleitet und ausdrückt. In dieser Bedeutung sind also alle sympathetische Bewegungen sprechend, selbst diejenigen, welche bloßen Affektionen der Sinnlichkeit zur Begleitung dienen.

Auch thierische Bildungen sprechen, indem ihr äußres das innre offenbart. Hier aber spricht bloß die *Natur*, nie die *Freyheit*. In der permanenten Gestalt und in den festen architektonischen Zügen des Thieres kündigt die Natur ihren *Zweck*, in den mimischen Zügen das erwachte oder gestillte *Bedürfniß* an. Der Ring der Nothwendigkeit geht durch das Thier wie durch die Pflanze, ohne durch eine *Person* unterbrochen zu werden. Die Individualität ' seines 157 Daseyns ist nur die besondre Vorstellung eines allgemeinen Naturbegriffs; die Eigenthümlichkeit seines gegenwärtigen Zustandes bloß Beyspiel einer Ausführung des Naturzwecks unter bestimmten Naturbedingungen.

Sprechend im *engern* Sinn ist nur die menschliche Bildung und diese auch nur in denjenigen ihrer Erscheinungen, die seinen moralischen Empfindungszustand begleiten, und demselben zum Ausdruck dienen.

Nur in *diesen* Erscheinungen: denn in allen andern steht der Mensch in gleicher Reihe mit den übrigen Sinnenwesen. In seiner permanenten Gestalt und in seinen architektonischen Zügen legt bloß die *Natur*, wie beym Thier und allen organischen Wesen, ihre Absicht vor. Die Absicht der Natur mit ihm kann zwar viel weiter gehen als bey diesen, und die Verbindung der Mittel zu Erreichung derselben kunstreicher und verwickelter seyn; dieß alles kommt bloß auf Rechnung der *Natur*, und kann ihm selbst zu keinem Vorzug gereichen.

Bey dem Thiere und der Pflanze gibt die Natur nicht bloß die

3: deswegen Bb. — 4: *sprechend*, Bb. — 6: begleitet, Bb. — 7: sympathetischen BM. — 10: äußeres B. — innere B. — 18: eines gegenwärtigen a. — 23: moralische A. — 30: gehen, Bb. - 33: giebt Bb (B hat stets, b fast immer: giebt.)

Bestimmung an, sondern führt sie auch allein aus. Dem Menschen ' aber giebt sie bloß die Bestimmung, und überläßt ihm selbst die Erfüllung derselben. Dieß allein macht ihn zum Menschen.

Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Nothwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen, und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen. Der Akt, durch den er dieses wirkt, heißt vorzugsweise eine Handlung, und diejenigen seiner Verrichtungen, die aus einer solchen Handlung herfließen, ausschließungsweise, seine Thaten. Er kann also, daß er eine Person ist, bloß durch seine Thaten beweisen.

Die Bildung des Thiers drückt nicht nur den Begriff seiner Bestimmung, sondern auch das Verhältniß seines gegenwärtigen Zustandes zu dieser Bestimmung aus. Da nun bey dem Thiere die Natur die Bestimmung zugleich giebt und erfüllt, so kann die Bildung des Thiers nie etwas anders als das Werk der Natur ausdrücken.

Da die Natur dem Menschen zwar die Bestimmung giebt, aber die Erfüllung derselben in seinen Willen stellt, so kann das gegenwärtige Verhältniß seines Zustandes zu sei'ner Bestimmung nicht Werk der Natur, sondern muß sein eigenes Werk seyn. Der Ausdruck dieses Verhältnisses in seiner Bildung gehört also nicht der Natur, sondern ihm selbst an, das ist, es ist ein persönlicher Aus-

[redacted]

anlegte, aber nur aus dem zweyten ergiebt sich, ob er es *wirklich* geworden ist.

Die Bildung eines Menschen ist also nur in so weit *seine Bildung*, als sie mimisch ist; ' aber auch so weit *sie mimisch* ist, ist 160
sie sein. Denn, wenn gleich der größere Theil dieser mimischen Züge, ja wenn gleich alle bloßer Ausdruck der Sinnlichkeit wären, und ihm also schon als bloßem Thiere zukommen könnten, so war er bestimmt und fähig, die Sinnlichkeit durch seine Freyheit einzuschränken. Die Gegenwart solcher Züge beweißt also den Nichtgebrauch jener Fähigkeit, und die Nichterfüllung jener Bestimmung; ist also eben so gewiß moralisch sprechend, als die Unterlassung einer Handlung, welche die Pflicht gebietet, eine Handlung ist.

Von den sprechenden Zügen, die immer ein Ausdruck der Seele sind, muß man die stummen Züge unterscheiden, die bloß die plastische Natur, insofern sie von jedem Einfluß der Seele unabhängig wirkt, in die menschliche Bildung zeichnet. Ich nenne diese Züge *stumm*, weil sie als unverständliche Chiffern der Natur von dem Karakter schweigen. Sie zeigen bloß die Eigenthümlichkeit der Natur im Vortrag der Gattung, und reichen oft für sich allein schon hin, das *Individuum* zu unterscheiden, aber von der *Person* können sie nie etwas offenbaren. Für den Physiognomen sind diese stummen Züge keineswegs bedeutungsleer, weil der Physiognome nicht bloß wissen will, was der Mensch ' selbst aus sich gemacht, sondern auch, was 161
die Natur für und gegen ihn gethan hat.

Es ist nicht so leicht, die Grenzen anzugeben, wo die stummen Züge aufhören, und die sprechenden beginnen. Die gleichförmig wirkende Bildungskraft und der gesetzlose Affekt streiten unaufhörlich um ihr Gebiet; und was die *Natur* mit unermüdeter stiller Thätigkeit erbaute, wird oft wieder umgerissen von der *Freyheit*, die gleich einem anschwellenden Strome über ihre Ufer tritt. Ein reger Geist verschaft sich auf *alle* körperlichen Bewegungen Einfluß, und kommt zuletzt mittelbar dahin, auch selbst die festen Formen der Natur, die dem Willen unerreichbar sind, durch die Macht des sympathetischen Spiels zu verändern. An einem solchen Menschen wird endlich alles

9: beweist B b (und so stets). — 22: Phisiognom K, Physiognom W M. — 31: Einfluß: a.

Karakterzug, wie wir an manchen Köpfen finden, die ein langes Leben, außerordentliche Schicksale und ein thätiger Geist völlig *durchgearbeitet* haben. Der plastischen Natur gehört an solchen Formen nur das *Generische*, die ganze *Individualität* der Ausführung aber der Person an; daher sagt man sehr richtig, daß an einer solchen Gestalt alles Seele sey.

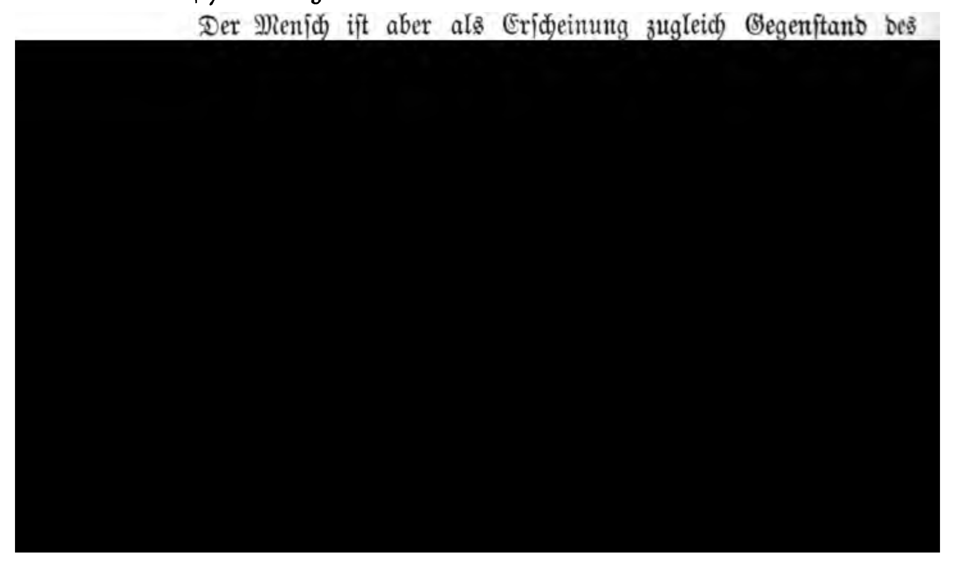
Dagegen zeigen uns jene zugestutzten Zöglinge der *Regel*, (die zwar die Sinnlichkeit zur ' Ruhe bringen, aber die Menschheit nicht wecken kann) in ihrer flachen und ausdruckslosen Bildung überal nichts, als den Finger der Natur. Die geschäftlose Seele ist ein bescheidener Gast in ihrem Körper und ein friedlicher stiller Nachbar der sich selbst überlassenen Bildungskraft. Kein anstrengender Gedanke, keine Leidenschaft greift in den ruhigen Takt des physischen Lebens; nie wird der *Bau* durch das *Spiel* in Gefahr gesetzt, nie die Vegetation durch die Freyheit beunruhigt. Da die tiefe Ruhe des Geistes keine beträchtliche Konsumtion der Kräfte verursacht, so wird die Ausgabe nie die Einnahme übersteigen, vielmehr die thierische Oekonomie immer Ueberschuß haben. Für den schmalen Gehalt von Glückseligkeit, den *sie* ihm auswirft, macht der Geist den pünktlichen Hausverwalter der Natur, und sein ganzer Ruhm ist, ihr *Buch* in Ordnung zu halten. Geleistet wird also werden, was die Organisation immer leisten kann, und floriren wird das Geschäft der Ernährung und Zeugung. Ein so glückliches Einverständniß zwischen

[redacted]

karakteristisch; und zwar aus eben dem Grunde, war'um eine sinnlich sprechende es ist. Der Geist nehmlich soll thätig seyn und soll moralisch empfinden; und also zeugt es von seiner Schuld, wenn seine Bildung davon keine Spuren aufweis't. Wenn uns also gleich der reine und schöne Ausdruck seiner Bestimmung in der Architektur seiner Gestalt mit Wohlgefallen und mit Ehrfurcht gegen die höchste Vernunft, als ihre Ursache, erfüllt, so werden beyde Empfindungen nur so lange ungemischt bleiben, als er uns bloße Naturerzeugung ist. Denken wir ihn uns aber als moralische Person, so sind wir berechtigt, einen Ausdruck derselben in seiner Gestalt zu erwarten, und schlägt diese Erwar'tung fehl, so wird Verachtung unausbleiblich erfolgen. Bloß organische Wesen sind uns ehrwürdig als Geschöpfe, der Mensch aber kann es uns nur als Schöpfer, (d. i. als Selbsturheber seines Zustandes) seyn. Er soll nicht bloß, wie die übrigen Sinnenwesen, die Strahlen fremder Vernunft zurückwerfen, wenn es gleich die Göttliche wäre, sondern er soll, gleich einem Sonnenkörper, von seinem eigenen Lichte glänzen.

Eine sprechende Bildung wird also von dem Menschen gefodert, sobald man sich seiner sittlichen Bestimmung bewußt wird; aber es muß zugleich eine Bildung seyn, die zu seinem Vortheile spricht, d. i. die eine, seiner Bestimmung gemäße Empfindungsart, eine moralische Fertigkeit, ausdrückt. Diese Anfoderung macht die Vernunft an die Menschenbildung.

Der Mensch ist aber als Erscheinung zugleich Gegenstand des


[redacted]

in ihrer Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äusert, eine 1 *Zulassung* von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, daß die Grazie eine *Gunst* sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die *Einwilligung* der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieß durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe, und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dieß eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Nahmen zu geben, wenn *entweder* der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht *liberal*, in dem zweyten wäre sie gar nicht *Regierung*.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf eine solche Art 17 äusert, daß sie seinen Willen aufs treueste ausrichtet und seine Empfindungen auf das sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anfoderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie, als an Erscheinungen, macht, so wird dasjenige entstehen, was man Anmuth nennt. Man würde aber gleich weit entfernt seyn, es Anmuth zu nennen,

[redacted]

in ihrer Abhängigkeit von dem Willen demungeachtet äusert, eine 1 Zulassung von Seiten des Geistes. Man kann also sagen, daß die Grazie eine Gunst sey, die das Sittliche dem Sinnlichen erzeigt, so wie die architektonische Schönheit als die Einwilligung der Natur zu ihrer technischen Form kann betrachtet werden.

Man erlaube mir dieß durch eine bildliche Vorstellung zu erläutern. Wenn ein monarchischer Staat auf eine solche Art verwaltet wird, daß, obgleich alles nach eines Einzigen Willen geht, der einzelne Bürger sich doch überreden kann, daß er nach seinem eigenen Sinne lebe, und bloß seiner Neigung gehorche, so nennt man dieß eine liberale Regierung. Man würde aber großes Bedenken tragen, ihr diesen Nahmen zu geben, wenn entweder der Regent seinen Willen gegen die Neigung des Bürgers, oder der Bürger seine Neigung gegen den Willen des Regenten behauptete; denn in dem ersten Fall wäre die Regierung nicht liberal, in dem zweyten wäre sie gar nicht Regierung.

Es ist nicht schwer, die Anwendung davon auf die menschliche Bildung unter dem Regiment des Geistes zu machen. Wenn sich der Geist in der von ihm abhängenden sinnlichen Natur auf' eine solche Art 121 äusert, daß sie seinen Willen aufs treueste ausrichtet und seine Empfindungen auf das sprechendste ausdrückt, ohne doch gegen die Anfoderungen zu verstoßen, welche der Sinn an sie, als an Erschei-

[redacted]

vorbringe; denn Freyheit kann man einem zwar *lassen*, aber nicht *geben*.

So wie aber doch der Grund, warum ein Volk unter dem Zwang eines fremden Willens' sich frey fühlt, größtentheils in der 172 Gesinnung des Herrschers liegt, und eine entgegengesetzte Denkart des Letztern jener Freyheit nicht sehr günstig seyn würde, eben so müssen wir auch die Schönheit der freyen Bewegungen in der sittlichen Beschaffenheit des sie diktirenden Geistes aufsuchen. Und nun entsteht die Frage, was dieß wohl für eine *persönliche Beschaffenheit* seyn mag, die den sinnlichen Werkzeugen des Willens die größere Freyheit verstattet, und was für moralische Empfindungen sich am beßten mit der Schönheit im Ausdruck vertragen?

Soviel leuchtet ein, daß sich weder der Wille bey der absichtlichen, noch der Affekt bey der sympathetischen Bewegung, gegen die von ihm abhängende Natur als eine *Gewalt* verhalten dürfe, wenn sie ihm mit Schönheit gehorchen soll. Schon das allgemeine Gefühl der Menschen macht die *Leichtigkeit* zum Hauptkarakter der Grazie, und was angestrengt wird, kann niemals Leichtigkeit zeigen. Eben so leuchtet ein, daß auf der andern Seite, die Natur sich gegen den Geist nicht als Gewalt verhalten dürfe, wenn ein schöner moralischer Ausdruck statt haben soll; denn wo die bloße Natur *herrscht*, da muß die Menschheit verschwinden.

'Es laßen sich in allem dreyerley Verhältnisse denken, in welchen 173 der Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am beßten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist.

Der Mensch unterdrückt entweder die Foderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höhern Foderungen seiner vernünftigen gemäß zu verhalten; oder er kehrt es um, und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Stoße, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen forttreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit

9: Frage: B. — 12: besten a B b (und so stets). — 13: Wille, B b. — 19: Seite B. — 20: schön moralischer B b. — 23: lassen a B b. — 24: selbst d. i. A a b.

den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst.

Wenn sich der Mensch seiner reinen Selbstständigkeit bewußt wird, so stößt er alles von sich, was sinnlich ist, und nur durch diese Absonderung von dem Stoffe gelangt er zum Gefühl seiner rationalen Freyheit. Dazu aber wird, weil die Sinnlichkeit hartnäckig und kraftvoll widersteht, von seiner Seite eine merkliche Gewalt und große Anstrengung erfodert, ohne' welche es ihm unmöglich wäre, die Be- 174
gierde von sich zu halten, und den nachdrücklich sprechenden Instinkt zum Schweigen zu bringen. Der so gestimmte Geist läßt die von ihm abhängende Natur, sowohl da, wo sie im Dienst seines Willens handelt, als da, wo sie seinem Willen vorgreifen will, erfahren, daß er ihr Herr ist. Unter seiner strengen Zucht wird also die Sinnlichkeit unterdrückt erscheinen, und der innere Widerstand wird sich von aussen durch Zwang verrathen. Eine solche Verfassung des Gemüths kann also der Schönheit nicht günstig seyn, welche die Natur nicht anders als in ihrer Freyheit hervorbringt, und es wird daher auch nicht Grazie seyn können, wodurch die mit dem Stoffe kämpfende moralische Freyheit sich kenntlich macht.

Wenn hingegen der Mensch, unterjocht vom Bedürfniß, den Naturtrieb ungebunden über sich herschen läßt, so verschwindet mit seiner innern Selbstständigkeit auch jede Spur derselben in seiner Gestalt. [redacted]

: Brust sich erleichtern will, und die nun bloß ein mechanisches
riß, keine Seele verrathen. Mit einem Worte: bey der Frey-
elche die Sinnlichkeit sich selbst nimmt, ist an keine Schön-
denken. Die Freyheit der Formen, die der sittliche Wille
ngeschränkt hatte, überwältigt der grobe Stoff, welcher
oviel Feld gewinnt, als dem Willen entrissen wird. 176
n Mensch in diesem Zustand empört nicht bloß den morali-
Sinn, der den Ausdruck der Menschheit unnachlaßlich fodert;
r ästhetische Sinn, der sich nicht mit dem bloßen Stoffe be-
, sondern in der Form ein freyes Vergnügen sucht, wird sich
el von einem solchen Anblick abwenden, bey welchem nur die
rde ihre Rechnung finden kann.

as erste dieser Verhältnisse zwischen beiden Naturen im Men-
rinnert an eine Monarchie, wo die strenge Aufsicht des
ers jede freye Regung im Zaum hält; das zweyte an eine
Ochlokratie, wo der Bürger durch Aufkündigung des Gehor-
gegen den rechtmäßigen Oberherrn so wenig frey, als die mensch-
Bildung, durch Unterdrückung der moralischen Selbstthätigkeit,
wird; vielmehr nur dem brutaleren Despotismus der untersten
, wie hier die Form der Masse, anheimfällt. So wie die
heit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie mitten
iegt, so werden wir jetzt auch die Schönheit zwischen der
e, als dem Ausdruck' des herrschenden Geistes, und der Wol- 177
als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden.
Denn nehmlich weder die über die Sinnlichkeit herr-

Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es giebt keinen vierten Fall) so wird derjenige Zustand des Gemüths, wo *Vernunft* und *Sinnlichkeit* — Pflicht und Neigung — *zusammenstimmen*, die Bedingung seyn, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt.

Um ein Objekt der Neigung werden zu können, muß der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Daß die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophierenden wieder hergestellt zu haben.

'Aber so wie die Grundsätze dieses Weltweisen von ihm selbst, 17
und auch von andern, pflegen vorgestellt zu werden, so ist die Neigung eine sehr zweydeutige Gefährtin des Sittengefühls, und das Vergnügen eine bedenkliche Zugabe zu moralischen Bestimmungen. Wenn der Glückseligkeitstrieb auch keine blinde Herrschaft über den Menschen behauptet, so wird er doch bey dem sittlichen Wahlgeschäfte gerne *mitsprechen* wollen, und so der Reinheit des Willens schaden, der immer nur dem *Gesetze* und nie dem *Triebe* folgen soll. Um

[redacted]

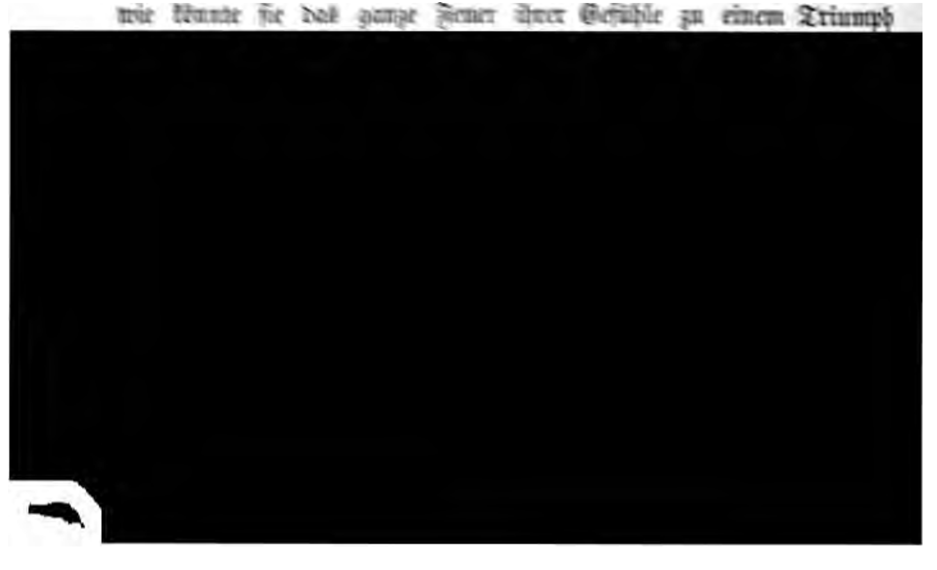
nicht weniger bedenklicher *Perfektionsgrundsatz*, der, um eine abstrakte Idee von allgemeiner Weltvollkommenheit zu realisiren, über die Wahl der Mittel nicht sehr verlegen war, seine Aufmerksamkeit erregen. Er richtete also dahin, wo die Gefahr am meisten erklärt, und die Reform am dringendsten war, die stärkste Kraft seiner Gründe, und machte es sich zum Gesetze, die Sinnlichkeit sowohl da, wo sie mit frecher Stirne dem Sittengefühl Hohn spricht, als in der imposanten Hülle moralischlöblicher Zwecke, worein besonders ein gewißer enthusiastischer Ordensgeist sie zu verstecken weiß, ' ohne Nach- 183
sicht zu verfolgen. Er hatte nicht die *Unwissenheit* zu belehren, sondern die *Verkehrtheit* zurecht zu weisen. Erschütterung foderte die Kur, nicht Einschmeichelung und Ueberredung; und je härter der Abstich war, den der Grundsatz der Wahrheit mit den herrschenden Maximen machte, desto mehr konnte er hoffen, Nachdenken darüber zu erregen. Er ward der *Drako* seiner Zeit, weil sie ihm eines *Solons* noch nicht werth und empfänglich schien. Aus dem Sanktuarium der reinen Vernunft brachte er das fremde und doch wieder so bekannte Moralgesetz, stellte es in seiner ganzen Heiligkeit aus vor dem entwürdigten Jahrhundert, und fragte wenig darnach, ob es Augen giebt, die seinen Glanz nicht vertragen.

Womit aber hatten es die *Kinder des Hauses* verschuldet, daß er nur für die *Knechte* sorgte? Weil oft sehr unreine Neigungen den Nahmen der Tugend usurpiren, mußte darum auch der uneigennützige Affekt in der edelsten Brust verdächtig gemacht werden? Weil der moralische Weichling dem Gesetz der Vernunft gern eine *Laxität* geben möchte, die es zu einem Spielwerk seiner Konvenienz macht, mußte ihm darum eine *Rigidität* beygelegt werden, die die
kraftvolleste Aeusserung morali'scher Freyheit nur in eine rühmlichere 184
Art von Knechtschaft verwandelt? Denn hat wohl der wahrhaft sittliche Mensch eine freyere Wahl zwischen Selbstachtung und Selbstverwerfung, als der Sinnensklave zwischen Vergnügen und Schmerz? Ist dort etwa weniger Zwang für den reinen Willen, als hier für den verdorbenen? Mußte schon durch die *imperatife* Form des Moralgesetzes die Menschheit angeklagt und erniedriget werden, und

8–9: gewisser B b. — 22: daß es nur a. — 23: Namen B b. — 25: weil B. — 26: zum Spielwerk B b K W M. — 28: Äußerung B b. — 30: freiere b.

das erhabenste Dokument ihrer Größe zugleich die Urkunde ihrer Gebrechlichkeit seyn? War es wohl bey dieser imperativen Form zu vermeiden, daß eine Vorschrift, die sich der Mensch als Vernunftwesen selbst gibt, die deswegen allein für ihn bindend, und dadurch allein mit seinem Freyheitsgefühle verträglich ist, nicht den Schein eines fremden und positiven Gesetzes annahm — einen Schein, der durch seinen *radikalen* Hang, demselben entgegen zu handeln (wie man ihm Schuld giebt), schwerlich vermindert werden dürfte! *

Es ist für moralische Wahrheiten gewiß nicht vortheilhaft, Empfindungen *gegen* sich zu haben, die der Mensch ohne Erröthen sich 18 gestehen darf. Wie sollen sich aber die Empfindungen der Schönheit und Freyheit mit dem austeren Geist eines Gesetzes vertragen, das ihn mehr durch *Furcht* als durch *Zuversicht* leitet, das ihn, den die Natur doch *vereinigte*, stets zu *vereinzeln* strebt, und nur dadurch, daß es ihm Mißtrauen gegen den einen Theil seines Wesens erweckt, sich der Herrschaft über den andern versichert. Die menschliche Natur ist ein verbundeneres Ganze in der Wirklichkeit, als es dem Philosophen, der nur durch Trennen was vermag, erlaubt ist, sie erscheinen zu lassen. Nimmermehr kann die Vernunft Affekte als ihrer unwerth verwerfen, die das Herz mit Freudigkeit bekennt, und der Mensch da, wo er moralisch gesunken wäre, nicht wohl in seiner eigenen Achtung steigen. Wäre die sinnliche Natur im Sittlichen immer nur die unterdrückte und nie die *mitwirkende* Parthey, wie könnte sie das ganze Feuer ihrer Gefühle zu einem Triumph [redacted]



In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Ver-
nunft, Pflicht und Neigung harmoniren, und Grazie ist ihr Aus- 18
druck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann
die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie
erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der
Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über
eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwi-
derstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der
Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, wer-
den leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das
Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von
der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten,
die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den
Minen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken
seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme
seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz be-
wegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Be-
wunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird
hinreissen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die
Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem 18
weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männ-
lichen,) finden, wovon die Ursache nicht weit zu suchen ist. Zur An-
muth muß sowohl der körperliche Bau, als der Charakter beytragen;



In einer schönen Seele ist es also, wo Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmo'niren, und Grazie ist ihr Ausdruck in der Erscheinung. Nur im Dienst einer schönen Seele kann die Natur zugleich Freyheit besitzen und ihre Form bewahren, da sie erstere unter der Herrschaft eines strengen Gemüths, letztere unter der Anarchie der Sinnlichkeit einbüßt. Eine schöne Seele gießt auch über eine Bildung, der es an architektonischer Schönheit mangelt, eine unwiderstehliche Grazie aus, und oft sieht man sie selbst über Gebrechen der Natur triumphiren. Alle Bewegungen, die von ihr ausgehen, werden leicht, sanft und dennoch belebt seyn. Heiter und frey wird das Auge strahlen, und Empfindung wird in demselben glänzen. Von der Sanftmuth des Herzens wird der Mund eine Grazie erhalten, die keine Verstellung erkünsteln kann. Keine Spannung wird in den Minen, kein Zwang in den willkührlichen Bewegungen zu bemerken seyn, denn die Seele weiß von keinem. Musik wird die Stimme seyn, und mit dem reinen Strom ihrer Modulationen das Herz bewegen. Die architektonische Schönheit kann Wohlgefallen, kann Bewunderung, kann Erstaunen erregen, aber nur die Anmuth wird hinreissen. Die Schönheit hat Anbeter, Liebhaber hat nur die Grazie; denn wir huldigen dem Schöpfer, und lieben den Menschen.

'Man wird, im Ganzen genommen, die Anmuth mehr bey dem weiblichen Geschlecht (die Schönheit vielleicht mehr bey dem männ-


[redacted]

wenn sie aufgehoben sind, wieder hergestellt werden können. Obgleich aber die Natur diese Sorge, die sie in ihren vegetabilischen Erzeugungen ganz allein über sich nimmt, ihm selbst übergeben mußte, so durfte doch die Befriedigung eines so dringenden Bedürfnisses, wo es sein und seines Geschlechts ganzes Daseyn gilt, seiner ungewissen Einsicht nicht anvertraut werden. Sie zog also diese Angelegenheit, die *dem Innhalte nach* in ihr Gebiet gehört, auch *der Form nach* in dasselbe, indem sie in die Bestimmungen der Willkühr Nothwendigkeit legte. So entstand der Naturtrieb, der nichts anders ist, als eine Naturnothwendigkeit durch das Medium der Empfindung.

Der Naturtrieb bestürmt das Empfindungsvermögen durch die gedoppelte Macht von Schmerz und Vergnügen; durch Schmerz, wo er Befriedigung fodert, durch Vergnügen, wo er sie findet.

Da einer Naturnothwendigkeit nichts abzudingen ist, so muß auch der Mensch, seiner Freyheit ungeachtet, empfinden, was die Natur ihn empfinden lassen will, und je nachdem die Empfindung Schmerz oder Lust ist, so muß bey ihm eben so unabänderlich Verabscheuung oder Begierde erfolgen. In diesem Punkte steht er dem Thiere vollkommen gleich, und der starkmüthigste Stoiker fühlt den Hunger eben so empfindlich und verabscheut ihn eben so lebhaft, als der Wurm zu seinen Füßen.

Jetzt aber fängt der große Unterschied an. Auf die Begierde

[redacted]

aufhört, alles in ihr streng nothwendig ist, so kann sie **rückwärts** nicht nachgeben, sondern muß **vorwärts** gegen den Willen drängen, bey ' dem die Befriedigung ihres Bedürfnisses steht. Zuweilen scheint 19 es zwar, als ob sie sich ihren Weg verkürzte, und, ohne zuvor ihr Gesuch vor den Willen zu bringen, unmittelbare Kausalität für die Handlung hätte, durch die ihrem Bedürfniße abgeholfen wird. In einem solchen Falle, wo der Mensch dem Triebe nicht bloß freyen Lauf **ließe**, sondern wo der Trieb diesen Lauf selbst **nähme**, würde der Mensch auch **nur** Thier seyn; aber es ist sehr zu zweifeln, ob dieses jemals sein Fall seyn kann, und wenn er es wirklich wäre, ob diese blinde Macht seines Triebes nicht ein Verbrechen seines Willens ist.

Das Begehrungsvermögen bringt also auf Befriedigung, und der Wille wird aufgefodert, ihm diese zu verschaffen. Aber der Wille soll seine Bestimmungsgründe von der Vernunft empfangen, und nur nach demjenigen, was diese erlaubt oder vorschreibt, seine Entschließung fassen. Wendet sich nun der Wille wirklich an die Vernunft, ehe er das Verlangen des Triebes genehmigt, so handelt er sittlich; entscheidet er aber unmittelbar, so handelt er sinnlich. *

' So oft also die Natur eine Foderung macht, und den Willen 191 durch die blinde Gewalt des Affekts überraschen will, kommt es diesem zu, ihr so lange Stillstand zu gebieten, bis die Vernunft gesprochen

[redacted]

alles sich gleich bleibt, wie auch der Wille sich in Ansehung ihrer verhalten mag, so ist hier keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht, zwischen Vernunft und Sinnlichkeit möglich, so kann der Mensch hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschließungsweise nur mit seiner vernünftigen handeln. Er handelt also in diesen Fällen auch nicht *moralisch schön*, weil an der Schönheit der Handlung auch die Neigung nothwendig Theil nehmen muß, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber *moralisch groß*, weil alles das, und das allein groß ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß gibt.

Die *schöne* Seele muß sich also im Affekt in eine *erhabene* verwandeln, und das ist der untrügliche Probierstein, wodurch man sie von dem *guten Herzen* oder der *Temperamentstugend* unterscheiden kann. Ist bey einem Menschen die Neigung nur darum auf Seiten der Gerechtigkeit, weil die Gerechtigkeit sich glücklicherweise auf Seiten der Neigung befindet, so wird der Naturtrieb im Affekt eine vollkommene Zwangsgewalt über den Willen ausüben, und, wo ein Opfer nöthig ist, so wird es die Sittlichkeit und nicht die Sinnlichkeit treffen. War es hingegen die Vernunft selbst, die, wie bey einem schönen Karakter der Fall ist, die Neigungen *in Pflicht nahm*, und der Sinnlichkeit das Steuer *nur anvertraute*, so wird sie es in demselben Moment zurücknehmen, als der Trieb seine Vollmacht [redacted]

Macht desselben seine Gerechtsame zu behaupten, so bleiben zwar alle jene Erscheinungen in Kraft, die der aufgeregte Naturtrieb in seinem eigenen Gebiet bewirkte, aber alle diejenigen werden fehlen, die er in einer fremden Gerichtsbarkeit eigenmächtig hatte an sich reissen wollen. Die Erscheinungen stimmen also nicht mehr überein, aber eben in ihrem Widerspruch liegt der Ausdruck der moralischen Kraft.

Gesetzt, wir erblicken an einem Menschen Zeichen des quaalvollesten Affekts aus der Klasse jener ersten ganz unwillkührlichen Bewegungen. Aber indem seine Adern auflaufen, seine Muskel krampfhaft angespannt werden, seine Stimme erstikt, seine Brust emporgetrieben, sein Unterleib einwärts gepreßt ist, sind seine willkührlichen Bewegungen sanft, seine Gesichtszüge frey, und es ist heiter um Aug und Stirne. Wäre der Mensch bloß ein Sinnenwesen, so würden alle seine Züge, da sie dieselbe gemeinschaftliche Quelle hätten, mit einander übereinstimmend seyn, und also in dem gegenwärtigen Fall alle ohne Unterschied Leiden ausdrücken müssen. Da aber Züge der Ruhe unter die Züge des Schmerzens gemischt sind, einerley Ursache aber nicht entgegengesetzte Wirkungen haben kann, so beweißt dieser Widerspruch der Züge das Daseyn und den Einfluß einer Kraft, die von dem Leiden unabhängig, und den Eindrücken überlegen ist, unter denen wir das Sinnliche erliegen sehen. Und auf diese Art nun wird die *Ruhe im Leiden*, als worinn die Würde eigentlich besteht, obgleich [redacted]

wo keine solche Gewalt zu bekämpfen ist, lächerlich, und wo keine mehr zu bekämpfen seyn *sollte*, verächtlich. Man lacht über den Komödianten, (weß Standes und Würden er auch sey), der auch bey gleichgültigen Verrichtungen eine gewisse Dignität affektiert. Man verachtet die kleine Seele, die sich für die Ausübung einer gemeinen Pflicht, die oft nur Unterlassung einer Niederträchtigkeit ist, mit Würde bezahlt macht.

Ueberhaupt ist es nicht eigentlich Würde, sondern Anmuth, was man von der Tugend fodert. Die Würde giebt sich bey der Tugend von selbst, die schon ihrem Innhalt nach Herrschaft des Menschen über seine Triebe voraussetzt. Weit eher wird sich bey Ausübung sittlicher Pflichten die Sinnlichkeit in einem Zustand des Zwangs und der Unterdrückung befinden, da besonders, wo sie ein schmerzhaftes Opfer bringt. Da aber das Ideal vollkommener Menschheit keinen Widerstreit, sondern Zusammenstimmung zwischen dem Sittlichen und Sinnlichen fodert, so verträgt es sich nicht wohl mit der Würde, die, als ein Ausdruck jenes Widerstreits zwischen beyden, entweder die besondern Schranken des Subjekts oder die allgemeinen der Menschheit sichtbar macht.

Ist das erste, und liegt es bloß an dem Unvermögen des Subjekts, daß bey einer Handlung Neigung und Pflicht nicht zusammenstimmen, so wird diese Handlung jederzeit soviel an sittlicher Schätzung [redacted]

eine Handlung gebietet, ' die das Sinnliche nothwendig leiden macht, 209 da ist Ernst und kein Spiel, da würde uns die Leichtigkeit in der Ausübung vielmehr empören als befriedigen; da kann also nicht Anmuth, sondern Würde der Ausdruck seyn. Ueberhaupt gilt hier das Gesetz, daß der Mensch alles mit Anmuth thun müsse, was er innerhalb seiner Menschheit verrichten kann, und alles mit Würde, welches zu verrichten er über seine Menschheit hinaus gehen muß.

So wie wir Anmuth von der Tugend fodern, so fodern wir Würde von der Neigung. Der Neigung ist die Anmuth so natürlich, als der Tugend die Würde, da sie schon ihrem Innhalt nach sinnlich, der Naturfreyheit günstig, und aller Anspannung feind ist. Auch dem rohen Menschen fehlt es nicht an einem gewissen Grade von Anmuth, wenn ihn die Liebe oder ein ähnlicher Affekt beseelt, und wo findet man mehr Anmuth, als bey Kindern, die doch ganz unter sinnlicher Leitung stehen? Weit mehr Gefahr ist da, daß die Neigung den Zustand des Leidens endlich zum herrschenden mache, die Selbstthätigkeit des Geistes ersticke, und eine allgemeine Erschlaffung herbeyführe. Um sich also bey einem edeln Gefühl in Achtung zu setzen, die ihr nur allein ein *sittlicher* Ursprung ' verschaffen kann, muß die Neigung 210 sich jederzeit mit Würde verbinden. Daher fodert der Liebende Würde von dem Gegenstand seiner Leidenschaft. Würde allein ist ihm Bürge, daß nicht *das Bedürfniß zu ihm nöthigte*, sondern *daß die Freyheit ihn wählte* — daß man ihn nicht *als Sache begehrt*, sondern *als Person hochschätzt*.

Man fodert Anmuth von dem, der verpflichtet, und Würde von dem, der verpflichtet wird. Der erste soll, um sich eines kränkenden Vortheils über den andern zu begeben, die Handlung seines uninteressirten Entschlusses durch den Antheil, den er die Neigung daran nehmen läßt, zu einer *affektionirten* Handlung herunter setzen, und sich dadurch den Schein des gewinnenden Theiles geben. Der andre soll, um durch die Abhängigkeit, in die er tritt, die Menschheit (deren heiliges Palladium Freyheit ist) nicht in seiner Person zu entehren, das bloße *Zufahren* des Triebs zu einer Handlung seines Willens erheben, und auf diese Art, indem er eine Gunst empfängt, eine erzeigen.

16: herschenden A. — 23: daß man nicht a. — 29: heruntersetzen, B b. — 33: Triebes B b.

Man muß einen Fehler mit Anmuth rügen, und mit Würde
bekennen. Kehrt man es um, so wird es das Ansehen haben, als
ob der eine ' Theil seinen Vortheil zu sehr, der andre seinen Nach= 2
theil zu wenig empfände.

Will der Starke geliebt seyn, so mag er seine Ueberlegenheit
durch Grazie mildern. Will der Schwache geachtet seyn, so mag er
seiner Ohnmacht durch Würde aufhelfen. Man ist sonst der Meynung,
daß auf den Thron Würde gehöre, und bekanntlich lieben die, welche
darauf sitzen, in ihren Räthen, Beichtvätern und Parlamenten — die
Anmuth. Aber was in einem politischen Reiche gut und löblich seyn
mag, ist es nicht immer in einem Reiche des Geschmacks. In dieses
Reich tritt auch der König — sobald er von seinem Throne herab=
steigt, (denn Throne haben ihre Privilegien,) und auch der kriechende
Höfling begiebt sich unter seine heilige Freyheit, sobald er sich zum
Menschen aufrichtet. Alsdann aber möchte Ersterm zu rathen seyn,
mit dem Ueberfluß des Andern seinen Mangel zu ersetzen, und ihm
soviel an Würde abzugeben, als er selbst an Grazie nöthig hat.

Da Würde und Anmuth ihre verschiedenen Gebiete haben, worinn
sie sich äussern, so schließen sie einander in derselben Person, ja in
demselben Zustand einer Person nicht aus; vielmehr ist es nur die
Anmuth, von der die Würde ' ihre Beglaubigung, und nur die 21
Würde, von der die Anmuth ihren Werth empfängt.

[redacted]

und daß es das Sittliche sey, was die Empfindungen in diese Uebereinstimmung brachte, das kann uns wiederum nur die damit verbundne Würde verbürgen. In der Würde nehmlich legitimirt sich das Subjekt als eine selbstständige Kraft; und indem ' der Wille die 213
Licenz der unwillkührlichen Bewegungen bändigt, giebt er zu erkennen, daß er die Freyheit der willkührlichen bloß zuläßt.

Sind Anmuth und Würde, jene noch durch architektonische Schönheit, diese durch Kraft unterstützt, in derselben Person vereinigt, so ist der Ausdruck der Menschheit in ihr vollendet, und sie steht da, gerechtfertigt in der Geisterwelt, und freygesprochen in der Erscheinung. Beyde Gesetzgebungen berühren einander hier so nahe, daß ihre Grenzen zusammen fließen. Mit gemildertem Glanze steigt in dem Lächeln des Mundes, in dem sanftbelebten Blick, in der heitern Stirne die Vernunftfreyheit auf, und mit erhabenem Abschied geht die Naturnothwendigkeit in der edeln Majestät des Angesichts unter. Nach diesem Ideal menschlicher Schönheit sind die Antiken gebildet, und man erkennt es in der göttlichen Gestalt einer Niobe, im belvederischen Apoll, in dem borghesischen geflügelten Genius, und in der Muse des Barberinischen Pallastes.*

* Mit dem feinen und großen Sinn, der ihm eigen ist, hat Winkelmann (Geschichte der Kunst. Erster Theil S. 480 folg. Wiener Ausgabe) diese hohe Schön'heit, welche aus der Verbindung der Grazie mit der Würde hervorgeht, 214
aufgefaßt und beschrieben. Aber was er vereinigt fand, nahm und gab er auch nur für Eines, und er blieb bey dem stehen, was der bloße Sinn ihn lehrte, ohne zu untersuchen, ob es nicht vielleicht noch zu scheiden sey. Er verwirrt den Begriff der Grazie, da er Züge, die offenbar nur der Würde zukommen, in diesen Begriff mit aufnimmt. Grazie und Würde sind aber wesentlich verschieden, und man thut unrecht, das zu einer Eigenschaft der Grazie zu machen, was vielmehr eine Einschränkung derselben ist. Was Winkelmann die hohe, himmlische Grazie nennt, ist nichts anders, als Schönheit und Grazie mit überwiegender Würde. „Die himmlische Grazie, sagt er, scheint sich allgenügsam, und bietet sich

2–3: verbundene a. — 12: zusammenfließen. B b. — 23–24: auch für Eines, a. — 24: Eins, K W. — stehen was A a. — 26: er a. — 31: (Die Stelle lautet S. 480 wörtlich: „Jene Gratie aber, eine Gesellinn aller Götter, scheinet sich selbst genugsam, und bietet sich nicht an, sondern will gesuchet werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich zu machen: denn „das Höchste hat," wie Plato sagt, „kein Bild:" mit den Weisen allein unterhält sie sich, und dem Pöbel erscheinet sie störrisch und unfreundlich; sie verschließet in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich der seeligen Stille der göttlichen Natur, von welcher sich die großen Künstler, wie die Alten schreiben, ein Bild zu entwerfen sucheten.")

' Wo sich Grazie und Würde vereinigen, da werden wir ab- 21
wechselnd angezogen und zurück'gestoßen; angezogen als Geister, zurück- 21
gestoßen als sinnliche Naturen.

' In der Würde nehmlich wird uns ein Beyspiel der Unterord- 21
nung des Sinnlichen unter das Sittliche vorgehalten, welchem nach-
zuahmen für uns Gesetz, zugleich aber für unser physisches Vermögen

„nicht an, sondern will gesucht werden; sie ist zu erhaben, um sich sehr sinnlich
„zu machen. Sie verschließt in sich die Bewegungen der Seele, und nähert sich
„der seligen Stille der göttlichen Natur. — Durch sie, sagt er an einem andern
„Ort, wagte sich der Künstler der Niobe in das Reich unkörperlicher Ideen, und
„erreichte das Geheim'niß, die Todesangst mit der höchsten Schönheit 21
„zu verbinden" (es würde schwer seyn, hierinn einen Sinn zu finden, wenn
es nicht augenscheinlich wäre, daß hier nur die Würde gemeynt ist) „er wurde
„ein Schöpfer reiner Geister, die keine Begierden der Sinne erwecken, denn sie
„scheinen nicht zur Leidenschaft gebildet zu seyn, sondern dieselbe nur angenommen
„zu haben." — Anderswo heißt es „die Seele äuserte sich nur unter einer stillen
„Fläche des Waßers, und trat niemals mit Ungestüm hervor. In Vorstellung
„des Leidens bleibt die größte Pein verschlossen, und die Freude schwebet wie eine
„sanfte Luft, die kaum die Blätter rühret, auf dem Gesicht einer Leukothea."

Alle diese Züge kommen der Würde und nicht der Grazie zu, denn die Grazie verschließt sich nicht, sondern kommt entgegen, die Grazie macht sich sinnlich, und ist auch nicht erhaben sondern schön. Aber die Würde ist es, was die Natur in ihren Aeußerungen zurückhält, und den Zügen, auch in der Todesangst und in dem bittersten Leiden eines Laokoon, Ruhe gebietet.

' Home verfällt in denselben Fehler, was aber bey diesem Schriftsteller weniger 21
zu verwundern ist. Auch er nimmt Züge der Würde in die Grazie mit auf, ob er gleich Anmuth und Würde ausdrücklich von einander unterscheidet. Seine Beobachtungen sind gewöhnlich richtig, und die nächsten Regeln, die er sich daraus bildet, wahr; aber weiter darf man ihm auch nicht folgen. Grundsätze

[redacted]

übersteigend ist. Der Widerstreit zwischen dem Bedürfniß der Natur und der Foderung des Gesetzes, deren Gültigkeit wir doch eingestehen, spannt die Sinnlichkeit an, und erweckt das Gefühl, welches Achtung genannt wird, und von der Würde unzertrennlich ist.

In der Anmuth hingegen, wie in der Schönheit überhaupt, sieht die Vernunft ihre Foderung in der Sinnlichkeit erfüllt, und überraschend tritt ihr eine ihrer Ideen in der Erschei'nung entgegen. Diese 217
unerwartete Zusammenstimmung des Zufälligen der Natur mit dem Nothwendigen der Vernunft, erweckt ein Gefühl frohen Beyfalls, (Wohlgefallen) welches auflösend für den Sinn, für den Geist aber belebend und beschäftigend ist, und eine Anziehung des sinnlichen Objekts muß erfolgen. Diese Anziehung nennen wir Wohlwollen — Liebe; ein Gefühl, das von Anmuth und Schönheit unzertrennlich ist.

Bey dem Reiz (nicht dem Liebreiz, sondern dem Wollustreiz, stimulus,) wird dem Sinn ein sinnlicher Stoff vorgehalten, der ihm Entledigung von einem Bedürfniß, d. i. Lust verspricht. Der Sinn ist also bestrebt, sich mit dem Sinnlichen zu vereinbaren, und Begierde entsteht; ein Gefühl, das anspannend für den Sinn, für den Geist hingegen erschlaffend ist.

Von der Achtung kann man sagen, sie beugt sich vor ihrem Gegenstande; von der Liebe, sie neigt sich zu dem ihrigen; von der Begierde, sie stürzt auf den ihrigen. Bey der Achtung ist das Objekt die Vernunft und das Subjekt die sinnliche Natur.* Bey

* Man darf die Achtung nicht mit der Hochachtung verwechseln. Achtung
(nach ihrem ' reinen Begriff) geht nur auf das Verhältniß der sinnlichen Natur 218
zu den Foderungen reiner praktischer Vernunft überhaupt, ohne Rücksicht auf eine wirkliche Erfüllung. „Das Gefühl der Unangemessenheit zu Erreichung einer Idee, die für uns Gesetz ist, heißt Achtung“ (Kants Kr. d. Urtheilskraft). Daher ist Achtung keine angenehme, eher drückende Empfindung. Sie ist ein Gefühl des Abstandes des empirischen Willens von dem reinen. — Es kann daher auch nicht befremdlich seyn, daß ich die sinnliche Natur zum Subjekt der Achtung mache, obgleich diese nur auf reine Vernunft geht: denn die Unangemessenheit zu Erreichung des Gesetzes kann nur in der Sinnlichkeit liegen.

Hochachtung hingegen geht schon auf die wirkliche Erfüllung des Gesetzes, und wird nicht für das Gesetz, sondern für die Person, die demselben gemäß handelt, empfunden. Daher hat sie etwas ergötzendes, weil die Erfüllung des Gesetzes Vernunftwesen erfreuen muß. Achtung ist Zwang, Hochachtung schon ein freyeres

16: d. i., A a. — 20: Achtung, A a B b. — 28: (Kants B b. — Urtheilskraft), B, Urtheilskraft). b. — 32: geht; B b. — 34: auf wirkliche a. — Gesetzes und B.

der ' Liebe ist das Objekt sinnlich, und das Subjekt die moralische 2 Natur. Bey der Begierde sind Objekt und Subjekt sinnlich.

' Die Liebe allein ist also eine freye Empfindung, denn ihre 2 reine Quelle strömt hervor aus dem Sitz der Freyheit, aus unsrer göttlichen Natur. Es ist hier nicht das Kleine und Niedrige, was sich mit dem Großen und Hohen mißt, nicht der Sinn, der an dem Vernunftgesetz schwindelnd hinaufsieht; es ist das absolut Große selbst, was in der Anmuth und Schönheit sich nachgeahmt und in der Sittlichkeit sich befriedigt findet, es ist der Gesetzgeber selbst, der Gott in uns, der mit seinem eigenen Bilde in der Sinnenwelt spielt. Daher ist das Gemüth aufgelößt in der Liebe, da es angespannt ist in der Achtung; denn hier ist nichts, das ihm Schranken setzte, da das absolutgroße nichts über sich hat, und die Sinnlichkeit, von der hier allein die Einschränkung kommen könnte, in der Anmuth und Schönheit mit den Ideen des Geistes zusammenstimmt. Liebe ist ein Herabsteigen, da die Achtung ein Hinaufklimmen ist. Daher kann der Schlimme nichts lieben, ob er gleich vieles achten muß; daher ' kann der Gute wenig achten, was er nicht zugleich mit Liebe um- 1 fienge. Der reine Geist kann nur lieben, nicht achten; der Sinn kann nur achten, aber nicht lieben.

Wenn der schuldbewußte Mensch in ewiger Furcht schwebt, dem Gesetzgeber in ihm selbst, in der Sinnenwelt zu begegnen, und in

[redacted]

erste grenzt an den Sinnenreiz, und das Wohlgefallen an derselben kann, wenn es nicht durch Würde zurückgehalten wird, leicht in Verlangen ausarten. Diese kann Reiz genannt werden. Ein abgespannter Mensch kann sich nicht durch innre Kraft in Bewegung setzen, sondern muß Stoff von außen empfangen, und durch leichte Uebungen der Phantasie, und schnelle Uebergänge vom Empfinden zum Handeln seine verlorene Schnellkraft wieder herzustellen suchen. Dieses erlangt er im Umgang mit einer reizenden Person, die das stagnirende Meer seiner Einbildungskraft durch Gespräch und Anblick in Schwung bringt.

Die beruhigende Grazie gränzt näher an die Würde, da sie sich durch Mäßigung unruhiger Bewegungen äussert. Zu ihr wendet sich der angespannte Mensch, und der wilde Sturm des Gemüths löst sich auf an ihrem friedeathmenden Busen. Diese kann Anmuth genannt werden. Mit dem Reize verbindet sich gern der lachende Scherz und der Stachel des Spotts; mit der Anmuth das Mitleid und die Liebe. Der entnervte Soliman schmachtet zuletzt in den Ketten einer Roxelane, wenn sich der brausende Geist eines Othello an der sanften Brust einer Desdemona zur Ruhe wiegt.

Auch die Würde hat ihre verschiedene Abstuffungen, und wird da, wo sie sich der Anmuth und Schönheit nähert, zum Edeln, und wo sie an das Furchtbare gränzt, zur Hoheit.



richtet sich schnell wieder auf, sobald nur die kleinste Spur menschlicher Schuld an dem Gegenstand seiner Anbetung sichtbar wird; denn nichts, was nur vergleichungsweise groß ist, darf unsern Muth darniederschlagen.

Die bloße Macht, sey sie auch noch so furchtbar und grenzenlos, kann nie Majestät verleihen. Macht imponiert nur dem Sinnenwesen, die Majestät muß dem Geist seine Freyheit nehmen. Ein Mensch, der mir das Todesurtheil schreiben kann, hat darum noch keine Majestät für mich, sobald ich selbst nur bin, was ich seyn soll. Sein Vortheil über mich ist aus, sobald ich will. ' Wer mir aber in seiner Person 225
den reinen Willen darstellt, vor dem werde ich mich, wenns möglich ist, auch noch in künftigen Welten beugen.

Anmuth und Würde stehen in einem zu hohen Werth, um die Eitelkeit und Thorheit nicht zur Nachahmung zu reizen. Aber es giebt dazu nur Einen Weg, nehmlich Nachahmung der Gesinnungen, deren Ausdruck sie sind. Alles andre ist Nachäffung, und wird sich als solche durch Uebertreibung bald kenntlich machen.

So wie aus der Affektation des Erhabenen Schwulst, aus der Affektation des Edeln das Kostbare entsteht, so wird aus der affektirten Anmuth Ziererey und aus der affektirten Würde steife Feierlichkeit und Gravität.

Die ächte Anmuth gibt bloß nach und kommt entgegen, die falsche hingegen zerfließt. Die wahre Anmuth schont bloß die Werkzeuge der willkührlichen Bewegung, und will der Freyheit der Natur nicht unnöthiger weise zu nahe treten; die falsche Anmuth hat gar nicht das Herz, die Werkzeuge des Willens gehörig zu gebrauchen, und um ja nicht ins ' Harte und Schwerfällige zu fallen, opfert 226
sie lieber etwas von dem Zweck der Bewegung auf, oder sucht ihn durch Umschweife zu erreichen. Wenn der unbehülfliche Tänzer bei einer Menuet soviel Kraft aufwendet, als ob er ein Mühlrad zu ziehen hätte, und mit Händen und Füßen so scharfe Ecken schneidet, als wenn es hier um eine geometrische Genauigkeit zu thun wäre, so wird der affektirte Tänzer so schwach auftreten, als ob er den Fußboden fürchtete, und mit Händen und Füßen nichts als Schlangen-

3: nur Bb. — 5: furchbar B. — 13: zu] so K. — 20—21: Feyerlichkeit Bb. — 21: Gravität: a. — 22: giebt Bb. — 25: unnöthigerweise Bb. — 28: Zweck Bb.

linien beschreiben, wenn er auch darüber nicht von der Stelle kommen sollte. Das andre Geschlecht, welches vorzugsweise im Besitze der wahren Anmuth ist, macht sich auch der falschen am meisten schuldig; aber nirgends beleidigt diese mehr, als wo sie der Begierde zum Angel dienet. Aus dem Lächeln der wahren Grazie wird dann die widrigste Grimasse, das schöne Spiel der Augen, so bezaubernd, wenn wahre Empfindung daraus spricht, wird zur Verdrehung, die schmelzend modulirende Stimme, so unwiderstehlich in einem wahren Munde, wird zu einem studirten tremulirenden Klang, und die ganze Musik weiblicher Reizungen zu einer betrüglichen Toilettenkunst.

Wenn man auf Theatern und Ballsälen Gelegenheit hat, die affektirte Anmuth zu beobachten, so kann man oft in den Kabinetten der Minister, und in den Studierzimmern der Gelehrten (auf hohen Schulen besonders) die falsche Würde studieren. Wenn die wahre Würde zufrieden ist, den Affekt an seiner Herrschaft zu hindern, und dem Naturtriebe bloß da, wo er den Meister spielen will, in den unwillkührlichen Bewegungen, Schranken setzt, so regiert die falsche Würde auch die willkührlichen mit einem eisernen Zepter, unterdrückt die moralischen Bewegungen, die der wahren Würde heilig sind, so gut als die sinnlichen, und löscht das ganze mimische Spiel der Seele in den Gesichtszügen aus. Sie ist nicht bloß streng gegen die widerstrebende, sondern hart gegen die unterwürfige Natur, und sucht

[redacted]

Gesichtsmuskeln sind angespannt, aller wahre natürliche Ausdruck verschwindet, und der ganze Mensch ist wie ein versiegelter Brief. Aber die falsche Würde hat nicht immer Unrecht, das mimische Spiel ihrer Züge in scharfer Zucht zu halten, weil es vielleicht mehr aussagen könnte, als man laut machen will; eine Vorsicht, welche die wahre Würde freylich nicht nöthig hat. Diese wird die Natur nur beherrschen, nie verbergen; bey der falschen hingegen herrscht die Natur nur desto gewaltthätiger *innen*, indem sie *außen* bezwungen ist.*

Schiller.

* Indessen giebt es auch eine *Feyerlichkeit* im guten Sinn, wovon die Kunst Gebrauch machen kann. Diese entsteht nicht aus der Anmassung, sich wichtig zu machen, sondern sie ' hat die Absicht, das Gemüth auf etwas wichtiges *vor-* 229 *zubereiten.* Da wo ein großer und tiefer Eindruck geschehen soll, und es dem Dichter darum zu thun ist, daß nichts davon verloren gehe, so stimmt er das Gemüth vorher zum Empfang desselben, entfernt alle Zerstreuungen und setzt die Einbildungskraft in eine Erwartungsvolle Spannung. Dazu ist nun das *Feyerliche* sehr geschickt, welches in Häufung vieler Anstalten besteht, wovon man den Zweck nicht absieht, und in einer absichtlichen Verzögerung des Fortschritts, da, wo die Ungeduld Eile fodert. In der Musik wird das Feierliche durch eine *langsame* gleichförmige Folge starker Töne hervorgebracht; die Stärke erweckt und spannt das Gemüth, die Langsamkeit verzögert die Befriedigung, und die Gleichförmigkeit des Takts läßt die Ungeduld gar kein Ende absehen.

Das *Feierliche* unterstützt den Eindruck des großen und erhabenen nicht wenig, und wird daher bey Religionsgebräuchen und Mysterien mit großem Erfolg gebraucht. Die Wirkungen der Glocken, der Choralmusik, der Orgel sind bekannt; aber auch für das Auge gibt es ein *Feyerliches*, nehmlich die *Pracht*, verbunden mit dem *Furchtbaren*, wie bey Leichenzeremonien, und bey allen öffentlichen Aufzügen, die eine große Stille, und einen langsamen Takt beobachten.

1: Gesichtsmuskeln a B b. — 4: aussagen A. — 9: *Schiller.*] fehlt in B b. — 10: Sinne, B b. — 19 u. 23: Feyerliche B b. — 23: des Großen und Erhaben a. — 25: bekannt, a. — 26: giebt a B b.

VI.

Vom Erhabenen.

(Zur weitern Ausführung einiger Kantischen Ideen.)

Erhaben nennen wir ein Objekt, bey dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Ueberlegenheit, ihre Freyheit von Schranken fühlt; gegen das wir also physisch den Kürzern ziehen, über welches wir uns aber moralisch d. i. durch Ideen erheben.

Nur als Sinnenwesen sind wir abhängig, als Vernunftwesen sind wir frey.

Der erhabene Gegenstand giebt uns erstlich: als Naturwesen unsre Abhängigkeit zu empfinden, indem er uns zweytens: mit der Unabhängigkeit bekannt macht, die wir als Vernunftwesen über die Natur, sowohl in uns als ausser uns behaupten.

Wir sind abhängig, insofern etwas ausser uns den Grund enthält, warum etwas in uns möglich wird.

[redacted]

Entwicklung des Theoretischerhabenen hinreichend ausgeführt werden. Daß unsre Existenz als Sinnenwesen, von Naturbedingungen ausser uns abhängig gemacht ist, wird wohl kaum eines eigenen Beweises bedürfen. Sobald die Natur ausser uns das bestimmte Verhältniß zu uns ändert, auf welches unser physischer Wohlstand gegründet ist, so wird auch sogleich unsre Existenz in der Sinnenwelt, die an diesem physischen Wohlstande haftet, angefochten und in Gefahr gesetzt. Die Natur hat also die Bedingungen in ihrer Gewalt, unter denen wir existiren, und damit wir dieses, zu unserm Daseyn so unentbehrliche Naturverhältniß in Acht nehmen sollten, so ist unserm physischen Leben an dem Selbsterhaltungstriebe ein wachsamer Hüter, diesem Triebe aber an dem Schmerz ein Warner gegeben worden. Sobald daher unser physischer Zustand eine Veränderung erleidet, die ihn zu seinem Gegentheil zu bestimmen droht, so erinnert der Schmerz an die Gefahr, und der Trieb der Selbsterhaltung wird durch ihn zum Widerstand aufgefordert.

Ist die Gefahr von der Art, daß unser Widerstand vergeblich seyn würde, so muß Furcht entstehen. Ein Objekt also, dessen Existenz den Bedingungen der unsrigen widerstreitet, ist, wenn wir uns ihm an Macht nicht gewachsen fühlen, ein Gegenstand der Furcht, furchtbar.

Aber es ist nur furchtbar für uns, als Sinnenwesen, denn nur als solche hängen wir ab von der Natur. Dasjenige in uns, was

wir um den Grund aller möglichen Vorstellungen, unsre Existenz in der Sinnenwelt, ob wir für das Daseyn selbst oder für eine einzelne Aeußerung desselben zu fürchten haben.

Eben deßwegen aber, weil der *furchtbare* Gegenstand unsere sinnliche Natur gewaltsamer angreift, als der *unendliche*, so wird auch der Abstand zwischen dem sinnlichen und übersinnlichen Vermögen dabey um so lebhafter gefühlt, so wird die Ueberlegenheit der Vernunft und die innere Freyheit des Gemüths desto hervorstechender. Da nun das ganze Wesen des Erhabenen auf dem Bewußtseyn dieser unsrer Vernunftfreyheit beruht, und alle Lust am Erhabenen gerade nur auf dieses Bewußtseyn sich gründet, so folgt von selbst (was auch die Erfahrung lehrt) daß das *Furchtbare* in der ästhetischen Vorstellung lebhafter und angenehmer rühren müsse, als das *Unendliche*, und daß also das Praktischerhabene, der Stärke der Empfindung nach, einen sehr großen Vorzug vor dem theoretischen voraus habe.

Das Theoretischgroße erweitert eigentlich nur unsre *Sphäre*, das Praktischgroße, das Dynamischerhabene unsre *Kraft*. — Unsre wahre und vollkommene Unabhängigkeit von der Natur erfahren wir eigentlich nur durch das letztere; denn es ist ganz etwas anders in der bloßen Handlung des Vorstellens und in seinem ganzen innern Daseyn sich von Naturbedingungen unabhängig fühlen, als sich über das Schicksal, über alle Zufälle, über die ganze Naturnothwendigkeit

Macht überlegen und zu seinem Untergange bewaffnet ist, gezwungen hat, ihm zu gehorchen und seinen Zwecken zu dienen — alle diese Fälle, sage ich, erwecken kein Gefühl des Erhabenen, ob sie gleich etwas analoges damit haben und deßwegen auch in der ästhetischen Beurtheilung gefallen. Warum sind sie aber nicht erhaben, da sie doch die Ueberlegenheit des Menschen über die Natur vorstellig machen?

Wir müssen hier zum Begriff des Erhabenen zurückgehen, worinn sich der Grund leicht entdecken lassen wird. Zufolge dieses Begriffs ist nur derjenige Gegenstand erhaben, gegen den wir als *Naturwesen* erliegen, von dem wir uns aber als Vernunftwesen, als nicht zur Natur gehörige Wesen, absolut unabhängig fühlen. Alle *natürliche Mittel* also, die der Mensch anwendet, um der Naturmacht zu widerstehen, sind durch diesen Begriff des Erhabenen *ausgeschlossen*; denn dieser Begriff verlangt schlechterdings, daß wir dem Gegenstande als Naturwesen nicht gewachsen seyn sollen, daß wir uns aber durch das, was in uns nicht Natur ist, (und dieß ist nichts anders als reine Vernunft) als von ihm unabhängig fühlen sollen. Nun sind aber alle jene angeführten Mittel, durch welche der Mensch der Natur überlegen wird, (Geschicklichkeit, List und physische Stärke), aus der Natur genommen, kommen ihm also als Naturwesen zu; er widersteht also diesen Gegenständen nicht als Intelligenz, sondern als Sinnenwesen, nicht moralisch durch seine innre Freyheit, sondern physisch durch Anwendung natürlicher Kräfte. Er unterliegt auch deßwegen diesen Gegenständen nicht, sondern er ist ihnen schon als [redacted]

[illegible] nur [illegible] und die Ge[illegible]

[illegible] Sicher[illegible] Sinn[illegible] 33
[illegible] mittelbar durch [illegible] ohne Furcht [illegible] als Naturwesen, [illegible] oder durch den [illegible] entzogen [illegible], wie wir sehen, [illegible] aber die Moral [illegible]. Die Moral [illegible] ohne alle Rück[illegible] aber ist es, die [illegible] dem Anliegen der [illegible] zu [illegible]ten sucht. Zur [illegible], daß wir eine [illegible] noch dazu erfodert, daß [illegible] dem Moralgesetz, oder was [illegible] dem Einfluß eines reinen Vernunft[illegible] ein solcher Gegenstand, vor dem wir nur [illegible] haben. Die lebhafte Vorstellung aller [illegible], verbunden mit der Gewißheit, 34
ihm nicht entfliehen zu können, würde es den meisten Menschen, weil



was einen erhabenen Eindruck machen soll, die Sinnlichkeit mit ihren
Foderungen schlechterdings abgewiesen worden seyn, und aller Be-
ruhigungsgrund nur in der Vernunft zu suchen seyn müsse. Die-
jenige Idee der Unsterblichkeit also, wobey die Sinnlichkeit gewisser-
maßen noch ihre Rechnung findet (wie sie in allen positiven Religionen
aufgestellt ist) kann gar nichts dazu beytragen, die Vorstellung des
Todes zu einem erhabenen Ge'genstand zu machen. Vielmehr muß 341
diese Idee nur gleichsam im Hintergrunde stehen, um bloß der Sinn-
lichkeit zu Hülfe zu kommen, wenn diese sich allen Schrecknissen der
Zernichtung trost- und wehrlos bloß gestellt fühlte und unter diesem
heftigen Angriff zu erliegen drohte. Wird diese Idee der Unsterblich-
keit aber die herrschende im Gemüth, so verliert der Tod das *Furcht-
bare*, und das *Erhabene* verschwindet.

Die Gottheit, vorgestellt in ihrer Allwissenheit, die alle Krüm-
mungen des menschlichen Herzens durchleuchtet, in ihrer Heiligkeit,
die keine unreine Regung duldet, und in ihrer Macht, die unser
physisches Schicksal in ihrer Gewalt hat, ist eine *furchtbare* Vor-
stellung, und kann deßwegen zu einer *erhabenen* Vorstellung wer-
den. Vor den Wirkungen dieser Macht können wir keine physische
Sicherheit haben, weil es uns gleich unmöglich ist, derselben *auszu-
weichen* und *Widerstand* zu thun. Also bleibt uns nur mora-
lische Sicherheit übrig, die wir auf die Gerechtigkeit dieses Wesens
und auf unsre Unschuld gründen. Wir sehen die schreckhaften Er-
scheinungen, durch welche sie ihre Macht zu erkennen giebt, ohne
Schrecken an, weil das Bewußtseyn unserer Schuldlosigkeit ' uns davor 342
sicher stellt. Diese moralische Sicherheit macht es uns möglich, bey
der Vorstellung dieser grenzenlosen, unwiderstehlichen und allgegen-
wärtigen Macht unsre Gemüthsfreyheit nicht völlig zu verlieren, denn
wo diese dahin ist, da ist das Gemüth zu keiner ästhetischen Beur-
theilung aufgelegt. Sie kann aber die Ursache des Erhabenen nicht
seyn, weil dieses Gefühl der Sicherheit, ob es gleich auf moralischen
Gründen beruht, doch zuletzt nur einen Beruhigungsgrund für die
Sinnlichkeit abgiebt, und den Trieb der Selbsterhaltung befriedigt;
das Erhabene aber niemals auf Befriedigung unsrer Triebe sich gründet.
Soll die Vorstellung der Gottheit praktisch (dynamisch) erhaben werden,
so dürfen wir das Gefühl unserer Sicherheit *nicht auf unser* Da-

hindert, daß der Selbsterhaltungstrieb nicht aufgeschreckt und die Gemüthsfreyheit aufgehoben wird.

Ganz anders ist es mit der innern oder *moralischen Sicherheit*. Diese ist zwar auch ein Beruhigungsgrund für die *Sinnlichkeit* (sonst wäre sie selbst erhaben) aber sie ist es nur mittelbar durch Ideen der Vernunft. Wir sehen das Furchtbare ohne Furcht an, weil wir uns der Macht desselben über uns, als Naturwesen, entweder durch das Bewußtseyn unserer *Unschuld* oder durch den Gedanken an die *Unzerstörbarkeit unsers Wesens* entzogen fühlen. Diese moralische Sicherheit postulirt also, wie wir sehen, *Religionsideen*, denn nur die *Religion*, nicht aber die *Moral* stellt Beruhigungsgründe für unsere Sinnlichkeit auf. Die Moral verfolgt die Vorschrift der Vernunft unerbittlich und ohne alle Rücksicht auf das Interesse unserer Sinnlichkeit; die Religion aber ist es, die zwischen den Foderungen der Vernunft und dem Anliegen der Sinnlichkeit eine Aussöhnung, eine Uebereinkunft zu stiften sucht. Zur moralischen Sicherheit reicht es also gar nicht hin, daß wir eine moralische Gesinnung besitzen, sondern es wird noch dazu erfodert, daß wir die *Natur* in Einstimmung mit dem *Moralgesetz*, oder was hier einerley ist, daß wir sie uns unter dem Einfluß eines reinen Vernunftwesens denken. Der Tod z. B. ist ein solcher Gegenstand, vor dem wir *nur* moralische Sicherheit haben. Die lebhafte Vor-

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. *Erhaben* ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretischgroß, da er sich über die unwegsamen 3
Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktischgroß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im *Glück*, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktischerhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken giebt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr *nicht* entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine *materiale* und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine *idealische* und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bey Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich
also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer 341
uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der lezten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es uns den sinnlichen Theil unsers Wesens, der allein der Gefahr unterworfen ist, als ein auswärtiges Naturding betrachten lehrt, das unsre

[redacted]

'Der Gegenstand des Praktischerhabenen muß für die Sinnlichkeit 345
furchtbar seyn; unserm physischen Zustand muß ein Uebel drohen, und die Vorstellung der Gefahr muß den Selbsterhaltungstrieb in Bewegung setzen.

'Unser intelligibles Selbst, dasjenige in uns, was nicht 346
Natur ist, muß sich bey jener Affektion des Erhaltungstriebs von dem sinnlichen Theil unsers Wesens unterscheiden, und seiner Selbstständigkeit, seiner Unabhängigkeit von allem, was die physische Natur treffen kann, kurz, seiner Freyheit sich bewußt werden.

Diese Freyheit ist aber schlechterdings nur moralisch, nicht physisch. Nicht durch unsre natürliche Kräfte, nicht durch unsern Verstand, nicht als Sinnenwesen, dürfen wir uns dem furchtbaren Gegenstand überlegen fühlen; denn da würde unsre Sicherheit immer nur durch physische Ursachen, also empirisch, bedingt seyn, und also immer noch eine Abhängigkeit von der Natur übrig bleiben. Sondern es muß uns völlig gleichgültig seyn, wie wir als Sinnenwesen dabey fahren, und bloß darinn muß unsre Freyheit bestehen, daß wir unsern physischen Zustand, der durch die Natur bestimmt werden kann, gar nicht zu unserm Selbst rechnen, sondern als etwas auswärtiges und fremdes betrachten, was auf unsre moralische Person keinen Einfluß hat.

Thorheit sowohl als Frevel seyn würde, uns eine Ueberlegenheit des Gemüths über die Wirkungen einer solchen Macht einzubilden. Hier scheint kein Gefühl der Erhabenheit unsrer eignen Natur, sondern vielmehr Niedergeschlagenheit und Unterwerfung die Gemüthsstimmung zu seyn, die sich für die Erscheinung eines solchen Gegenstandes schickt. In der Religion überhaupt scheint Niederwerfen, Anbetung mit zerknirschten angstvollen Geberden das einzig schickliche Benehmen in Gegenwart der Gottheit zu seyn, welches daher auch die meisten Völker angenommen 345
haben. Aber, fährt er fort, diese Gemüthsstimmung ist mit der Idee der Erhabenheit einer Religion bey weitem nicht so nothwendig verbunden. Der Mensch, der sich seiner Schuld bewußt ist und also Ursache hat, sich zu fürchten, ist in gar keiner Gemüthsstimmung, um die göttliche Größe zu bewundern — nur alsdann, wenn sein Gewissen rein ist, dienen jene Wirkungen der göttlichen Macht dazu, ihm eine erhabene Idee von der Gottheit zu geben, sofern er durch das Gefühl seiner eigenen erhabnen Gesinnung über die Furcht vor den Wirkungen dieser Macht erhoben wird. Er hat Ehrfurcht, nicht Furcht, vor der Gottheit, da hingegen die Superstition bloße Furcht und Angst vor der Gottheit fühlt, ohne sie hochzuschätzen, woraus nie eine Religion des guten Wandels, bloß Gunstbewerbung und Einschmeichlung entstehen kann. Kants Kritik der ästhetischen Urtheilskraft. Analytik des Erhabenen. [S. 106 ff., von Schiller aber vielfach im Ausdruck geändert.]

Groß ist, wer das Furchtbare überwindet. *Erhaben* ist, wer es, auch selbst unterliegend, nicht fürchtet.

Hannibal war theoretischgroß, da er sich über die unwegsamen Alpen den Durchgang nach Italien bahnte; praktischgroß oder erhaben war er nur im Unglück.

Groß war Herkules, da er seine zwölf Arbeiten unternahm und beendigte.

Erhaben war Prometheus, da er am Kaukasus angeschmiedet, seine That nicht bereute und sein Unrecht nicht eingestand.

Groß kann man sich im *Glück*, erhaben nur im Unglück zeigen.

Praktischerhaben ist also jedweder Gegenstand, der uns zwar unsre Ohnmacht, als Naturwesen, zu bemerken giebt — zugleich aber ein Widerstehungsvermögen von ganz andrer Art in uns aufdeckt, welches zwar von unsrer physischen Existenz die Gefahr *nicht* entfernt, aber (welches unendlich mehr ist) unsre physische Existenz selbst von unsrer Persönlichkeit absondert. Es ist also keine *materiale* und bloß einen einzelnen Fall betreffende, sondern eine *idealische* und über alle möglichen Fälle sich erstreckende Sicherheit, deren wir uns bey Vorstellung des Erhabenen bewußt werden. Dieses gründet sich also ganz und gar nicht auf Ueberwindung oder Aufhebung einer uns drohenden Gefahr, sondern auf Wegräumung der lezten Bedingung, unter der es allein Gefahr für uns geben kann, indem es

[redacted]

Aber die Vorstellung der Gefahr hat hier doch einen *realen* Grund, und es bedarf bloß der einfachen Operation: die Existenz dieser Dinge mit unserer physischen Existenz in *eine* Vorstellung zu verknüpfen, so ist das Furchtbare da. Die Phantasie braucht aus ihrem eigenen Mittel nichts hinein zu legen, sondern sie hält sich nur an das, was ihr gegeben ist.

Aber nicht selten werden an sich gleichgültige Gegenstände der Natur, durch Dazwischen'kunft der Phantasie, subjektiv in furchtbare 353
Mächte verwandelt, und es ist die Phantasie selbst, die das Furchtbare nicht bloß durch Vergleichung *entdeckt*, *sondern* es ohne einen hinreichenden objektiven Grund dazu zu haben, eigenmächtig *erschafft*. Dieß ist der Fall beym *Ausserordentlichen* und beym *Unbestimmten*.

Dem Menschen, im Zustand der Kindheit, wo die Einbildungskraft am ungebundensten wirkt, ist alles schreckhaft was ungewöhnlich ist. In jeder unerwarteten Erscheinung der Natur glaubt er einen Feind zu erblicken, der gegen sein Daseyn gerüstet ist, und der Erhaltungstrieb ist sogleich geschäftig, dem Angriff zu begegnen. Der Erhaltungstrieb ist in dieser Periode sein unumschränkter Gebieter, und weil dieser Trieb ängstlich und feig ist, so ist die Herrschaft desselben ein Reich des Schreckens und der Furcht. Der Aberglaube, der in dieser Epoche sich bildet, ist daher schwarz und fürchterlich, und auch die Sitten tragen diesen feindseligen finstern Karakter. Man findet den Menschen früher bewaffnet als bekleidet, und sein erster Griff ist an das Schwerdt, wenn er einem Fremdling begegnet. Die Gewohnheit der alten Taurier, jeden Ankömmling, den das Unglück an ihre Küste führte, ' der Diana zu opfern, hat schwerlich einen 354
andern Ursprung als die *Furcht*; denn so verwildert ist nur der *schiefgebildete*, nicht der *ungebildete* Mensch, daß er gegen dasjenige wüthete, was ihm nicht schaden kann.

Diese Furcht vor allem, was ausserordentlich ist, verliert sich nun zwar im Zustand der Kultur, aber nicht so ganz, daß in der *ästhetischen* Betrachtung der Natur, wo sich der Mensch dem Spiel der Phantasie freywillig hingiebt, nicht eine Spur davon übrig bleiben sollte. Das wissen die Dichter sehr gut, und unterlassen daher nicht, das

29: *schiefgebildete* nicht A.

ausserordentliche wenigstens als ein Ingrediens des Furchtbaren zu gebrauchen. Eine tiefe Stille, eine große Leere, eine plötzliche Erhellung der Dunkelheit sind an sich sehr gleichgültige Dinge, die sich durch nichts als das Ausserordentliche und Ungewöhnliche auszeichnen. Dennoch erregen sie ein Gefühl des Schreckens, oder verstärken wenigstens den Eindruck desselben, und sind daher tauglich zum Erhabenen.

Wenn uns Virgil mit Grausen über das Höllenreich erfüllen will, so macht er uns vorzüglich auf die Leerheit und Stille desselben aufmerksam. Er nennt es loca nocte late tacentia ' weitschweigende Gefilde der Nacht, domos vacuas Ditis et inania regna leere Behausungen und hohle Reiche des Pluto.

Bey den Einweihungen in die Mysterien der Alten wurde vorzüglich auf einen furchtbaren feyerlichen Eindruck gesehen, und dazu bediente man sich besonders auch des Stillschweigens. Eine tiefe Stille giebt der Einbildungskraft einen freyen Spielraum, und spannt die Erwartung auf etwas Furchtbares, welches kommen soll. Bey Uebungen der Andacht ist das Stillschweigen einer ganzen versammelten Gemeine ein sehr wirksames Mittel, der Phantasie einen Schwung zu geben und das Gemüth in eine feyerliche Stimmung zu setzen. Selbst der Volksaberglaube macht bey seinen Träumereyen davon Gebrauch, denn bekanntlich muß eine tiefe Stille beobachtet werden, wenn man einen Schatz zu erheben hat. In den bezauberten Pallästen,

[redacted]

Homers Darstellung der Unterwelt wird eben dadurch, daß sie gleichsam in einem Nebel schwimmt, desto furchtbarer, und die Geistergestalten im Oßian sind nichts als luftige Wolkengebilde, denen die Phantasie nach Willkühr den Umriß giebt.

Alles was *verhüllt* ist, alles *Geheimnißvolle*, trägt zum Schrecklichen bey, und ist deßwegen der Erhabenheit fähig. Von dieser Art ist die Aufschrift, welche man zu Sais in Egypten über dem Tempel der Isis las. „Ich bin alles was ist, was gewesen ist, und was seyn wird. Kein sterblicher Mensch hat meinen Schleyer aufgehoben.“ — Eben dieses Ungewisse und Geheimnißvolle giebt den Vorstellungen der Menschen von der Zukunft nach dem Tode etwas 355 grauenvolles; diese Empfindungen sind in dem bekannten Selbstgespräch Hamlets sehr glücklich ausgedrückt.

Die Beschreibung, die uns Tacitus von dem feyerlichen Aufzug der Göttin Hertha macht, wird durch das Dunkel, das er darüber verbreitet, furchtbar erhaben. Der Wagen der Göttinn verschwindet im Innersten des Waldes, und keiner von denen, die zu diesem geheimnißvollen Dienst gebraucht werden, kommt lebend zurück. Mit Schauder fragt man sich, was das wohl seyn möge, welches dem der es sieht, das Leben kostet, quod tantum morituri vident.

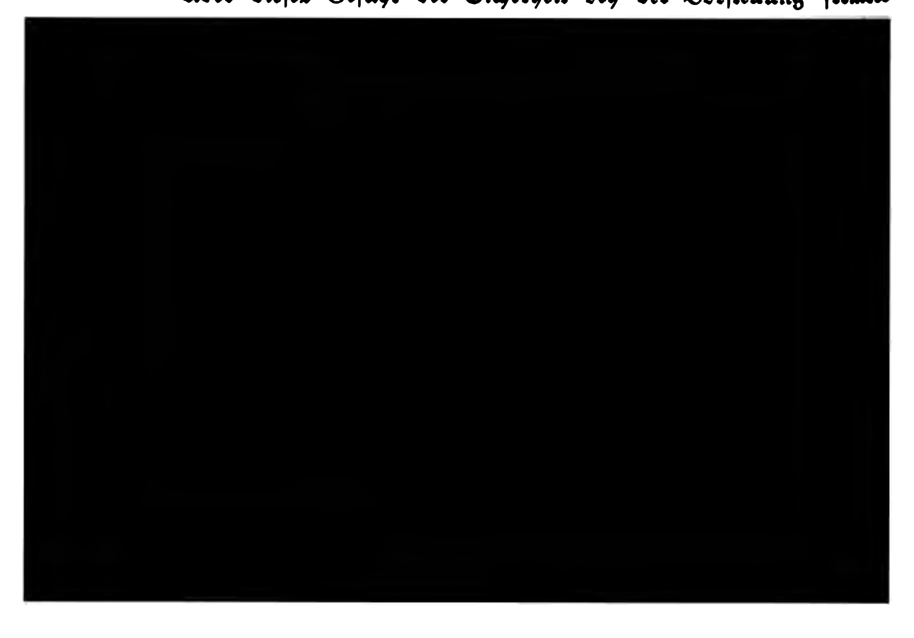
Alle Religionen haben ihre Mysterien, welche ein heiliges Grauen unterhalten, und so wie die Majestät der Gottheit hinter dem Vorhang im Allerheiligsten wohnet, so pflegt sich auch die Majestät der Könige mit Geheimniß zu umgeben, um die Ehrfurcht ihrer Unterthanen durch diese künstliche Unsichtbarkeit in fortdauernder Spannung [redacted]

so muß, vermöge des unveränderlichen Naturgesetzes der Sympathie, in uns selbst ein Nachgefühl dieses Leidens erfolgen. Dadurch machen wir es gleichsam zu dem unsrigen. Wir leiden mit. Nicht bloß die theilnehmende Betrübniß, das Gerührtseyn über fremdes Unglück, heißt Mitleiden, sondern jeder traurige Affekt ohne Unterschied, den wir einem andern nachempfinden; also giebt es so viele Arten des Mitleidens, als es verschiedene Arten des ursprünglichen Leidens giebt: mitleidende Furcht, mitl. Schrecken, mitl. Angst, mitl. Entrüstung, mitl. Verzweiflung.

Wenn aber das Affekt erregende (oder Pathetische) einen Grund des Erhabenen abgeben soll, so darf es nicht bis zum wirklichen Selbstleiden getrieben werden. Auch mitten im heftigsten Affekt müssen wir uns von dem selbstleidenden Subjekt unterscheiden; denn es ist um die Freyheit des Geistes geschehen, sobald die Täuschung sich in völlige Wahrheit verwandelt.

Wird das Mitleiden zu einer solchen Lebhaftigkeit erhöht, daß wir uns mit dem Leidenden ernstlich verwechseln, so beherrschen wir den Affekt nicht mehr, sondern er beherrscht uns. Bleibt hingegen die Sympathie in ihren ästhetischen Gränzen, so vereinigt sie zwey Hauptbedingungen des Erhabenen: sinnlichlebhafte Vorstellung des Leidens mit dem Gefühl eigner Sicherheit verbunden.

Aber dieses Gefühl der Sicherheit bey der Vorstellung fremder



um den mitleidenden Affekt in der gehörigen Stärke zu errege Zweytens eine Vorstellung des Widerstandes gegen das Leide um die innre Gemüthsfreyheit ins Bewußtseyn zu rufen. Nur dur das erste wird der Gegenstand pathetisch, nur durch das zwey wird das pathetische zugleich erhaben.

Aus diesem Grundsatz fließen die beiden Fundamentalgesetze al tragischen Kunst. Diese sind erstlich: Darstellung der leidenden Natu zweytens: Darstellung der moralischen Selbstständigkeit im Leide

---

Ueber das Pathetische.

Darstellung des Leidens — als bloßen Leidens — ist niem Zweck der Kunst, aber als Mittel zu ihrem Zweck ist sie dersel äusserst wichtig. Der letzte Zweck der Kunst ist die Darstellung Uebersinnlichen und die tragische Kunst insbesondere bewerkstel dieses dadurch, daß sie uns die moralische Independenz von Nat gesetzen im Zustand des Affekts versinnlicht. Nur der Widerst den es gegen die Gewalt der Gefühle äußert, macht das fr Princip in uns kenntlich; der Widerstand aber kann nur nach Stärke des Angriffs geschätzt werden. Soll sich also die Intel genz im Menschen als eine, von der Natur unabhängige, Kr

[redacted]

macht unendlich erhaben ist. Man gelangt also zur Darstellung der moralischen Freyheit nur durch die lebendigste Darstellung der leidenden Natur, und der tragische Held muß sich erst als empfindendes Wesen bey uns legitimirt haben, ehe wir ihm als Vernunftwesen huldigen, und an seine Seelenstärke glauben.

Pathos ist also die erste und unnachlaßliche Foderung an den 368 tragischen Künstler, und es ist ihm erlaubt, die Darstellung des Leidens so weit zu treiben, als es, *ohne Nachtheil für seinen letzten Zweck*, ohne Unterdrückung der moralischen Freyheit, geschehen kann. Er muß gleichsam seinem Helden oder seinem Leser die ganze volle Ladung des Leidens geben, weil es sonst immer problematisch bleibt, ob sein Widerstand gegen dasselbe eine Gemüthshandlung (etwas *positives*) und nicht vielmehr bloß etwas *negatives* und ein Mangel ist.

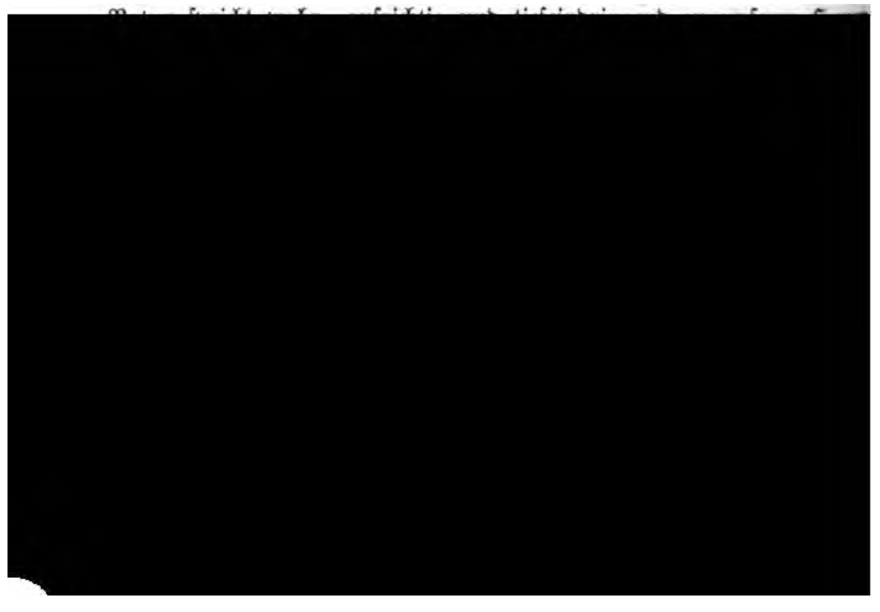
Dieß letztere ist der Fall bey dem Trauerspiel der ehemaligen Franzosen, wo wir höchst selten oder nie die *leidende Natur* zu Gesicht bekommen, sondern meistens nur den kalten, deklamatorischen Poeten oder auch den auf den Stelzen gehenden Komödianten sehen. Der frostige Ton der Deklamation erstickt alle wahre Natur, und den französischen Tragikern macht es ihre angebetete *Dezenz* vollends ganz unmöglich, die Menschheit in ihrer Wahrheit zu zeichnen. Die Dezenz verfälscht überall, auch wenn sie an ihrer rechten Stelle ist, den Ausdruck der Natur, und doch fodert diesen die Kunst unnachlaßlich. Kaum können wir es einem französischen Trauerspielhelden glauben, daß er ' *leidet*, denn er läßt sich über seinen Gemüths- 369 zustand heraus wie der ruhigste Mensch, und die unaufhörliche Rücksicht auf den Eindruck, den er auf andere macht, erlaubt ihm nie, der Natur in sich ihre Freyheit zu lassen. Die Könige, Prinzeßinnen und Helden eines Corneille und Voltaire vergessen ihren *Rang* auch im heftigsten Leiden nie, und ziehen weit eher ihre *Menschheit* als ihre *Würde* aus. Sie gleichen den Königen und Kaisern in den alten Bilderbüchern, die sich mit samt der Krone zu Bette legen.

Wie ganz anders sind die *Griechen* und diejenigen unter den

6: unnachläßliche K W M. (Vgl. Z. 24 und oben S. 92, 29.) — Forderung K W M (und so immer: fordern u. s. w.). — 12–13: Gemüthshandlung, etwas positives, B b. — 18: auf Stelzen B b K W M. — 23–24: unnachlaßlich] (Vgl. 6.) — 28–29: Prinzessinnen, B b.

Neuern, die in ihrem Geiste gedichtet haben. Nie schämt sich der Grieche der Natur, er läßt der Sinnlichkeit ihre vollen Rechte, und ist dennoch sicher, daß er nie von ihr unterjocht werden wird. Sein tiefer und richtiger Verstand läßt ihn das Zufällige, das der schlechte Geschmack zum Hauptwerke macht, von dem Nothwendigen unterscheiden; alles aber, was nicht Menschheit ist, ist zufällig an dem Menschen. Der Griechische Künstler, der einen Laokoon, eine Niobe, einen Philoktet darzustellen hat, weiß von keiner Prinzeßin, keinem König und keinem Königsohn; er hält sich nur an den Menschen. Deßwegen wirft der weise Bildhauer die Bekleidung weg, und zeigt uns bloß nackende Figuren; ob er gleich sehr gut weiß, daß dieß im wirklichen Leben nicht der Fall war. Kleider sind ihm etwas Zufälliges, dem das nothwendige niemals nachgesetzt werden darf, und die Gesetze des Anstands oder des Bedürfnisses sind nicht die Gesetze der Kunst. Der Bildhauer soll und will uns den *Menschen* zeigen, und Gewänder verbergen denselben; also verwirft er sie mit Recht.

Eben so wie der griechische Bildhauer die unnütze und hinderliche Last der Gewänder hinwegwirft, um der *menschlichen Natur* mehr Platz zu machen, so entbindet der griechische Dichter seine Menschen von dem eben so unnützen und eben so hinderlichen Zwang der Konvenienz und von allen frostigen Anstandsgesetzen, die an dem Menschen nur künsteln und die Natur an ihm verbergen. Die leidende



der Grieche in der Abstumpfung und Gleichgültigkeit gegen das Leiden seinen Ruhm, sondern in Ertragung desselben bey allem Gefühl für dasselbe. Selbst die Götter der Griechen müssen der Natur einen Tribut entrichten, sobald sie der Dichter der Menschheit näher bringen will. Der verwundete Mars schreyt vor Schmerz so laut auf, wie zehentausend Mann, und die von einer Lanze gerizte Venus steigt weinend zum Olymp, und verschwört alle Gefechte.

Diese zarte Empfindlichkeit für das Leiden, diese warme, aufrichtige, wahr und offen da liegende Natur, welche uns in den griechischen Kunstwerken so tief und lebendig rührt, ist ein Muster der Nachahmung für alle Künstler, und ein Gesetz, das der Griechische Genius der Kunst ' vorgeschrieben hat. Die erste Foderung an den 372
Menschen macht immer und ewig die Natur, welche niemals darf abgewiesen werden; denn der Mensch ist — ehe er etwas anders ist — ein empfindendes Wesen. Die zweite Foderung an ihn macht die Vernunft, denn er ist ein vernünftig empfindendes Wesen, eine moralische Person, und für diese ist es Pflicht, die Natur nicht über sich herrschen zu lassen, sondern sie zu beherrschen. Erst alsdann, wenn erstlich der Natur ihr Recht ist angethan worden, und wenn zweytens die Vernunft das ihrige behauptet hat, ist es dem Anstand erlaubt, die dritte Foderung an den Menschen zu machen, und ihm, im Ausdruck, sowohl seiner Empfindung als seiner Gesinnungen, Rücksicht gegen die Gesellschaft aufzulegen, und sich — als ein civilisirtes Wesen zu zeigen.

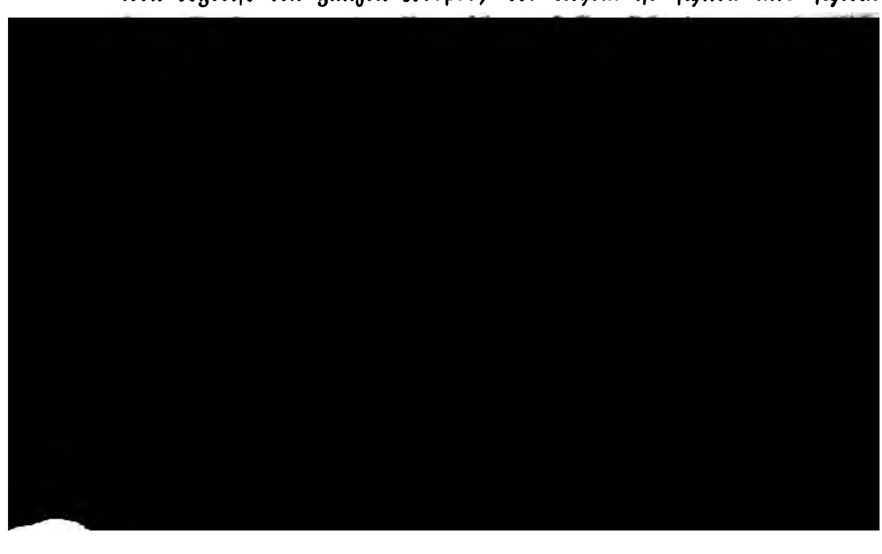
Das erste Gesetz der tragischen Kunst war Darstellung der leidenden Natur. Das zweyte ist Darstellung des moralischen Widerstandes gegen das Leiden.

Der Affekt, als Affekt, ist etwas gleichgültiges, und die Darstellung desselben würde, für sich allein betrachtet, ohne allen ästhetischen Werth seyn; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, ' nichts 373
was bloß die sinnliche Natur angeht, ist der Darstellung würdig. Daher sind nicht nur alle bloß erschlaffende (schmelzende) Affekte, son-

6: zehntausend B b. — geritzte B b. — 11: ein Gesetz das A. — 19: NATUR A B b. — worden und A. — 20: VERNUNFT A B b. — 20–21: ANSTAND A B b. — 21: erlaubt die A. — 23: und sich] um sich K. — 30: wiederholen, B b. — 32: erschlaffenden (schmelzenden) W M.

dern überhaupt auch alle *höchsten Grade* von was für Affekten e auch sey, unter der Würde tragischer Kunst.

Die schmelzenden Affekte, die bloß zärtlichen Rührungen, gehöre zum Gebiet des *Angenehmen*, mit dem die schöne Kunst nichts z thun hat. Sie ergötzen bloß den Sinn durch Auflösung oder E schlaffung, und beziehen sich bloß auf den äußern, nicht auf den i nern Zustand des Menschen. Viele unsrer Romane und Trauerspiel besonders der sogenannten *Dramen* (Mitteldinge zwischen Lustspi und Trauerspiel) und der beliebten Familiengemählde gehören i diese Klasse. Sie bewirken bloß Ausleerungen des Thränensacks un eine wollüstige Erleichterung der Gefäße; aber der Geist geht le aus, und die edlere Kraft im Menschen wird ganz und gar nicht d durch gestärkt. Eben so, sagt Kant, fühlt sich Mancher durch ei Predigt *erbaut*, wobey doch gar nichts in ihm *aufgebaut* worde ist. Auch die Musik der Neuern scheint es vorzüglich nur auf d Sinnlichkeit anzulegen, und schmeichelt dadurch dem herrschenden G schmack, der nur angenehm gekitzelt, nicht ergriffen, nicht ' kräfti gerührt, nicht erhoben seyn will. Alles *schmelzende* wird dahe vorgezogen, und wenn noch so großer Lerm in einem Concertsaal is so wird plötzlich alles Ohr, wenn eine schmelzende Passage vorgetra gen wird. Ein bis ins thierische gehender *Ausdruck* der Sinnlichke erscheint dann gewöhnlich auf allen Gesichtern, die trunkenen Auge schwimmen, der offene Mund ist ganz Begierde, ein wollüstiges Z tern ergreift den ganzen Körper, der Athem ist schnell und schwac



edeln und männlichen Geschmack von der Kunst ausgeschlossen, weil sie bloß allein dem Sinne gefallen, mit dem die Kunst nichts zu verkehren hat.

Auf der andern Seite sind aber auch alle diejenigen Grade des Affekts ausgeschlossen, die den Sinn bloß quälen, ohne zugleich den Geist dafür zu entschädigen. Sie unterdrücken die Gemüthsfreyheit durch Schmerz nicht weniger als jene durch Wollust und können deßwegen bloß Verabscheuung und keine Rührung bewirken, die der Kunst würdig wäre. Die Kunst muß den Geist ergötzen und der Freyheit gefallen. Der, welcher einem Schmerz zum Raube wird, ist bloß ein gequältes Thier, kein leidender Mensch mehr; denn von dem ' Menschen wird schlechterdings ein moralischer Widerstand gegen das 376
Leiden gefodert, durch den allein sich das Princip der Freyheit in ihm, die Intelligenz, kenntlich machen kann.

Aus diesem Grunde verstehen sich diejenigen Künstler und Dichter sehr schlecht auf ihre Kunst, welche das Pathos, durch die bloße sinnliche Kraft des Affekts und die höchstlebendigste Schilderung des Leidens, zu erreichen glauben. Sie vergessen, daß das Leiden selbst nie der lezte Zweck der Darstellung und nie die unmittelbare Quelle des Vergnügens seyn kann, das wir am tragischen empfinden. Das Pathetische ist nur ästhetisch, in so fern es erhaben ist. Wirkungen aber, welche bloß auf eine sinnliche Quelle schließen lassen, und bloß in der Affektion des Gefühlvermögens gegründet sind, sind niemals erhaben, wieviel Kraft sie auch verrathen mögen: denn alles Erhabene stammt nur aus der Vernunft.

Eine Darstellung der bloßen Paßion (sowohl der wollüstigen als der peinlichen) ohne Darstellung der übersinnlichen Widerstehungskraft

und sich selten oder nie zum Schönen erheben. Weit mehr hat es die Künstlerinn auf unsern Sinn als auf unsern Geschmack angelegt, und sie verfehlt lieber die Wahrheit, vernachläßigt lieber die Zeichnung, opfert lieber ' die Kraft auf, 375
als daß sie dem weichlichen Sinn durch eine etwas harte oder auch nur kühne Andeutung wahrer Natur zu nahe treten sollte. Eben so ist die Magie des Kolorits und der Schattierung oft bloß angenehme Kunst, und man darf sich daher nicht wundern, wenn der erste Blick und der große Hause vorzüglich dadurch gewonnen werden; denn der Sinn urtheilt immer zuerst auch bey dem Kenner, und er urtheilt allein bey dem Nichtkenner.

19: lezte B b. — 20: Tragischen B b. — 26: Passion B b. — 27: übersinnlicheu b.

heißt *gemein*, das Gegentheil heißt *edel*. *Gemein* und *edel* sind Begriffe, die überall, wo sie gebraucht werden, eine Beziehung auf den ' Antheil oder Nichtantheil der übersinnlichen Natur des Menschen 377 an einer Handlung oder an einem Werke bezeichnen. Nichts ist edel als was aus der Vernunft quillt; alles was die Sinnlichkeit für sich hervorbringt, ist *gemein*. Wir sagen von einem Menschen, er handle *gemein*, wenn er bloß den Eingebungen seines sinnlichen Triebes folgt, er handle *anständig*, wenn er seinem Trieb nur mit Rücksicht auf Gesetze folgt, er handle *edel*, wenn er bloß der Vernunft, ohne Rücksicht auf seine Triebe folgt. Wir nennen eine Gesichtsbildung *gemein*, wenn sie die Intelligenz im Menschen durch gar nichts kenntlich macht, wir nennen sie *sprechend*, wenn der Geist die Züge bestimmte, und *edel*, wenn ein reiner Geist die Züge bestimmte. Wir nennen ein Werk der Architektur *gemein*, wenn es uns keine andre als physische Zwecke zeigt; wir nennen es *edel*, wenn es, unabhängig von allen physischen Zwecken, zugleich Darstellung von Ideen ist.

Ein guter Geschmack also, sage ich, gestattet keine, wenn gleich noch so kraftvolle Darstellung des Affekts, die bloß physisches Leiden und physischen Widerstand ausdrückt, ohne zugleich die höhere Menschheit, die Gegenwart eines übersinnlichen Vermögens, sichtbar zu machen — und ' zwar aus dem schon entwickelten Grunde, weil nie 37

[redacted]

Kraft in ihm unmittelbaren Einfluß darauf haben könnte. Der Instinkt erzeugt sie unmittelbar und blind gehorchen sie seinen Gesetzen. Dahin gehören z. B. die Werkzeuge des Blutumlaufs, des Athemholens, und die ganze Oberfläche der Haut. Aber auch diejenigen Werkzeuge, die dem Willen unterworfen sind, warten nicht immer die Entscheidung des Willens ab, sondern der Instinkt setzt sie oft unmittelbar in Bewegung, besonders, wo dem physischen Zustand Schmerz oder Gefahr droht. So steht zwar unser Arm unter der Herrschaft des Willens, aber wenn wir unwissend etwas heißes angreifen, so ist das Zurückziehen der Hand gewiß keine Willenshandlung, sondern der Instinkt allein vollbringt sie. Ja noch mehr. Die Sprache ist gewiß etwas, was unter der Herrschaft des Willens steht, und doch kann auch der Instinkt sogar über dieses Werkzeug und Werk des Verstandes nach seinem Gutdünken disponieren, ohne erst bei dem Willen anzufragen, sobald ein großer Schmerz oder nur ein starker Affekt uns überrascht. Man lasse den gefaßtesten Stoiker auf einmal etwas höchst wunderbares oder unerwartet schreckliches erblicken; man lasse ihn dabei stehen, wenn jemand ausglitscht und in einen Abgrund fallen will, so wird ein lauter Ausruf und zwar kein bloß unartikulierter Ton, sondern ein ganz bestimmtes Wort, ihm unwillkürlich entwischen und die Natur in ihm wird früher als der Wille gehandelt haben. Dieß dient also zum Beweis, daß es Erscheinungen an dem Menschen giebt, die nicht seiner Person als Intelligenz sondern bloß seinem Instinkt als einer Naturkraft können zugeschrieben werden.



die Stärke des Widerstandes, oder die moralische Macht in de Menschen, nur nach der Stärke des Angriffs beurtheilen. Je en scheidender und gewaltsamer nun der Affekt in dem *Gebiet* d *Thierheit* sich äußert, ohne doch im *Gebiet der Menschhe* dieselbe Macht behaupten zu können, desto mehr wird diese letzte kenntlich, desto glorreicher offenbart sich die moralische Selbstständi keit des Menschen, desto pathetischer ist die Darstellung und desto habener das Pathos.*

In den Bildsäulen der Alten findet man diesen ästhetische Grundsatz anschaulich gemacht, aber es ist schwer, den Eindruck, de der sinnlich lebendige Anblick macht, unter Begriffe zu bringen, un durch Worte anzugeben. Die Gruppe des Laokoon und seiner Kinde ist ohngefähr ein Maaß für das, was die bildende Kunst der Alten im Pathetischen zu leisten vermochte. „Laokoon, sagt uns Winckel mann in seiner Geschichte der Kunst (S. 699 der Wiener Quartaus gabe), ist eine Natur im höchsten Schmerze, nach dem Bilde eine Mannes gemacht, der die bewußte Stärke des Geistes gegen den selben zu sammeln sucht; und indem sein Leiden die Muskeln au schwellet, und die Nerven anziehet, tritt der mit Stärke bewaffnet Geist in der aufgetriebenen Stirne hervor, und die Brust erhebt sic durch den beklemmten Odem, und durch Zurückhaltung des Ausdruk

* Unter dem Gebiet der Thierheit begreife ich das ganze System de [redacted]

der Empfindung, um den Schmerz in sich zu fassen und zu verschließen. Das bange Seufzen, welches er in sich und den Odem an sich ziehet, erschöpft den Unterleib, und macht die Seiten hohl, welches uns gleichsam von der Bewegung seiner Eingeweide urtheilen läßt. Sein eigenes Leiden aber scheint ihn weniger zu beängstigen, als die Pein seiner Kinder, die ihr Angesicht zum Vater wenden und um Hülfe schreyen; denn das väterliche Herz offenbart sich in den wehmüthigen Augen, und das Mitleiden scheint in einem trüben Duft auf denselben zu schwimmen. Sein Gesicht ist klagend, aber nicht schreyend, seine Augen sind nach der höhern Hülfe gewandt. Der Mund ist voll von Wehmuth und die gesenkte Unterlippe schwer von derselben; in der überwärts gezogenen Oberlippe aber ist dieselbe mit Schmerz vermischet, welcher mit einer Regung von Unmuth, wie über ein unverdientes unwürdiges Leiden, in die Nase hinauftritt, dieselbe schwellen macht, und sich in den erweiterten und aufwärts gezogenen Nüßen offenbaret. Unter der Stirn ist der Streit zwischen Schmerz 387
und Widerstand, wie in einem Punkte vereinigt, mit großer Wahrheit gebildet; denn indem der Schmerz die Augenbraunen in die Höhe treibt, so drücket das Sträuben gegen denselben das obere Augenfleisch niederwärts und gegen das obere Augenlied zu, so daß dasselbe durch das übergetretene Fleisch beynahe ganz bedeckt wird. Die Natur, welche der Künstler nicht verschönern konnte, hat er ausgewickelter, angestrengter und mächtiger zu zeigen gesucht; da, wohin der größte Schmerz gelegt ist, zeigt sich auch die größte Schönheit. Die linke Seite, in welche die Schlange mit dem wüthenden Bisse ihr Gift ausgießet, ist diejenige, welche durch die nächste Empfindung zum

2: in sich, Wi. — Othem Wi. — zieht, Wi. — 3: erschöpfet Wi. — machet Wi. — 6: zu ihrem Vater wenden, Wi. — 7: schreyen: Wi. — offenbaret Wi. — 8: Tufte Wi. — 9: klagend aber A B b. — 11: Wehmuth, Wi. — derselben: B b. — 14–15: dieselbe schwülstig macht, Wi. — 16: Nüssen Wi. (So schon die Dresdener Ausgabe. Das Wort kömmt auch in der Beschreibung des Apollo im Belvedere vor, Dresdener Ausg. II, 349, Wiener II, 815: 'Der Unmuth, welchen er in sich zieht, blähet sich in den Nüssen seiner Nase.' In der Ausgabe von H. Meyer und J. Schulze beidemale: 'Nüstern.') Nüstern W (1835. 1840. 1844) K. — 17: vereiniget, Wi. — Wahrheit] Weisheit Wi. — 18: gebildet: Wi. — Augenbrauen K. — 19: treibet, Wi. — wider denselben Wi. — 20: niederwärts, Wi. — 21: bedecket Wi. — 23: gesuchet: Wi. — 24: geleget Wi. — zeiget Wi. — 25: wütenden Wi. — ihren Gift Wi. — 26: diejenige welche A.

Herzen am heftigsten zu leiden scheint. Seine Beine wollen sich e heben, um seinem Uebel zu entrinnen; kein Theil ist in Ruhe, j die Meißelstriche selbst helfen zur Bedeutung einer erstarrten Haut.

Wie wahr und fein ist in dieser Beschreibung der Kampf de Intelligenz mit dem Leiden der sinnlichen Natur entwickelt, und wi treffend die Erscheinungen angegeben, in denen sich Thierheit un Menschheit, Naturzwang und Vernunftfreyheit offenbaren! Virg schilderte bekanntlich denselben Auftritt in seiner Aeneis, ' aber e lag nicht in dem Plan des epischen Dichters, sich bey dem Gemüth zustand des Laokoon, wie der Bildhauer thun mußte, zu verweile Bey dem Virgil ist die ganze Erzählung bloß Nebenwerk, und d Absicht, wozu sie ihm dienen soll, wird hinlänglich durch die blo Darstellung des Physischen erreicht, ohne daß er nöthig gehabt hätt uns in die Seele des Leidenden tiefe Blicke thun zu lassen, da e uns nicht sowohl zum Mitleid bewegen als mit Schrecken durchdringe will. Die Pflicht des Dichters war also in dieser Hinsicht bloß negati nehmlich die Darstellung der leidenden Natur nicht soweit zu treiben daß aller Ausdruck der Menschheit oder des moralischen Widerstande dabey verloren gieng, weil sonst Unwille und Abscheu unausbleiblic erfolgen müßten. Er hielt sich daher lieber an Darstellung der Ur*sache* des Leidens, und fand für gut, sich umständlicher über di Furchtbarkeit der beiden Schlangen und über die Wuth, mit der si

[redacted]

war bloß, die Gränzen der poetischen und mahlerischen Darstellung an diesem Beyspiel anschaulich zu machen, nicht den Begriff des Pathetischen daraus zu entwickeln. Zu dem letztern Zweck scheint sie mir aber nicht weniger brauchbar, und man erlaube mir, sie in dieser Hinsicht noch einmal zu durchlaufen.

Ecce autem gemini Tenedo tranquilla per alta
(horresco referens) immensis orbibus angues
incumbunt pelago, pariterque ad littora tendunt.
Pectora quorum inter fluctus arrecta, jubaeque
sanguineae exsuperant undas, pars caetera pontum
pone legit, sinuatque immensa volumine terga.
Fit sonitus spumante salo, jamque arva tenebant,
ardenteis oculos suffecti sanguine et igni,
sibila lambebant linguis vibrantibus ora.

Die erste von den drey oben angeführten Bedingungen des Erhabenen der Macht ist hier ge'geben; eine mächtige Naturkraft nehm- 390
lich, die zur Zerstörung bewaffnet ist, und jedes Widerstandes spottet. Daß aber dieses Mächtige zugleich furchtbar, und das Furchtbare erhaben werde, beruht auf zwey verschiedenen Operationen des Gemüths, d. i. auf zwey Vorstellungen, die wir selbstthätig in uns erzeugen. Indem wir erstlich diese unwiderstehliche Naturmacht mit dem schwachen Widerstehungsvermögen des physischen Menschen zusammenhalten, erkennen wir sie als furchtbar, und indem wir sie zweytens auf unsern Willen beziehen und uns die absolute Unabhängigkeit desselben von jedem Natureinfluß ins Bewußtseyn rufen, wird sie uns zu einem erhabenen Objekt. Diese beiden Beziehungen aber stellen wir an; der Dichter gab uns weiter nichts als einen mit starker Macht bewaffneten und nach Aeusserung derselben strebenden Gegenstand. Wenn wir davor zittern, so geschieht es bloß, weil wir uns selbst oder ein uns ähnliches Geschöpf im Kampf mit demselben denken. Wenn wir uns bey diesem Zittern erhaben fühlen, so ist es, weil wir uns bewußt werden, daß wir, auch selbst als ein Opfer dieser Macht, für unser freies Selbst, für die Avtonomie unserer

15–16: des Erhabenen, der Macht, KWM. — 20: Vorstellungen die A b. — 28: Aeußerung B b. — 33: freyes B b. — Autonomie W M.

Willensbestimmungen nichts zu fürchten haben würden. Kurz, die Darstellung ist bis hieher bloß kontemplativerhaben.

Diffugimus visu exsangues, illi agmine certo
Laocoonta petunt.

Jetzt wird das Mächtige zugleich als furchtbar gegeben, und das Kontemplativerhabene geht ins Pathetische über. Wir sehen es wirklich mit der Ohnmacht des Menschen in Kampf treten. Laokoon oder wir, das wirkt bloß dem Grad nach verschieden. Der sympathetische Trieb schreckt den Erhaltungstrieb auf, die Ungeheuer schießen los auf — uns, und alles Entrinnen ist vergebens.

Jetzt hängt es nicht mehr von uns ab, ob wir diese Macht mit der unsrigen messen und auf unsre Existenz beziehen wollen. Dies geschieht ohne unser Zuthun in dem Objekte selbst. Unsre Furcht hat also nicht, wie im vorhergehenden Moment, einen bloß subjektiven Grund in unserm Gemüthe, sondern einen objektiven Grund in dem Gegenstand. Denn erkennen wir gleich das Ganze für eine bloße Fiktion der Einbildungskraft, so unterscheiden wir doch auch in dieser Fiktion eine Vorstellung, die uns von aussen mitgetheilt wird, von einer andern, die wir selbstthätig in uns hervorbringen.

Das Gemüth verliert also einen Theil seiner Freyheit, weil es von aussen empfängt, was es vorher durch seine Selbstthätigkeit erzeugte. Die Vorstellung der Gefahr erhält einen Anschein objektiver [redacted]

das Gemüth erweitert sich nur desto mehr nach innen, indem es nach aussen Gränzen findet. ' Herausgeschlagen aus 393 allen Verschanzungen, die dem Sinnenwesen einen physischen Schutz verschaffen können, werfen wir uns in die unbezwingliche Burg unsrer moralischen Freyheit, und gewinnen eben dadurch eine absolute und unendliche Sicherheit, indem wir eine bloß komparative und prekäre Schutzwehre im Feld der Erscheinung verloren geben. Aber eben darum, weil es zu diesem physischen Bedrängniß gekommen seyn muß, ehe wir bey unsrer moralischen Natur Hülfe suchen, so können wir dieses hohe Freyheitsgefühl nicht anders als mit Leiden erkaufen. Die gemeine Seele bleibt bloß bey diesem Leiden stehen, und fühlt im Erhabenen des Pathos nie mehr als das Furchtbare; ein selbstständiges Gemüth hingegen nimmt gerade von diesem Leiden den Uebergang zum Gefühl seiner herrlichsten Kraftwirkung und weiß aus jedem Furchtbaren ein Erhabenes zu erzeugen.

Laocoonta petunt, ac primum parva duorum
corpora gnatorum serpens amplexus uterque
implicat, ac miseros morsu depascitur artus.

Es thut eine große Wirkung, daß der moralische Mensch (der Vater) eher als der physische angefallen wird. Alle Affekte sind ästhetischer aus der zweyten Hand und keine Sympathie ist stärker als die wir mit der Sympathie empfinden.

' *Post ipsum, auxilio subeuntem ac tela ferentem* 394
corripiunt.

Jetzt war der Augenblick da, den Helden als moralische Person bey uns in Achtung zu setzen, und der Dichter ergriff diesen Augenblick. Wir kennen aus seiner Beschreibung die ganze Macht und Wuth der feindlichen Ungeheuer, und wissen, wie vergeblich aller Widerstand ist. Wäre nun Laokoon bloß ein gemeiner Mensch, so würde er seines Vortheils wahrnehmen, und wie die übrigen Trojaner in einer schnellen Flucht seine Rettung suchen. Aber er hat ein Herz in seinem Busen, und die Gefahr seiner Kinder hält ihn zu seinem eigenen Verderben zurück. Schon dieser einzige Zug macht ihn unsers ganzen Mitleidens würdig. In was für einem Moment auch die Schlangen ihn ergriffen haben möchten, es würde uns immer bewegt und er-

2: außen B b.

schüttert haben. Daß es aber gerade in *dem* Momente geschieht, er als Vater uns achtungswürdig wird, daß sein Untergang gl sam als unmittelbare Folge der erfüllten Vaterpflicht, der zärtli Bekümmerniß für seine Kinder vorgestellt wird — dieß entfla unsre Theilnahme aufs höchste. Er ist es jetzt gleichsam selbst, sich aus freyer Wahl dem Verderben hingiebt, und sein Tod eine Willenshandlung.

'Bey allem Pathos muß also der Sinn durch Leiden, der G durch Freyheit interessiert seyn. Fehlt es einer pathetischen Darstell an einem Ausdruck der leidenden Natur, so ist sie ohne ästheti Kraft, und unser Herz bleibt kalt. Fehlt es ihr an einem Ausd der ethischen Anlage, so kann sie bey aller sinnlichen Kraft nie *thetisch* seyn, und wird unausbleiblich unsre Empfindung empö Aus aller Freyheit des Gemüths muß immer der leidende Me aus allem Leiden der Menschheit muß immer der selbstständige der Selbstständigkeit fähige Geist durchscheinen.

'Auf zweyerley Weise aber kann sich die Selbstständigkeit Geistes im Zustand des Leidens offenbaren. Entweder *negat* wenn der ethische Mensch von dem physischen das Gesetz nicht pfängt, und dem *Zustand* keine Kausalität für die *Gesinn*

[redacted]

bloß seine Bestimmung dazu zeigt. In dem ersten Fall erscheint er als eine moralisch große Person, in dem zweyten bloß als ein ästhetisch großer Gegenstand.

Dieser letzte Unterschied ist wichtig für die tragische Kunst und verdient daher eine genauere Erörterung.

Ein erhabenes Objekt, bloß in der ästhetischen Schätzung, ist schon derjenige Mensch, der uns die Würde der menschlichen Bestimmung durch seinen *Zustand* vorstellig macht, gesetzt auch, daß wir diese Bestimmung in seiner *Person* nicht realisiert finden sollten. Erhaben in der moralischen Schätzung wird er nur alsdann, wenn er sich zugleich als Person jener Bestimmung gemäß verhält, wenn unsre Achtung nicht bloß seinem Vermögen, sondern dem Gebrauch dieses Vermögens gilt, wenn nicht bloß seiner Anlage, sondern seinem wirklichen Betragen Würde zukommt. Es ist ganz etwas anders, ob wir bey unserm Urtheil auf das moralische Vermögen überhaupt, und auf die Möglichkeit einer absoluten Freyheit des Willens, oder ob wir auf den Gebrauch dieses Vermögens und auf die Wirklichkeit dieser absoluten Freyheit des Willens unser Augenmerk richten.

Es ist etwas ganz anders, sage ich, und diese Verschiedenheit liegt nicht etwa nur in den beurtheilten Gegenständen, sondern sie liegt in der verschiedenen Beurtheilungsweise. Der nämliche Gegenstand kann uns in der moralischen Schätzung mißfallen, und in der

[redacted]

Von dieser Verschiedenheit meiner Empfindungen bey dem nämlichen Gegenstande gebe ich mir folgenden Grund an.

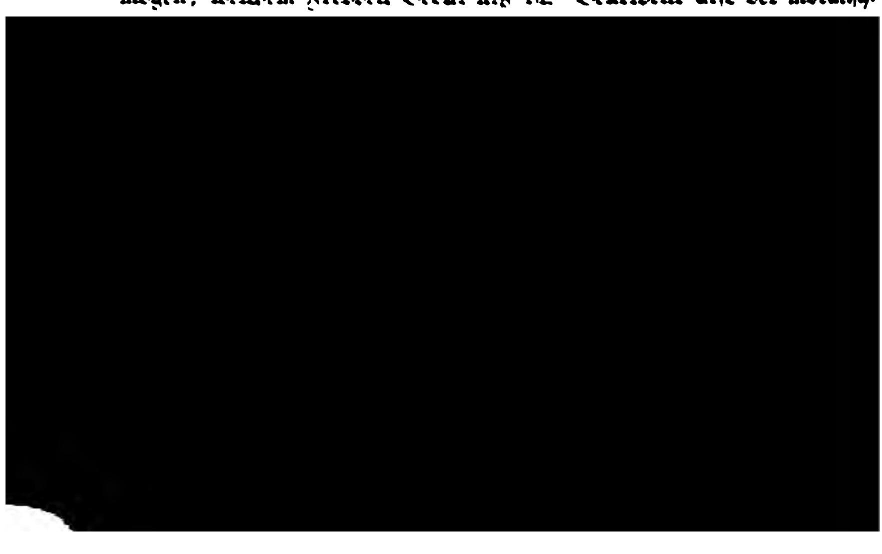
Wie sich unser Wesen in zwey Principien oder Naturen theilt, so theilen sich, diesen gemäß, auch unsre Gefühle in zweyerley ganz verschiedene Geschlechter. Als Vernunftwesen empfinden wir Beyfall oder Mißbilligung; als Sinnenwesen empfinden wir Lust oder Unlust. Beyde Gefühle, des Beyfalls und der Lust, gründen sich auf eine Befriedigung: jenes auf Befriedigung eines Anspruchs: denn die Vernunft ' fodert bloß, aber bedarf nicht; dieses auf Befriedigung 58 eines Anliegens: denn der Sinn bedarf bloß, und kann nicht fodern. Beyde, die Foderungen der Vernunft und die Bedürfnisse des Sinnes, verhalten sich zu einander wie Nothwendigkeit zu Nothdurft, sie sind also beyde unter dem Begriff von Necessität enthalten; bloß mit dem Unterschied, daß die Necessität der Vernunft ohne Bedingung, die Necessität der Sinne bloß unter Bedingungen statt hat. Bey beyden aber ist die Befriedigung zufällig. Alles Gefühl, der Lust sowohl als des Beyfalls, gründet sich also zuletzt auf Uebereinstimmung des Zufälligen mit dem Nothwendigen. Ist das Nothwendige ein Imperativ, so wird Beyfall, ist es eine Nothdurft, so wird Lust die Empfindung seyn; beyde in desto stärkerem Grade, je zufälliger die Befriedigung ist.

Nun liegt bey aller moralischen Beurtheilung eine Foderung der Vernunft zum Grunde, daß moralisch gehandelt werde, und es ist eine unbedingte Necessität vorhanden, daß wir wollen, was recht ist. Weil aber der Wille frey ist, so ist es (physisch) zufällig, ob wir es wirklich thun. Thun wir es nun wirklich, so erhält diese Uebereinstimmung des Zufalls im Gebrauche der Freyheit mit dem Imperativ der ' Vernunft Billigung oder Beyfall, und zwar in desto höherem 59 Grade, als der Widerstreit der Neigungen diesen Gebrauch der Freyheit zufälliger und zweifelhafter machte.

Bey der ästhetischen Schätzung hingegen wird der Gegenstand auf das Bedürfniß der Einbildungskraft bezogen, welche nicht gebieten, bloß verlangen kann, daß das Zufällige mit ihrem Interesse übereinstimmen möge. Das Interesse der Einbildungskraft aber ist: sich frey von Gesetzen im Spiele zu erhalten. Diesem Hange

15: Statt B. — 20: Grade je A.

zur Ungebundenheit ist die sittliche Verbindlichkeit des Willens, durch welche ihm sein Objekt auf das strengste bestimmt wird, nichts weniger als günstig; und da die sittliche Verbindlichkeit des Willens der Gegenstand des moralischen Urtheils ist, so sieht man leicht, daß bey dieser Art zu urtheilen die Einbildungskraft ihre Rechnung nicht finden könne. Aber eine sittliche Verbindlichkeit des Willens läßt sich nur unter Voraussetzung einer absoluten Independenz desselben vom Zwang der Naturtriebe denken; die Möglichkeit des Sittlichen postulirt also Freyheit, und stimmt folglich mit dem Interesse der Phantasie hierinn auf das vollkommenste zusammen. Weil aber die Phantasie durch ihr Bedürfniß nicht so vorschreiben kann, wie die Vernunft durch ihren Imperativ dem Willen der Individuen vorschreibt, so ist das Vermögen der Freyheit, auf die Phantasie bezogen, etwas zufälliges, und muß daher, als Uebereinstimmung des Zufalls mit dem (bedingungsweise) Nothwendigen Lust erwecken. Beurtheilen wir also jene That des Leonidas moralisch, so betrachten wir sie aus einem Gesichtspunkt, wo uns weniger ihre Zufälligkeit als ihre Nothwendigkeit in die Augen fällt. Beurtheilen wir sie hingegen ästhetisch, so betrachten wir sie aus einem Standpunkt, wo sich uns weniger ihre Nothwendigkeit als ihre Zufälligkeit darstellt. Es ist Pflicht für jeden Willen, so zu handeln, sobald er ein freyer Wille ist; daß es aber überhaupt eine Freyheit des Willens gibt, welche es möglich macht, so zu handeln, dieß ist eine Gunst der Natur in Rücksicht auf dasjenige Vermögen, welchem Freyheit Bedürfniß ist. Beurtheilt also der moralische



[redacted]

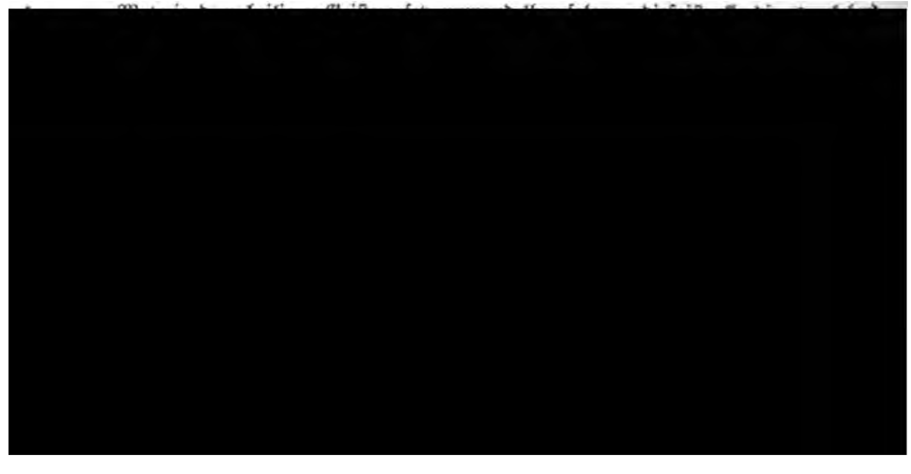
noch deutlicher in die Augen, wenn man eine Handlung zum Grunde
legt, über welche das moralische und das ästhetische Urtheil verschieden
ausfallen. Man nehme die Selbstverbrennung des Peregrinus Proteus
zu Olympia. Moralisch beurtheilt kann ich dieser Handlung nicht
Beyfall geben, insofern ich unreine Triebfedern dabey wirksam finde,
um derentwillen die Pflicht der Selbsterhaltung hintan gesetzt wird.
Aesthetisch beurtheilt gefällt mir aber diese Handlung, und zwar deß-
wegen gefällt sie mir, weil sie von einem Vermögen des Willens zeugt,
selbst dem mächtigsten aller Instinkte, dem Triebe der Selbsterhaltung
zu widerstehen. Ob es eine rein moralische Gesinnung oder ob es
bloß eine mächtigere sinnliche Reizung war, was den Selbsterhaltungs-
trieb bey dem Schwärmer Peregrin unterdrückte, darauf achte ich bey
der ästhe'tischen Schätzung nicht, wo ich das Individuum verlasse, 62
von dem Verhältniß seines Willens zu dem Willensgesetz abstrahiere,
und mir den menschlichen Willen überhaupt, als Vermögen der Gattung,
im Verhältniß zu der ganzen Naturgewalt denke. Bey der moralischen
Schätzung, hat man gesehen, wurde die Selbsterhaltung als eine Pflicht
vorgestellt, daher beleidigte ihre Verletzung; bey der ästhetischen Schätzung
hingegen wurde sie als ein Interesse angesehen, daher gefiel ihre
Hintansetzung. Bey der letztern Art des Beurtheilens wird also die
Operation gerade umgekehrt, die wir bey der erstern verrichten. Dort
stellen wir das sinnlich beschränkte Individuum und den pathologisch-
afficierbaren Willen dem absoluten Willensgesetz und der unendlichen
Geisterpflicht, hier hingegen stellen wir das absolute Willensvermögen
und die unendliche Geistergewalt dem Zwange der Natur und den
Schranken der Sinnlichkeit gegenüber. Daher läßt uns das ästhetische
Urtheil frey, und erhebt und begeistert uns, weil wir uns schon durch
das bloße Vermögen, absolut zu wollen, schon durch die bloße An-
lage zur Moralität, gegen die Sinnlichkeit in augenscheinlichem Vor-
theil befinden, weil schon durch die bloße Möglichkeit, uns vom Zwange
der Natur loszusagen, ' unserm Freiheitsbedürfniß geschmeichelt wird. 63
Daher beschränkt uns das moralische Urtheil, und demüthigt uns,
weil wir uns bey jedem besondern Willensakt gegen das absolute
Willensgesetz mehr oder weniger im Nachtheil befinden, und durch die

3: Protheus A B b, von K W M corrigiert. — 14: abstrahire, B. — 22–23: pathologisch-afficirbaren B. — 31: Freyheitsbedürfniß B.

Einschränkung des Willens auf eine einzige Bestimmungsweise, welche die Pflicht schlechterdings fodert, dem Freyheitstriebe der Phantasie widersprochen wird. Dort schwingen wir uns von dem Wirklichen zu dem Möglichen, und von dem Individuum zur Gattung empor; hier hingegen steigen wir vom Möglichen zum Wirklichen herunter, und schließen die Gattung in die Schranken des Individuums ein; kein Wunder also, wenn wir uns bey ästhetischen Urtheilen erweitert, bey moralischen hingegen eingeengt und gebunden fühlen. *

'Aus diesem allen ergiebt sich denn, daß die moralische und die 64
ästhetische Beurtheilung, weit 'entfernt einander zu unterstützen, ein- 65
ander vielmehr im Wege stehen, weil sie dem Gemüth zwey ganz entgegengesetzte Richtungen geben; denn die Gesetzmäßigkeit, welche die Vernunft als moralische Richterinn fodert, besteht nicht mit der Ungebundenheit, welche die Einbildungskraft als ästhetische Richterinn verlangt. Daher wird ein Objekt zu einem ästhetischen Gebrauch ge-

* Diese Auflösung, erinnre ich beyläufig, erklärt uns auch die Verschiedenheit des ästhetischen Eindrucks, den die Kantische Vorstellung der Pflicht auf seine verschiedenen Beurtheiler zu machen pflegt. Ein nicht zu verachtender Theil des Publikums findet diese Vorstellung der Pflicht sehr demüthigend; ein andrer findet sie unendlich erhebend für das Herz. Beyde haben Recht, und der Grund dieses
Wider'spruchs liegt bloß in der Verschiedenheit des Standpunkts, aus welchem 61
beyde diesen Gegenstand betrachten. Seine bloße Schuldigkeit thun, hat allerdings nichts großes, und insofern das beste, was wir zu leisten vermögen, nichts als Erfüllung, und noch mangelhafte Erfüllung, unserer Pflicht ist, liegt in der höchsten Tugend nichts begeisterndes. Aber bey allen Schranken der sinnlichen Natur dennoch treu und beharrlich seine Schuldigkeit thun, und in den Fesseln der [redacted]



ade um soviel weniger taugen, als es sich zu einem moralischen ualifiziert; und wenn der Dichter es dennoch erwählen müßte, so vird er wohl thun, es so zu behandeln, daß nicht sowohl unsre Vernunft auf die Regel des Willens, als vielmehr unsre Phantasie auf as Vermögen des Willens hingewiesen werde. Um seiner selbst villen muß der Dichter diesen Weg einschlagen, denn mit unserer Freyheit ist sein Reich zu Ende. Nur solange wir ausser uns anchauen, sind wir sein; er hat uns verloren, sobald wir in unsern igenen Busen greifen. Dieß erfolgt aber unausbleiblich, sobald ein Gegenstand nicht mehr als Erscheinung von uns betrachtet vird, sondern als Gesetz über uns richtet.

' Selbst von den Aeusserungen der erhabensten Tugend kann der 66
Dichter nichts für seine Absichten brauchen, als was an denselben er Kraft gehört. Um die Richtung der Kraft bekümmert er sich nichts. Der Dichter, auch wenn er die vollkommensten sittlichen Muster vor unsre Augen stellt, hat keinen andern Zweck, und darf keinen andern haben, als uns durch Betrachtung derselben zu rgötzen. Nun kann uns aber nichts ergötzen, als was unser Subjekt verbessert, und nichts kann uns geistig ergötzen, als was unser geistiges Vermögen erhöht. Wie kann aber die Pflichtmäßigkeit eines Andern unser Subjekt verbessern und unsere geistige Kraft vermehren? Daß r seine Pflicht wirklich erfüllt, beruht auf einem zufälligen Gebrauche, den er von seiner Freyheit macht, und der eben darum für uns nichts beweisen kann. Es ist bloß das Vermögen zu einer ähnlichen Pflichtmäßigkeit, was wir mit ihm theilen, und indem wir in seinem Vermögen auch das unsrige wahrnehmen, fühlen wir unsere geistige Kraft erhöht. Es ist also bloß die vorgestellte Möglichkeit eines absolut freyen Wollens, wodurch die wirkliche Ausübung desselben unserm ästhetischen Sinn gefällt.

Noch mehr wird man sich davon überzeugen, wenn man nachdenkt, wie wenig die poetische Kraft des Eindrucks, den sittliche 67
Karaktere oder Handlungen auf uns machen, von ihrer historischen Realität abhängt. Unser Wohlgefallen an idealischen Karakteren verliert nichts durch die Erinnerung, daß sie poetische Fictionen sind,

2: qualifizirt; B. — 7: außer Bb. — 12: Aeußerungen Bb. — 15: nicht. K. — 28: wirklich A.

denn es ist die poetische, nicht die historische Wahrheit, auf welche alle ästhetische Wirkung sich gründet. Die poetische Wahrheit besteht aber nicht darinn, daß etwas wirklich geschehen ist, sondern darinn, daß es geschehen konnte, also in der innern Möglichkeit der Sache. Die ästhetische Kraft muß also schon in der vorgestellten Möglichkeit liegen.

Selbst an wirklichen Begebenheiten historischer Personen ist nicht die Existenz, sondern das durch die Existenz kund gewordene Vermögen das poetische. Der Umstand, daß diese Personen wirklich lebten, und daß diese Begebenheiten wirklich erfolgten, kann zwar sehr oft unser Vergnügen vermehren, aber mit einem fremdartigen Zusatz, der dem poetischen Eindruck vielmehr nachtheilig als beförderlich ist. Man hat lange geglaubt, der Dichtkunst unsers Vaterlands einen Dienst zu erweisen, wenn man den Dichtern Nationalgegenstände zur Bearbeitung empfahl. Dadurch, hieß es, wurde die griechische Poesie so bemächtigend für das Herz, weil sie einheimi'sche Scenen mahlte, und einheimische Thaten verewigte. Es ist nicht zu läugnen, daß die Poesie der Alten, dieses Umstandes halber, Wirkungen leistete, deren die neuere Poesie sich nicht rühmen kann — aber gehörten diese Wirkungen der Kunst und dem Dichter? Wehe dem griechischen Kunstgenie, wenn es vor dem Genius der neuern nichts weiter als diesen zufälligen Vortheil voraus hätte, und wehe dem griechischen Kunst-

[redacted]

viel achtet, die man ihm, aus besserer Meinung als Befugniß, zu
ertheilen ' sich sauer werden läßt; sonst würden Sulzer und seine 69
Nachfolger der deutschen Poesie eine sehr zweydeutige Gestalt gegeben haben. Den Menschen moralisch auszubilden, und Nationalgefühle in dem Bürger zu entzünden ist zwar ein sehr ehrenvoller Auftrag für den Dichter, und die Musen wissen es am beßten, wie nahe die Künste des Erhabenen und Schönen damit zusammenhängen mögen. Aber was die Dichtkunst mittelbar ganz vortreflich macht, würde ihr, unmittelbar, nur sehr schlecht gelingen. Die Dichtkunst führt bey dem Menschen nie ein besondres Geschäft aus, und man könnte kein ungeschickteres Werkzeug erwählen, um einen einzelnen Auftrag, ein Detail, gut besorgt zu sehen. Ihr Wirkungskreis ist das Total der menschlichen Natur, und bloß, insofern sie auf den Karakter einfließt, kann sie auf seine einzelnen Wirkungen Einfluß haben. Die Poesie kann dem Menschen werden, was dem Helden die Liebe ist. Sie kann ihm weder rathen, noch mit ihm schlagen, noch sonst eine Arbeit für ihn thun; aber zum Helden kann sie ihn erziehn, zu Thaten kann sie ihn rufen, und zu allem, was er seyn soll, ihn mit Stärke ausrüsten.

Die ästhetische Kraft, womit uns das Erhabene der Gesinnung und Handlung ergreift, be'ruht also keineswegs auf dem Interesse der
Vernunft, daß recht gehandelt werde, sondern auf dem Interesse der 70
Einbildungskraft, daß recht Handeln möglich sey, d. h. daß keine Empfindung, wie mächtig sie auch sey, die Freyheit des Gemüths zu unterdrücken vermöge. Diese Möglichkeit liegt aber in jeder starken Aeusserung von Freyheit und Willenskraft, und wo nur irgend der Dichter diese antrift, da hat er einen zweckmäßigen Gegenstand für seine Darstellung gefunden. Für sein Interesse ist es eins, aus welcher Klasse von Karakteren, der schlimmen oder guten, er seine Helden nehmen will, da das nämliche Maaß von Kraft, welches zum Guten nöthig ist, sehr oft zur Consequenz im Bösen erfodert werden kann. Wie viel mehr wir in ästhetischen Urtheilen auf die Kraft als auf die Richtung der Kraft, wie viel mehr auf Freyheit als auf Gesetzmäßigkeit sehen, wird schon daraus hinlänglich offenbar, daß wir Kraft und Freyheit lieber auf Kosten der Gesetzmäßigkeit geäußert, als die Gesetzmäßigkeit auf Kosten der Kraft und Freyheit beobachtet

6: besten, B. — 8: vortreflich Bb. — 26: antrifft, Bb. — 29: Maß B.

sehen. Sobald nämlich Fälle eintreten, wo das moralische Gesetz sich mit Antrieben gattet, die den Willen durch ihre Macht fortzureissen drohen, so gewinnt der Karakter ästhetisch, wenn er diesen Antrieben widerstehen kann. Ein Lasterhafter fängt an, uns zu interessieren, sobald er Glück und Leben wagen muß, um seinen schlimmen Willen durchzusetzen; ein Tugendhafter hingegen verliert in demselben Verhältniß unsre Aufmerksamkeit, als seine Glückseligkeit selbst ihn zum Wohlverhalten nöthigt. Rache, zum Beyspiel, ist unstreitig ein unedler und selbst niedriger Affekt. Nichts desto weniger wird sie ästhetisch, sobald sie dem, der sie ausübt, ein schmerzhaftes Opfer kostet. Medea, indem sie ihre Kinder ermordet, zielt bey dieser Handlung auf Jasons Herz, aber zugleich führt sie einen schmerzhaften Stich auf ihr eigenes, und ihre Rache wird ästhetisch erhaben, sobald wir die zärtliche Mutter sehen.

Das ästhetische Urtheil enthält hierinn mehr wahres, als man gewöhnlich glaubt. Offenbar kündigen Laster, welche von Willensstärke zeugen, eine größere Anlage zur wahrhaften moralischen Freyheit an, als Tugenden, die eine Stütze von der Neigung entlehnen, weil es dem consequenten Bösewicht nur einen einzigen Sieg über sich selbst, eine einzige Umkehrung der Maximen kostet, um die ganze Consequenz und Willensfertigkeit, die er an das Böse verschwendete dem Guten zuzuwenden. Woher sonst kann es kommen, daß wir den halbguten Karakter mit Widerwillen von uns stoßen, und dem ganz schlimmen oft mit schaudernder Bewunderung folgen? Daher un

[redacted]

und um das Reich der Vernunft zu erweitern, die Einbildungskraft aus ihrem rechtmäßigen Gebiete verdrängen will. Entweder wird man sie ganz unterjochen müssen, und dann ist es um alle ästhetische Wirkung geschehen, oder sie wird mit der Vernunft ihre Herrschaft theilen, und dann wird für Moralität wohl nicht viel gewonnen seyn. Indem man zwey verschiedene Zwecke verfolgt, wird man Gefahr laufen, beyde zu verfehlen. Man wird ' die Freyheit der Phantasie durch moralische 73
Gesetzmäßigkeit fesseln, und die Nothwendigkeit der Vernunft durch die Willkühr der Einbildungskraft zerstören.

1: erweitern die E. A B b. — 9: (Die Abhandlung ist in A unterzeichnet: S. und die Bemerkung: „(Die Fortsetzung künftig.)“ beigefügt.)

VII.

Zerstreute Betrachtungen über verschiedene ästhetische Gegenstände.

Alle Eigenschaften der Dinge, wodurch sie ästhetisch werden können, lassen sich unter viererley Klassen bringen, die sowohl nach ihrer objectiven Verschiedenheit, als nach ihrer verschiednen subjectiven Beziehung auf unser leidendes oder thätiges Vermögen ein nicht bloß der Stärke sondern auch dem Werth nach verschiedenes Wohlgefallen wirken, und für den Zweck der schönen Künste auch von ungleicher Brauchbarkeit sind; nämlich das Angenehme, das Gute, das Erhabe'ne und das Schöne. Unter diesen ist das Erhabene und Schöne allein der Kunst eigen. Das Angenehme ist ihrer nicht würdig, und das Gute ist wenigstens nicht ihr Zweck; denn der Zweck der Kunst ist zu vergnügen, und das Gute, sey es theoretisch oder practisch, kann und darf der Sinnlichkeit nicht als Mittel dienen.

[redacted]

as Angenehme durch gar keine Form. Das Gute wird gedacht, as Schöne betrachtet, das Angenehme bloß gefühlt. Jenes ge- llt im Begriff, das zweyte in der Anschauung, das dritte in der ateriellen Empfindung.

Der Abstand zwischen dem Guten und dem Angenehmen llt am meisten in die Augen. Das Gute erweitert unsre Erkennt- ß, weil es einen Begriff von seinem Object verschafft, und voraus- zt: der Grund unsers Wohlgefallens liegt in dem Gegenstand, nn gleich das Wohlgefallen selbst ein Zustand ist, in dem wir uns finden. Das Angenehme hingegen bringt gar kein Erkenntniß seines jectes hervor und gründet sich auch auf keines. Es ist bloß dadurch genehm, daß es empfunden wird, und sein Begriff verschwindet nzlich, sobald wir uns die Affectibilität der Sinne hinwegdenken, er sie auch nur verändern. Einem Menschen, der Frost empfindet, eine war'me Luft angenehm: eben dieser Mensch aber wird in der 118
mmerhitze einen kühlenden Schatten suchen. In beyden Fällen aber, rd man gestehen, hat er richtig geurtheilt. Das Objective ist von ns völlig unabhängig, und was uns heute wahr, zweckmäßig, ver- nftig vorkommt, wird uns (vorausgesetzt, daß wir heute richtig ge- theilt haben) auch in zwanzig Jahren eben so erscheinen. Unser theil über das Angenehme ändert sich ab, so wie sich unsere Lage gen sein Object verändert. Es ist also keine Eigenschaft des Ob- ts, sondern entsteht erst aus dem Verhältniß eines Objects zu un- n Sinnen — denn die Beschaffenheit des Sinns ist eine noth- ndige Bedingung desselben.

Das Gute hingegen ist schon gut, ehe es vorgestellt und em- nden wird. Die Eigenschaft, durch die es gefällt, besteht voll- mmen für sich selbst, ohne unser Subject nöthig zu haben, wenn eich unser Wohlgefallen an demselben auf einer Empfänglichkeit un- es Wesens ruht. Das Angenehme, kann man daher sagen, ist nur, weil es empfunden wird; das Gute hingegen wird empfun- 119
en, weil es ist.

Der Abstand des Schönen von dem Angenehmen fällt, so groß auch übrigens ist, weniger in die Augen. Es ist darinn dem An- nehmen gleich, daß es immer den Sinnen muß vorgehalten werden,

16: beiden B b. — 16–17: aber wird A B b. — 24: Sinnes B b. — 32: ist. B b.

daß es nur in der Erscheinung gefällt. Es ist ihm ferner darinnen gleich, daß es keine Erkenntniß von seinem Object verschafft, noch voraus setzt. Es unterscheidet sich aber wieder sehr von dem Angenehmen, weil es durch die *Form* seiner Erscheinung, nicht durch die materielle Empfindung gefällt. Es gefällt zwar dem vernünftigen Subject bloß insofern dasselbe zugleich sinnlich ist, aber es gefällt auch dem sinnlichen nur, insofern dasselbe zugleich vernünftig ist. Es gefällt nicht bloß dem Individuum, sondern der Gattung, und ob es gleich nur durch seine Beziehung auf sinnlich-vernünftige Wesen Existenz erhält, so ist es doch von allen empirischen Bestimmungen der Sinnlichkeit unabhängig, und es bleibt dasselbe, auch wenn sich die Privatbeschaffenheit der Subjecte verändert. Das Schöne hat also eben das mit dem Guten gemein, worinn es von dem Angenehmen abweicht, und geht eben da von dem *Guten* ab, wo es sich dem Angenehmen nähert.

Unter dem Guten ist dasjenige zu verstehen, worinn die Vernunft eine Angemessenheit zu ihren, theoretischen oder practischen Gesetzen erkennt. Es kann aber der nämliche Gegenstand mit der theoretischen Vernunft vollkommen zusammenstimmen, und doch der practischen im höchsten Grad widersprechend seyn. Wir können den Zweck einer Unternehmung mißbilligen und doch die Zweckmäßigkeit in derselben bewundern. Wir können die Genüße verachten, die der Wollüstling

[redacted]

dem Guten und dem Schönen leuchtet ein, daß ein Gegenstand häßlich, unvollkommen, ja sogar moralisch verwerflich und doch angenehm seyn, doch den Sinnen gefallen könne; daß ein Gegenstand die Sinne empören und doch gut seyn, doch der Vernunft gefallen könne; daß ein Gegenstand seinem innern Wesen nach das moralische Gefühl empören, und doch in der Betrachtung gefallen, doch schön seyn könne. Die Ursache ist, weil bey allen diesen verschiedenen Vorstellungen ein anderes Vermögen des Gemüths und auf eine andere Art interessiert ist.

'Aber hiermit ist die Klassifikation der ästhetischen Prädikate noch 122
nicht erschöpft; denn es giebt Gegenstände, die zugleich häßlich, den Sinnen widrig und schrecklich, unbefriedigend für den Verstand und in der moralischen Schätzung gleichgültig sind, und die doch gefallen, ja die in so hohem Grad gefallen, daß wir gern das Vergnügen der Sinne, und des Verstandes aufopfern, um uns den Genuß derselben zu verschaffen.

Nichts ist reizender in der Natur als eine schöne Landschaft in der Abendröthe. Die reiche Mannichfaltigkeit und der milde Umriß der Gestalten, das unendlich wechselnde Spiel des Lichts, der leichte Flor, der die fernen Objecte umkleidet, alles wirkt zusammen, unsere Sinne zu ergötzen. Das sanfte Geräusch eines Wasserfalls, das Schlagen der Nachtigallen, eine angenehme Musik soll dazu kommen, unser Vergnügen zu vermehren. Wir sind aufgelößt in süße Empfin-
dungen von Ruhe, und indem unsere Sinne von der 'Harmonie der 123
Farben, der Gestalten und Töne auf das angenehmste gerührt werden, ergötzt sich das Gemüth an einem leichten und geistreichen Ideengang, und das Herz an einem Strom von Gefühlen.

Auf einmal erhebt sich ein Sturm, der den Himmel und die ganze Landschaft verfinstert, der alle andere Töne überstimmt oder schweigen macht, und uns alle jene Vergnügungen plötzlich raubt. Pechschwarze Wolken umziehen den Horizont, betäubende Donnerschläge fallen nieder, Blitz folgt auf Blitz, und unser Gesicht wie unser Gehör wird auf das widrigste gerührt. Der Blitz leuchtet nur, um uns das schreckliche der Nacht desto sichtbarer zu machen; wir sehen wie er einschlägt, ja wir fangen an zu fürchten, daß er auch

8: interessirt Bb. — 19: Flor der A. — Objekte B. — 22: aufgelößt Bb. — 28: andern W M. — 33–34: wir sehen, Bb.

uns treffen möchte. Nichts destoweniger werden wir glauben, bei dem Tausch eher gewonnen als verloren zu haben, diejenigen Personen ausgenommen, denen die Furcht alle Freyheit des Urtheils raubt. Wir werden von diesem furchtba'ren Schauspiel, das unsere Sinne zurückstößt, von einer Seite mit Macht angezogen, und verweilen uns bey demselben mit einem Gefühl, das man zwar nicht eigentlich Lust nennen kann, aber der Lust oft weit vorzieht. Nun ist aber dieses Schauspiel der Natur eher verderblich als gut (wenigstens hat man gar nicht nöthig an die Nutzbarkeit eines Gewitters zu denken, um an dieser Naturerscheinung Gefallen zu finden) es ist eher häßlich als schön, denn Finsterniß kann als Beraubung aller Vorstellungen, die das Licht verschafft, nie gefallen, und die plötzliche Lufterschütterung durch den Donner, so wie die plötzliche Lufterleuchtung durch den Blitz widersprechen einer nothwendigen Bedingung aller Schönheit, die nichts abruptes, nichts gewaltsames verträgt. Ferner ist diese Naturerscheinung den bloßen Sinnen eher schmerzhaft als annehmlich, weil die Nerven des Gesichts und des Gehörs durch die plötzliche Abwechselung von Dunkelheit und Licht, von dem Knallen des Donners zur Stille ' peinlich angespannt und dann eben so gewaltsam wieder erschlafft werden. Und trotz allen diesen Ursachen des Mißfallens ist ein Gewitter, für den, der es nicht fürchtet, eine anziehende Erscheinung.

[redacted]

beynahe unmöglich wird, ihn in ein einziges Bild zusammen zu faßen, so ist er uns mehr werth, als die ganze schöne Ebene um ihn her, und wir würden den Eindruck, den er auf uns macht, ungern mit einem andern noch so schönen vertauschen. Nun gebe man in Gedanken diesem Berg eine solche Neigung, daß es aussieht, als wenn er alle Augenblicke herabstürzen wollte, so wird das vorige Gefühl sich mit einem andern vermischen; Schrecken wird sich damit verbinden, aber der Gegenstand selbst wird nur desto anziehender seyn. Gesetzt aber, man könnte diesen sich neigenden Berg durch einen andern unterstützen, so würde sich der Schrecken und mit ihm ein großer Theil unsers Wohlgefallens verlieren. Gesetzt ferner, man stellte dicht an diesen Berg vier bis fünf andere, davon jeder um den vierten oder fünften Theil niedriger wäre als der zunächst auf ihn folgende, so würde das erste Gefühl, das uns seine Größe einflößte, ' merklich 127
geschwächt werden — etwas ähnliches würde geschehen, wenn man den Berg selbst in zehn oder zwölf gleichförmige Absätze theilte; auch wenn man ihn durch künstliche Anlagen verzierte. Mit diesem Berge haben wir nun anfangs keine andere Operation vorgenommen, als daß wir ihn, ganz wie er war, ohne seine Form zu verändern, größer machten, und durch diesen einzigen Umstand wurde er aus einem gleichgültigen, ja sogar widerwärtigen Gegenstand in einen Gegenstand des Wohlgefallens verwandelt. Bey der zweyten Operation haben wir diesen großen Gegenstand zugleich in ein Object des Schreckens verwandelt, und dadurch das Wohlgefallen an seinem Anblick vermehrt. Bey den übrigen damit vorgenommenen Operationen haben wir das Schreckenerregende seines Anblicks vermindert und dadurch das Vergnügen geschwächt. Wir haben die Vorstellung seiner Größe subjectiv verringert, theils dadurch, daß wir die Aufmerksamkeit des Auges zertheilten, theils dadurch, daß wir ' demselben 128
in den daneben gestellten kleineren Bergen ein Maaß verschafften, womit es die Größe des Berges desto leichter beherrschen konnte. Größe und Schreckbarkeit können also in gewissen Fällen für sich allein eine Quelle von Vergnügen abgeben.

Es giebt in der griechischen Fabellehre kein fürchterlicheres und

[2]: fassen, B. — [14]: einflößte merklich A. — [23]: Objekt B. — [26]: vermindert, Bb. — [28]: subjektiv B.

zugleich häßlicheres Bild als die Furien oder Erinnyen, wenn sie dem Orcus hervorsteigen, einen Verbrecher zu verfolgen. Ein sch lich verzerrtes Gesicht, hagre Figuren, ein Kopf, der statt der H mit Schlangen bedeckt ist, empören unsre Sinne eben so sehr, als unsern Geschmack beleidigen. Wenn aber diese Ungeheuer vorgest werden, wie sie den Muttermörder Orestes verfolgen, wie sie Fakel in ihren Händen schwingen und ihn rastlos von einem O zum andern jagen, bis sie endlich, wenn die zürnende Gerechtig versöhnt ist, in den Abgrund der Hölle verschwinden, so verweil wir mit einem angeneh'men Grausen bey dieser Vorstellung. Ab nicht bloß die Gewissensangst eines Verbrechers, welche durch die F rien versinnlicht wird, selbst seine pflichtwidrige Handlungen, d wirkliche Aktus eines Verbrechens, kann uns in der Darstellung g fallen. Die Medea des griechischen Trauerspiels, Clytemnestra, d ihren Gemahl ermordet, Orest, der seine Mutter tödet, erfüllen uns Gemüth mit einer schauerlichen Lust. Selbst im gemeinen Leben en decken wir, daß uns gleichgültige, ja selbst widrige und abschrecken Gegenstände zu interessieren anfangen, sobald sie sich entweder de *ungeheuren* oder dem *schrecklichen* nähern. Ein ganz gemein und unbedeutender Mensch fängt an, uns zu gefallen, sobald ei heftige Leidenschaft, die seinen Werth nicht im geringsten erhöht, ih zu einem Gegenstand der Furcht und des Schreckens macht; so w ein gemeiner nichts sagender Gegenstand für uns eine Quelle d Lust wird, sobald wir ihn so vergrößern, daß er unser Fassungsve

ſle zu betrachten, das an Vergnügen und Achtung grenzt. Der en Menſchen gemeinſchaftliche Hang zum Leidenſchaftlichen, die acht der ſympathetiſchen Gefühle, die uns in der Natur zum blick des Leidens, des Schreckens, des Entſetzens hintreibt, die in : Kunſt ſoviel Reiz für uns hat, die uns in das Schauſpielhaus kt, die uns an den Schilderungen großer Unglücksfälle ſoviel Ge-
mack finden ' läßt, alles dieß beweißt für eine vierte Quelle 131
n Luſt, die weder das Angenehme, noch das Gute, noch das höne zu erzeugen im Stand ſind.

Alle bisher angeführten Beyſpiele haben etwas objectives in der npfindung, die ſie bey uns erregen, mit einander gemein. In allen pfangen wir eine Vorſtellung von Etwas, „das entweder unſere nnliche Faſſungskraft oder unſere ſinnliche Widerſtehungskraft überſchreitet, oder zu überſchreiten droht,“ jedoch ohne dieſe berlegenheit bis zur Unterdrückung jener beyden Kräfte zu treiben, d ohne die Beſtrebung zum Erkenntniß oder zum Widerſtand in s niederzuſchlagen. Ein Mannichfaltiges wird uns dort gegeben, lches in Einheit zuſammen zu faſſen unſer anſchauendes Vermögen s an ſeine Grenzen treibt. Eine Kraft wird uns hier vorgeſtellt, gen welche die unſrige verſchwindet, die wir aber doch damit zu rgleichen genöthigt werden. Entweder iſt es ein Gegenſtand, der
h unſerm Anſchauungsvermögen zugleich darbietet und entzieht, 132
d das Beſtreben zur Vorſtellung weckt, ohne es Befriedigung hoffen . laſſen, oder es iſt ein Gegenſtand, der gegen unſer Daſeyn bſt feindlich aufzuſtehen ſcheint, uns gleichſam zum Kampf heraus-dert und für den Ausgang beſorgt macht. Eben ſo iſt in allen an-führten Fällen die nämliche Wirkung auf das Empfindungsvermögen htbar. Alle ſetzen das Gemüth in eine unruhige Bewegung und annen es an. Ein gewiſſer Ernſt, der bis zur Feyerlichkeit ſteigen nn, bemächtigt ſich unſerer Seele, und indem ſich in den ſinnlichen rganen deutliche Spuren von Beängſtigung zeigen, ſinkt der nach-enkende Geiſt in ſich ſelbſt zurück, und ſcheint ſich auf ein erhöhtes wußtſeyn ſeiner ſelbſtſtändigen Kraft und Würde zu ſtützen. Dieſes

1: gränzt. B (und ſo hat B auch ſtets: Gränze). — 7: beweiſt B b. — 9: Stande b. — 10: objektives B. — 12: Etwas „das A. — 14: droht, A. — 15: Überlegen-it, biß A, Überlegenheit, bis b. — 24: laſſen; B b. — 25–26: herausfodert, B b.

Bewußtseyn muß schlechterdings überwiegend seyn, wenn das Gr oder das Schreckliche einen ästhetischen Werth für uns haben soll. W sich nun das Gemüth bey solchen Vorstellungen begeistert und ü sich selbst gehoben fühlt, so bezeichnet man sie mit dem Namen d *Erhabenen*, ob gleich den Gegenständen selbst objektiv nichts Erh benes zukommt, und es also wohlschicklicher wäre, sie *erhebend* z nennen.

Wenn ein Objekt erhaben heißen soll, so muß es sich unsere sinnlichen Vermögen *entgegensetzen*. Es lassen sich aber überhaupt zwey verschiedene Verhältnisse denken, in welchen die Dinge zu unsre Sinnlichkeit stehen können, und diesen gemäß muß es auch zwey ver schiedene Arten des Widerstandes geben. Entweder werden sie al Objecte betrachtet, von denen wir uns ein Erkenntniß verschaffe wollen, oder sie werden als eine *Macht* angesehen, mit der wi die unsrige vergleichen. Nach dieser Eintheilung giebt es auch zwe Gattungen des Erhabenen, das Erhabene der Erkenntniß und da Erhabene der Kraft. *

Nun tragen aber die sinnlichen Vermögen nichts weiter zur E kenntniß bey, als daß sie den gegebenen Stoff auffassen und da Mannichfaltige desselben im Raum und in der Zeit aneinander setze Dieses Mannichfaltige zu unterscheiden und zu sortieren ist das G schäft des Verstandes, nicht der Einbildungskraft. Für den Verstan

[redacted]

Von der 135
ästhetischen Größenschätzung.

Ich kann mir von der Quantität eines Gegenstandes vier, von einander ganz verschiedene, Vorstellungen machen.

Der Thurm, den ich vor mir sehe, ist eine Größe.

Er ist zweyhundert Ellen hoch.

Er ist hoch.

Er ist ein hoher (erhabener) Gegenstand.

Es leuchtet in die Augen, daß durch jedes dieser viererley Urtheile, welche sich doch sämmtlich auf die Quantität des Thurms beziehen, etwas ganz verschiedenes ausgesagt wird. In den beyden ersten Urtheilen wird der Thurm bloß als ein Quantum (als eine Größe), in den zwey übrigen wird er als ein magnum (als etwas Großes) betrachtet.

Alles, was Theile hat, ist ein Quantum. Jede Anschauung, jeder Verstandesbegriff ' hat eine Größe, so gewiß dieser eine Sphäre 136
und jene einen Innhalt hat. Die Quantität überhaupt kann also nicht gemeint seyn, wenn man von einem Größenunterschied unter den Objekten redet. Die Rede ist hier von einer solchen Quantität, die einem Gegenstande vorzugsweise zukommt, d. h. die nicht bloß ein quantum sondern zugleich ein magnum ist.

Bey jeder Größe denkt man sich eine Einheit, zu welcher mehrere gleichartige Theile verbunden sind. Soll also ein Unterschied zwischen Größe und Größe statt finden, so kann er nur darinn liegen, daß in der Einen mehr, in der andern weniger Theile zur Einheit verbunden sind, oder, daß die Eine nur einen Theil in der andern ausmacht. Dasjenige Quantum, welches ein anderes Quantum als Theil in sich enthält, ist gegen dieses Quantum ein magnum.

Untersuchen, wie oft ein bestimmtes Quantum in einem andern enthalten ist, ' heißt dieses Quantum messen (wenn es stetig) oder 137
es zählen (wenn es nicht stetig ist). Auf die zum Maaß genommene Einheit kommt es also jederzeit an, ob wir einen Gegenstand als ein Magnum betrachten sollen, d. h. alle Größe ist ein Verhältnißbegriff.

Gegen ihr Maaß gehalten ist jede Größe ein Magnum, und noch

13: Größe) in A b. — 17: Inhalt B. — 20: zukommt d. h. A. — 21: quantum, B b.

mehr ist sie es gegen das Maaß ihres Maaßes, mit welchem verglichen dieses selbst wieder ein Magnum ist. Aber so wie es herabwärts geht, geht es auch aufwärts. Jedes Magnum ist wieder klein, sobald wir es uns in einem andern enthalten denken, und wo gibt es hier eine Grenze, da wir jede noch so große Zahlreyhe mit sich selbst wieder multiplizieren können?

Auf dem Wege der Messung können wir also zwar auf die *komparative*, aber nie auf die *absolute* Größe stoßen, auf diejenige nämlich, welche in keinem andern Quantum mehr enthalten seyn kann, sondern alle andre Größen unter sich befaßet. Nichts würde uns ja hindern, daß dieselbe Verstandeshandlung, die uns eine solche Größe lieferte, uns auch das *Duplum* derselben lieferte, weil der Verstand successiv verfährt, und von Zahlbegriffen geleitet seine Synthesis ins Unendliche fortsetzen kann. So lange sich noch bestimmen läßt, *wie groß* ein Gegenstand sey, ist er noch nicht (schlechthin) groß, und kann durch dieselbe Operation der Vergleichung zu einem sehr kleinen herabgewürdiget werden. Diesem nach könnte es in der Natur nur eine einzige Größe per excellentiam geben, nämlich das unendliche Ganze der Natur selbst, dem aber nie eine Anschauung entsprechen und dessen Synthesis in keiner Zeit vollendet werden kann. Da sich das Reich der Zahl nie erschöpfen läßt, so müßte es der Verstand seyn, der seine Synthesis endigt. Er selbst müßte irgend eine Einheit

[redacted]

eines Thurmes, und es ist kein andres, als der Begriff seiner *Gattungsgröße*.

Jedem Dinge ist ein gewisses Maximum der Größe entweder
durch seine *Gattung* (wenn es ein Werk der Natur ist) oder (wenn
es ein Werk der Freyheit ist) durch die *Schranken* der ihm zu
Grunde liegenden Ursache und durch seinen Zweck vorgeschrieben. Bey
jeder Wahrnehmung ' von Gegenständen wenden wir, mit mehr oder 140
weniger Bewußtseyn, dieses Größenmaaß an, aber unsre Empfindungen sind sehr verschieden, je nachdem das Maaß, welches wir zum Grund legen, zufälliger oder nothwendiger ist. Ueberschreitet ein Objekt den Begriff seiner Gattungsgröße, so wird es uns gewissermaasen in *Verwunderung* setzen. Wir werden überrascht, und unsre Erfahrung erweitert sich, aber in sofern wir an dem Gegenstand selbst kein Interesse nehmen, bleibt es bloß bey diesem Gefühle einer übertroffenen Erwartung. Wir haben jenes Maaß nur aus einer Reyhe von Erfahrungen abgezogen, und es ist gar keine Nothwendigkeit vorhanden, daß es immer zutreffen muß. Ueberschreitet hingegen ein Erzeugniß der Freyheit den Begriff, den wir uns von den Schranken seiner Ursache machten, so werden wir schon eine gewisse *Bewunderung* empfinden. Es ist hier nicht bloß die übertroffene Erwartung, es ist zugleich eine Entledigung von Schranken, was uns bey
einer solchen Erfahrung überrascht. Dort blieb unsre ' Aufmerksamkeit 141
bloß bey dem *Produkte* stehen, das an sich selbst gleichgültig war; hier wird sie auf die *hervorbringende Kraft* hingezogen, welche moralisch oder doch einem moralischen Wesen angehörig ist, und uns also nothwendig interessieren muß. Dieses Interesse wird in eben dem Grade steigen, als die Kraft, welche das wirkende Principium ausmachte, edler und wichtiger, und die Schranke, welche wir überschritten finden, schwerer zu überwinden ist. Ein Pferd von ungewöhnlicher Größe wird uns angenehm befremden, aber noch mehr der geschickte und starke Reiter, der es bändigt. Sehen wir ihn nun gar mit diesem Pferd über einen breiten und tiefen Graben setzen, so erstaunen wir, und ist es eine feindliche Fronte, gegen welche wir ihn lossprengen sehen, so gesellt sich zu diesem Erstaunen Achtung,

[8]: an; B b. — unsere B b. — [11]: Object B b. — [11—12]: gewissermaßen B b. — [16]: Reihe B b. — [26]: interessiren B.

und es geht in Bewunderung über. In dem letztern Fall behandeln wir seine Handlung als eine dynamische Größe, und wenden unsern Begriff von menschlicher Tapferkeit als Maaßstab dar'auf an,[1] wo es nun darauf ankommt, wie wir uns selbst fühlen, und was wir als äuserste Grenze der Herzhaftigkeit betrachten.

Ganz anders hingegen verhält es sich, wenn der Größenbegriff des Zwecks überschritten wird. Hier legen wir keinen empirischen und zufälligen, sondern einen rationalen und also nothwendigen Maaßstab zum Grunde, der nicht überschritten werden kann, ohne den Zweck des Gegenstandes zu vernichten. Die Größe eines Wohnhauses ist einzig durch seinen Zweck bestimmt, die Größe eines Thurms kann bloß durch die Schranken der Architektur bestimmt seyn. Finde ich daher das Wohnhaus für seinen Zweck zu groß, so muß es mir nothwendig misfallen. Finde ich hingegen den Thurm meine Idee von Thurmeshöhen übersteigend, so wird er mich nur desto mehr ergötzen. Warum? Jenes ist ein Widerspruch, dieses nur eine unerwartete Uebereinstimmung mit dem was ich suche. Ich kann es mir sehr wohl gefallen lassen, daß eine Schranke erweitert, ' aber nicht, daß eine Absicht verfehlt wird.

Wenn ich nun von einem Gegenstand schlechtweg sage, er sey groß, ohne hinzuzusetzen, wie groß er sey, so erkläre ich ihn dadurch gar nicht für etwas absolut großes, dem kein Maaßstab

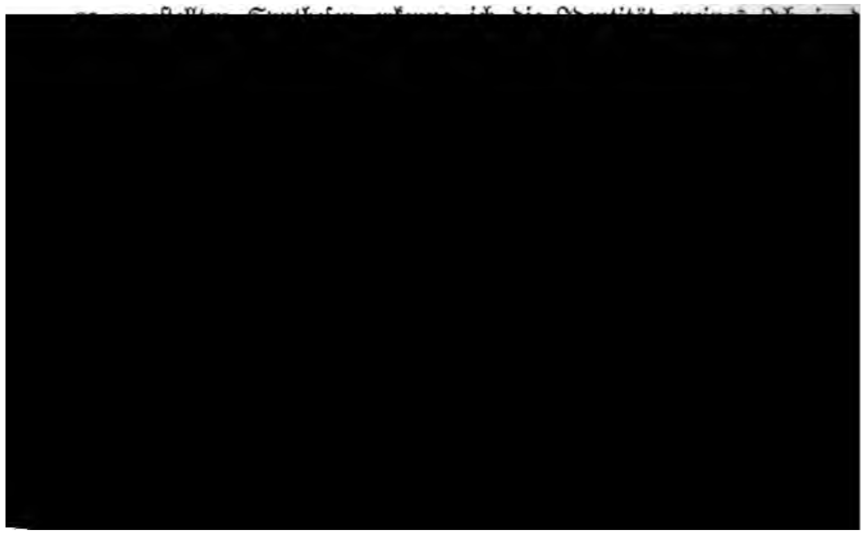
[redacted]

s wird man den Einfluß subjektiver Gründe auf die Urtheile
nschen mehr gewahr, als bey ihrer Größenschätzung, sowohl
perlichen als bey unkörperlichen Dingen. Jeder Mensch, kann
nehmen, hat ein gewisses Kraft- und Tugendmaaß in sich,
er sich bey der Größenschätzung moralischer Handlungen richtet.
izhals wird das Geschenk eines Guldens für eine sehr große
zung seiner Freygebigkeit halten, wenn ' der Großmüthige mit 145
fachen Summe noch zu wenig zu geben glaubt. Der Mensch
neinem Schlag hält schon das Nichtbetrügen für einen
Beweis seiner Ehrlichkeit; ein anderer von zartem Gefühl
anchmal Bedenken, einen erlaubten Gewinn zu nehmen.
gleich in allen diesen Fällen das Maaß subjektiv ist, so ist
sung selbst immer objektiv; denn man darf nur das Maaß
n machen, so wird die Größenbestimmung allgemein eintreffen.
hält es sich wirklich mit den objektiven Maaßen, die im all-
n Gebrauche sind, ob sie gleich alle einen subjektiven Ursprung
und von dem menschlichen Körper hergenommen sind.
le vergleichende Größenschätzung aber, sie mag nun idealisch
rperlich, sie mag ganz oder nur zum Theil bestimmend seyn,
ur zur relativen und niemals zur absoluten Größe; denn wenn
genstand auch wirklich das ' Maaß übersteigt, welches wir als 146
ßtes und äuserstes annehmen, so kann ja immer noch gefragt
um wieviel mal er es übersteige. Er ist zwar ein Großes
eine Gattung, aber noch nicht das Größtmögliche, und wenn
ranke einmal überschritten ist, so kann sie ins Unendliche fort

Weil nichts den Verstand nöthigen kann, in seinem Geschäft still- stehen, so muß es die Einbildungskraft seyn, welche demselben ei Grenze setzt. Mit andern Worten: Die Größenschätzung muß au hören logisch zu seyn, sie muß ästhetisch verrichtet werden. Die gan Form dieses Geschäfts muß sich also verändern.

Wenn ich eine Größe logisch schätze, so beziehe ich sie immer a mein Erkenntnißvermögen; wenn ich sie ästhetisch schätze, so bezie ich sie auf mein Empfindungsvermögen. Dort erfahre ich etwas v dem Gegenstand, hier hingegen erfahre ich bloß an mir selbst etwa auf Veranlassung der vorgestellten Größe des Gegenstandes. Do erblicke ich etwas ausser mir, hier etwas in mir. Ich messe also a eigentlich nicht mehr, ich schätze keine Größe mehr, sondern ich sel werde mir augenblicklich zu einer Größe, und zwar zu einer une lichen. Derjenige Gegenstand, der mich mir selbst zu einer une lichen Größe macht, heißt erhaben.

Die Einbildungskraft, als Spontaneität des Gemüths, verrich bey Vorstellung der Größen ein doppeltes Geschäft. Sie faßt erstl jedweden Theil des gegebenen Quantums in einem empirischen B wußtseyn auf, welches die Apprehension ist; zweytens faßt die nach einander aufgefaßten Theile in einem reinen Selb bewußtseyn zusammen, in welchem letzten Geschäft, der Com prehension, sie ganz als reiner Verstand wirkt. Mit jedem Thei des Quantums nämlich verbindet sich die Vorstellung meines J (empirisches Bewußtseyn); und durch Reflexion über diese succes



wieder ein anderes folgt, und so fort bis ins Unendliche, so ist auf
diesem Weg keine Gefahr, daß ich nicht auch das zahlreichste Quantum
zu Ende bringen könnte. Man gebe mir bloß Zeit, so soll keine
Zahl für mich, in der Apprehension, überschwenglich seyn. Die Zu-
sammenfassung hingegen geschieht simultan, und durch die Vor- 149
stellung der Identität meines Ichs in allen vorhergegangenen Syn-
thesen hebe ich die Zeitbedingung wieder auf, unter welcher sie vor
sich gegangen waren. Alle jene verschiedenen empirischen Vorstellungen
meines Ich verlieren sich in das einzige reine Selbstbewußtseyn: das
Subjekt, welches in A und B und C u. s. f. gehandelt hat, bin Ich,
das ewig identische Selbst.

Für diese zweyte Handlung, nämlich für die Reduktion der ver-
schiedenen empirischen Apperceptionen auf das reine Selbstbewußtseyn
ist es nun ganz und gar nicht gleichgültig, wie viele solcher empi-
rischer Apperceptionen es sind, die in das reine Selbstbewußtseyn sich
auflösen sollen. Die Erfahrung wenigstens lehrt: daß die Einbildungs-
kraft hier eine Grenze hat, wie schwer auch der nothwendige Grund
derselben sich möchte auffinden lassen. Diese Grenze kann in ver-
schiedenen Subjekten verschieden, und vielleicht durch Uebung und
Anstrengung zu erweitern seyn, aber nie wird sie aufgehoben werden. 150
Wenn das Reflexionsvermögen diese Grenze überschreitet, und Vor-
stellungen, welche schon darüber hinausliegen, in Ein Selbstbewußt-
seyn versammeln will, so verliert es eben soviel an Klarheit als es
an Ausbreitung gewinnt. Zwischen dem Umfang des Ganzen einer
Vorstellung und der Deutlichkeit ihrer Theile ist ein ewig unüber-
schreitbares bestimmtes Verhältniß, daher wir bey jeder Aufnehmung
eines großen Quantums in die Einbildungskraft eben soviel rückwärts
verlieren, als wir vorwärts gewinnen, und, wenn wir nun das Ende
erreicht haben, den Anfang verschwunden sehen.

Diejenige Anzahl von Vorstellungen, mit welcher die Deutlichkeit
der einzelnen Theile noch vollkommen bestehen kann, wäre also das
Maximum des menschlichen Comprehensionsvermögens. Es kann,
und zwar sehr beträchtlich, von der Einbildungskraft überschritten
werden, aber jederzeit auf Kosten der Deutlichkeit; und zum Nach- 151
theile des Verstandes, der sich streng darinn halten muß. Weniger
als drey kann diese Zahl nicht wohl seyn, weil der ursprüngliche

Akt des Entgegensetzens, auf dem doch alles bestimmte Denken ruh
diese Dreyheit nothwendig macht. Ob es über diese Dreyheit hinau
gehe, läßt sich bezweifeln, und die Erfahrung liefert wenigstens nicht
woraus es bewiesen werden könnte. Und so könnte denn allerdin
die Zahl drey die heilige Zahl genannt werden, weil uns durch
unser ganzer Denkkreis bestimmt seyn würde.

Nach diesem logischen Grundmaaße richtet sich nun auch d
ästhetische, in Schätzung der Größen, welches zwar nicht ganz so e
kann angenommen werden. Es ist ausgemacht, daß wir wenigste
mehr als drey Einheiten zugleich übersehen und unterscheiden könne
wenn gleich, je weiter wir die Zusammenfassung treiben, je me
und mehr die Deutlichkeit abnimmt. Weil aber bey der Größe
schätzung alle Theile als gleichartig angenommen werden, so ist hi
die Foderung der Deutlichkeit auch schon etwas weniger strenge. Wi
werden vielleicht mit einem Blick zwanzig Personen übersehen können
aber mehr als drey darunter in Einem Zeitmoment zu erkennen wir
schwer seyn. Ueberhaupt müssen wir uns hier in Acht nehmen, da
wir das nicht für simultan halten, was bloß eine schnelle Succession
ist. Die Rapidität, womit der Verstand aus dreymal drey Neun
macht, läßt uns nicht mehr unterscheiden, ob diese Neun Einheiten
auf einmal oder in einer Folge von drey Momenten vor unsere
Seele schweben. Wir bilden uns oft ein, mit dem Sinn zu fassen
wo wir bloß mit dem Verstande begreifen. Aber wir dürfen nu
das Experiment machen, ob das, was wir bei einer geschickten An

wird jedes Quantum in der Natur geschätzt, und die Einerleyheit
desselben in allen Menschen ist auch allein Ursache, daß in den Urtheilen
der Menschen über Größe eine Uebereinstimmung statt finden kann.
Würde dieses Grundmaaß erweitert, so würden alle Gegenstände,
wenigstens ästhetisch, in ein anderes Größenverhältniß zu uns treten,
Berechnungen, die jetzt nur diskur'siv nach Begriffen von Statten 154
gehen, würden das Werk eines Blickes seyn, und Objekte, die uns
jetzt durch Erhabenheit rühren, würden ihren ganzen Zauber ablegen,
und in der gemeinen Klasse verschwinden.

Man nehme einstweilen an, daß dieses Maximum der sinnlichen
Zusammenfassung *zehen* sey. Zehen Einheiten kann also die Einbil-
dungskraft in Eine begreifen, ohne daß eine einzige darunter fehle.
Nun sind aber in einer gegebenen Größe tausend solcher Einheiten
enthalten, und das ganze tausend soll in das Bewußtseyn aufgenommen
werden. Das Quantum zu apprehendiren, d. h. jede dieser tausend
Einheiten ins Bewußtseyn einzeln aufzunehmen, hat ganz und gar
keine Schwierigkeit, weil dazu nichts als Zeit erfodert wird; aber es
zu comprehendieren, d. h. das in allen diesen tausend vorgestellten
Einheiten zerstreute Bewußtseyn als identisch zu erkennen, tausend
verschiedene Apperceptionen in einer einzigen zu begreifen, das ist die
schwere Aufgabe, die ' gelößt werden soll. Nun giebt es dazu keinen 155
andern Ausweg, als diesen, diese tausend Einheiten auf zehen zu
reducieren, weil zehen das höchste ist, was die Einbildungskraft zu-
sammen fassen kann.

Wie können aber tausend Einheiten durch zehen repräsentiert
werden? Nicht anders als durch Begriffe, welche die einzigen und
beständigen Repräsentanten der Anschauungen sind. Die Einbildungs-
kraft legt also ihr intuitives Geschäft nieder, und der Verstand fängt
sein diskursives (hier eigentlich symbolisches) an. Die Zahl muß aus-
helfen, wo die Anschauung nicht mehr zureicht, und der Gedanke sich
unterwerfen, worüber der Blick nicht mehr Meister werden kann.

Aus jenen zehen Einheiten, welche das Maximum sinnlicher
Zusammenfassung sind, bildet der Verstand eine neue logische Einheit,
den Zahlbegriff 10. Nun kann aber, wie wir annehmen, die Ein-
bildungskraft zehen Einheiten zugleich zu'sammenfassen; jener Zahl- 156

7: Objekte die A. — 30: Anschauung A.

begriff 10, als Einheit gedacht, kann also, zehenmal genommen, in Eine Intuition der Einbildungskraft zusammenfließen. Freilich werden jene logischen Einheiten, die der Verstand bildet, in dieser zweyten Comprehension nicht als Vielheiten sondern als Einheiten aufgenommen, und die zehen Einheiten, welche jede derselben in sich begreift, kommen einzeln nicht mehr in Betrachtung. Bloß der Begriff als Repräsentant gilt, und das repräsentierte verliert sich in Dunkelheit oder verschwindet. Diese zehen logische Einheiten faßt nun der Verstand in eine neue Einheit, die Zahl 100 zusammen, welche, zehenmal wiederhohlt, von der Einbildungskraft abermals zugleich vorgestellt werden kann, und die Zahl 1000 giebt, die das gegebene Quantum vollständig ausmißt. Bey diesem dritten Akt der Comprehension müssen nun jene ursprünglichen Einheiten noch weit mehr erlöschen, weil selbst ihre unmittelbaren Repräsentanten, die Zahlbegriffe zehen durch andere repräsentirt wor'den sind, und selbst in Dunkelheit verschwinden. 157

Bey dieser ganzen Operation hat die Einbildungskraft das Maaß ihrer Zusammenfassung keineswegs erweitert, und es war immer nur dasselbe Quantum von zehen Einheiten, welches ihr in Einem Zeitmoment vorschwebte. Dadurch aber, daß der Verstand, in drey succeßiven Operationen, jene sinnlichen Einheiten mit logischen austauschte, und diese immer wieder unter andere und höhere logische brachte, unterwarf er der Einbildungskraft das ganze Quantum jener 1000, und verbarg ihr auf diese Art ihre ästhetische Armuth in einem logischen Reichthum.

[redacted]

veil wir mit diesen doch noch einen Gehalt verbinden. Um von dem Begriff einer Million Goldstücke gerührt zu werden, muß man sich venigstens dunkel erinnern, was für ein großer Gehalt schon in der Zahl tausend liegt, und wieviele Scheidemünzen schon ein einzelnes Soldstück enthalte.

Ein Regiment von 2000 Mann stehe in langer Fronte, drey
Mann hoch da, und von der Größe desselben wollen wir uns schnell
ine Vorstellung machen. Ich will zu Erleichterung der Uebersicht
nnehmen, daß alles nach der Decadik gestellt sey. Ein kleiner Ab= 159
hnitt a soll also nach jedem 10, und ein größerer aa nach jedem
00 angebracht seyn, und unser Auge soll durch die ganze Länge der
ronte tragen. Den ersten Abschnitt bis a werden wir also, der
nnahme gemäß, in Einem simultanen Blick übersehen, worinn noch
der einzelne Mann unterschieden werden kann. Dieser Abschnitt
aa ist zugleich eine Einheit für den reflektirenden Verstand; und
enn also der Blick an zehen solchen Abschnitten hinunter gegleitet
t, und die Einbildungskraft ihre Comprehension zehenmal nach ein=
nder verrichtet hat, so versucht der Verstand abermals, sich die
dentität des Bewußtseyns in diesen zehen Comprehensionen zu denken,
. h. aus diesen zehen logischen Einheiten eine neue zu machen. Es
elingt ihm auch, aber auf Kosten der ersten Intuition, welche in
emselben Verhältniß ihre Theile verbirgt, als sie sich selbst in den
heil eines andern Ganzen verwandelt. So wie die successiven Zu=
mmenfassungen durch den reflektirenden Verstand simultan gemacht
werden, so verlieren die simultanen Intuitionen der Einbildungskraft 160
re Deutlichkeit, und schweben nun bloß noch als Massen vor der
eele. Wird nun diese Synthesis noch höher gesteigert, und aus den
zeugten Einheiten wieder neue erzeugt, so verschwindet das einzelne
nz, und die ganze Fronte verliert sich bloß in eine stetige Länge,
orinn sich nicht einmal mehr ein Abschnitt, vielweniger ein einzelner
opf unterscheiden läßt. Es ergiebt sich also daraus, daß die Deut=
chkeit der Intuition immer nur in eine bestimmte Zahl eingeschlossen
eibt, daß bey allem diskursiven Fortschritt des Verstandes die Ein=
ldungskraft ihren realen Reichthum (was die Simultaneität der An=
hauung betrift) niemals erweitert, und daß, wenn auch die Be=

6: Mann, A. — 22: selbst, in A.

unendlichen Veränderungen meines Bewußtseyns ist mein Bewußtseyn identisch, die ganze Unendlichkeit liegt in der Einheit meines Ichs.

Diese Auflösung läßt sich noch in eine andere Formel fassen. Bey allen Vorstellungen von Objekten, mithin auch der Größe, ist das Gemüth nie bloß das, was *bestimmt wird*, sondern es ist immer zugleich das, was *bestimmt*. Es ist zwar das Objekt, welches mich verändert, aber Ich, das vorstellende Subjekt, bin es, der das Objekt zum Objekte macht, und durch sein Produkt also sich selbst verändert. In allen diesen Veränderungen aber muß etwas seyn, was sich nicht verändert, und dieses ewig unwandelbare Principium ist eben das reine und identische Ich, der Grund der Möglichkeit aller Objekte, in sofern sie vorgestellt werden. Was also nur immer in den Vorstellungen Großes liegt, liegt in uns, die wir diese Vorstellungen erzeugen. Welches Gesetz uns auch für unser Denken oder Handeln gegeben werden mag, es wird uns gegeben *durch uns*; und auch wenn wir als sinnlich beschränkte Wesen es unerfüllt lassen *müssen*, wie hier im theoretischen das Gesetz der Totalität in der Größendarstellung, oder wenn wir als freye Wesen mit Willen es brechen, wie das Gesetz der Sitten im praktischen, so sind *wir* es doch immer, die es aufgestellt haben. Ich mag also in der schwindelnden Vorstellung des allgegenwärtigen Raums, oder der nimmer endenden Zeit mich verlieren, oder ich mag in der Vorstellung der absoluten Vollkommenheit meine eigene Nichtigkeit fühlen — ich selbst bin es doch nur, der dem Raum seine unendliche Weite und der [redacted]

zweyte die *anziehende* Kraft des Großen und des Sinnlich-unendlichen.

'Obgleich aber das Erhabene eine Erscheinung ist, welche erst in 168
unserm Subjekt erzeugt wird, so muß doch in den Objekten selbst der Grund enthalten seyn, warum gerade nur diese und keine andern Objekte uns zu diesem Gebrauch Anlaß geben. Und weil wir ferner bey unserm Urtheil das Prädikat des Erhabenen *in den Gegenstand* legen, (wodurch wir andeuten, daß wir diese Verbindung nicht bloß willkührlich vornehmen, sondern dadurch ein Gesetz für Jedermann aufzustellen meynen) so muß in unserm Subjekt ein nothwendiger Grund enthalten seyn, warum wir von einer gewissen Klasse von Gegenständen gerade diesen und keinen andern Gebrauch machen.

Es giebt demnach *innere* und giebt *äussere* nothwendige Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen. Zu jenen gehört ein gewisses bestimmtes Verhältniß zwischen Vernunft und Einbildungskraft, zu diesen ein bestimmtes Verhältniß des angeschauten Gegenstandes zu unserm ästhetischen Größenmaaß.

'Sowohl die Einbildungskraft als die Vernunft müssen sich mit 169
einem gewissen Grad von Stärke äussern, wenn das Große uns rühren soll. Von der Einbildungskraft wird verlangt, daß sie ihr ganzes Comprehensionsvermögen zu Darstellung der Idee des Absoluten aufbiete, worauf die Vernunft unnachlaßlich dringt. Ist die Phantasie unthätig und träge, oder geht die Tendenz des Gemüths mehr auf Begriffe als auf Anschauungen, so bleibt auch der erhabenste Gegenstand bloß ein logisches Objekt, und wird gar nicht vor das ästhetische Forum gezogen. Dieß ist der Grund, warum Menschen von überwiegender Stärke des analytischen Verstandes für das ästhetisch große selten viel Empfänglichkeit zeigen. Ihre Einbildungskraft ist entweder nicht lebhaft genug, sich auf Darstellung des Absoluten der Vernunft auch nur einzulassen, oder ihr Verstand zu geschäftig, den Gegenstand *sich* zuzueignen, und ihn aus dem Felde der Intuition in sein diskursives Gebiet hinüber zu spielen.

'Ohne eine gewisse Stärke der Phantasie wird der große Gegen- 170
stand gar nicht ästhetisch, ohne eine gewisse Stärke der Vernunft hin-

5: andere K. — 10: meinen) B. — 13: äußere Bb. — 19: äußern, Bb. — 22: unnachläßlich Bb K W M. (Vgl. oben zu S. 92, Z. 29.) — 32: diskursives B.

gegen wird der ästhetische nicht erhaben. Die Idee des Absoluter erfodert schon eine mehr als gewöhnliche Entwicklung des höhern Ver nunftvermögens, einen gewissen Reichthum an Ideen, und eine ge nauere Bekanntschaft des Menschen mit seinem edelsten Selbst. Wessen Vernunft noch gar keine Ausbildung empfangen hat, der wird vor dem Großen der Sinne nie einen übersinnlichen Gebrauch zu macher wissen. Die Vernunft wird sich in das Geschäft gar nicht mischen, und es wird der Einbildungskraft allein oder dem Verstand allein überlassen bleiben. Die Einbildungskraft für sich selbst ist aber weit entfernt, sich auf eine Zusammenfassung einzulassen, die ihr peinlich wird. Sie begnügt sich also mit der bloßen Auffassung und es fällt ihr gar nicht ein ihren Darstellungen Allheit geben zu wollen. Daher die stupide Unempfindlichkeit, mit der der Wilde im Schooß der erhabensten Natur und mitten unter den Symbolen des Unendlichen wohnen kann, ohne dadurch aus seinem thierischen Schlummer geweckt zu werden, ohne auch nur von weitem den großen Naturgeist zu ahnden, der aus dem Sinnlich=Unermeßlichen zu einer fühlenden Seele spricht.

Was der rohe Wilde mit dummer Gefühllosigkeit anstarrt, das flieht der entnervte Weichling als einen Gegenstand des Grauens, der ihm nicht seine Kraft, nur seine Ohnmacht zeigt. Sein enges Herz fühlt sich von großen Vorstellungen peinlich auseinander gespannt. Seine Phantasie ist zwar reizbar genug, sich an der Darstellung des Sinnlich=Unendlichen zu versuchen, aber seine Vernunft [redacted]

zärtelten Sinne Bedürfniß sind. Ihren Willen muß sie seinem eisernen Joch unterwerfen, und in die Fesseln mathematischer Regelmäßigkeit sich schmiegen. So entsteht der ehemalige französische Geschmack in Gärten, der endlich fast allgemein dem englischen gewichen ist, aber ohne dadurch dem wahren Geschmack merklich näher zu kommen. Denn der Charakter der Natur ist eben so wenig bloße Mannichfaltigkeit als Einförmigkeit. Ihr gesetzter ruhiger Ernst verträgt sich eben so wenig mit diesen schnellen und leichtsinnigen Uebergängen, mit welchen man sie in dem neuen Gartengeschmack von einer Dekoration zur andern hinüber hüpfen läßt. Sie legt, indem sie sich verwandelt, ihre harmonische Einheit nicht ab, in bescheidener Einfalt 173
verbirgt sie ihre Fülle, und auch in der üppigsten Freyheit sehen wir sie das Gesetz der Stetigkeit ehren. *

Zu den objektiven Bedingungen des Mathematisch-Erhabenen gehört fürs erste, daß der Gegenstand, den wir dafür erkennen sollen, ein Ganzes ausmache und also Einheit zeige; fürs zweyte, daß er uns das höchste sinnliche Maaß, womit wir alle Größen zu messen pflegen, völlig unbrauchbar mache. Ohne das erste würde die Ein- 174
bildungskraft gar nicht aufgefodert werden, eine Darstellung seiner Totalität zu versuchen, ohne das zweyte würde ihr dieser Versuch nicht verunglücken können.

Der Horizont übertrift jede Größe, die uns irgend vor Augen kommen kann, denn alle Raumgrößen müssen ja in demselben liegen. Nichts destoweniger bemerken wir, daß oft ein einziger Berg, der sich darinn erhebt, uns einen weit stärkern Eindruck des Erhabenen zu geben im Stand ist, als der ganze Gesichtskreis, der nicht nur diesen Berg, sondern noch tausend andere Größen in sich befaßt. Das kommt daher, weil uns der Horizont nicht als ein einziges Objekt erscheint,

* Die Gartenkunst und die dramatische Dichtkunst haben in neuern Zeiten ziemlich dasselbe Schicksal, und zwar bey denselben Nationen, gehabt. Dieselbe Tyranney der Regel in den französischen Gärten und in den französischen Tragödien; dieselbe bunte und wilde Regellosigkeit in den Parks der Engländer und in ihrem Shakespear; und so wie der deutsche Geschmack von jeher das Gesetz von den Ausländern empfangen, so mußte er auch in diesem Stück zwischen jenen beiden Extremen hin und her schwanken.

5: Geschmack, A. — 11: objectiven B b. — 16: zweite, B. — 20: zweite B. — 22: übertrifft B b — Größe die A. — 26: Stande B. — 30: Schicksal und A. 33: Schakespear; K, Shakspeare; W M. — 35: herschwanken B b.

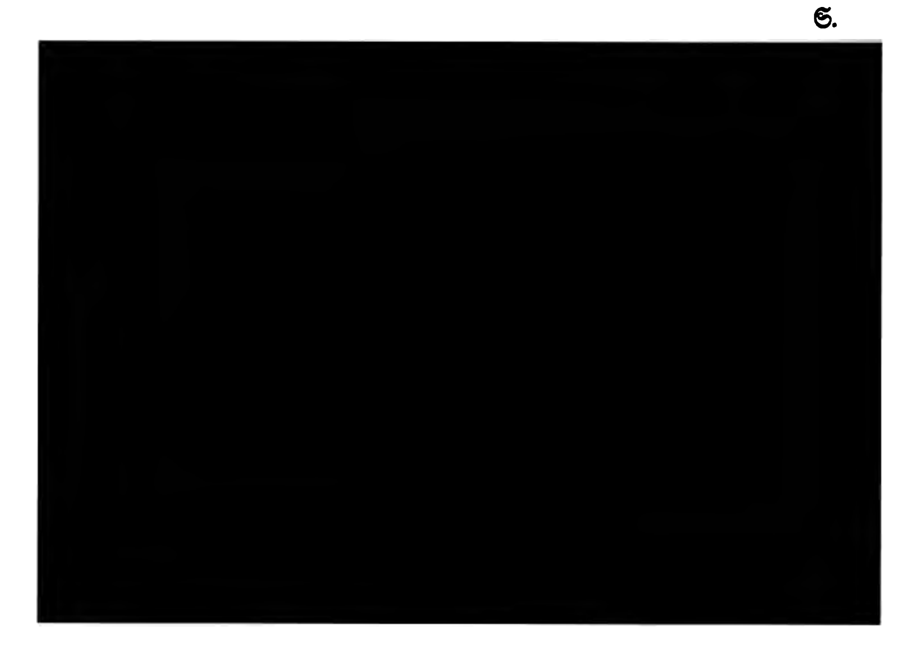
und wir also nicht eingeladen werden, ihn in ein Ganzes der Darstellung zusammen zu fassen. Entfernt man aber aus dem Horizont alle Gegenstände, welche den Blick insbesondere auf sich ziehen, denkt man sich auf eine weite und ununterbrochene Ebene oder ' auf die 175 offenbare See, so wird der Horizont selbst zu einem Objekt, und zwar zu dem erhabensten, was dem Aug je erscheinen kann. Die Kreisfigur des Horizonts trägt zu diesem Eindruck besonders viel bey, weil sie an sich selbst so leicht zu fassen ist, und die Einbildungskraft sich um so weniger erwehren kann, die Vollendung derselben zu versuchen.

Der ästhetische Eindruck der Größe beruht aber darauf, daß die Einbildungskraft die Totalität der Darstellung an dem gegebenen Gegenstande fruchtlos versucht, und dieß kann nur dadurch geschehen, daß das höchste Größenmaaß, welches sie auf einmal deutlich fassen kann, sovielmal zu sich selbst addiert, als der Verstand deutlich zusammen denken kann, für den Gegenstand zu klein ist. Daraus aber scheint zu folgen, daß Gegenstände von gleicher Größe auch einen gleich erhabenen Eindruck machen müßten, und daß der mindergroße diesen Eindruck weniger werde hervor bringen können, wogegen ' doch 176 die Erfahrung spricht. Denn nach dieser erscheint der Theil nicht selten erhabener als das Ganze, der Berg oder der Thurm erhabener als der Himmel, in den er hinaufragt, der Fels erhabener als das Meer, dessen Wellen ihn umspühlen. Man muß sich aber hier der vorhin erwähnten Bedingung erinnern, vermöge welcher der ästhetische Eindruck nur dann erfolgt, wenn sich die Imagination auf Allheit des Gegenstandes einläßt. Unterläßt sie dieses bey dem weit größeren [redacted]

blick als seine Höhe giebt. Dasselbe geschieht in noch höherem Grade wenn man ihn rücklings betrachtet, als wodurch er gleichfalls zu eine Tiefe wird, und, weil er das einzige Objekt ist, das in das Aug fällt, unsre Einbildungskraft zu Darstellung seiner Totalität unwiderstehlich nöthigt. Höhen und Tiefen wirken nämlich auch schon deswegen stärker auf uns, weil die Schätzung ihrer Größe durch kei Vergleichung geschwächt wird. Eine Länge hat an dem Horizo immer einen Maaßstab, unter welchem sie verliert, denn soweit si eine Länge erstreckt, soweit erstreckt sich auch der Himmel. Zwar auch das höchste Gebirge gegen die Höhe des Himmels klein, al das lehrt bloß der Verstand, nicht das Auge, und es ist nicht d Himmel, der durch seine Hö'he die Berge niedrig macht, sondern d Berge sind es, die durch ihre Größe die Höhe des Himmels zeige

Es ist daher nicht bloß eine optisch richtige, sondern auch ein symbolisch wahre Vorstellung, wenn es heißt, daß der Atlas de Himmel stütze. So wie nämlich der Himmel selbst auf dem Atlas z ruhen scheint, so ruht unsere Vorstellung von der Höhe des Himmel auf der Höhe des Atlas. Der Berg trägt also, in figürlichem Sinne wirklich den Himmel, denn er hält denselben für unsre sinnliche Vor stellung in der Höhe. Ohne den Berg würde der Himmel fallen d. h. er würde optisch von seiner Höhe sinken und erniedriget werden

S.



VIII.

Gedanken 310

über den

Gebrauch des Gemeinen und Niedrigen in der Kunst.

Gemein ist alles, was nicht zu dem Geiste spricht, und kein anderes als ein sinnliches Interesse erregt. Es gibt zwar tausend Dinge, die schon durch ihren Stoff oder Inhalt gemein sind, aber weil das Gemeine des Stoffes durch die Behandlung veredelt werden kann, so ist in der Kunst nur vom Gemeinen in der Form die Rede. Ein gemeiner Kopf wird den edelsten Stoff durch eine gemeine Behandlung verunehren, ein großer Kopf und ein edler Geist hingegen 311 wird selbst das Gemeine zu adeln wissen und zwar dadurch, daß er es an etwas Geistiges anknüpft und eine große Seite daran entdeckt. So wird uns ein Geschichtschreiber von gemeinem Schlage die unbedeutendsten Verrichtungen eines Helden eben so sorgfältig als seine erhabensten Thaten berichten und sich eben so lang bey seinem Stammbaum, seiner Kleidertracht, seinem Hauswesen als bey seinen Entwürfen und Unternehmungen verweilen. Seine größten Thaten wird er so erzählen, daß kein Mensch es ihnen ansieht, was sie sind. Umgekehrt wird ein Geschichtschreiber von Geist und eignem Seelenadel auch in das Privatleben und in die unwichtigsten Handlungen seines Helden ein Interesse und einen Gehalt legen, der sie wichtig macht. Einen gemeinen Geschmack haben in der bildenden Kunst die

b: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 310–325. — B: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 238 ff. — W: Werke 1844. 10, 396 ff. — M: Werke 1860. 12, 280 ff.

Niederländischen Mahler, einen edlen und großen Geschmack die Italiener, noch mehr aber die Griechen bewiesen. Diese gingen immer auf das Ideal, ' verwarfen jeden gemeinen Zug, und wählten auch keinen gemeinen Stoff.

Ein Portraitmahler kann seinen Gegenstand *gemein* und kann ihn *groß* behandeln. *Gemein*, wenn er das *Zufällige* eben so sorgfältig darstellt als das nothwendige, wenn er das Große vernachläßigt, und das Kleine sorgfältig ausführt: Groß, wenn er das *Interessanteste* heraus zu finden weiß, das Zufällige von dem Nothwendigen scheidet, das Kleine nur andeutet und das Große ausführt. *Groß* aber ist nichts, als der Ausdruck der Seele in Handlungen, Gebärden und Stellungen.

Ein Dichter behandelt seinen Stoff gemein, wenn er unwichtige Handlungen ausführt, und über wichtige flüchtig hinweggeht. Er behandelt ihn groß, wenn er ihn mit dem Großen verbindet. Homer wußte den Schild des Achilles sehr geistreich zu behandeln, obgleich die Verfertigung eines Schildes dem Stoff nach etwas sehr gemeines ist.

'Noch eine Stuffe unter dem Gemeinen steht das *Niedrige*, welches von jenem darinn unterschieden ist, daß es nicht bloß etwas *negatives*, nicht bloß Mangel des Geistreichen und Edeln, sondern etwas *positives*, nämlich Roheit des Gefühls, schlechte Sitten und verächtliche Gesinnungen anzeigt. Das Gemeine zeugt bloß von [redacted]

Genuß zu verschaffen. Derselbe Mensch aber würde niedrig handeln, wenn er seinem Nutzen auf Kosten seiner Ehre nachginge und auch nicht einmal die Gesetze des Anstandes dabey respectiren wollte. Das Gemeine ist also dem Edeln, das Niedrige dem Edeln und Anständigen zugleich entgegen gesetzt. Jeder Leidenschaft ohne allen Widerstand nachgeben, jeden Trieb befriedigen, ohne sich auch nur von den Regeln des Wohlstands, vielweniger von denen der Sittlichkeit zügeln zu lassen, ist niedrig, und verräth eine niedrige Seele.

Auch in Kunstwerken kann man in das Niedrige verfallen, nicht bloß indem man niedrige Gegenstände wählt, die der Sinn für Anstand und Schicklichkeit ausschließt, sondern auch indem man sie niedrig behandelt. Niedrig behandelt man einen Gegenstand, wenn man entweder diejenige Seite an ihm, welche der gute An'stand 815 verbergen heißt, bemerklich macht, oder wenn man ihm einen Ausdruck gibt, der auf niedrige Nebenvorstellungen leitet. In dem Leben des größten Mannes kommen niedrige Verrichtungen vor, aber nur ein niedriger Geschmack wird sie herausheben und ausmahlen.

Man findet Gemählde aus der heiligen Geschichte, wo die Apostel, die Jungfrau und Christus selbst einen Ausdruck haben, als wenn sie aus dem gemeinsten Pöbel wären aufgegriffen worden. Alle solche Ausführungen beweisen einen niedrigen Geschmack, der uns ein Recht gibt, auf eine rohe und pöbelhafte Denkart des Künstlers selbst zu schließen.

Es gibt zwar Fälle, wo das Niedrige auch in der Kunst gestattet werden kann; da nämlich wo es Lachen erregen soll. Auch ein Mensch von feinen Sitten kann zuweilen, ohne einen verderbten Geschmack zu verrathen, an dem rohen aber wahren Ausdruck der Natur und an ' dem Kontrast zwischen den Sitten der feinen Welt 816 und des Pöbels sich belustigen. Die Betrunkenheit eines Menschen von Stande würde, wo sie auch vorkäme, Mißfallen erregen; aber ein betrunkener Postillion, Matrose und Karrenschieber macht uns lachen. Scherze, die uns an einem Menschen von Erziehung unerträglich seyn würden, belustigen uns im Mund des Pöbels. Von dieser Art sind viele Scenen des Aristophanes, die aber zuweilen auch diese Grenze überschreiten und schlechterdings verwerflich sind. Deßwegen ergötzen wir uns an Parodien, wo Gesinnungen, Redensarten

3: respektiren B. — 30: Postillon K W M.

und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen laßen, nur muß er nie Unwillen oder *Eckel* erregen.

'Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bey Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fodern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder *die Wahrheit*, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der *Farse*, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farse dispensiren wir den Dichter von aller *Treue der Schilderung*, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

'Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es aber ins *Furchtbare* übergehn, und die augenblickliche Beleidigung des Geschmacks muß durch eine starke Beschäftigung des Affects aus-



[redacted]

ideen verantwortlich ist, die auf seine Veranlassung in uns rege ge-
macht werden, da hingegen die moralische Beurtheilung von allem
Zufälligen abstrahirt. Ein Mensch, ' der stiehlt, würde demnach für 319
jede poetische Darstellung von ernsthaftem Inhalt ein höchst verwerf-
liches Object seyn. Wird aber dieser Mensch zugleich Mörder, so
ist er zwar moralisch noch viel verwerflicher; aber ästhetisch
wird er dadurch wieder um einen Grad brauchbarer. Derjenige, der
sich (ich rede hier immer nur von der ästhetischen Beurtheilungsweise)
durch eine Infamie erniedrigt, kann durch ein Verbrechen wieder
in etwas erhöht und in unsre ästhetische Achtung restituirt
werden. Diese Abweichung des moralischen Urtheils von dem ästhe-
tischen ist merkwürdig und verdient Aufmerksamkeit. Man kann meh-
rere Ursachen davon anführen. Erstlich habe ich schon gesagt, daß,
weil das ästhetische Urtheil von der Phantasie abhängt, auch alle
Nebenvorstellungen, welche durch einen Gegenstand in uns erregt
werden, und mit demselben in einer natürlichen Verbindung stehen, auf
dieses Urtheil einfließen. Sind nun diese Nebenvorstellungen von einer
niedrigen ' Art, so erniedrigen sie den Hauptgegenstand unvermeidlich. 320

Zweytens sehen wir in der ästhetischen Beurtheilung auf die
Kraft, bey einer moralischen auf die Gesetzmäßigkeit. Kraft-
mangel ist etwas verächtliches, und jede Handlung, die uns darauf
schließen läßt, ist es gleichfalls. Jede feige und kriechende That ist
uns widrig durch den Kraftmangel, den sie verräth; umgekehrt kann
uns eine teufelische That, sobald sie nur Kraft verräth, ästhetisch
gefallen. Ein Diebstahl aber zeigt eine kriechende feige Gesinnung
an; eine Mordthat hat wenigstens den Schein von Kraft, wenigstens
richtet sich der Grad unsers Interesse, das wir ästhetisch daran neh-
men, nach dem Grad der Kraft, der dabey geäußert worden ist.

Drittens werden wir bey einem schweren und schrecklichen Ver-
brechen von der Qualität desselben abgezogen, und auf seine furcht-
baren Folgen auf'merksam gemacht. Die stärkere Gemüthsbewegung 321
unterdrückt alsdann die schwächere. Wir sehen nicht rückwärts in die
Seele des Thäters, sondern vorwärts in sein Schicksal, auf die Wir-
kungen seiner That. Sobald wir aber anfangen zu zittern, so

5: Mörder so b. — 6: aesthetisch b. — 7: Derjenige der b. — 20: einer
B M] einem b B K.

und Verrichtungen des gemeinen Pöbels denselben vornehmen Personen untergeschoben werden, die der Dichter mit aller Würde und Anstand behandelt hat. Sobald es der Dichter bloß auf ein Lachstück anlegt, und weiter nichts will, als uns belustigen, so können wir ihm auch das Niedrige hingehen laßen, nur muß er nie Unwillen oder Eckel erregen.

Unwillen erregt er, wenn er das Niedrige da anbringt, wo wir es schlechterdings nicht verzeihen können, bey Menschen nämlich, von denen wir berechtigt sind, feinere Sitten zu fodern. Handelt er dagegen, so beleidigt er entweder die Wahrheit, weil wir ihn lieber für einen Lügner halten, als glauben wollen, daß Menschen von Erziehung wirklich so niedrig handeln können; oder seine Menschen beleidigen unser Sittengefühl, und erregen, welches noch schlimmer ist, unsre Indignation. Ganz anders ist es in der Farse, wo zwischen dem Dichter und dem Zuschauer ein stillschweigender Kontrakt ist, daß man keine Wahrheit zu erwarten habe. In der Farse dispensiren wir den Dichter von aller Treue der Schilderung, und er erhält gleichsam ein Privilegium, uns zu belügen. Denn hier gründet sich das Komische gerade auf seinen Kontrast mit der Wahrheit; es kann aber unmöglich zugleich wahr seyn und mit der Wahrheit kontrastiren.

Es gibt aber auch im Ernsthaften und Tragischen einige seltene Fälle, wo das Niedrige angewandt werden kann. Alsdann muß es [redacted]

könnte. Das größte Unglück dabey ist, daß derselbe den auf ihm ruhenden Verdacht gar nicht ahndet; denn wäre dieses, so würde er als Offizier eine blutige Genugthuung fodern; die Folgen würden dann ins Fürchterliche gehen, und das Niedrige verschwinden.

Noch muß man das Niedrige der Gesinnung von dem Niedrigen der Handlung und des Zustandes wohl unterscheiden. Das erste ist unter aller ästheti'schen Würde, das letzte kann öfters sehr gut da- 324
mit bestehen. Sklaverey ist niedrig; aber eine sklavische Gesinnung in der Freyheit ist verächtlich, eine sklavische Beschäftigung hingegen ohne eine solche Gesinnung ist es nicht; vielmehr kann das Niedrige des Zustandes, mit Hoheit der Gesinnung verbunden, ins Erhabene übergehen. Der Herr des Epiktet, der ihn schlug, handelte niedrig, und der geschlagene Sklave zeigte eine erhabene Seele. Wahre Größe schimmert aus einem niedrigen Schicksal nur desto herrlicher hervor und der Künstler darf sich nicht fürchten, seinen Helden auch in einer verächtlichen Hülle aufzuführen, sobald er nur versichert ist, daß ihm der Ausdruck des innern Werths zu Gebote steht.

Aber was dem Dichter erlaubt seyn kann, ist dem Mahler nicht immer gestattet. Jener bringt seine Objekte bloß vor die Phantasie, dieser hingegen unmittelbar vor die Sinne. Also ist nicht nur der
Eindruck des Gemähldes lebhafter als der des Gedichts, sondern 325
der Mahler kann auch durch seine natürlichen Zeichen das Innere nicht so sichtbar machen, als der Dichter durch seine willkührlichen Zeichen, und doch kann uns nur das Innere mit dem Aeußern versöhnen. Wenn uns Homer seinen Ulyß in Bettlerlumpen aufführt, so kömmt es auf uns an, wie weit wir uns dieses Bild ausmahlen und wie lang wir dabey verweilen wollen. In keinem Fall aber hat es Lebhaftigkeit genug, daß es uns unangenehm oder ekelhaft seyn könnte. Wenn aber der Mahler oder gar noch der Schauspieler den Ulyß dem Homer getreu nachbilden wollte, so würden wir uns mit Widerwillen davon hinwegwenden. Hier haben wir die Stärke des Eindrucks nicht in unserer Gewalt, wir müssen sehen, was uns der Mahler zeigt, und können die widrigen Nebenideen, die uns dabey in Erinnerung gebracht werden, nicht so leicht abweisen.

[2]: ahnt; K, ahnet; M. — [3]: fordern; K W M. — [17]: Innern b. — [24]: den Aeußern B b. — [26]: kommt K.

schweigt jede Zärtlichkeit des Geschmacks. Der Haupteindruck erfüllt unsre Seele ganz, und die zufälligen Nebenideen, an denen eigentlich das Niedrige hängt, erlöschen. Daher ist der Diebstahl des jungen Ruhberg in *Verbrechen aus Ehrsucht* auf der Schaubühne nicht widrig, sondern wahrhaft tragisch. — Der Dichter hat mit vieler Geschicklichkeit die Umstände so geleitet, daß wir fortgerissen werden und nicht zu Athem kommen. Das schreckliche Elend seiner Familie, und besonders der Jammer seines Vaters sind Gegenstände, die unsre ganze Aufmerksamkeit von dem Thäter hinweg und auf die Folgen seiner That leiten. Wir sind viel zu sehr im Affekt, um uns auf die Vorstellungen der Schande einzulassen, womit der Diebstahl gebrandmarkt wird. Kurz: das Niedrige wird durch das Schreckliche versteckt. Es ist sonderbar, daß dieser wirklich begangene Diebstahl des jungen Ruhberg nicht so viel widriges hat, als der bloße ungegründete Verdacht eines Diebstahls in einem andern Schauspiel. Hier wird ein junger Offizier unverdienterweise beschuldigt, einen silbernen Löffel eingesteckt zu haben, der sich nachher findet. Das Niedrige ist also hier bloß eingebildet, bloßer Verdacht, und doch thut es dem unschuldigen Helden des Stücks, in unsrer ästhetischen Vorstellung unwiederbringlich Schaden. Die Ursache ist, weil die Voraussetzung, daß ein Mensch niedrig handeln könne, keine feste Meinung von seinen Sitten beweist, da die Gesetze der Convenienz es mit sich bringen,

[redacted]

gelingt es ihm wirklich, physisch über alles Physische Herr zu werden. Gegen alles, sagt das Sprüchwort, giebt es Mittel, nur nicht gegen den Tod. Aber diese einzige Ausnahme, wenn sie das wirklich im strengsten Sinne ist, würde den ganzen Begriff des Menschen aufheben. Nimmermehr kann er das Wesen seyn, welches will, wenn es auch nur Einen Fall giebt, wo er schlechterdings muß, was er nicht will. Dieses einzige schreckliche, was er nur muß und nicht will, wird wie ein Gespenst ihn begleiten, und ihn, wie auch wirklich bey den mehresten Menschen der Fall ist, den blinden Schrecknissen der Phantasie zur Beute überliefern; seine gerühmte Freyheit ist absolut Nichts, wenn er auch nur in einem einzigen Punkte gebunden ist. Die Kultur soll den Menschen in Freyheit setzen und ihm dazu behülflich seyn, seinen ganzen Begriff zu erfüllen. Sie soll ihn also fähig machen, seinen Willen zu behaupten, denn der Mensch ist das Wesen, welches will.

'Dieß ist auf zweyerley Weise möglich. Entweder realistisch, 6
wenn der Mensch der Gewalt Gewalt entgegensetzt, wenn er als Natur die Natur beherrschet: oder idealistisch, wenn er aus der Natur heraustritt und so, in Rücksicht auf sich, den Begriff der Gewalt vernichtet. Was ihm zu dem ersten verhilft, heißt physische Kultur. Der Mensch bildet seinen Verstand und seine sinnlichen Kräfte aus, um die Naturkräfte nach ihren eigenen Gesetzen, entweder zu Werkzeugen seines Willens zu machen, oder sich vor ihren Wirkungen, die er nicht lenken kann, in Sicherheit zu setzen. Aber die Kräfte der Natur lassen sich nur bis auf einen gewissen Punkt beherrschen oder abwehren; über diesen Punkt hinaus entziehen sie sich der Macht des Menschen und unterwerfen ihn der ihrigen.

Jetzt also wäre es um seine Freyheit gethan, wenn er keiner andern als physischen Kultur fähig wäre. Er soll aber ' ohne Aus- 7
nahme Mensch seyn, also in keinem Fall etwas gegen seinen Willen erleiden. Kann er also den physischen Kräften keine verhältnißmäßige physische Kraft mehr entgegen setzen, so bleibt ihm, um keine Gewalt zu erleiden, nichts anders übrig, als: ein Verhältniß, welches ihm so nachtheilig ist, ganz und gar aufzuheben, und eine Gewalt, die er der That nach erleiden muß, dem Begriff nach zu

[2]: Sprichwort B. — [9]: mehrsten K, meisten M.

vernichten. Eine Gewalt dem Begriffe nach vernichten, heißt aber nichts anders, als sich derselben freywillig unterwerfen. Die Kultur, die ihn dazu geschickt macht, heißt die moralische.

Der moralisch gebildete Mensch, und nur dieser, ist ganz frey. Entweder er ist der Natur als Macht überlegen, oder er ist einstimmig mit derselben. Nichts was sie an ihm ausübt, ist Gewalt, denn eh es bis zu ihm kommt, ist es schon *seine eigene Handlung* geworden, und die dynamische Natur erreicht ihn selbst nie, weil[8] er sich von allem, was sie erreichen kann, freythätig scheidet. Diese Sinnesart aber, welche die Moral unter dem Begriff der Resignation in die Nothwendigkeit und die Religion unter dem Begriff der Ergebung in den göttlichen Rathschluß lehret, erfodert, wenn sie ein Werk der freyen Wahl und Ueberlegung seyn soll, schon eine größere Klarheit des Denkens und eine höhere Energie des Willens, als dem Menschen im handelnden Leben eigen zu seyn pflegt. Glücklicherweise aber ist nicht bloß in seiner rationalen Natur eine moralische Anlage, welche durch den Verstand entwickelt werden kann, sondern selbst in seiner sinnlich vernünftigen, d. h. menschlichen Natur eine *ästhetische* Tendenz dazu vorhanden, welche durch gewisse sinnliche Gegenstände geweckt, und durch Läuterung seiner Gefühle zu diesem idealistischen Schwung des Gemüths kultivirt werden kann. Von dieser, ihrem Begriff und Wesen nach, zwar idealistischen Anlage, die aber auch [redacted]

über die Erscheinungsweise ein freyes Wohlgefallen zu schöpfen, ein solches Gemüth trägt in sich selbst eine innre unverlierbare Fülle des Lebens, und weil es nicht nöthig hat, sich die Gegenstände zuzueignen, in denen es lebt, so ist es auch nicht in Gefahr, derselben beraubt zu ' werden. Aber endlich will doch auch der Schein einen Körper 10 haben, an welchem er sich zeigt, und solange also ein Bedürfniß auch nur nach schönem Schein vorhanden ist, bleibt ein Bedürfniß nach dem *Daseyn* von Gegenständen übrig, und unsre Zufriedenheit ist folglich noch von der Natur als Macht abhängig, welche über alles Daseyn gebietet. Es ist nehmlich etwas ganz anders, ob wir ein Verlangen nach schönen und guten Gegenständen fühlen, oder ob wir bloß verlangen, daß die vorhandenen Gegenstände schön und gut seyen. Das letzte kann mit der höchsten Freyheit des Gemüths bestehen, aber das erste nicht; daß das Vorhandene schön und gut sey, können wir fodern; daß das Schöne und Gute vorhanden sey, bloß wünschen. Diejenige Stimmung des Gemüths, welche gleichgültig ist, ob das Schöne und Gute und Vollkommene existire, aber mit rigoristischer Strenge verlangt, daß das Existirende gut und schön und vollkommen sey, heißt vorzugsweise groß ' und erhaben, weil sie alle 11 Realitäten des schönen Charakters enthält, ohne seine Schranken zu theilen.

Es ist ein Kennzeichen guter und schöner, aber jederzeit schwacher Seelen, immer ungeduldig auf Existenz ihrer moralischen Ideale zu dringen, und von den Hindernissen derselben schmerzlich gerührt zu werden. Solche Menschen setzen sich in eine traurige Abhängigkeit von dem Zufall, und es ist immer mit Sicherheit vorherzusagen, daß sie der Materie in moralischen und ästhetischen Dingen zuviel einräumen und die höchste Charakter- und Geschmacks-Probe nicht bestehen werden. Das moralisch Fehlerhafte soll uns nicht *Leiden* und Schmerz einflößen, welches immer mehr von einem unbefriedigten Bedürfniß als von einer unerfüllten Foderung zeugt. Diese muß einen rüstigern Affekt zum Begleiter haben, und das Gemüth eher stärken und in seiner Kraft bevestigen, als kleinmüthig und unglücklich machen.

2: innere B. — 14: vorhandene b. — 15: fordern; B K W M. — Vorhanden b. — 16: welcher gleichgültig B. — 22: schöner aber b B. — 25: set- | zen B, se- | tzen b. — 31: Forderung K W M. — 33: befestigen, B.

'Zwey Genien sind es, die uns die Natur zu Begleitern durchs 12
Leben gab. Der Eine, gesellig und hold, verkürzt uns durch sein munteres Spiel die mühvolle Reise, macht uns die Fesseln der Nothwendigkeit leicht, und führt uns unter Freude und Scherz bis an die gefährlichen Stellen, wo wir als reine Geister handeln und alles körperliche ablegen müssen, bis zur Erkenntniß der Wahrheit und zur Ausübung der Pflicht. Hier verläßt er uns, denn nur die Sinnenwelt ist sein Gebieth, über diese hinaus kann ihn sein irdischer Flügel nicht tragen. Aber jezt tritt der andere hinzu, ernst und schweigend, und mit starkem Arm trägt er uns über die schwindlichte Tiefe.

In dem ersten dieser Genien erkennet man das Gefühl des Schönen, in dem zweyten das Gefühl des Erhabenen. Zwar ist schon das Schöne ein Ausdruck der Freyheit; aber nicht derjenigen, welche uns über die Macht der Natur erhebt ' und von allem körperlichen 11
Einfluß entbindet, sondern derjenigen, welche wir innerhalb der Natur als Menschen genießen. Wir fühlen uns frey bey der Schönheit, weil die sinnlichen Triebe mit dem Gesetz der Vernunft harmonieren; wir fühlen uns frey beim Erhabenen, weil die sinnlichen Triebe auf die Gesetzgebung der Vernunft keinen Einfluß haben, weil der Geist hier handelt, als ob er unter keinen andern als seinen eigenen Gesetzen stünde.

Das Gefühl des Erhabenen ist ein gemischtes Gefühl. Es ist eine Zusammensetzung von Wehseyn, das sich in seinem höchsten [redacted]

weder auf unsere Fassungskraft und erliegen bey dem , uns ein Bild oder einen Begriff von ihm zu bilden: oder iehen ihn auf unsere Lebens'kraft, und betrachten ihn als 15
ıcht, gegen welche die unsrige in Nichts verschwindet. Aber gleich in dem einen, wie in dem andern Fall durch seine ffung das peinliche Gefühl unserer Grenzen erhalten, so wir ihn doch nicht, sondern werden vielmehr mit unwidersteh- lewalt von ihm angezogen. Würde dieses wohl möglich seyn, ie Grenzen unsrer Phantasie zugleich die Grenzen unsrer skraft wären? Würden wir wohl an die Allgewalt der Natur- ern erinnert seyn wollen, wenn wir nicht noch etwas anders halt hätten, als was ihnen zum Raube werden kann? Wir uns an dem Sinnlich-unendlichen, weil wir denken können, e Sinne nicht mehr fassen, und der Verstand nicht mehr be- Wir werden begeistert von dem Furchtbaren, weil wir wollen was die Triebe verabscheuen, und verwerfen, was sie begehren. ıssen wir die Imagination im Reich der Erscheinungen ihren finden, denn endlich ist es doch nur eine sinnliche Kraft, 16
r eine andere sinnliche triumphirt, aber an das absolut Große selbst kann die Natur in ihrer ganzen Grenzenlosigkeit nicht Gern unterwerfen wir der physischen Nothwendigkeit unser s und unser Daseyn, denn das erinnert uns eben, daß sie ısere Grundsätze nicht zu gebieten hat. Der Mensch ist in ihrer aber des Menschen-Willen ist in der seinigen.

d so hat die Natur sogar ein sinnliches Mittel angewendet.

niger als sklavisch unterworfen sind. Und dieß ist eine ganz ander Wirkung, als durch das Schöne geleistet werden kann; durch da Schöne der Wirklichkeit nehmlich, denn im Idealschönen muß si auch das Er'habene verlieren. Bey dem Schönen stimmen Vernun und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmun willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wi also ewig nie erfahren, daß wir bestimmt und fähig sind, uns al reine Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimme Vernunft und Sinnlichkeit *nicht* zusammen, und eben in diese Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Ge müth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hie aufs schärfste von einander geschieden, denn gerade bey solchen Gegen ständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der ander die Erfahrung seiner *Kraft* und wird durch eben das unendlich er hoben, was den andern zu Boden drückt.

Ein Mensch, will ich annehmen, soll alle die Tugenden besitzen, deren Vereinigung den *schönen Karakter* ausmacht. Er soll in der Ausübung der Ge'rechtigkeit, Wohlthätigkeit, Mäßigkeit, Standhaftigkeit und Treue seine Wollust finden, alle Pflichten, deren Befolgung ihm die Umstände nahe legen, sollen ihm zum leichten Spiele werden, und das Glück soll ihm keine Handlung schwer machen, wozu nur immer sein menschenfreundliches Herz ihn auffodern mag Wem wird dieser schöne Einklang der natürlichen Triebe mit den Vorschriften der Vernunft nicht entzückend seyn, und wer sich ent

[redacted]

seinem Gott macht. Die Sinnenwelt also erklärt das ganze Phänomen seiner Tugend, und wir haben gar nicht nöthig, uns jenseits derselben nach einem Grund davon umzusehen.

Dieser nehmliche Mensch soll aber plötzlich in ein großes Unglück gerathen. Man soll ihn seiner Güter berauben, man soll seinen guten Nahmen zu Grund richten. Krankheiten sollen ihn auf ein schmerzhaftes Lager werfen, alle, die er liebt, soll der Tod ihm entreißen, alle, denen er vertraut, ihn in der Noth verlassen. In diesem Zustande suche man ihn wieder auf, und fodre von dem Unglücklichen die Ausübung der nehmlichen Tugenden, zu denen der Glückliche einst so bereit gewesen war. Findet man ihn in diesem Stück noch ganz als den nehmlichen, hat die Ar'muth seine Wohlthätigkeit, der Undank 20
seine Dienstfertigkeit, der Schmerz seine Gleichmüthigkeit, eignes Unglück seine Theilnehmung an fremdem Glücke nicht vermindert, bemerkt man die Verwandlung seiner Umstände in seiner Gestalt, aber nicht in seinem Betragen, in der Materie, aber nicht in der Form seines Handelns — dann freylich reicht man mit keiner Erklärung aus dem Naturbegriff mehr aus, (nach welchem es schlechterdings nothwendig ist, daß das Gegenwärtige als Wirkung sich auf etwas Vergangenes als seine Ursache gründet), weil nichts widersprechender seyn kann, als daß die Wirkung dieselbe bleibe, wenn die Ursache sich in ihr Gegentheil verwandelt hat. Man muß also jeder natürlichen Erklärung entsagen, muß es ganz und gar aufgeben, das Betragen aus dem Zustande abzuleiten, und den Grund des erstern aus der physischen Weltordnung heraus in eine ganz andere verlegen, welche die Vernunft zwar mit ihren Ideen erfliegen, der Verstand aber' mit seinen Begriffen nicht erfassen kann. Diese Entdeckung des 21
absoluten moralischen Vermögens, welches an keine Natur-Bedingung gebunden ist, gibt dem wehmüthigen Gefühl, wovon wir beym Anblick eines solchen Menschen ergriffen werden, den ganz eignen unaussprechlichen Reiz, den keine Lust der Sinne, so veredelt sie auch seyen, dem Erhabenen streitig machen kann.

Das Erhabene verschafft uns also einen Ausgang aus der sinnlichen Welt, worinn uns das Schöne gern immer gefangen halten

2: jenseit B. — 9: fordre K W M. — 29: giebt B. — 34: worin B.

möchte. Nicht allmählig (denn es gibt von der Abhängigkeit keinen Uebergang zur Freyheit), sondern plötzlich und durch eine Erschütterung, reißt es den selbstständigen Geist aus dem Netze los, womit die verfeinerte Sinnlichkeit ihn umstrickte, und das um so fester bindet, je durchsichtiger es gesponnen ist. Wenn sie durch den unmerklichen Einfluß eines weichlichen Geschmacks auch noch so viel über die Menschen gewonnen hat — wenn es ihr ' gelungen ist, sich in der verführerischen [2] Hülle des geistigen Schönen in den innersten Sitz der moralischen Gesetzgebung einzudrängen, und dort die Heiligkeit der Maximen an ihrer Quelle zu vergiften, so ist oft eine einzige erhabene Rührung genug, dieses Gewebe des Betrugs zu zerreissen, dem gefesselten Geist seine ganze Schnellkraft auf einmal zurückzugeben, ihm eine Revelation über seine wahre Bestimmung zu ertheilen, und ein Gefühl seiner Würde, wenigstens für den Moment aufzunöthigen. Die Schönheit unter der Gestalt der Göttinn Calypso hat den tapfern Sohn des Ulysses bezaubert, und durch die Macht ihrer Reizungen hält sie ihn lange Zeit auf ihrer Insel gefangen. Lange glaubt er einer unsterblichen Gottheit zu huldigen, da er doch nur in den Armen der Wollust liegt, — aber ein erhabener Eindruck ergreift ihn plötzlich unter Mentors Gestalt, er erinnert sich seiner bessern Bestimmung, wirft sich in die Wellen und ist frey.

' Das Erhabene, wie das Schöne, ist durch die ganze Natur [2] verschwenderisch ausgegossen, und die Empfindungsfähigkeit für beides in alle Menschen gelegt; aber der Keim dazu entwickelt sich ungleich,

[redacted]

innenwelt ewig ' die Grenze unsrer Bestrebungen bleiben. Wir 24
üden weder in unsern Begriffen, noch in unsern Gesinnungen über
e hinaus gehn, und was die Einbildungskraft nicht darstellen kann,
irde auch keine Realität für uns haben. Aber glücklicherweise liegt
s schon in der Einrichtung der Natur, daß der Geschmack, obgleich
r zuerst blühet, doch zuletzt unter allen Fähigkeiten des Gemüths
ine Zeitigung erhält. In dieser Zwischenzeit wird Frist genug ge-
nnen, einen Reichthum von Begriffen in dem Kopf und einen Schatz
n Grundsätzen in der Brust anzupflanzen, und dann besonders auch
ie Empfindungsfähigkeit für das Große und Erhabene aus der Ver-
unft zu entwickeln.

So lange der Mensch bloß Sklave der physischen Nothwendigkeit
war, aus dem engen Kreis der Bedürfnisse noch keinen Ausgang ge-
funden hatte, und die hohe dämonische Freyheit in seiner Brust
och nicht ahndete, so konnte ihn ' die unfaßbare Natur nur an 25
ie Schranken seiner Vorstellungskraft und die verderbende Natur
nur an seine physische Ohnmacht erinnern. Er mußte also die erste
mit Kleinmuth vorübergehen, und sich von der andern mit Entsetzen
bwenden. Kaum aber macht ihm die freie Betrachtung gegen den
linden Andrang der Naturkräfte Raum, und kaum entdeckt er in
ieser Fluth von Erscheinungen etwas Bleibendes in seinem eigenen
Wesen, so fangen die wilden Naturmassen um ihn herum an, eine
anz andere Sprache zu seinem Herzen zu reden: und das relativ
Große ausser ihm ist der Spiegel, worinn er das absolut Große in
m selbst erblickt. Furchtlos und mit schauerlicher Lust nähert er
h jetzt diesen Schreckbildern seiner Einbildungskraft, und bietet ab-
ichtlich die ganze Kraft dieses Vermögens auf, das Sinnlichunendliche
rzustellen, um, wenn es bey diesem Versuche dennoch erliegt, die
Überlegenheit seiner Ideen über das Höchste, was die ' Sinnlichkeit 26
sten kann, desto lebhafter zu empfinden. Der Anblick unbegrenzter
rnen und unabsehbarer Höhen, der weite Ocean zu seinen Füßen,
d der größere Ocean über ihm, entreissen seinen Geist der engen
phäre des Wirklichen und der drückenden Gefangenschaft des physi-
en Lebens. Ein größerer Maßstab der Schätzung wird ihm von

15: ahnte, K, ahnete, M. — 24: außer B. — worin B.

der simpeln Majestät der Natur vorgehalten, und, von ihren groß Gestalten umgeben, erträgt er das Kleine in seiner Denkart nic mehr. Wer weiß, wie manchen Lichtgedanken oder Heldenentschlu den kein Studierkerker, und kein Gesellschaftsaal zur Welt gebrac haben möchte, nicht schon dieser muthige Streit des Gemüths mit de großen Naturgeist auf einem Spatziergang gebahr — wer weiß, es nicht dem seltenern Verkehr mit diesem großen Genius zum Th zuzuschreiben ist, daß der Karakter der Städter sich so gerne zum Klei lichen wendet, verkrüppelt und welkt, wenn der Sinn des Noma'de offen und frey bleibt, wie das Firmament, unter dem er sich lager

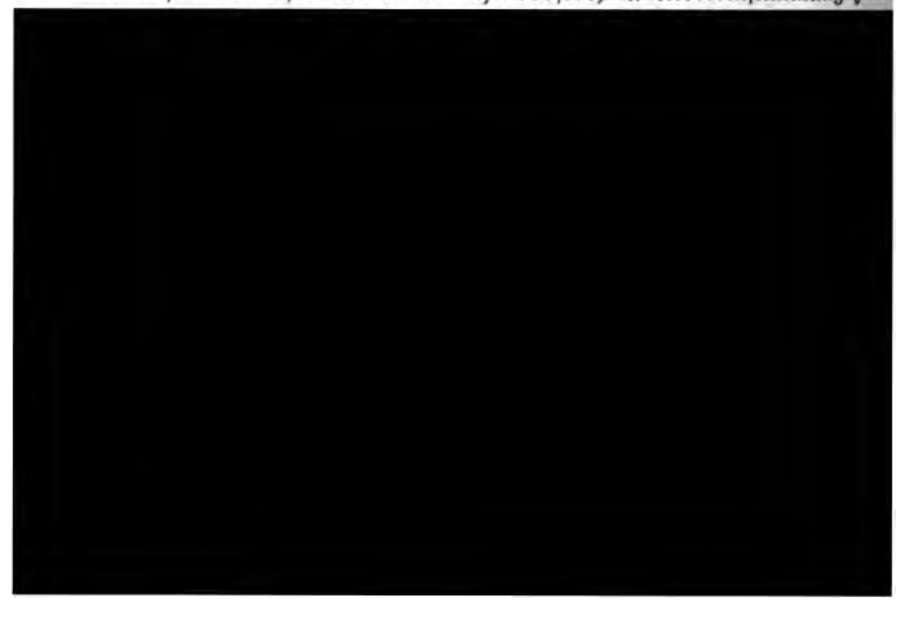
Aber nicht bloß das Unerreichbare für die Einbildungskraft, da Erhabene der Quantität, auch das Unfaßbare für den Verstand, d Verwirrung, kann, sobald sie ins Große geht, und sich a Werk der Natur ankündigt (denn sonst ist sie verächtlich), zu ein Darstellung des Uebersinnlichen dienen, und dem Gemüth einen Schwun geben. Wer verweilet nicht lieber bey der geistreichen Unordnung einer natürlichen Landschaft als bey der geistlosen Regelmäßigkeit eines französischen Gartens? Wer bestaunt nicht lieber den wunderbaren Kampf zwischen Fruchtbarkeit und Zerstörung in Siciliens Fluren, weidet sein Auge nicht lieber an Schottlands wilden Katarakten und Nebelgebirgen, Ossians großer Natur, als daß er in dem schnurgerechten Holland den sauren Sieg der Geduld über das trotzigste der Elemente bewundert? Niemand wird läugnen, daß ' in Bataviens Triften für den physischen Menschen besser gesorgt ist, als unter dem

[redacted]

großen Weltlaufe alles wie in einer guten Wirthschaft geordnet
d vermißt er, wie es nicht wohl anders seyn kann, diese Ge=
igkeit, so bleibt ihm nichts anders übrig, als von einer künf=
xistenz und von einer andern Natur die Befriedigung zu er=
, die ihm die gegenwärtige und vergangene schuldig bleibt.
er es hingegen gutwillig aufgibt, dieses gesetzlose Chaos von
ungen unter eine Einheit der Erkenntniß bringen zu wollen,
innt er von einer andern Seite reichlich, was er von dieser
n gibt. Gerade dieser gänzliche Mangel einer Zweckverbindung
iesem Gedränge von Erscheinungen, wodurch sie für den Ver=
der sich an diese Verbindungsform halten muß, übersteigend
brauchbar wer'den, macht sie zu einem desto treffendern Sinn=
r die reine Vernunft, die in eben dieser wilden Ungebunden=
: Natur ihre eigne Unabhängigkeit von Naturbedingungen dar=
findet. Denn wenn man einer Reihe von Dingen alle Ver=
g unter sich nimmt, so hat man den Begriff der Independenz,
dem reinen Vernunftbegriff der Freyheit überraschend zusammen=
Unter dieser Idee der Freyheit, welche sie aus ihrem eigenen
nimmt, faßt also die Vernunft in eine Einheit des Gedankens
en, was der Verstand in keine Einheit der Erkenntniß ver=
kann, unterwirft sich durch diese Idee das unendliche Spiel
scheinungen, und behauptet also ihre Macht zugleich über den
d als sinnlich bedingtes Vermögen. Erinnert man sich nun,
Werth es für ein Vernunftwesen haben muß, sich seiner In=
ma von Naturgesetzen bewußt zu werden, so begreift man, wie

ein unendlich interessanteres Schauspiel als Wohlstand und Ordnung ohne Freyheit, wo die Schaafe geduldig dem Hirten folgen, und der selbstherrschende Wille sich zum dienstbaren Glied eines Uhrwerks herabsetzt. Das letzte macht den Menschen bloß zu einem geistreichen Produkt und glücklichern Bürger der Natur, die Freyheit macht ihn zum Bürger und Mitherrscher eines höhern Systems, wo es unendlich ehrenvoller ist, den untersten Platz einzunehmen, als in der physischen Ordnung den Reihen anzuführen.

Aus diesem Gesichtspunct betrachtet, und *nur* aus diesem, ist mir die Weltgeschichte ein erhabenes Object. Die Welt, als historischer Gegenstand, ist im Grun'de nichts anders als der Konflikt der Naturkräfte [32] unter einander selbst und mit der Freyheit des Menschen, und den Erfolg dieses Kampfs berichtet uns die Geschichte. So weit die Geschichte bis jetzt gekommen ist, hat sie von der Natur (zu der alle Affekte im Menschen gezählt werden müssen) weit größere Thaten zu erzählen, als von der selbstständigen Vernunft, und diese hat bloß durch einzelne Ausnahmen vom Naturgesetz in einem Kato, Aristides, Phocion und ähnlichen Männern ihre Macht behaupten können. Nähert man sich nur der Geschichte mit großen Erwartungen von Licht und Erkenntniß — wie sehr findet man sich da getäuscht! Alle wohlgemeynte Versuche der Philosophie, das, was die moralische Welt *fodert*, mit dem, was die wirkliche *leistet*, in Uebereinstimmung zu



tritt, daß sie das Wichtige wie das Geringe, das Edle wie das Ge-
meine in Einem Untergang mit sich fortreißt, daß sie hier eine
Ameisenwelt erhält, dort ihr herrlichstes Geschöpf den Menschen in
ihre Riesenarme faßt und zerschmettert, daß sie ihre mühsamsten Er-
werbungen oft in einer leichtsinnigen Stunde verschwendet, und an
einem Werk der Thorheit oft Jahrhunderte lang ' baut — mit einem 34
Wort — dieser Abfall der Natur im Großen von den Erkenntniß-
regeln, denen sie in ihren einzelnen Erscheinungen sich unterwirft,
macht die absolute Unmöglichkeit sichtbar, durch Naturgesetze die
Natur selbst zu erklären, und von ihrem Reiche gelten zu lassen,
was in ihrem Reiche gilt, und das Gemüth wird also unwidersteh-
lich aus der Welt der Erscheinungen heraus in die Ideenwelt, aus
dem Bedingten ins Unbedingte getrieben.

Noch viel weiter als die sinnlich unendliche führt uns die furcht-
bare und zerstörende Natur, so lange wir nehmlich bloß freye Be-
trachter derselben bleiben. Der sinnliche Mensch freylich, und die
Sinnlichkeit in dem vernünftigen fürchten nichts so sehr, als mit
dieser Macht zu zerfallen, die über Wohlseyn und Existenz zu ge-
bieten hat.

Das höchste Ideal, wornach wir ringen, ist, mit der physischen
Welt, als ' der Bewahrerinn unserer Glückseligkeit, in gutem Ver- 35
nehmen zu bleiben, ohne darum genöthigt zu seyn, mit der mora-
lischen zu brechen, die unsre Würde bestimmt. Nun geht es aber
bekanntermaßen nicht immer an, beyden Herren zu dienen, und wenn
auch (ein fast unmöglicher Fall) die Pflicht mit dem Bedürfnisse nie
in Streit gerathen sollte; so geht doch die Naturnothwendigkeit keinen
Vertrag mit dem Menschen ein, und weder seine Kraft noch seine
Geschicklichkeit kann ihn gegen die Tücke der Verhängnisse sicher stellen.
Wohl ihm also, wenn er gelernt hat zu ertragen, was er nicht än-
dern kann, und Preiß zu geben mit Würde, was er nicht retten kann!
Fälle können eintreten, wo das Schicksal alle Aussenwerke ersteigt,
auf die er seine Sicherheit gründete, und ihm nichts weiter übrig
bleibt, als sich in die heilige Freyheit der Geister zu flüchten — wo
es kein andres Mittel gibt, den Lebenstrieb zu beruhigen, als es zu
wollen — und kein andres Mittel, der Macht ' der Natur zu wider- 36

21: Bewahrerin B. — 22–23: Moralischen b. — 30: kann und b B. — Preis B.

stehen, als ihr zuvorzukommen und durch eine freye Aufhebung alles sinnlichen Interesse, ehe noch eine physische Macht es thut, sich moralisch zu entleiben.

Dazu nun stärken ihn erhabene Rührungen und ein öfterer Umgang mit der zerstörenden Natur, sowohl da wo sie ihm ihre verderbliche Macht bloß von Ferne zeigt, als wo sie sie wirklich gegen seine Mitmenschen äußert. Das Pathetische ist ein künstliches Unglück, und wie das wahre Unglück, setzt es uns in unmittelbaren Verkehr mit dem Geistergesetz, das in unserm Busen gebietet. Aber das wahre Unglück wählt seinen Mann und seine Zeit nicht immer gut; es überrascht uns oft wehrlos, und was noch schlimmer ist, es macht uns oft wehrlos. Das künstliche Unglück des Pathetischen hingegen findet uns in voller Rüstung, und weil es bloß eingebildet ist, so gewinnt das selbstständige Prinzipium in unserm Gemüthe Raum,' seine absolute Independenz zu behaupten. Je öfter nun der Geist diesen Akt von Selbstthätigkeit erneuert, desto mehr wird ihm derselbe zur Fertigkeit, einen desto größern Vorsprung gewinnt er vor dem sinnlichen Trieb, daß er endlich auch dann, wenn aus dem eingebildeten und künstlichen Unglück ein ernsthaftes wird, im Stande ist, es als ein künstliches zu behandeln, und, der höchste Schwung der Menschennatur! das wirkliche Leiden in eine erhabene Rührung aufzulösen. Das Pathetische, kann man daher sagen, ist eine Inokulation des unvermeidlichen Schicksals, wodurch es seiner Bösartigkeit [redacted]

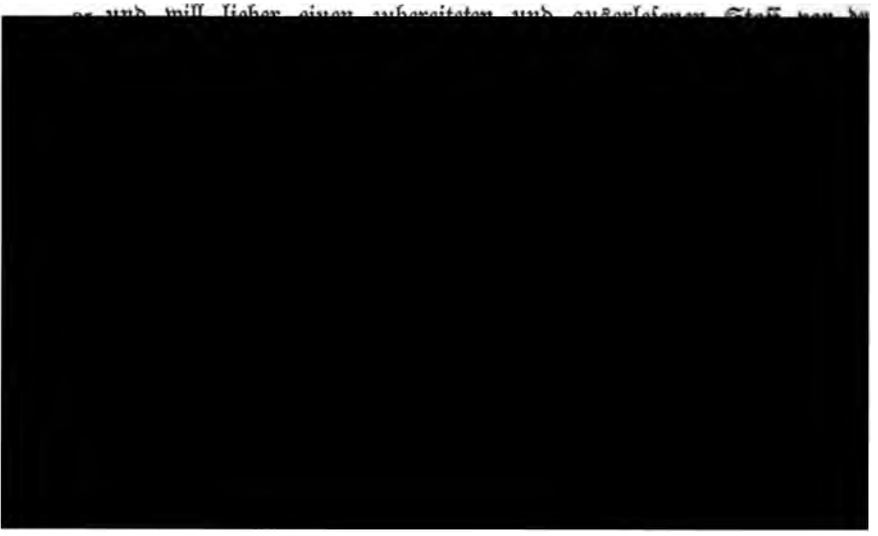
das furchtbar herrliche Schauspiel der alles zerstörenden und wieder erschaffenden, und wieder zerstörenden Veränderung — des bald langsam untergrabenden, bald schnell überfallenden Verderbens, verhelfen uns die pathetischen Gemählde der mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, der unaufhaltsamen Flucht des Glücks, der betrogenen Sicherheit, der triumphirenden Ungerechtigkeit und der unterliegenden Unschuld, welche die Geschichte in reichem Maaß aufstellt, und die tragische Kunst nachahmend vor unsre Augen bringt. Denn wo wäre derjenige, der, bey einer nicht ganz verwahrlosten moralischen Anlage, von dem hartnäckigen und doch vergeblichen Kampf des Mithridat, von dem Untergang der Städte Syrakus und Karthago, bey solchen Scenen verweilen kann, ohne dem ernsten Gesetz der Nothwendigkeit mit einem Schauer zu huldigen, seinen Begierden augenblicklich den Zügel anzuhalten, und ergriffen von dieser ewigen Untreue alles Sinnlichen nach dem Beharrlichen in seinem Busen zu greifen? Die Fähigkeit, das Erhabene zu empfinden, ist also eine der herrlichsten Anlagen in der Menschennatur, die sowohl wegen ihres Ursprungs aus dem selbstständigen Denk- und Willens-Vermögen unsre Achtung, als wegen ihres Einflusses auf den moralischen Menschen die vollkommenste Entwickelung verdient. Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bey allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muß das Erhabene zu dem ' Schönen hinzukommen, um die 40

[4]: Gemälde B. — [4–5]: der mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, b B] der in den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, K, der den Kampf mit dem Schicksal eingehenden Menschheit, W M. [Unter den vielfachen Conjecturen, die J. Meyer mitgetheilt wurden (der im Kampf mit dem Schicksal untergehenden Menschheit, der nie dem Schicksal entgehenden Menschheit u. dgl.) empfiehlt sich allein die von W. Vollmer (14. Dec. 1860): der mit dem Schicksal ringenden Menschheit — die J. Meyer 1862 in den Text aufgenommen hat. Wir haben nur eine einzige Redaction dieses Aufsatzes von Schiller selbst, denn B ist ein ohne sein Wissen veranstalteter Druck. Christian Friedrich Michaelis hat den Abschnitt über das Erhabene beim Abdruck der ästhetischen Vorlesungen vom Winter 1792—1793 ausgelassen, weil Schiller denselben inzwischen für den Druck bearbeitet hatte. S. oben S. 41, Anmerkung. K. G.] — [7]: Maß B. — [11]: Karthago, bey b B K W M. (Es scheint „lesen und“ ausgefallen zu sein, was J. Meyer 1862 in den Text aufgenommen hat, oder vorher: „bei dem Kampf, bei dem Untergang“ geschrieben zu werden müssen. K. G.)

ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem gan zen Umfang unsrer Bestimmung, und also auch über die Sinnen welt hinaus, zu erweitern.

Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung un unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit seyn. Ueb dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würde wir unsre Menschheit versäumen, und alle Augenblicke zum Au bruch aus der Sinnenwelt gefaßt, in dieser uns einmal angewiesene Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das E habene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen mache In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir d Rüstigkeit des Karakters einbüßen, und an diese zufällig Form des Daseyns unauflösbar gefesselt, unsre unveränderlic Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verliere Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und uns Empfänglichkeit für beydes in gleichem Maaß ausgebildet worden is sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklave zu seyn, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligibeln Welt z verscherzen.

Nun stellt zwar schon die Natur für sich allein Objekte in Men auf, an denen sich die Empfindungsfähigkeit für das Schöne und E habene üben könnte; aber der Mensch ist, wie in andern Fällen, s auch hier, von der zweyten Hand besser bedient, als von der Ersten, [redacted]



vidualität des Stoffes oder durch Einwirkung heterogener Kräfte *Gewalt erleidet*, oder wenn sie, in ihren großen und pathetischen Scenen, *Gewalt ausübt* und als eine Macht auf den Menschen wirkt, da sie doch bloß als Objekt der freyen Betrachtung ästhetisch werden kann, so ist ihre Nachahmerinn, die bildende Kunst, völlig frey, weil sie von ihrem Gegenstand alle zufällige Schranken absondert, und läßt auch das Gemüth des Betrachters frey, weil sie nur den *Schein* und nicht die *Wirklichkeit* nachahmt. Da aber der ganze Zauber des Erhabenen und Schönen nur in dem Schein und nicht 43
in dem Inhalt liegt, so hat die Kunst alle Vortheile der Natur, ohne ihre Fesseln mit ihr zu theilen.

5: Nachahmerin, B. — Kunst völlig b. — 6: zufälligen W M.

X.

Die Horen.

Unter diesem Titel wird mit Anfang des Jahrs 1795. eine Monatsschrift erscheinen, zu deren Verfertigung eine Gesellschaft bekannter Gelehrten sich vereinigt hat. Sie wird sich über alles verbreiten, was mit Geschmack und philosophischem Geiste behandelt werden kann, und also sowohl philosophischen Untersuchungen, als historischen und poetischen Darstellungen offen stehen. Alles, was entweder bloß den gelehrten Leser interessiren, oder was bloß den nichtgelehrten befriedigen kann, wird davon ausgeschloßen seyn; vorzüglich aber und unbedingt wird sie sich alles verbieten, was sich auf Staatsreligion und politische Verfassung bezieht. Man widmet sie der *schönen* Welt zum Unterricht und zur Bildung, und der *gelehrten* zu einer freyen Forschung der Wahrheit, und zu einem fruchtbaren Umtausch der Ideen; und indem man bemüht seyn wird, die Wissenschaft selbst durch den innern Gehalt, zu bereichern, hofft man zugleich den Krei [redacted]

gegründetere Hofnungen haben, wird sich am besten aus den Mitteln abnehmen laßen, die man zur Erreichung jenes Zwecks eingeschlagen hat.

Nur der innere Werth einer litterarischen Unternehmung ist es, der ihr ein daurendes Glück bey dem Publikum versichern kann; auf der andern Seite aber ist es nur dieses Glück, welches ihrem Urheber den Muth und die Kräfte giebt, etwas beträchtliches auf ihren Werth zu verwenden. Die große Schwierigkeit also ist, daß der Erfolg gewißermaaßen schon realisirt seyn müßte, um den Aufwand, durch den allein er zu realisiren ist, möglich zu machen. Aus diesem Zirkel ist kein anderer Ausweg, als daß ein unternehmender Mann an jenen problematischen Erfolg so viel wage, als etwa nöthig seyn dürfte, ihn gewiß zu machen.

Für Zeitschriften dieses Innhalts fehlt es gar nicht an einem zahlreichen Publikum, aber in dieses Publikum theilen sich zu viele einzelne Journale. Würde man die Käufer aller hieher gehörigen Journale zusammen zählen, so würde sich eine Anzahl entdecken laßen, welche hinreichend wäre, auch die kostbarste Unternehmung im Gange zu erhalten. Diese ganze Anzahl nun steht derjenigen Zeitschrift zu Gebot, die alle die Vortheile in sich vereinigt, wodurch jene Schriften im Einzelnen bestehen, ohne den Kaufpreiß einer einzelnen unter denselben beträchtlich zu übersteigen.

Jeder Schriftsteller von Verdienst hat in der lesenden Welt seinen eigenen Kreis, und selbst der am meisten gelesene hat nur einen größern Kreis in derselben. So weit ist es noch nicht mit der Kultur der Deutschen gekommen, daß sich das, was den Beßten gefällt, in Jedermanns Händen finden sollte. Treten nun die vorzüglichsten Schriftsteller der Nation in eine litterarische Association zusammen, so vereinigen sie eben dadurch das vorher getheilt gewesene Publikum, und das Werk, an welchem alle Antheil nehmen, wird die ganze lesende Welt zu seinem Publikum haben. Dadurch aber ist man im

1: Hoffnung B H. — 2: Zweckes B H. — 4: literarischen B H. — 5: dauerndes B H. — kann. Auf H. — 7: gibt, B H. — Beträchtliches H. — ihrem A. — 9: müßte, A B] muß, H — 10: Cirkel B H. — 14: Inhalts B H. — 16: hierher B. — 21: im einzelnen B. — Kaufpreis B H. — 25: „größern“ fehlt B H. — Cultur B. — 26: Besten B H. — 27: jedermanns B. — 28: literarischen B H. — 30: Alle H.

Stande, jedem Einzelnen alle die Vortheile anzubieten, die der alle weiteste Kreis der Leser und Käufer einem Autor nur immer ve schaffen kann.

Ein Verleger, der diesem Unternehmen in jeder Hinsicht gewachs ist, hat sich bereits gefunde und ist bereit, sie ins Werk zu richten, so bald die erforderliche A zahl von Mitarbeitern sich zusammengefunden haben wird. Jed Schriftsteller, an den man diese Anzeige sendet, wird also zum Be tritt an dieser Societät eingeladen, und man hofft dafür gesorgt haben, daß er in keiner Gesellschaft, die seiner unwürdig wäre, v dem Publikum auftreten soll. Da aber die ganze Unternehmung n unter der Bedingung einer gehörigen Anzahl von Theilnehmern mö lich ist, so kann man keinem der eingeladenen Schriftsteller zugestehe seinen Beytritt bis nach Erscheinung des Journals aufzuschieben, we man schon vorläufig wissen muß, auf wen man zu rechnen hat, u an die Ausführung auch nur denken zu können. So bald ab die erforderliche Anzahl sich zusammengefunden hat, wird solch jedem Theilnehmer an der Zeitschrift unverzüglich bekannt gemach werden.

Jeden Monat ist man überein gekommen, ein Stück von 9 Bogen in median zu liefern; der gedruckte Bogen wird mit d'ors i Golde bezahlt. Dafür verspricht der Verfasser, von diesen einmal abgedruckten Aufsätzen, drey Jahre nach ihrer Erscheinung, keine andern öffentlichen Gebrauch zu machen, es sey denn, daß beträcht

[redacted]

bittet, nichts, was ihrer selbst und einer solchen Zeitschrift nicht ganz würdig wäre, zu befürchten ist, so hat man doch, aus leicht begreiflichen Gründen, die Verfügung getroffen, daß kein Mscrpt eher dem Druck übergeben werde, als biß es einer dazu bestimmten Anzahl von Mitgliedern zur Beurtheilung vorgelegt worden ist. Dieser Convention werden sich die H.H. Theilnehmer um so eher unterwerfen, als sie versichert seyn können, daß höchstens nur die relative Zweckmässigkeit ihrer Beyträge in Rücksicht auf den Plan und das Interesse des Journals zur Frage kommen kann. Eigenmächtige Abänderungen wird weder der Redacteur noch der Ausschuß sich in den Mscrpten erlauben. Sollten welche nöthig seyn, so versteht es sich von selbst, daß man den Verfasser ersuchen wird, sie selbst vorzunehmen. Der Abdruck der Mscrpte wird sich nach der Ordnung richten, in der sie eingesandt werden, so weit dieses mit der nöthigen Mannichfaltigkeit des Innhalts in den einzelnen Monathsstücken bestehen kann. Eben diese Mannichfaltigkeit macht die Verfügung nothwendig, daß kein Beytrag durch mehr als drey Stücke fortgesetzt werde, und in keinem einzelnen Stück mehr als sechzig Seiten einnehme.

Briefe und Mscrpte sendet man an den Redacteur dieser Monatsschrift, der den Hn. Hn. Verfassern für ihre eingesandten Beyträge steht, und bereit ist, jedem, sobald es verlangt wird, Rechnung davon abzulegen.

Daß von dieser Anzeige kein öffentlicher Gebrauch zu machen sey, wird kaum nöthig seyn zu erinnern.

Jena am 13 Jun. 1794.

Friedrich Schiller.
Hofrath und Professor zu Jena.

4: bis B H. — 14 u. 16: Mannigfaltigkeit B H. — 15: Inhalts B H. — Monatsstücken B H. — 19–20: Monatschrift, H. — 21: Jedem, H. — 25: Jena, am 13. Juni 1794. B H. — 26: Schiller, B H.

XI.

Ueber Matthisons Gedichte.

Schöne Künste. — Zürich, b. Orell u. Comp.: Gedichte von Friedri Matthisson. Dritte vermehrte Auflage. 1794. mit einem Titelk von Lips gezeichnet und von Guttenberg gestochen. 166 S. 8°.

Daß die Griechen, in den guten Zeiten der Kunst, der Lan schaftmalerey nicht viel nachgefragt haben, ist etwas bekannt und die Rigoristen in der Kunst stehen ja noch heutiges Tages a ob sie den Landschaftmaler überhaupt nur als ächten Künstler gel lassen sollen. Aber, was man noch nicht genug bemerkt hat, a von einer Landschaft-Dichtung, als einer eigenen Art von Poe die der epischen, dramatischen und lyrischen ohngefähr eben so, w die Landschaftmalerey der Thier- und Menschenmalerey gegenüber st [redacted]

aftmaler, die unbeseelte Natur für sich selbst zur Heldin der hilderung, und den Menschen bloß zum Figuranten in derselben acht. Von dem erstern findet man unzählige Proben im Homer, id wer möchte den großen Maler der Natur in der Wahrheit, Invidualität und Lebendigkeit erreichen, womit er uns das Local seiner amatischen Gemälde versinnlicht? Aber den Neuern, (worunter zum heil schon die Zeitgenossen des Plinius gehören,) war es aufbehaln, in Landschaftsgemälden und Landschaftspoesien diesen Theil der latur für sich selbst zum Gegenstand einer eigenen Darstellung zu achen, und so das Gebiet der Kunst, welches die Alten bloß auf Renschheit und Menschenähnlichkeit scheinen eingeschränkt zu haben, nit dieser neuen Provinz zu bereichern.

Woher wohl diese Gleichgültigkeit der griechischen Künstler für ine Gattung, die wir Neuern so allgemein schätzen? Läßt sich wohl nnehmen, daß es dem Griechen, diesem Kenner und leidenschaftlichen Freund alles Schönen, an Empfänglichkeit für die Reize der leblosen Natur gefehlt habe, oder muß man nicht vielmehr auf die Vermuthung gerathen, daß er diesen Stoff wohlbedächtlich verschmähet habe, weil er denselben mit seinen Begriffen von schöner Kunst unvereinbar fand?

Es darf nicht befremden, diese Frage bey Gelegenheit eines Dichters aufwerfen zu hören, der in Darstel'lung der landschaftlichen 666
Natur eine vorzügliche Stärke besitzt, und vielleicht mehr als irgend einer zum Repräsentanten dieser Gattung, und zu einem Beyspiele dienen kann, was überhaupt die Poesie in diesem Fache zu leisten im Stand ist. Ehe wir es also mit ihm selbst zu thun haben, müssen wir einen kritischen Blick auf die Gattung werfen, worin er seine Kräfte versuchte.

Wer freylich noch ganz frisch und lebendig den Eindruck von Claude Lorrain's Zauberpinsel in sich fühlt, wird sich schwer überreden lassen, daß es kein Werk der schönen, bloß der angenehmen Kunst sey, was ihn in diese Entzückung versetzte; und wer so eben eine Matthisonische Schilderung aus den Händen legt, wird den Zweifel, ob er auch wirklich einen Dichter gelesen habe, sehr befremdend finden.

3–4: Homer und A. — 24: Beyspiel B b. — 29: freilich b. — 32: versetzte, b. — 33: Matthissonische W M, Matthisson'sche K.

Wir überlassen es andern, dem *Landschaftmaler* seinen Rang unter den Künstlern zu verfechten, und werden von dieser Materie hier nur soviel berühren, als zunächst den *Landschaftdichter* anbetrifft. Zugleich wird uns diese Untersuchung die Grundsätze darbieten, nach denen man den Werth dieser Gedichte zu bestimmen hat.

Es ist, wie man weiß, niemals der *Stoff*, sondern bloß die *Behandlungsweise*, was den Künstler und Dichter macht; ein Hausgeräthe und eine moralische Abhandlung können beide durch eine geschmackvolle Ausführung zu einem freyen Kunstwerk gesteigert werden, und das Portrait eines Menschen wird in ungeschickten Händen zu einer gemeinen Manufactur herabsinken. Steht man also an, Gemälde oder Dichtungen, welche bloß unbeseelte Naturmassen zu ihrem Gegenstand haben, für ächte Werke der schönen Kunst (derjenigen nemlich, in welcher ein Ideal möglich ist) zu erkennen; so zweifelt man an der Möglichkeit, diese Gegenstände so zu behandeln, wie es der Charakter der schönen Kunst erheischt. Was ist dieß nun für ein Charakter, mit dem sich die bloß landschaftliche Natur nicht ganz soll vertragen können? Es muß derselbe seyn, der die schöne Kunst von der bloß angenehmen unterscheidet. Nun theilen aber beide den Charakter der *Freyheit*; folglich muß das angenehme Kunstwerk, wenn es zugleich ein schönes seyn soll, den Charakter der *Nothwendigkeit* an sich tragen.

Wenn man unter Poesie überhaupt die Kunst versteht, „uns [redacted]

sprechend zu seyn, denn nach der ersten müßte unsre Einbildungskraft herrschen, und keinem andern als ihrem eigenen Gesetz gehorchen; nach der andern müßte sie dienen, und dem Gesetz des Dichters gehorchen. Wie hebt der Dichter nun diesen Widerspruch? Dadurch, daß er unserer Einbildungskraft keinen andern Gang vorschreibt, als den sie in ihrer vollen Freyheit und nach ihren eigenen Gesetzen nehmen müßte, daß er seinen Zweck durch Natur erreicht, und die äußere Nothwendigkeit in eine innere verwandelt. Es findet sich alsdann, daß beide Foderungen einander nicht nur nicht aufheben, sondern vielmehr in sich enthalten, und daß die höchste Freyheit gerade nur durch die höchste Bestimmtheit möglich ist.

Hier stellen sich aber dem Dichter zwey große Schwierigkeiten in den Weg. Die Imagination in ihrer Freyheit folgt, wie bekannt ist, bloß dem Gesetz der Ideenverbindung, die sich ursprünglich nur auf einen zufälligen Zusammenhang der Wahrnehmungen in der Zeit, mithin auf etwas ganz empirisches, gründet. Nichts desto weniger muß der Dichter diesen empirischen Effect der Association zu berechnen wissen, weil er nur in soferne Dichter ist, als er durch eine freye Selbsthandlung unsrer Einbildungskraft seinen Zweck erreicht. Um ihn zu berechnen, muß er aber eine Gesetzmäßigkeit darin entdecken, und den empirischen Zusammenhang der Vorstellung auf Nothwendigkeit zurückführen können. Unsre Vorstellungen stehen aber nur in sofern in einem nothwendigen Zusammenhang, als sie sich auf eine objective Verknüpfung in den Erscheinungen, nicht bloß auf ein subjectives und willkührliches Gedankenspiel gründen. An diese objective Verknüpfung in den Erscheinungen hält sich also der Dichter, und nur wenn er von seinem Stoffe alles sorgfältig abgesondert hat, was bloß aus subjectiven und zufälligen Quellen hinzugekommen ist, nur wenn er gewiß ist, daß er sich an das reine Object gehalten, und sich selbst zuvor dem Gesetz unterworfen habe, nach welchem die Einbildungskraft in allen Subjecten sich richtet, nur

1: unsere B b. — 5: unserer B b. — 6. 10. 13: Freiheit b. — 8: alsdann; b. — 9: beyde B. — 15: Warnehmungen b, Warnehmung B. — 17: Effekt B. — 22: Unsere B. — 23: Zusammenhang als A. — 24. 25: objektive B. — 24–25: subjektives B. — 28: subjektiven B. — 29: Objekt B. — 31: Subjekten B.

dann kann er versichert seyn, daß die Imagination aller andern in ihrer Freyheit mit dem Gang, den er ihr vorschreibt, zusammenstimmen werde.

Aber er will die Einbildungskraft nur deswegen in ein bestimmtes Spiel versetzen, um bestimmt auf das Herz zu wirken. So schwer schon die erste Aufgabe seyn mochte, das Spiel der Imagination unbeschadet ihrer Freyheit zu bestimmen, so schwer ist die zweyte, durch dieses Spiel der Imagination den Empfindungszustand des Subjects zu bestimmen. Es ist bekannt, daß verschiedene Menschen bey der nemlichen Veranlassung, ja daß derselbe Mensch in verschiedenen Zeiten von derselben Sache ganz verschieden gerührt werden kann. Ungeachtet dieser Abhängigkeit unserer Empfindungen von zufälligen Einflüssen, die außer seiner Gewalt sind, muß der Dichter unsern Empfindungszustand bestimmen; er muß also auf die Bedingungen 604 wirken, unter welchen eine bestimmte Rührung des Gemüths nothwendig erfolgen muß. Nun ist aber in den Beschaffenheiten eines Subjects nichts nothwendig als der Charakter der Gattung; der Dichter kann also nur in sofern unsere Empfindungen bestimmen, als er sie der Gattung in uns, nicht unserm specifischverschiedenen Selbst, abfodert. Um aber versichert zu seyn, daß er sich auch wirklich an die reine Gattung in den Individuen wende, muß er selbst zuvor das Individuum in sich ausgelöscht und zur Gattung gesteigert haben. Nur alsdann, wenn er nicht als der oder der bestimmte Mensch (in welchem der Begriff der Gattung immer beschränkt seyn würde) son-

[redacted]

ß alles wahre Natur seyn, denn die Einbildungskraft gehorcht nem andern Gesetze, und erträgt keinen andern Zwang, als den : Natur der Dinge ihr vorschreibt; in einem Gedicht darf aber nichts irkliche (historische) Natur seyn, denn alle Wirklichkeit ist mehr er weniger Beschränkung jener allgemeinen Naturwahrheit. Jeder dividuelle Mensch ist gerade um soviel weniger Mensch, als er dividuell ist; jede Empfindungsweise ist gerade um soviel weniger thwendig und rein menschlich, als sie einem bestimmten Subject gentümlich ist. Nur in Wegwerfung des Zufälligen und in dem inen Ausdruck des Nothwendigen liegt der große Styl.

Aus dem gesagten erhellet, daß das Gebiet der eigentlich schönen unst sich nur soweit erstrecken kann, als sich in der Verknüpfung r Erscheinungen Nothwendigkeit entdecken läßt. Außerhalb dieses ebietes, wo die Willkühr und der Zufall regieren, ist entweder keine estimmtheit oder keine Freyheit; denn sobald der Dichter das Spiel iserer Einbildungskraft durch keine innere Nothwendigkeit lenken nn, so muß er es entweder durch eine äußere lenken, und dann : es nicht mehr unsre Wirkung; oder er wird es gar nicht lenken, id dann ist es nicht mehr seine Wirkung; und doch muß schlechterngs beides beysammen seyn, wenn ein Werk poetisch heissen soll.

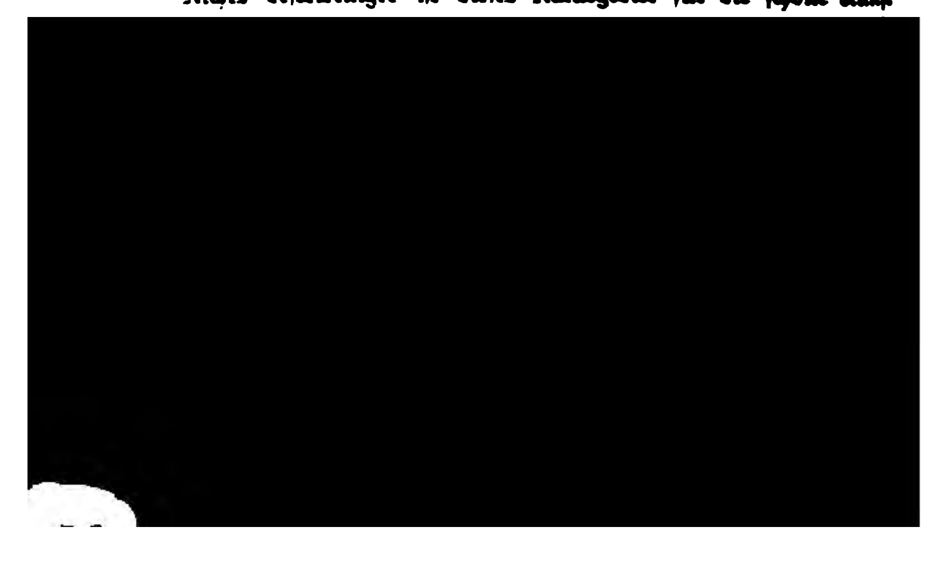
Daher mag es kommen, daß sich bey den weisen Alten die Poesie wohl als die bildende Kunst nur im Kreise der Menschheit aufhielten, eil ihnen nur die Erscheinungen an dem (äussern und innern) lenschen diese Gesetzmäßigkeit zu enthalten schienen. Einem unterchteteren Verstand, als der unsrige ist, mögen die übrigen Naturesen vielleicht eine ähnliche zeigen; für unsre Erfahrung aber zeigen : sie nicht, und der Willkühr ist hier schon ein sehr weites Feld geffnet. Das Reich bestimmter Formen geht über den thierischen lörper und das menschliche Herz nicht hinaus; daher nur in diesen beiden ein Ideal kann aufgestellt werden. Ueber dem Menschen 669
als Erscheinung) gibt es kein Object für die Kunst mehr, obgleich ir die Wissenschaft; denn das Gebiet der Einbildungskraft ist hier n Ende. Unter dem Menschen gibt es kein Object für die schöne

7: ist, B b. — 12: so weit B. — 18: unsere B b. — 20: beydes B. — heißen B b. — 23: (äußern B b. — 25: unserige B b. — 26: unsere B b. — 29: hinaus, B b. — 30: beyden B. — 31: giebt B. — 33: giebt B.

Kunst mehr, ebenso für die angenehme, denn das Reich der Nothwendigkeit ist hier geschlossen.

Wenn die bisher aufgestellten Grundsätze die richtigen sind (welches wir dem Urtheil der Kunstverständigen anheim stellen), so läßt sich, wie es bey dem ersten Anblicke scheint, für landschaftliche Darstellungen wenig Gutes daraus folgern, und es wird ziemlich zweifelhaft, ob die Erweiterung dieser weitläuftigen Provinz als eine wahre Grenzerweiterung der schönen Kunst betrachtet werden kann. In demjenigen Naturbezirke, worinn der Landschaftmaler und Landschaftdichter sich aufhalten, verliert sich schon auf eine sehr merkliche Weise die Bestimmtheit der Zeichnungen und Formen: nicht nur die Gestalten sind hier willkührlicher, und erscheinen es noch mehr; auch in der Zusammensetzung derselben spielt der Zufall eine, dem Künstler sehr lästige, Rolle. Stellt er uns also bestimmte Gestalten, und in einer bestimmten Ordnung vor, so bestimmt er, und nicht wir, indem keine objective Regel vorhanden ist, zu welcher die freye Phantasie des Zuschauers mit der Idee des Künstlers übereinstimmen könnte. Wir empfangen also das Gesetz von ihm, das wir uns doch selbst geben sollten, und die Wirkung ist wenigstens nicht rein poetisch, weil sie keine vollkommen freye Selbsthandlung der Einbildungskraft ist. Will aber der Künstler die Freyheit retten, so kann er es nur dadurch bewerkstelligen, daß er auf Bestimmtheit, mithin auf wahre Schönheit, Verzicht thut.

Nichts destoweniger ist dieses Naturgebiet für die schöne Kunst



rd) doch in der Composition noch eine große Nothwendigkeit herrschen me, wie unter andern die Schattirung und Farbengebung in der lerischen Darstellung zeigt.

Aber die landschaftliche Natur zeigt uns diese strenge Nothwendgkeit nicht in allen ihren Theilen, und bey dem tiefsten Studium rselben wird noch immer sehr viel willkührliches übrig bleiben, was n Künstler und Dichter in einem niedrigern Grade von Vollkommenit gefangen hält. Die Nothwendigkeit, die der ächte Künstler an r vermißt, und die ihn doch allein befriedigt, liegt nur innerhalb er menschlichen Natur, und daher wird er nicht ruhen, bis er seinen egen'stand in dieses Reich der höchsten Schönheit hinübergespielt hat. 670
war wird er die landschaftliche Natur für sich selbst so hoch steigern ls es möglich ist, und soweit es angeht, den Charakter der Nothendigkeit in ihr aufzufinden und darzustellen suchen; aber weil er, ler seiner Bestrebungen ungeachtet, auf diesem Wege nie dahin mmen kann, sie der menschlichen gleich zu stellen, so versucht er es dlich, sie durch eine symbolische Operation in die menschliche zu verandeln, und dadurch aller der Kunstvorzüge, welche ein Eigenthum r letztern sind, theilhaftig zu machen.

Auf was Art bewerkstelligt er nun dieses, ohne der Wahrheit d Eigenthümlichkeit derselben Abbruch zu thun? Jeder wahre Künstler d Dichter, der in dieser Gattung arbeitet, verrichtet diese Operation, d gewiß in den mehresten Fällen, ohne sich eine deutliche Rechenhaft davon zu geben. Es gibt zweyerley Wege, auf denen die unseelte Natur ein Symbol der menschlichen werden kann: entweder ls Darstellung von Empfindungen, oder als Darstellung von Ideen.

Zwar sind Empfindungen, ihrem Inhalte nach, keiner Darstellung fähig; aber ihrer Form nach sind sie es allerdings, und es existirt wirklich eine allgemein beliebte und wirksame Kunst, die kein anderes Object hat, als eben diese Form der Empfindungen. Diese Kunst ist die Musik, und in sofern also die Landschaftmalerey oder Landschaftpoesie musikalisch wirkt, ist sie Darstellung des Empfindungsvermögens, mithin Nachahmung menschlicher Natur. In der That betrachten wir auch jede malerische und poetische Composi-

8: Nothwendigkeit die A b. — 18: so weit B. — 23: meisten M. — 24: giebt B b. — 30: Objekt B. — 31–32: Landschaftsmalerey oder Landschaftspoesie B b W M.

nun als eine Art von musikalischem Werk, und unterwerfen sie zum Theil denselben Gesetzen. Wir fodern auch von Farben eine Harmonie und einen Ton und gewissermaßen auch eine Modulation. Wir unterscheiden in jeder Dichtung die Gedankeneinheit von der Empfindungseinheit, die musikalische Haltung von der logischen, kurz wir verlangen, daß jede poetische Composition neben dem, was ihr Inhalt ausdrückt, zugleich durch ihre Form Nachahmung und Ausdruck von Empfindungen sey und als Musik auf uns wirke. Von dem Landschaftmaler und Landschaftdichter verlangen wir dieß in noch höherem Grade und mit deutlicherem Bewußtseyn, weil wir von unsern übrigen Foderungen an Werke der schönen Kunst bey beiden etwas herunter lassen müssen.

Nun besteht aber der ganze Effekt der Musik (als schöner und nicht bloß angenehmer Kunst) darin, die inneren Bewegungen des Gemüths durch analogische äußere zu begleiten und zu versinnlichen. Da nun jene inneren Bewegungen (als menschliche Natur) nach strengen Gesetzen der Nothwendigkeit vor sich gehen, so geht diese Nothwendigkeit und Bestimmtheit auch auf die äußern Bewegungen, wodurch sie charakteristisch werden, über, und auf diese Art wird es begreiflich, wie, vermittelst eines symbolischen Acts, die gemeinen Naturphänomene des Schalles und des Lichtes mit der ästhetischen Würde der Menschennatur zusammen können. Dringt nun der Tonsetzer und der Landschaftmaler in das Geheimniß jener Gesetze ein, welche über die innern Bewegungen des menschlichen Herzens walten, und studirt er die



diejenige Erweckung von Ideen, die von dem Zufall der Association abhängig ist; denn diese ist willkührlich und der Kunst gar nicht würdig; sondern diejenige, die nach Gesetzen der symbolisierenden Einbildungskraft nothwendig erfolgt. In thätigen und zum Gefühl ihrer moralischen Würde erwachten Gemüthern sieht die Vernunft dem Spiele der Einbildungskraft niemals müssig zu; unaufhörlich ist sie bestrebt, dieses zufällige Spiel mit ihrem eigenen Verfahren übereinstimmend zu machen. Bietet sich ihr nun unter diesen Erscheinungen eine dar, welche nach ihren eigenen (praktischen) Regeln behandelt werden kann; so ist ihr diese Erscheinnng ein Sinnbild ihrer eigenen Handlungen, der todte Buchstabe der Natur wird zu einer lebendigen Geistersprache, und das äußere und innre Auge lesen dieselbe Schrift der Erscheinungen auf ganz verschiedene Weise. Jene liebliche Harmonie der Gestalten, der Töne und des Lichts, die den ästhetischen Sinn entzücket, befriedigt jetzt zugleich den morali'schen; jene Stetig- 672
keit, mit der sich die Linien im Raum oder die Töne in der Zeit aneinander fügen, ist ein natürliches Symbol der innern Uebereinstimmung des Gemüths mit sich selbst und des sittlichen Zusammenhangs der Handlungen und Gefühle, und in der schönen Haltung eines pittoresken oder musikalischen Stücks malt sich die noch schönere einer sittlich gestimmten Seele.

Der Tonsetzer und der Landschaftmaler bewirken dieses bloß durch die Form ihrer Darstellung, und stimmen bloß das Gemüth zu einer gewissen Empfindungsart und zur Aufnahme gewisser Ideen; aber einen Inhalt dazu zu finden, überlassen sie der Einbildungskraft des Zuhörers und Betrachters. Der Dichter hingegen hat noch einen Vortheil mehr; er kann jenen Empfindungen einen Text unterlegen, er kann jene Symbolik der Einbildungskraft zugleich durch den Inhalt unterstützen und ihr eine bestimmtere Richtung geben. Aber er vergesse nicht, daß seine Einmischung in dieses Geschäft ihre Grenzen hat. Andeuten mag er jene Ideen, anspielen jene Empfindungen; doch ausführen soll er sie nicht selbst, nicht der Einbildungskraft seines Lesers vorgreifen. Jede nähere Bestimmung wird hier als eine

[3]: symbolisirenden B b. — [6]: niemals A M] nicht B b K W. — müßig B. — [7]: bestrebt dieses A. — [12]: Geistessprache W. — innere B b. — [20]: pittoresken B b. — [22]: Landschaftsmaler B b W M.

lästige Schranke empfunden, denn eben darin liegt das Anziehende solcher *ästhetischen Ideen*, daß wir in den Inhalt derselben wie in eine grundlose Tiefe blicken. Der wirkliche und ausdrückliche Gehalt, den der Dichter hineinlegt, bleibt stets eine endliche; der mögliche Gehalt, den er uns hinein zu legen überläßt, ist eine unendliche Größe.

Wir haben diesen weiten Weg nicht genommen, um uns von unserm Dichter zu entfernen, sondern um demselben näher zu kommen. Jene dreyerley Erfodernisse landschaftlicher Darstellungen, welche wir so eben nahmhaft gemacht haben, vereinigt Hr. M. in den mehresten seiner Schilderungen. Sie gefallen uns durch ihre Wahrheit und Anschaulichkeit, sie ziehen uns an durch ihre musikalische Schönheit, sie beschäftigen uns durch den Geist, der darin athmet.

Sehen wir bloß auf treue Nachahmung der Natur in seinen Landschaftsgemählden, so müssen wir die Kunst bewundern, womit er unsre Einbildungskraft zu Darstellung dieser Scenen aufzufodern, und ohne ihr die Freyheit zu rauben über sie zu herrschen weiß. Alle einzelnen Parthien in denselben finden sich nach einem Gesetz der Nothwendigkeit zusammen, nichts ist willkührlich herbeygeführt, und der generische Charakter dieser Naturgestalten ist mit dem glücklichsten Blick ergriffen. Daher wird es unserer Imagination so ungemein leicht, ihm zu folgen, wir glauben die Natur selbst zu sehen, und



[redacted]

, so wird er sich immer nur an denjenigen Theil seines Gegen-halten, der einer *genetischen* Darstellung fähig ist. Die liche Natur ist ein auf einmal gegebenes Ganze von Er-gen, und in dieser Hinsicht dem Mahler günstiger, sie ist bey auch ein successiv gegebenes Ganze, weil sie in einem be-n Wechsel ist, und begünstiget in sofern den Dichter. Hr. M. mit vieler Beurtheilung nach diesem Unterschied gerichtet. Sein ist immer mehr das Mannichfaltige in der Zeit als das im immer mehr die *bewegte*, als die feste und ruhende Natur. nsern Augen entwickelt sich ihr immer wechselndes Drama, 674
der reizendsten Stetigkeit laufen ihre Erscheinungen in ein-Welches Leben, welche Bewegung, findet sich z. B. in dem *Mondscheingemählde* S. 85.

Der Vollmond schwebt im *Osten*;
  Am alten Geisterthurm
Flimmt bläulich im *bemoosten*
  Gestein der Feuerwurm.
Der Linde schöner Sylfe
  Streift scheu in Lunens Glanz,
Im dunkeln Uferschilfe
  Webt leichter Irrwischtanz.

Die Kirchenfenster schimmern;
  In Silber wallt das Korn;
Bewegte Sternchen flimmern
  Auf Teich und Wiesenborn;
Im Lichte wehn die Ranken
  Der öden Felsenkluft;
Den Berg, wo Tannen wanken,
  Umschleyert weißer Duft.

Wie schön der Mond die Wellen
  Des Erlenbachs besäumt,
Der hier durch Binsenstellen,
  Dort unter Blumen schäumt,
Als lodernde Kaskade
  Des Dorfes Mühle treibt,
Und wild vom lauten Rade
  In Silberfunken stäubt u. s. w.

tiger: B b, — [9]: „immer" fehlt B b K W. — [14]: Osten, B b. — [19]: Glanz;
[?]: Umschleiert Ma (Matthissons Gedichte, 3. Aufl.). — [35]: stäubt. B b.

Aber auch da, wo es ihm darum zu thun ist, eine ganze S coration auf einmal vor unsre Augen zu stellen, weiß er uns du die Stetigkeit des Zusammenhanges die Comprehension leicht u natürlich zu machen, wie in dem folgenden Gemählde S. 54.

Die Sonne sinkt; ein purpurfarbner Duft
Schwimmt um Savoyens dunkle Tannenhügel:
Der Alpen Schnee entglüht in hoher Luft;
Geneva mahlt sich in der Fluten Spiegel.

Ob wir gleich diese Bilder nur nach einander in die Einbildung kraft aufnehmen, so verknüpfen sie sich doch ohne Schwierigkeit eine Totalvorstellung, weil eines das andere unterstützt und gleichs nothwendig macht. Etwas schwerer schon wird uns die Zusamm fassung in der nächstfolgenden Strophe, wo jene Stetigkeit weni beobachtet ist.

In Gold verfließt der Berggehölze Saum;
Die Wiesenflur, beschneyt von Blüthenflocken,
Haucht Wohlgerüche; Zephyr athmet kaum;
Vom Jura schallt der Klang der Heerdenglocken.

Von dem vergoldeten Saum der Berge können wir uns n ohne einen Sprung auf die blühende und duftende Wiese verset und dieser Sprung wird dadurch noch fühlbarer, daß wir auch ei andern Sinn ins Spiel setzen müssen. Wie glücklich aber nun gl

[redacted]

die verödete Landschaft ein künstliches Leben bringen. Dergleichen Associationen bieten sich ihm aber keineswegs willkührlich an; sie entstehen gleichsam nothwendig entweder aus dem Locale der Landschaft, oder aus der Empfindungsart, welche durch jene Landschaft in ihm erweckt wird. Sie sind zwar nur eine subjective Begleitung derselben, aber eine so allgemeine, daß der Dichter es ohne Scheu wagen darf, ihnen eine objective Würdigung zu ertheilen.

Nicht weniger versteht sich Hr. M. auf jene musikalischen Effecte, die durch eine glückliche Wahl harmonirender Bilder, und durch eine kunstreiche Eurythmie in Anordnung derselben zu bewirken sind. Wer erfährt z. B. bey folgendem kurzen Lied nicht etwas dem Eindruck analoges, den etwa eine schöne Sonate auf ihn machen würde. S. 91.

Abendlandschaft.

Goldner Schein
Deckt den Hayn,
Mild beleuchtet Zauberschimmer
Der umbüschten (?) Waldburg Trümmer.

Still und hehr
Stralt das Meer;
Heimwärts gleiten, sanft wie Schwäne,
Fern am Eiland Fischerkähne.

Silbersand
Blinkt am Strand;
Röther schweben hier, dort blässer,
Wolkenbilder im Gewässer.

Rauschend kränzt
Goldbeglänzt
Wankend Ried des Vorlands Hügel,
Wildumschwärmt vom Seegeflügel.

Malerisch
Im Gebüsch
Winkt mit Gärtchen Laub und Quelle
Die bemocßte Klaußnerzelle.

[5]: subjektive B. — [7]: objektive B, obiective b. — [8]: H. M. B b. — Effekte B. — [11]: Liede B b. — [15]: Hayn A B b, Hain, Ma. — [17]: (?)] (nur in A.) — [27]: Gold beglänzt B b. — [29]: Wild umschwärmt B b. — [32]: Winkt, mit Gärtchen, Laub' und Quelle, Ma. — [33]: bemooste Klausnerzelle B b Ma.

Auf der Flut
Stirbt die Glut,
Schon erblaßt der Abendschimmer
An der hohen Waldburg Trümmer.

Vollmondschein
Deckt den Hayn,
Geisterlispel wehn im Thale
Um versunkne Heldenmahle.

Man verstehe uns nicht so, als ob es bloß der glückliche Versbau wäre, was diesem Lied eine so musikalische Wirkung gibt. Der metrische Wohllaut unterstützt und erhöht zwar allerdings diese Wirkung, aber er macht sie nicht allein aus. Es ist die glückliche Zusammenstellung der Bilder, die liebliche Stetigkeit in ihrer Succession; es ist die Modulation und die schöne Haltung des Ganzen, wodurch es Ausdruck einer bestimmten Empfindungsweise, also Seelengemählde wird.

Einen ähnlichen Eindruck, wiewohl von ganz verschiedenem Inhalt, erweckt auch der *Alpenwanderer* S. 61. und die *Alpenreise* S. 66.; zwey Compositionen, welche mit der gelungensten Darstellung der Natur noch den mannichfaltigsten Ausdruck von Empfindungen verknüpfen. Man glaubt einen Tonkünstler zu hören, der versuchen will, wie weit seine Macht über unsere Gefühle reicht; und dazu ist eine Wanderung durch die Alpen, wo das Große mit dem Schönen [redacted]

Kracht an des Bergstroms Quelle
Des Gletschers Eispallast.

Oder auch folgende Darstellung. S. 67. 69.

Nun sterben die Laute beseelter Natur;
Dumpftosend umschäumen Gewässer mich nur,
Die hoch an schwarzen Gehölzen
Dem Gletscher entschmelzen. u. s. f.

Hier wandelte nimmer der Odem des Mays;
Hier wiegt sich kein Vogel auf duftendem Reis;
Nur Moos und Flechten entgrünen
Den wilden Ruinen.

Jetzt neigt sich allmählig von eisigem Plan
An steiler Granitwand hinunter die Bahn.
Wie bräun, halb dunstig umflossen,
Die Felsenkolossen!

Oft reißen hoch aus der Umwölkungen Schooß
Mit Donnergetöse die Blöcke sich los,
Daß rings in langen Gewittern
Die Gipfel erzittern.

Endlich finden sich unter diesen Landschafts-Gemählden mehrere, die uns durch einen gewissen Geist oder Ideenausdruck rühren, wie gleich das erste der ganzen Sammlung, der Genfersee, in dessen prachtvollem Ein'gange uns der Sieg des Lebens über das Leblose, 677
der Form über die gestaltlose Masse sehr glücklich versinnlicht werden. Der Dichter eröfnet dieses schöne Gemählde mit einem Rückblick in die Vergangenheit, wo die vor ihm ausgebreitete paradiesische Gegend noch eine Wüste war:

[2]: Eispalast. Ma. — [8]: Mais; Ma. — [10]: Moos' Ma. — [12]: Jezt Ma. — allmählich Ma. — [13]: steiler] brauner Ma. — [16]: hoch Ma. — [22]: den Genfersee, B b. — [24]: werden. A B b K W M. (Eine Construction dieser Art scheint ohne Beispiel zu sein; denn jene Verbindung im IX. Thle. kann nicht eigentlich hierher gezogen werden: „daß sich Heinrich von Navarra mit seiner Schwester einen geheuchelten Uebergang zur katholischen Kirche abnöthigen ließen" IX, . . . Vgl. darüber Grimms Gramm. 4, 196 und R. Köhler Zu Heinr. v. Kleist S. 9. Eher würde hierher zu rechnen sein: „auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen." Ueber naive und sentimentalische Dichtung. Horen 17: 5. 12, 21. K. G.) — [25]: eröffnet B b.

Da wälzte, wo im Abendlichte dort
Geneva, deine Zinnen sich erheben,
Der Rhodan seine Wogen traurend fort
Von schauervoller Hayne Nacht umgeben.

Da hörte deine Paradieses Flur
Du stilles Thal voll blühender Gehege,
Die großen Harmonien der Wildniß nur
Orkan und Thiergeheul und Donnerschläge.

Als senkte sich sein zweifelhafter Schein
Auf eines Weltballs ausgebrannte Trümmer,
So goß der Mond auf diese Wüsteneyn
Voll trüber Nebeldämmrung seine Schimmer.

Und nun enthüllt sich ihm die herrliche Landschaft, und kennt in ihr das Local jener Dichterscenen, die ihm den Schöpf Heloise ins Gedächtniß rufen.

O Clarens! friedlich am Gestad erhöht,
Dein Nahme wird im Buch der Zeiten leben.
O Meillerie! voll rauher Majestät
Dein Ruhm wird zu den Sternen sich erheben.

Zu deinen Gipfeln, wo der Adler schwebt,
Und aus Gewölk erzürnte Ströme fallen,
Wird oft, von süßen Schauern tief durchbebt,
An der Geliebten Arm der Fremdling wallen.

Bis hieher wie geistreich, wie gefühlvoll und mahlerisch!

[redacted]

darin die Pracht seines Pinsels, aber wir werden davon geblendet, nicht erquickt; eine einfache Darstellung würde von ungleich größerer Wirkung gewesen seyn. Soviele veränderte Decorationen zerstreuen endlich das Gemüth so sehr, daß, wenn nun auch der Dichter zu dem Hauptgegenstand zurückkehrt, unser Interesse an demselben verschwunden ist. Anstatt solches aufs neue zu beleben, schwächt er es 678
noch mehr durch den ziemlich tiefen Fall beym Schluß des Gedichts, der gegen den Schwung, mit dem er anfangs aufflog, und worin er sich so lang zu erhalten wußte, gar auffallend absticht. Hr. M. hat mit diesem Gedicht schon die *dritte* Veränderung vorgenommen, und dadurch, wie wir fürchten, eine *vierte* nur desto nöthiger gemacht. Gerade die vielerley Gemüthsstimmungen, denen er darauf Einfluß gab, haben dem Geist, der es anfangs dictirte, Gewalt angethan, und durch eine zu reiche Ausstattung hat es viel von dem wahren Gehalt, der nur in der Simplicität liegt, verloren.

Wenn wir Hn. M. als einen vortreflichen Dichter landschaftlicher Scenen characterisirten, so sind wir darum weit entfernt, ihm mit dieser Sphäre zugleich seine Grenzen anzuweisen. Auch schon in dieser kleinen Sammlung erscheint sein Dichtergenie mit völlig gleichem Glück auf sehr verschiedenen Feldern. In derjenigen Gattung, welche freye Fictionen der Einbildungskraft behandelt, hat er sich mit großem Erfolg versucht, und den Geist, der in diesen Dichtungen eigentlich herrschen muß, vollkommen getroffen. Die Einbildungskraft erscheint hier in ihrer ganzen Fessellosigkeit und dabey doch in der schönsten Einstimmung mit der Idee, welche ausgedrückt werden soll. In dem Liede, welches das *Feenland* überschrieben ist, verspottet der Dichter die abentheuerliche Phantasie mit sehr vieler Laune; alles ist hier so bunt, so prangend, so überladen, so grotesk, wie der Charakter dieser wilden Dichtung es mit sich bringt; in dem Liede der *Elfen* alles so leicht, so duftig, so ätherisch, wie es in dieser kleinen Mondscheinwelt schlechterdings seyn muß. Sorgenfreye, selige Sinnlichkeit athmet durch das ganze artige Liedchen der *Faunen*, und mit vieler Treuherzigkeit schwatzen die *Gnomen* ihr (und ihrer Consorten) Zunftgeheimniß aus. S. 141.

3: So viele B b. — 9: H. M. B b. — 16: vortrefflichen B b. — 17: charakterisirten, B. — 25: Idee welche A.

Des Tagscheins Blendung drückt,
Nur Finsterniß beglückt!
Drum hausen wir so gern
Tief in des Erdballs Kern.
Dort oben wo der Aether flammt,
Ward alles, was von Adam stammt,
Zu Licht und Glut mit Recht verdammt.

Hr. M. ist nicht bloß mittelbar, durch die Art, wie er landschaftliche Scenen behandelt, er ist auch unmittelbar ein sehr glücklicher Mahler von Empfindungen. Auch läßt sich schon im voraus erwarten, daß es einem Dichter, der uns für die leblose Welt so innig zu interessiren weiß, mit der beseelten, die einen soviel reicheren Stoff darbietet, nicht fehlschlagen werde. Eben so kann man schon im voraus den Kreis von Empfindungen bestimmen, in welchem eine Muse, die dem Schönen der Natur so hingegeben ist, sich ohngefähr aufhalten muß. Nicht im Gewühle der großen Welt, nicht in künstlichen Verhältnissen — in der Einsamkeit, in seiner eigenen Brust, in den einfachen Situationen des ursprünglichen Standes sucht unser Dichter den Menschen auf. Freundschaft, Liebe, Religionsempfindungen, Rückerinnerungen an die Zeiten der Kindheit, das Glück des Landlebens u. d. gl. sind der Inhalt seiner Gesänge; lauter Gegenstände, die der landschaftlichen Natur am nächsten liegen,

[redacted]

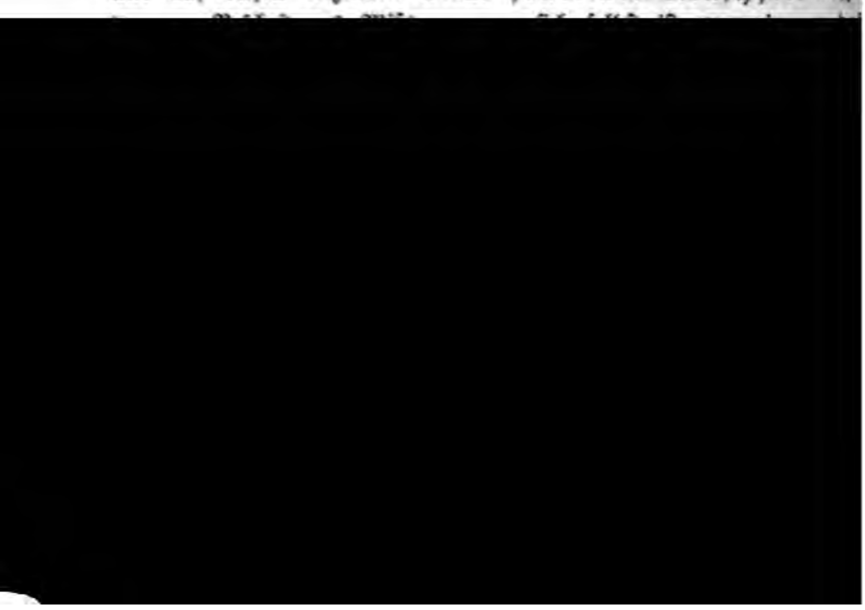
Eindrücke, die oftmahlige Wiederkehr derselben Gefühle. Die Empfindungen, welche von der Natur als ihrer Quelle abfließen, sind einförmig und beynahe dürftig; es sind die Elemente, aus denen sich erst im verwickelten Spiele der Welt feinere Nüancen und künstliche Mischungen bilden, die ein unerschöpflicher Stoff für den Seelenmahler sind. Jene wird man daher leicht müde, weil sie zu wenig beschäftigen; aber man kehrt immer gerne wieder zu ihnen zurück, und freut sich, aus jenen künstlichen Arten, die so oft nur Ausartungen sind, die ursprüngliche Menschheit wieder hergestellt zu sehen. Wenn aber diese Zurückführung zu dem Saturnischen Alter und zu der Simplicität der Natur für den cultivirten Menschen recht wohlthätig werden soll, so muß diese Simplicität als ein Werk der Freyheit, nicht der Nothwendigkeit, erscheinen, es muß diejenige Natur seyn, mit der der moralische Mensch endigt, nicht diejenige, mit der der physische beginnt. Will uns also der Dichter aus dem Gedränge der Welt in seine Einsamkeit nachziehen, so muß es nicht Bedürfniß der Abspannung, sondern der Anspannung, nicht Verlangen nach Ruhe, sondern nach Harmonie seyn, was ihm die Kunst verleidet, und die Natur liebenswürdig macht; nicht weil die moralische Welt seinem theoretischen, sondern weil sie seinem practischen Vermögen widerstreitet, muß er sich nach einem Tibur umsehen, und zu der leblosen Schöpfung flüchten.

Dazu wird nun freylich etwas mehr erfodert, als bloß die dürftige Geschicklichkeit, die Natur mit der Kunst in Contrast zu setzen, die oft das ganze Talent der Idyllendichter ist. Ein mit der höchsten Schönheit vertrautes Herz gehört dazu, jene Einfalt der Empfindungen mitten unter allen Einflüssen der raffinirtesten Cultur zu bewahren, ohne welche sie durchaus keine Würde hat. Dieses Herz aber verräth sich durch eine Fülle, die es auch in der anspruchlosesten Form 680
verbirgt, durch einen Adel, den es auch in die Spiele der Imagination und der Laune legt, durch eine Disciplin, wodurch es sich auch in seinem rühmlichsten Siege zügelt, durch eine nie entweyhte Keuschheit der Gefühle; es verräth sich durch die unwiderstehliche und wahrhaft magische Gewalt, womit es uns an sich zieht, uns

1: oftmalige B b. — 9: „aber" fehlt B b K W. — 20: praktischen B. — 23: freilich b. — 31: Disciplin B b. — 32: entweihte B. — 34: zieht; A.

festhält, und gleichsam nöthigt, uns unsrer eignen Würde zu erinner indem wir der seinigen huldigen.

Hr. M. hat seinen Anspruch auf diesen Titel auf eine Art b urkundet, die auch dem strengsten Richter Genüge thun muß. W eine Phantasie, wie sein **Elisium** (S. 34.) componiren kann, d ist als ein Eingeweyhter in den innersten Geheimnissen der poetisch Kunst und als ein Jünger der wahren Schönheit gerechtfertigt. E vertrauter Umgang mit der Natur und mit klassischen Mustern h seinen Geist genährt, seinen Geschmack gereinigt, seine sittliche Gra bewahrt; eine geläuterte heitre Menschlichkeit beseelt seine Dichtung und rein wie sie auf der spiegelnden Fläche des Wassers liege mahlen sich die schönen Naturbilder in der ruhigen Klarheit sein Geistes. Durchgängig bemerkt man in seinen Producten eine Wah eine Züchtigkeit, eine Strenge des Dichters gegen sich selbst, ein ni ermüdendes Bestreben nach einem Maximum von Schönheit. Scho vieles hat er geleistet, und wir dürfen hoffen, daß er seine Grenze noch nicht erreicht hat. Nur von ihm wird es abhängen, jetzt endlich nachdem er in bescheideneren Kreisen seine Schwingen versucht hat einen höheren Flug zu nehmen, in die anmuthigen Formen seine Einbildungskraft und in die Musik seiner Sprache einen tiefen Sin einzukleiden, zu seinen Landschaften nun auch Figuren zu erfinden und auf diesen reizenden Grund **handelnde Menschheit** aufzu



XII.

Ueber den Gartenkalender auf das Jahr 1795. 99

Schöne Künste. — Tübingen, b. Cotta: Taschenkalender auf das Jahr 1795 für Natur- und Gartenfreunde. Mit Abbildungen von Hohenheim und andern Kupfern. 290 S. gr. 12.

Seit den Hirschfeldischen Schriften über die Gartenkunst ist die Liebhaberey für schöne Kunstgärten in Deutschland immer allgemeiner geworden, aber nicht sehr zum Vortheil des guten Geschmacks, weil es an festen Principien fehlte und alles der Willkühr überlassen blieb. Den irregeleiteten Geschmack in dieser Kunst zu berichtigen, werden in diesem Kalender vortreffliche Winke gegeben, die von dem Kunstfreunde näher geprüft, und von dem Gartenliebhaber befolgt zu werden verdienen.

Es ist gar nichts ungewöhnliches, daß man mit der Ausführung einer Sache anfängt, und mit der Frage: ob sie denn auch wohl möglich sey? endigt. Dieß scheint besonders auch mit den so allgemein beliebten ästhetischen Gärten der Fall zu seyn. Diese Geburten des nördlichen Geschmacks sind von einer so zweydeutigen 100
Ab'kunft, und haben bis jetzt einen so unsichern Charakter gezeigt, daß es dem ächten Kunstfreunde zu verzeihen ist, wenn er sie kaum einer flüchtigen Aufmerksamkeit würdigte, und dem Dilettantism zum Spiele

A: Allgemeine Literatur-Zeitung. Numero 332. Sonnabends, den 11. October 1794. Sp. 99—104. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 4 (1802), S. 225 ff. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 290 ff. — W: Werke 1844. 10, 429. — M: Werke 1860. 12, 318 ff. — [1]: fehlt A. — [2—4]: Tübingen bey (bei W M) Cotta. B-M. — [5]: Hirschfeld'schen K. — [16]: ästhetischen Gärten B b (und so sind alle in A gesperrten Worte in B b nicht gesperrt.) — [17]: zweideutigen b.

dahin gab. Ungewiß, zu welcher Classe der schönen Künste sie sich eigentlich schlagen solle, schloß sich die Gartenkunst lange Zeit an die *Baukunst* an, und beugte die lebendige Vegetation unter das steife Joch mathematischer Formen, wodurch der Architect die leblose schwere Masse beherrscht. Der Baum mußte seine höhere organische Natur verbergen, damit die Kunst an seiner gemeinen Körpernatur ihre Macht beweisen konnte. Er mußte sein schönes selbstständiges Leben für ein geistloses Ebenmaaß, und seinen leichten schwebenden Wuchs für einen Anschein von Festigkeit hingeben, wie das Auge sie von steinernen Mauern verlangt. Von diesem seltsamen Irrweg kam die Gartenkunst in neuern Zeiten zwar zurück, aber nur, um sich auf dem entgegengesetzten zu verlieren. Aus der strengen Zucht des Architects flüchtete sie sich in die Freyheit des *Poeten*, vertauschte plötzlich die härteste Knechtschaft mit der regellosesten Licenz, und wollte nun von der Einbildungskraft allein das Gesetz empfangen. So willkührlich, abentheuerlich und bunt, als nur immer die sich selbst überlassene Phantasie ihre Bilder wechselt, mußte nun das Auge von einer unerwarteten Decoration zur andern hinüberspringen, und die Natur, in einem größern oder kleinern Bezirk, die ganze Mannichfaltigkeit ihrer Erscheinungen, wie auf einer Musterkarte, vorlegen. So wie sie in den französischen Gärten ihrer Freyheit beraubt, dafür aber durch eine gewisse architectonische Uebereinstimmung und Größe entschädiget wurde; so sinkt sie nun, in unsern sogenannten [redacted]

Vermuthung gerathen, daß sie hier gar nicht unterzubringen sey. Man würde aber Unrecht haben, die verunglückten Versuche in derselben gegen ihre Möglichkeit überhaupt zeugen zu lassen. Jene beiden entgegengesetzten Formen, unter denen sie bis jetzt bey uns aufgetreten ist, enthalten etwas wahres, und entsprangen beide aus einem gegründeten Bedürfniß. Was erstlich den architectonischen Geschmack betrifft, so ist nicht zu läugnen, daß die Gartenkunst unter Einer Kategorie mit der Baukunst stehet, obgleich man sehr übel gethan hat, die Verhältnisse der letztern auf sie anwenden zu wollen. Beide Künste entsprechen in ihrem ersten Ursprunge einem physischen Bedürfniß, welches zunächst ihre Formen bestimmt, bis das entwickelte Schönheitsgefühl auf Freyheit dieser Formen drang, und zugleich mit dem Verstande der Geschmack seine Foderungen machte. Aus diesem Gesichtspunkte betrachtet, sind beide Künste nicht vollkommen frey, und die Schön- 101
heit ihrer Formen wird durch den unnachlaßlichen physischen Zweck jederzeit bedingt und eingeschränkt bleiben. Beide haben gleichfalls mit einander gemein, daß sie die Natur durch Natur, nicht durch ein künstliches Medium nachahmen, oder auch gar nicht nachahmen, sondern neue Objecte erzeugen. Daher mochte es kommen, daß man sich nicht sehr streng an die Formen hielt, welche die Wirklichkeit darbietet, ja sich wenig daraus machte, wenn nur der Verstand durch Ordnung und Uebereinstimmung und das Auge durch Majestät oder Anmuth befriediget wurde, die Natur als Mittel zu behandeln, und ihrer Eigenthümlichkeit Gewalt anzuthun. Man konnte sich um so eher dazu berechtigt glauben, da offenbar in der Gartenkunst wie in der Baukunst durch eben diese Aufopferung der Naturfreyheit sehr oft der physische Zweck befördert wird. Es ist also den Urhebern des architectonischen Geschmacks in der Gartenkunst einigermaßen zu verzeihen, wenn sie sich von der Verwandschaft, die in mehrern Stücken zwischen diesen beiden Künsten herrscht, verführen ließen, ihre ganz verschiedenen Charaktere zu verwechseln, und in der Wahl zwischen Ordnung und Freyheit die erstere auf Kosten der andern zu begünstigen.

12: Freiheit B b. — 13: Forderungen K W M. — Gesichtspuncte b. — 14: frei, B b. — 15: unnachläßlichen B b K W M. (Vgl. oben zu S. 92, Z. 29.) — 19: Objecte B. — 21: därbietet B. — 26: Naturfreiheit B b. — 29: Verwandtschaft, B b. — 32: Freiheit b.

Auf der andern Seite beruht auch der poetische Gartengeschmack auf einem ganz richtigen Factum des Gefühls. Einem aufmerksamen Beobachter seiner selbst konnte es nicht entgehen, daß das Vergnügen, womit uns der Anblick landschaftlicher Scenen erfüllt, von der Vorstellung unzertrennlich ist, daß es Werke der freyen Natur, nicht des Künstlers, sind. Sobald also der Gartengeschmack *diese* Art des Genusses bezweckte, so mußte er darauf bedacht seyn, aus seinen Anlagen alle Spuren eines künstlichen Ursprungs zu entfernen. Er machte sich also die *Freyheit*, so wie sein architectonischer Vorgänger die *Regelmäßigkeit* zum obersten Gesetz; bey ihm mußte die *Natur*, bey diesem die *Menschenhand* siegen. Aber der Zweck, nach dem er strebte, war für die Mittel viel zu groß, auf welche seine Kunst ihn beschränkte; und er scheiterte, weil er aus seinen Grenzen trat, und die Gartenkunst in die Mahlerey hinüberführte. Er vergaß, daß der verjüngte Maaßstab, der der letztern zu statten kommt, auf eine Kunst nicht wohl angewendet werden konnte, welche die Natur durch sich selbst repräsentirt, und nur in sofern rühren kann, als man sie absolut mit Natur verwechselt. Kein Wunder also, wenn er über dem Ringen nach Mannichfaltigkeit ins Tändelhafte, und — weil ihm zu den Uebergängen, durch welche die Natur ihre Veränderungen vorbereitet und rechtfertigt, der Raum und die Kräfte fehlten, — ins Willkührliche verfiel. Das Ideal, nach dem [redacted]

versteigen dürfe, als uns diejenigen überreden wollen, die bey ihren Entwürfen nichts als die Mittel zur Ausführung vergessen, und daß es zwar abgeschmackt und widersinnig ist, in eine Gartenmauer die Welt einschließen zu wollen, aber sehr ausführbar und vernünftig, einen Garten, der allen Foderungen des guten Landwirths entspricht, sowohl für das Auge, als für das Herz und den Verstand zu einem charakteristischen Ganzen zu machen.

Dieß ist es, worauf der geistreiche Vf. der fragmentarischen Beyträge zur Ausbildung des deutschen Gartengeschmacks, in diesem Kalender, vorzüglich hinweis't, und unter allem, was über diesen Gegenstand je mag geschrieben worden seyn, ist uns nichts bekannt, was für einen gesunden Geschmack so befriedigend wäre. Zwar sind seine Ideen nur als Bruchstücke hingeworfen, aber diese Nachlässigkeit in der Form erstreckt sich nicht auf den Inhalt, der durchgängig von einem feinen Verstande und einem zarten Kunstgefühle zeugt. Nachdem er die beiden Hauptwege, welche die Gartenkunst bisher eingeschlagen, und die verschiedenen Zwecke, welche bey Gartenanlagen verfolgt werden können, namhaft gemacht und gehörig gewürdiget hat, bemüht er sich, diese Kunst in ihre wahren Grenzen und auf einen vernünftigen Zweck zurückzuführen, den er mit Recht „in eine Erhöhung desjenigen Lebensgenusses setzt, den der Umgang „mit der schönen landschaftlichen Natur uns verschaffen kann.“ Er unterscheidet sehr richtig die Gartenlandschaft (den eigentlichen englischen Park), worin die Natur in ihrer ganzen Größe und Freyheit erscheinen, und alle Kunst scheinbar verschlungen haben muß, von dem Garten, wo die Kunst, als solche, sichtbar werden darf. Ohne der erstern ihren ästhetischen Vorzug streitig zu machen, begnügt er sich, die Schwierigkeiten zu zeigen, die mit ihrer Ausführung verknüpft, und nur durch außerordentliche Kräfte zu besiegen sind. Den eigentlichen Garten theilt er in den großen, den kleinen und mittlern,

5: Forderungen K W M. — 7: Vf. (Schiller an Dannecker, Jena, 5. Oct. 1794: „Rapps Aufsätze im Gartenkalender haben mir viel Vergnügen gemacht; in einem öffentlichen Blatte wird Er meine Meinung darüber finden.“ A. v. Keller, Beiträge zur Schillerlitteratur. 1859. S. 53. Heinrich v. Rapp, Hofrath und Bankdirector, starb 9. März 1832 in Stuttgart. K. G.) — 10: unter allem was B b. — 14: Nachläßigkeit B. — 16: beyden B. — 19: Gränzen B. — 24–25: Freiheit b. — 30: kleinern B W M.

und zeichnet kürzlich die Grenzen, innerhalb deren sich bey einer jeden dieser drey Arten die Erfindung halten muß. Er eifert nachdrücklich gegen die Anglomanie so vieler deutschen Gartenbesitzer, gegen die Brücken ohne Wasser, gegen die Einsiedeleyen an der Landstraße u. s. f. und zeigt, zu welchen Armseligkeiten Nachahmungssucht und mißverstandene Grundsätze von Varietät und Zwangsfreyheit führen. Aber indem er die Grenzen der Gartenkunst verengt, lehrt er sie innerhalb derselben desto wirksamer seyn, und durch Aufopferung des Unnöthigen und Zweckwidrigen nach einem bestimmten und interessanten Charakter streben. So hält er es keineswegs für unmöglich, symbolische und gleichsam pathetische Gärten anzulegen, die eben so gut, als musicalische oder poetische Compositionen, fähig seyn müßten, einen be'stimmten Empfindungszustand auszudrücken und zu er- 101 zeugen.

Außer diesen ästhetischen Bemerkungen ist von demselben V. in diesem Kalender eine Beschreibung der großen Gartenanlage zu Hohenheim angefangen, davon uns derselbe im nächsten Jahre die Fortsetzung verspricht. Jedem, der diese mit Recht berühmte Anlage entweder selbst gesehen, oder auch nur von Hörensagen kennt, muß es angenehm seyn, dieselbe in Gesellschaft eines so feinen Kunstkenners zu durchwandern. Es wird ihn wahrscheinlich nicht weniger, als den Recensenten, überraschen, in einer Composition, die man so sehr [redacted]

position. Ländliche Simplicität und versunkene städtische Herrlichkeit, die zwey äußersten Zustände der Gesellschaft, grenzen auf eine rührende Art aneinander, und das ernste Gefühl der Vergänglichkeit verliert sich wunderbar schön in dem Gefühl des siegenden Lebens. Diese glückliche Mischung gießt durch die ganze Landschaft einen tiefen elegischen Ton aus, der den empfindenden Betrachter zwischen Ruhe und Bewegung, Nachdenken und Genuß schwankend erhält, und noch lange nachhallet, wenn schon alles verschwunden ist.

Der Vf. nimmt an, daß nur derjenige über den ganzen Werth dieser Anlage richten könne, der sie im vollen Sommer gesehen; wir möchten noch hinzusetzen, daß nur derjenige ihre Schönheit vollständig fühlen könne, der sich auf einem bestimmten Wege ihr nähert. Um den ganzen Genuß davon zu haben, muß man durch das neu erbaute fürstliche Schloß zu ihr geführt worden seyn. Der Weg von Stuttgardt nach Hohenheim ist gewissermaßen eine versinnlichte Geschichte der Gartenkunst, die dem aufmerksamen Betrachter interessante Bemerkungen darbietet. In den Fruchtfeldern, Weinbergen und wirthschaftlichen Gärten, an denen sich die Landstraße hinzieht, zeigt sich demselben der erste physische Anfang der Gartenkunst, entblößt von aller ästhetischen Verzierung. Nun aber empfängt ihn die französische Gartenkunst mit stolzer Gravität, unter den langen und schroffen Pappelwänden, welche die freye Landschaft mit Hohenheim in Verbindung setzen, und durch ihre kunstmäßige Gestalt schon Erwartung erregen. Dieser feyerliche Eindruck steigt bis zu einer fast peinlichen Spannung, wenn man die Gemächer des herzoglichen Schlosses durchwandert, das an Pracht und ' Eleganz wenig seines Gleichen hat, 104
und auf eine gewiß seltne Art Geschmack mit Verschwendung vereinigt. Durch den Glanz, der hier von allen Seiten das Auge drückt, und durch die kunstreiche Architectur der Zimmer und des Ameublement wird das Bedürfniß nach — Simplicität bis zu dem höchsten Grade getrieben, und der ländlichen Natur, die den Reisenden auf einmal in dem sogenannten englischen Dorfe empfängt, der feyerlichste Triumph bereitet. Indeß machen die Denkmäler versunkener Pracht, an deren traurende Wände der Pflanzer seine friedliche Hütte lehnt,

[27]: seltne B. — [29]: Ameublements K W M. — [33]: Triumpf B b.

eine ganz eigene Wirkung auf das Herz, und mit geheimer Freude sehen wir uns in diesen zerfallenden Ruinen an der Kunst gerächt, die in dem Prachtgebäude nebenan ihre Gewalt über uns bis zum Mißbrauch getrieben hatte. Aber die Natur, die wir in dieser englischen Anlage finden, ist diejenige nicht mehr, von der wir ausgegangen waren. Es ist eine mit Geist beseelte und durch Kunst exaltirte Natur, die nun nicht bloß den einfachen, sondern selbst den durch Cultur verwöhnten Menschen befriedigt, und indem sie den erstern zum Denken reizt, den letztern zur Empfindung zurückführt.

Was man auch gegen eine solche Interpretation der Hohenheimer Anlagen vielleicht einwenden mag, so gebührt dem Stifter dieser Anlagen immer Dank genug, daß er nichts gethan hat, um sie Lügen zu strafen; und man müßte sehr ungenügsam seyn, wenn man in ästhetischen Dingen nicht eben so geneigt wäre, die That für den Willen, als in moralischen, den Willen für die That anzunehmen. Wenn das Gemälde dieser Hohenheimer Anlage einmal vollendet seyn wird, so dürfte es den unterrichteten Leser nicht wenig interessiren, in demselben zugleich ein symbolisches Charaktergemälde ihres so merkwürdigen Urhebers zu erblicken, der nicht in seinen Gärten alle Wasserwerke von der Natur zu erzwingen wußte, wo sich kaum eine Quelle fand.

Das Urtheil des Vf. über den Garten zu Schwetzingen, und über das Seifersdorfer Thal bey Dresden, wird jeder Leser von Geschmack, der diese Anlagen in Augenschein genommen, unterschreiben, und sich mit demselben nicht enthalten können, eine Empfindsamkeit, welche

...garbt, zum Erfinder haben. Sie sind durchgängig ...lichen Geschmack, und zeugen sehr günstig von dem ...lent dieses Künstlers. Mehrere andere Aufsätze, ökono... , machen diesen Kalender für den Gartenbau nicht ...ch als für die Gartenkunst, und mit Vergnügen wird ...er Fortsetzung derselben entgegen sehen.

XIII.

Die Horen

eine Monatsschrift,

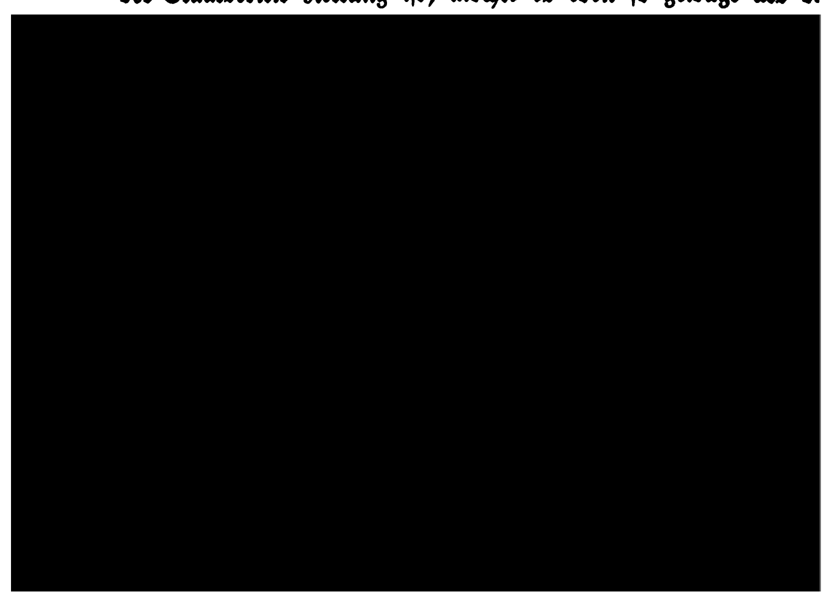
von einer Gesellschaft verfaßt

und herausgegeben

von

Schiller.

Zu einer Zeit, wo das nahe Geräusch des Kriegs das land ängstiget, wo der Kampf politischer Meynungen und In diesen Krieg beynahe in jedem Zirkel erneuert, und nur Musen und Grazien daraus verscheucht, wo weder in den Ges noch in den Schriften des Tages vor diesem allverfolgenden der Staatscritik Rettung ist, möchte es eben so gewagt als ve



[redacted]

...cht, desto dringender wird das Bedürfniß, durch ein allgemeines ...nd höheres Interesse an dem, was rein menschlich und über ...llen Einfluß der Zeiten erhaben ist, sie wieder in Freyheit zu setzen, ...nd die politisch getheilte Welt unter der Fahne der Wahrheit und Schönheit wieder zu vereinigen.

Dieß ist der Gesichtspunkt, aus welchem die Verfasser dieser Zeitschrift dieselbe betrachtet wissen möchten. Einer heitern und leidenschaftfreyen Unterhaltung soll sie gewidmet seyn, und dem Geist und Herzen des Lesers, den der Anblick der Zeitbegebenheiten bald entrüstet, bald niederschlägt, eine fröhliche Zerstreuung gewähren. Mitten in diesem politischen Tumult soll sie für Musen und Charitinnen einen engen vertraulichen Zirkel schließen, aus welchem alles verbannt seyn wird, was mit einem unreinen Parthеygeist gestempelt ist. Aber indem sie sich alle Beziehungen auf den jetzigen Weltlauf und auf die nächsten Erwartungen der Menschheit verbietet, wird sie über die vergangene Welt die Geschichte, und über die kommende die ...losophie befragen, wird sie zu dem Ideale veredelter Menschheit, ... durch die Vernunft aufgegeben, in der Erfahrung aber so ... aus den Augen gerückt wird, einzelne Züge sammeln, und an ... stillen Bau besserer Begriffe, reinerer Grundsätze und edlerer ..., von dem zuletzt alle wahre Verbesse'rung des gesellschaftlichen v ...ndes abhängt, nach Vermögen geschäftig seyn. Sowohl spielend ... ernsthaft wird man im Fortgange dieser Schrift dieses einzige ... verfolgen, und so verschieden auch die Wege seyn mögen, die man ... einschlagen wird, so werden doch alle, näher oder entfernter, ... gerichtet seyn, wahre Humanität zu befördern. Man wird streben, ... Schönheit zur Vermittlerinn der Wahrheit zu machen, und durch ... Wahrheit der Schönheit ein daurendes Fundament und eine ...re Würde zu geben. So weit es thunlich ist, wird man die Re... der Wissenschaft von ihrer scholastischen Form zu befreyen und ... reizenden, wenigstens einfachen, Hülle dem Gemeinsinn

... „der Zeiten" fehlt E. — Freiheit D E H. — 6: Dies D. — 8: freien ... — 9–10: entrüstet bald C. — 12: Cirkel D E H. — Alles E H. — 13: Parthei... D, Parteigeiste E H. — 14: Alle D. — 20: beßrer C. — 21: zulezt E. — ...nige C. — 27: Vermittlerin B D E H. — 28: dauerndes D E H. — 30: be... D E H.

verständlich zu machen suchen. Zugleich aber wird man auf dem Schauplatze der Erfahrung nach neuen Erwerbungen für die Wissenschaft ausgehen, und da nach Gesetzen forschen, wo bloß der Zufall zu spielen und die Willkühr zu herrschen scheint. Auf diese Art glaubt man zu Aufhebung der Scheidewand beyzutragen, welche die *schöne* Welt von der *gelehrten* zum Nachtheile beyder trennt, gründliche Kenntnisse in das gesellschaftliche Leben, und Geschmack in die Wissenschaft einzuführen.

Man wird sich, soweit kein edlerer Zweck darunter leidet, Mannichfaltigkeit und Neuheit zum Ziele setzen, aber dem frivolen Geschmacke, der das Neue bloß um ' der Neuheit willen sucht, keineswegs nachgeben. Uebrigens wird man sich jede Freyheit erlauben, die mit guten und schönen Sitten verträglich ist.

Wohlanständigkeit und Ordnung, Gerechtigkeit und Friede werden also der Geist und die Regel dieser Zeitschrift seyn; die drey schwesterlichen Horen *Eunomia*, *Dice* und *Irene* werden sie regieren. In diesen Göttergestalten verehrte der Grieche die welterhaltende Ordnung, aus der alles Gute fließt, und die in dem gleichförmigen Rhythmus des Sonnenlaufs ihr treffendstes Sinnbild findet. Die Fabel macht sie zu Töchtern der *Themis* und des *Zeus*, des Gesetzes und der Macht; des nehmlichen Gesetzes, das in der Körperwelt über den Wechsel der Jahrszeiten waltet, und die Harmonie in

öffnen und schliessen den Olymp, und schirren die Sonnenpferde an, das belebende Licht durch die Schöpfung zu versenden. Man sieht sie im Gefolge der Huldgöttinnen und in dem Dienst der Königin des Himmels, weil Anmuth und Ordnung, Wohlanständigkeit und Würde unzertrennlich sind.

Daß die gegenwärtige Zeitschrift des ehrenvollen Nahmens, den sie an ihrer Stirne führt, sich würdig zeigen werde, dafür glaubt der Herausgeber sich mit Zuversicht verbürgen zu können. Was ihm in seiner eignen Person nicht geziemen würde, zu versichern, das erlaubt er sich als Sprecher der achtungswürdigen Gesellschaft, die zu Herausgabe dieser Schrift sich vereinigt hat. Mit patriotischem Vergnügen sieht er einen Entwurf in Erfüllung gehen, der ihn und seine Freunde schon seit Jahren beschäftigte, aber nicht eher als jetzt gegen die vielen Hindernisse, die seiner Ausführung im Wege standen, hat behauptet werden können. Endlich ist es ihm gelungen, mehrere der verdienstvollesten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werke zu verbinden, an welchem es der Nation trotz aller Versuche, die von Einzelnen bisher angestellt wurden, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem Werk, das in festgesetzten Zeiten zu erscheinen bestimmt VIII ist, Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden.

Folgende Schriftsteller werden an dieser Monatschrift Antheil nehmen:

Herr Hauptmann von Archenholz in Hamburg.
Seine Erzbischöffl. Gnaden Herr Coadjutor von Mainz Freyherr von Dalberg in Erfurt.
Hr. Professor Engel aus Berlin.
— D. Erhardt in Nürnberg.
— Professor Fichte in Jena.

1: schließen C D E H. — 6: Namens D E H. — 13: jezt E. — 16: verdienstvollsten D E H. — 20: mochte, H. — 21: bei D E H. — Werke D E. — 22: Vortrefflichkeit D E H. — 24 ff.: fehlen E. — 24: Monathschrift C. — 26: Hr. C. — 27: Erzbischöffliche C, Erzbischöfl. D, erzbischöfl. H. — Hr. C. — Freiherr D H. — 28: Erfurth C. — 30: Dr. Erhardt D H.

Hr. von Funk in Dresden.
— Professor Garve in Breslau.
— Kriegsrath Genz in Berlin.
— Canonicus Gleim in Halberstadt.
— Geheimer Rath von Göthe in Weimar.
— D. Gros in Göttingen.
— Vice-Consistorial-Präsident Herder in Weimar.
— Hirt in Rom.
— Professor Hufeland in Jena.
— Legations-Rath von Humbold aus Berlin.
— Oberbergmeister von Humbold in Bayreuth.
— Geheimer Rath Jacobi in Düsseldorf.
— Hofrath Matthison in der Schweiz.
— Professor Meyer in Weimar.
Hr. Hofrath Pfeffel in Colmar.
— Hofrath Schiller in Jena.
— Schlegel in Amsterdam.
— Hofrath Schütz in Jena.
— Hofrath Schulz in Mietau.
— Professor Woltmann in Jena.

Da sich übrigens die hier erwähnte Societät keineswegs als geschlossen betrachtet, so wird jedem deutschen Schriftsteller, der sich

wird für ein anständiges Aeussere sorgen. Wer Exemplare
idischem Postpapier verlangt, beliebe bey Zeiten die Bestel-
nachen. Der Preiß des ganzen Jahrganges ist ein Carolin
ne oder sechs Reichsthaler, acht Groschen, sächsisch;
Stücke können nicht unter sechszehn Groschen erlassen
Die Herren Mitarbeiter wenden sich unmittelbar an den
dacteur der Monatsschrift; die Herren Subscribenten an die
lungen oder an die löblichen Postämter, unter denen die
mter Stuttgardt und Cantstatt die Hauptversendung
Wer zehen Exemplare zugleich bestellt, erhält das eilfte
m ersucht die Herren Subscribenten, sich zu nennen, weil
hlossen ist, am Ende des Jahrs ein Verzeichnis derselben
l.

J. G. Cottaische Buchhandlung
in Tübingen.

nen D H. — Jahrganges H. — [4]: Jena den C. — den 10 Dec. B. —
D H. — [6–22]: fehlt D E H. — [6–7]: regelmäßig C. — [9]: holländischem
— [12]: sechszehn C. — [13–14]: den Hrn. C. — [16]: Canstatt C. —
— [19]: Verzeichniß B C. — [22]: Johann Georg Cottaische C. — (Schiller
d. Dec. 1794 an Dr J. G. Cotta: „Das Avertissement nehme ich heute
se daß es in heut über 8 Tagen abgedruckt seyn soll ... Den Preiß des
will ich auf 6 Thlr. 8 gr. Sächs. ansetzen, wie Sie wünschen. Ich werde
auch in Ihrem Rahmen eine besondre Anzeige beyfügen, worinn alles
eußre des Buchs betrifft berührt werden soll." K. G.)

XIV.

Die Horen,

eine Monatsschrift, von einer Gesellschaft verfaßt, und herausgegeben von Schiller.

(Auszug aus der ausführlichen in Nr. 140. des Intellig. Blatts der Jenaischen Allgem. Lit. Zeit. abgedruckten Ankündigung.)

Je mehr die allgemeine Aufmerksamkeit durch die lebhafteste Theilnahme an den politischen Begebenheiten des Tages, und den Kampf entgegengesetzter Meynungen und Partheyen, jetzt auf die Gegenwart gerichtet ist; desto dringender wird das Bedürfniß, die dadurch eingeengten Gemüther durch ein allgemeineres und höheres Interesse an allem, was rein menschlich, und über den Einfluß der Zeiten erhaben ist, wiederum in Freyheit zu setzen, und dem, durch den Anblick der Zeitbegebenheiten ermüdeten Leser eine fröhliche Zerstreuung zu verschaffen. Diesem Endzweck widmet man die gegen-



[redacted]

endlich gelungen, mehrere der verdienstvollsten Schriftsteller Deutschlands zu einem fortlaufenden Werk zu verbinden, an welchem es der Nation, troz aller, von Einzelnen bisher angestellten Versuche, noch immer gemangelt hat, und nothwendig mangeln mußte, weil gerade eine solche Anzahl und eine solche Auswahl von Theilnehmern nöthig seyn möchte, um bey einem periodischen Werke Vortreflichkeit im Einzelnen mit Abwechslung im Ganzen zu verbinden. Die jezigen Mitarbeiter sind Hr. v. Archenholz, v. Dalberg, Engel, Erhardt, Fichte, v. Funk, Garve, Genz, Gleim, v. Göthe, Gros, Herder, Hirt, Hufeland, W. v. Humboldt, A. v. Humboldt, Jacobi, Matthison, Meyer, Pfeffel, Schiller, Schlegel, Schüz, Friedr. Schulz, Woltmann, Vogel in Nürnberg.

Jena, den 10. December 1794.

Schiller.

XV.

Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen

in einer Reyhe von Briefen. *

> Si c'est la raison, qui fait l'homme,
> c'est le sentiment, qui le conduit.
>
> ROUSSEAU.

Erster Brief.

Sie wollen mir also vergönnen, Ihnen die Resultate meiner Untersuchungen *über das Schöne und die Kunst* in einer Reyhe von Briefen vorzulegen. Lebhaft empfinde ich das Gewicht, aber auch den Reiz und die Würde dieser Unternehmung. Ich werde von einem Gegenstande sprechen, der mit dem beßten Theil unsrer Glückseligkeit in einer unmittelbaren, und mit dem moralischen Adel der menschlichen Natur in keiner sehr entfernten Verbindung steht. Ich werde

[redacted]

Macht empfindet und ausübt, und bey einer Untersuchung, wo man 8 eben so oft genöthigt ist, sich auf Gefühle als auf Grundsätze zu berufen, den schwersten Theil meines Geschäfts auf sich nehmen wird.

Was ich mir als eine Gunst von Ihnen erbitten wollte, machen Sie großmüthiger Weise mir zur Pflicht, und lassen mir da den Schein eines Verdienstes, wo ich bloß meiner Neigung nachgebe. Die Freyheit des Ganges, welche Sie mir vorschreiben, ist kein Zwang, vielmehr ein Bedürfniß für mich. Wenig geübt im Gebrauche schulgerechter Formen werde ich kaum in Gefahr seyn, mich durch Misbrauch derselben an dem guten Geschmack zu versündigen. Meine Ideen, mehr aus dem einförmigen Umgange mit mir selbst als aus einer reichen Welterfahrung geschöpft oder durch Lektüre erworben, werden ihren Ursprung nicht verläugnen, werden sich eher jedes andern Fehlers als der Sektiererey schuldig machen, und eher aus eigner Schwäche fallen, als durch Autorität und fremde Stärke sich aufrecht erhalten.

Zwar will ich Ihnen nicht verbergen, daß es größtentheils Kantische Grundsätze sind, auf denen die nachfolgenden Behauptungen ruhen werden; aber meinem Unvermögen, nicht jenen Grundsätzen schreiben Sie es zu, wenn Sie im Lauf dieser Untersuchungen an irgend eine besondre philosophische Schule erinnert werden sollten. Nein, die Freyheit Ihres Geistes soll mir unverletzlich seyn. Ihre eigne Empfindung wird mir die Thatsachen hergeben, auf die ich baue, Ihre eigene freye Denkkraft wird die Gesetze diktieren, nach welchen verfahren werden soll.

Ueber diejenigen Ideen, welche in dem praktischen Theil des 9 Kantischen Systems die herrschenden sind, sind nur die Philosophen entzweyt, aber die Menschen, ich getraue mir es zu beweisen, von jeher einig gewesen. Man befreye sie von ihrer technischen Form, und sie werden als die verjährten Aussprüche der gemeinen Vernunft, und als Thatsachen des moralischen Instinktes erscheinen, den die weise Natur dem Menschen zum Vormund setzte, bis die helle Einsicht ihn mündig macht. Aber eben diese technische Form, welche die Wahrheit dem Verstande versichtbart, verbirgt sie wieder dem Gefühl; denn

9—10: Mißbrauch B. — 14: Sektirerey B. — 22: ihres A a a B b K. — 24: diktiren, B b (und so stets). — 30: Ansprüche K. — 34: Gefühl, a.

leider muß der Verstand das Objekt des innern Sinns erst zerstören, wenn er es sich zu eigen machen will. Wie der Scheidekünstler so findet auch der Philosoph nur durch Auflösung die Verbindung, und nur durch die Marter der Kunst das Werk der freywilligen Natur. Um die flüchtige Erscheinung zu haschen, muß er sie in die Fesseln der Regel schlagen, ihren schönen Körper in Begriffe zerfleischen, und in einem dürftigen Wortgerippe ihren lebendigen Geist aufbewahren. Ist es ein Wunder, wenn sich das natürliche Gefühl in einem solchen Abbild nicht wieder findet, und die Wahrheit in dem Berichte des Analysten als ein Paradoxon erscheint?

Lassen Sie daher auch mir einige Nachsicht zu Statten kommen, wenn die nachfolgenden Untersuchungen ihren Gegenstand, indem sie ihn dem Verstande zu nähern suchen, den Sinnen entrücken sollten. Was dort von moralischen Erfahrungen gilt, muß in einem noch höhern Grade von der Erscheinung der Schönheit gelten. Die ganze Magie derselben beruht auf ihrem Geheimniß, und mit dem nothwendigen Bund ihrer Elemente ist auch ihr Wesen aufgehoben.

Zweyter Brief. 10

Aber sollte ich von der Freiheit, die mir von Ihnen verstattet wird, nicht vielleicht einen bessern Gebrauch machen können, als Ihre Aufmerksamkeit auf dem Schauplatz der schönen Kunst zu beschäftigen? Ist es nicht wenigstens ausser der Zeit, sich nach einem Gesetzbuch

[redacted]

seyn, in der Wahl seines Wirkens dem Bedürfniß und dem Geschmack des Jahrhunderts eine Stimme einzuräumen?

Diese Stimme scheint aber keineswegs zum Vortheil der Kunst auszufallen; derjenigen wenigstens nicht, auf welche allein meine Untersuchungen gerichtet seyn werden. Der Lauf der Begebenheiten hat dem Genius der Zeit eine Richtung gegeben, die ihn je mehr und mehr von der Kunst des Ideals zu entfernen droht. Diese muß die Wirklichkeit verlassen, und sich mit anständi'ger Kühnheit über das 11
Bedürfniß erheben; denn die Kunst ist eine Tochter der Freiheit, und von der Nothwendigkeit der Geister, nicht von der Nothdurft der Materie will sie ihre Vorschrift empfangen. Jetzt aber herrscht das Bedürfniß, und beugt die gesunkene Menschheit unter sein tyrannisches Joch. Der Nutzen ist das grosse Idol der Zeit, dem alle Kräfte frohnen und alle Talente huldigen sollen. Auf dieser groben Waage hat das geistige Verdienst der Kunst kein Gewicht, und, aller Aufmunterung beraubt, verschwindet sie von dem lermenden Markt des Jahrhunderts. Selbst der philosophische Untersuchungsgeist entreißt der Einbildungskraft eine Provinz nach der andern, und die Grenzen der Kunst verengen sich, jemehr die Wissenschaft ihre Schranken erweitert.

Erwartungsvoll sind die Blicke des Philosophen wie des Weltmanns auf den politischen Schauplatz geheftet, wo jetzt, wie man glaubt, das grosse Schicksal der Menschheit verhandelt wird. Verräth es nicht eine tadelnswerthe Gleichgültigkeit gegen das Wohl der Gesellschaft, dieses allgemeine Gespräch nicht zu theilen? So nahe dieser grosse Rechtshandel, seines Inhalts und seiner Folgen wegen, jeden der sich Mensch nennt, angeht, so sehr muß er, seiner Verhandlungsart wegen, jeden Selbstdenker ins besondere interessieren. Eine Frage, welche sonst nur durch das blinde Recht des Stärkern beantwortet wurde, ist nun, wie es scheint, vor dem Richterstuhle reiner Vernunft anhängig gemacht, und wer nur immer fähig ist, sich in das Centrum des Ganzen zu versetzen, und sein Individuum zur Gattung zu steigern, darf sich als einen Beysitzer jenes Vernunftgerichts betrachten, so wie er als Mensch und Weltbürger zugleich 'Parthey ist, und näher 12
oder entfernter in den Erfolg sich verwickelt sieht. Es ist also nicht

9: Freyheit, a a B b. — 13: große B b (und so stets). — 25: jeden, B. — 27: insbesondere B. — interessiren. B b.

bloß seine eigene Sache, die in diesem grossen Rechtshandel zur Entscheidung kommt, es soll auch nach Gesetzen gesprochen werden, die er als vernünftiger Geist selbst zu diktieren fähig und berechtiget ist.

Wie anziehend müßte es für mich seyn, einen solchen Gegenstand mit einem eben so geistreichen Denker als liberalen Weltbürger in Untersuchung zu nehmen, und einem Herzen, das mit schönem Enthusiasmus dem Wohl der Menschheit sich weyht, die Entscheidung heimzustellen! Wie angenehm überraschend, bey einer noch so grossen Verschiedenheit des Standorts und bey dem weiten Abstand, den die Verhältnisse in der wirklichen Welt nöthig machen, Ihrem vorurtheilfreyen Geist auf dem Felde der Ideen in dem nemlichen Resultat zu begegnen! Daß ich dieser reizenden Versuchung widerstehe, und die Schönheit der Freyheit voran gehen lasse, glaube ich nicht bloß mit meiner Neigung entschuldigen, sondern durch Grundsätze rechtfertigen zu können. Ich hoffe, Sie zu überzeugen, daß diese Materie weit weniger dem Bedürfniß als dem Geschmack des Zeitalters fremd ist, ja daß man, um jenes politische Problem in der Erfahrung zu lösen, durch das ästhetische den Weg nehmen muß, weil es die Schönheit ist, durch welche man zu der Freyheit wandert. Aber dieser Beweis kann nicht geführt werden, ohne daß ich Ihnen die Grundsätze in Erinnerung bringe, durch welche sich die Vernunft überhaupt bey einer politischen Gesetzgebung leitet.



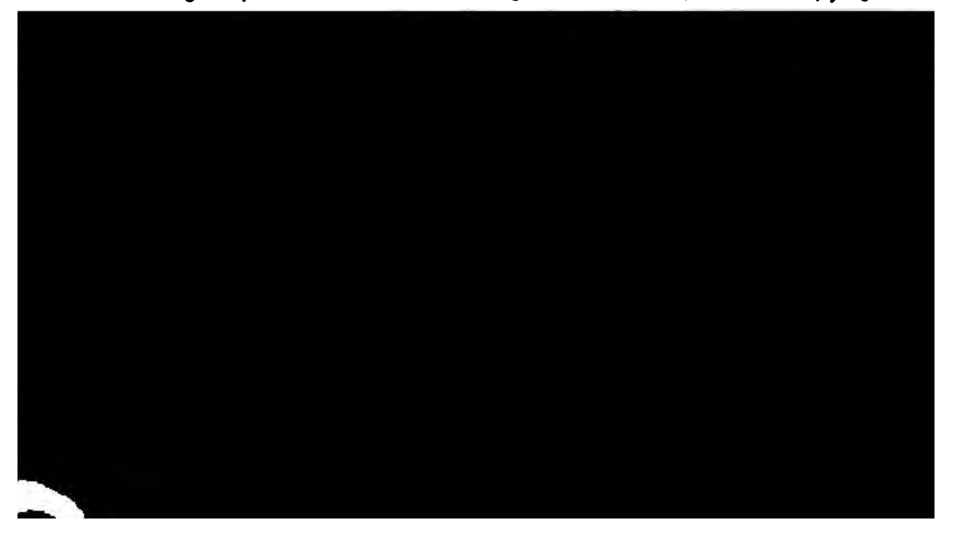
Er kommt zu sich aus seinem sinnlichen Schlummer, erkennt sich als Mensch, blickt um sich her, und findet sich — in dem Staate. Der Zwang der Bedürfnisse warf ihn hinein, ehe er in seiner Freyheit diesen Stand wählen konnte; die Noth richtete denselben nach blossen Naturgesetzen ein, ehe **er** es nach Vernunftgesetzen konnte. Aber mit diesem Nothstaat, der nur aus seiner Naturbestimmung hervorgegangen, und auch nur auf diese berechnet war, konnte und kann er als moralische Person nicht zufrieden seyn — und schlimm für ihn, wenn er es könnte! Er verläßt also, mit demselben Rechte, womit er Mensch ist, die Herrschaft einer blinden Nothwendigkeit, wie er in so vielen andern Stücken durch seine Freyheit von ihr scheidet, wie er, um nur Ein Beyspiel zu geben, den gemeinen Charakter, den das Bedürfniß der Geschlechtsliebe ausdrückte, durch Sittlichkeit auslöscht und durch Schönheit veredelt. So hohlt er, auf eine künstliche Weise, in seiner Volljährigkeit seine Kindheit nach, bildet sich 14 einen **Naturstand** in der Idee, der ihm zwar durch keine Erfahrung gegeben, aber durch seine Vernunftbestimmung nothwendig gesetzt ist, leyht sich in diesem idealischen Stand einen Endzweck, den er in seinem wirklichen Naturstand nicht kannte, und eine Wahl, deren er damals nicht fähig war, und verfährt nun nicht anders, als ob er von vorn anfienge, und den Stand der Unabhängigkeit aus heller Einsicht und freiem Entschluß mit dem Stand der Verträge vertauschte. Wie kunstreich und fest auch die blinde Willkühr ihr Werk gegründet haben, wie anmaßend sie es auch behaupten, und mit welchem Scheine von Ehrwürdigkeit es umgeben mag — er darf es, bey dieser Operation, als völlig ungeschehen betrachten, denn das Werk blinder Kräfte besitzt keine Autorität, vor welcher die Freyheit sich zu beugen brauchte, und alles muß sich dem höchsten Endzwecke fügen, den die Vernunft in seiner Persönlichkeit aufstellt. Auf diese Art entsteht und rechtfertigt sich der Versuch eines mündig gewordenen Volks, seinen Naturstaat in einen sittlichen umzuformen.

Dieser Naturstaat (wie jeder politische Körper heissen kann, der seine Einrichtung ursprünglich von Kräften, nicht von Gesetzen ab-

10: wie] die B. — 12: Beispiel B. — 13: ausdrückte, A a (als Druckfehler angezeigt). — 14: holt B b. — 18: leiht B (und so stets: leihen, verleihen u. s. w.) — 21: anfinge, B b. — 22: freyem a a B b.

leitet) widerspricht nun zwar dem moralischen Menschen, dem die blosse Gesetzmäßigkeit zum Gesetz dienen soll, aber er ist doch gerade hinreichend für den physischen Menschen, der sich nur darum Gesetze giebt, um sich mit Kräften abzufinden. Nun ist aber der physische Mensch *wirklich*, und der sittliche nur *problematisch*. Hebt also die Vernunft den Naturstaat auf, wie sie nothwendig muß, wenn sie den ihrigen an die Stelle setzen will, so wagt sie den physischen und wirkli'chen Menschen an den problematischen sittlichen, so wagt sie die Existenz der Gesellschaft an ein bloß mögliches (wenn gleich moralisch nothwendiges) Ideal von Gesellschaft. Sie nimmt dem Menschen etwas, das er wirklich besitzt, und ohne welches er nichts besitzt, und weißt ihn dafür an etwas an, das er besitzen könnte und sollte; und hätte sie zuviel auf ihn gerechnet, so würde sie ihm für eine Menschheit, die ihm noch mangelt, und unbeschadet seiner Existenz mangeln kann, auch selbst die Mittel zur Thierheit entrissen haben, die doch die Bedingung seiner Menschheit ist. Ehe er Zeit gehabt hätte, sich mit seinem Willen an dem Gesetz fest zu halten, hätte sie unter seinen Füssen die Leiter der Natur weggezogen.

Das große Bedenken also ist, daß die physische Gesellschaft *in der Zeit* keinen Augenblick aufhören darf, indem die moralische *in der Idee* sich bildet, daß um der Würde des Menschen willen seine Existenz nicht in Gefahr gerathen darf. Wenn der Künstler an einem Uhrwerk zu bessern hat, so läßt er die Räder ablaufen; aber das lebendige Uhrwerk des Staats muß gebessert werden, indem es schlägt,



gerechnet werden könnte. Es käme also darauf an, von dem physischen Charakter die Willkühr und von dem moralischen die Freyheit abzusondern — es käme darauf an, den erstern mit Gesetzen übereinstimmend, den letztern von Eindrücken abhängig zu machen — es käme darauf an, jenen von der Materie etwas weiter zu entfernen, diesen ihr um etwas näher zu bringen — um einen dritten Charakter zu erzeugen, der, mit jenen beyden verwandt, von der Herrschaft bloßer Kräfte zu der Herrschaft der Gesetze einen Uebergang bahnte, und ohne den moralischen Charakter an seiner Entwicklung zu verhindern, vielmehr zu einem sinnlichen Pfand der unsichtbaren Sittlichkeit diente.

Vierter Brief. 17

Soviel ist gewiß: nur das Uebergewicht eines solchen Charakters bey einem Volk kann eine Staatsverwandlung nach moralischen Principien unschädlich machen, und auch nur ein solcher Charakter kann ihre Dauer verbürgen. Bey Aufstellung eines moralischen Staats wird auf das Sittengesetz als auf eine wirkende Kraft gerechnet, und der freye Wille wird in das Reich der Ursachen gezogen, wo alles mit strenger Nothwendigkeit und Stetigkeit aneinander hängt. Wir wissen aber, daß die Bestimmungen des menschlichen Willens immer zufällig bleiben, und daß nur bey dem absoluten Wesen die physische Nothwendigkeit mit der moralischen zusammenfällt. Wenn also auf das sittliche Betragen des Menschen wie auf natürliche Erfolge gerechnet werden soll, so muß es Natur seyn, und er muß schon durch seine Triebe zu einem solchen Verfahren geführt werden, als nur immer ein sittlicher Charakter zur Folge haben kann. Der Wille des Menschen steht aber vollkommen frey zwischen Pflicht und Neigung, und in dieses Majestätsrecht seiner Person kann und darf keine physische Nöthigung greifen. Soll er also dieses Vermögen der Wahl beybehalten, und nichts destoweniger ein zuverlässiges Glied in der Kausalverknüpfung der Kräfte seyn, so kann dieß nur dadurch bewerkstelligt werden, daß die Wirkungen jener beyden Triebfedern im Reich der Erscheinungen vollkommen gleich ausfallen, und, bey aller Verschiedenheit in der Form, die Materie seines Wollens dieselbe bleibt;

13–14: Prinzipien a.

daß also seine Triebe mit seiner Vernunft übereinstim'mend genug 18
sind, um zu einer universellen Gesetzgebung zu taugen.

Jeder individuelle Mensch, kann man sagen, trägt, der Anlage und Bestimmung nach, einen reinen idealischen Menschen in sich, mit dessen unveränderlicher Einheit in allen seinen Abwechselungen übereinzustimmen, die große Aufgabe seines Daseyns ist.* Dieser reine Mensch, der sich mehr oder weniger deutlich in jedem Subjekt zu erkennen giebt, wird repräsentirt durch den *Staat*; die objektive und gleichsam kanonische Form, in der sich die Mannichfaltigkeit der Subjekte zu vereinigen trachtet. Nun lassen sich aber zwey verschiedene Arten denken, wie der Mensch in der Zeit mit dem Menschen in der Idee zusammentreffen, mithin eben so viele, wie der Staat in den Individuen sich behaupten kann: entweder dadurch, daß der reine Mensch den empirischen unterdrückt, daß der Staat die Individuen aufhebt; oder dadurch daß das Individuum Staat *wird*, daß der Mensch in der Zeit zum Menschen in der Idee sich *veredelt*.

Zwar in der einseitigen moralischen Schätzung fällt dieser Unterschied hinweg; denn die Vernunft ist befriedigt, wenn ihr Gesetz nur ohne Bedingung gilt: aber in der vollständigen anthropologischen Schätzung, wo mit der Form auch der Innhalt zählt, und die lebendige ' Empfindung zugleich eine Stimme hat, wird derselbe desto mehr 19
in Betrachtung kommen. Einheit fodert zwar die Vernunft, die Natur aber Mannichfaltigkeit, und von beyden Legislationen wird der Mensch in Anspruch genommen. Das Gesetz der erstern ist ihm [redacted]

Der Staat soll nicht blos den objektiven und generischen, er soll auch den subjektiven und specifischen Charakter in den Individuen ehren, und indem er das unsichtbare Reich der Sitten ausbreitet, das Reich der Erscheinung nicht entvölkern.

Wenn der mechanische Künstler seine Hand an die gestaltlose Masse legt, um ihr die Form seiner Zwecke zu geben, so trägt er kein Bedenken, ihr Gewalt anzuthun; denn die Natur, die er bearbeitet, verdient für sich selbst keine Achtung, und es liegt ihm nicht an dem Ganzen um der Theile willen, sondern an den Theilen um des Ganzen willen. Wenn der schöne Künstler seine Hand an die nehmliche Masse legt, so trägt er eben so wenig Bedenken, ihr Gewalt anzuthun, nur vermeidet er, sie zu zeigen. Den Stoff, den er bearbeitet, respektiert er nicht im geringsten mehr, als der mechanische Künstler, aber das Auge, welches die Freyheit dieses Stoffes in Schutz nimmt, wird er durch eine scheinbare Nachgiebigkeit gegen denselben zu täuschen suchen. Ganz anders verhält es sich mit dem päda- 20
gogischen und politischen Künstler, der den Menschen zugleich zu seinem Material und zu seiner Aufgabe macht. Hier kehrt der Zweck in den Stoff zurück, und nur weil das Ganze den Theilen dient, dürfen sich die Theile dem Ganzen fügen. Mit einer ganz andern Achtung, als diejenige ist, die der schöne Künstler gegen seine Materie vorgiebt, muß der Staatskünstler sich der seinigen nahen, und nicht bloß subjektiv, und für einen täuschenden Effekt in den Sinnen, sondern objektiv und für das innre Wesen muß er ihrer Eigenthümlichkeit und Persönlichkeit schonen.

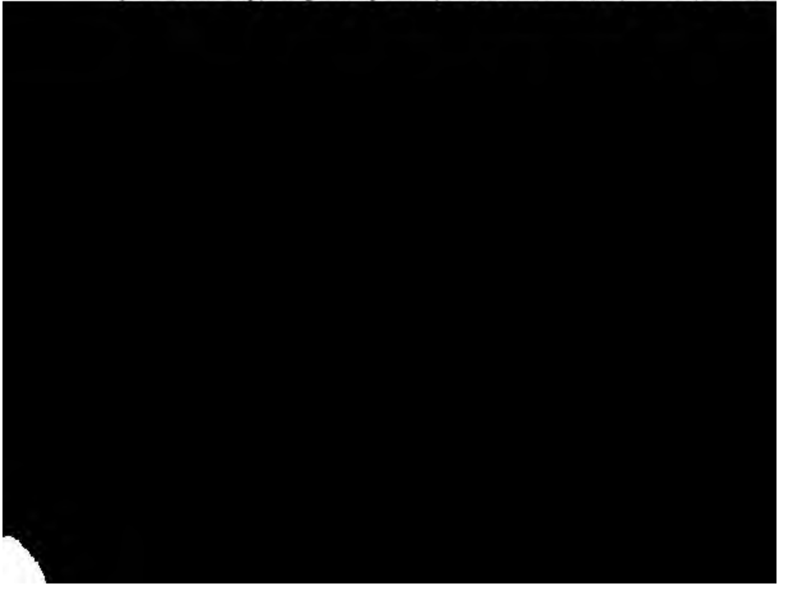
Aber eben deßwegen, weil der Staat eine Organisation seyn soll, die nur durch sich selbst und für sich selbst bildet, so kann er auch nur insoferne wirklich werden, als sich die Theile zur Idee des Ganzen hinauf gestimmt haben. Weil der Staat der reinen und objektiven Menschheit in der Brust seiner Bürger zum Repräsentanten dient, so wird er gegen seine Bürger dasselbe Verhältniß zu beobachten haben, in welchem sie zu sich selber stehen, und ihre subjektive Menschheit auch nur in dem Grade ehren können, als sie zur objektiven veredelt ist. Ist der innere Mensch mit sich einig, so wird er auch bey der höchsten

13: respektirt B b. — 21: vorgibt, B b. — 22: nahen und A a B b. — 24: innere B. — 26: deswegen, B b. — 27–28: in so ferne B b.

Universalisierung seines Betragens seine Eigenthümlichk und der Staat wird bloß der Ausleger seines schönen Ins deutlichere Formel seiner innern Gesetzgebung seyn. Setzt sic in dem Charakter eines Volks der subjektive Mensch dem noch so kontradiktorisch entgegen, daß nur die Unterdrü erstern dem letztern den Sieg verschaffen kann, so wir Staat gegen den Bürger den strengen Ernst des Gesetzes und, um nicht ' ihr Opfer zu seyn, eine so feindselige Ind ohne Achtung darnieder treten müssen.

Der Mensch kann sich aber auf eine doppelte Weis gesetzt seyn: entweder als Wilder, wenn seine Gefühle Grundsätze herrschen; oder als Barbar, wenn seine Grund Gefühle zerstören. Der Wilde verachtet die Kunst, und e Natur als seinen unumschränkten Gebieter; der Barbar vers entehrt die Natur, aber verächtlicher als der Wilde fährt genug fort, der Sklave seines Sklaven zu seyn. Der gebild macht die Natur zu seinem Freund, und ehrt ihre Freyheit, bloß ihre Willkühr zügelt.

Wenn also die Vernunft in die physische Gesellschaft i lische Einheit bringt, so darf sie die Mannichfaltigkeit der N verletzen. Wenn die Natur in dem moralischen Bau der (ihre Mannichfaltigkeit zu behaupten strebt, so darf der n



führ ist entlarvt, und, obgleich noch mit Macht bewaffnet, erschleicht sie doch keine Würde mehr; der Mensch ist aus seiner langen Indolenz und Selbsttäuschung aufgewacht, und mit nachdrücklicher Stimmen-Mehrheit fodert er die Wiederherstellung in seine unverlierbaren Rechte. Aber er fodert sie nicht bloß, jenseits und diesseits steht er auf, sich gewaltsam zu nehmen, was ihm nach seiner Meinung mit Unrecht verweigert wird. Das Gebäude des Naturstaates wankt, seine mürben Fundamente weichen, und eine physische Möglichkeit scheint gegeben, das Gesetz auf den Thron zu stellen, den Menschen endlich als Selbstzweck zu ehren, und wahre Freyheit zur Grundlage der politischen Verbindung zu machen. Vergebliche Hofnung! Die moralische Möglichkeit fehlt, und der freygebige Augenblick findet ein unempfängliches Geschlecht.

In seinen Thaten mahlt sich der Mensch, und welche Gestalt ist es, die sich in dem Drama der jetzigen Zeit abbildet! Hier Verwilderung, dort Erschlaffung: die zwey Aeussersten des menschlichen Verfalls, und beyde in Einem Zeitraum vereinigt!

In den niedern und zahlreichern Klassen stellen sich uns rohe 23
gesetzlose Triebe dar, die sich nach aufgelößtem Band der bürgerlichen Ordnung entfeßeln, und mit unlenksamer Wuth zu ihrer thierischen Befriedigung eilen. Es mag also seyn, daß die objektive Menschheit Ursache gehabt hätte, sich über den Staat zu beklagen; die subjektive muß seine Anstalten ehren. Darf man ihn tadeln, daß er die Würde der menschlichen Natur aus den Augen setzte, solange es noch galt, ihre Existenz zu vertheidigen? Daß er eilte, durch die Schwerkraft zu scheiden, und durch die Kohäsionskraft zu binden, wo an die bildende noch nicht zu denken war? Seine Auflösung enthält seine Rechtfertigung. Die losgebundene Gesellschaft, anstatt aufwärts in das organische Leben zu eilen, fällt in das Elementarreich zurück.

Auf der andern Seite geben uns die civilisierten Klassen den noch widrigern Anblick der Schlaffheit und einer Depravation des

3–4: Stimmenmehrheit B b. — 4: fordert K W M (und so stets: fordern). — 5: disseits a. — 11: Hoffnung! B b (und so stets). — 17: vereinigt. B b. — 19: aufgelöstem B b (und so stets: löst, gelöst u. s. w.). — 20: entfesseln, B b (und so stets: Fessel, fesseln). — 24: so lange B b. — 28: anstatt, B. — 30: civilisirten B b.

Charakters, die desto mehr empört, weil die Kultur selbst ihre Quelle ist. Ich erinnere mich nicht mehr, welcher alte oder neue Philosoph die Bemerkung machte, daß das edlere in seiner Zerstörung das abscheulichere sey, aber man wird sie auch im moralischen wahr finden. Aus dem NaturSohne wird, wenn er ausschweift, ein Rasender; aus dem Zögling der Kunst ein Nichtswürdiger. Die Aufklärung des Verstandes, deren sich die verfeinerten Stände nicht ganz mit Unrecht rühmen, zeigt im Ganzen so wenig einen veredelnden Einfluß auf die Gesinnungen, daß sie vielmehr die Verderbniß durch Maximen befestigt. Wir verläugnen die Natur auf ihrem rechtmäßigen Felde, um auf dem moralischen ihre Tyranney zu erfahren, und indem wir ih'ren Eindrücken widerstreben, nehmen wir unsre Grundsätze von ihr 24 an. Die affektirte Decenz unsrer Sitten verweigert ihr die verzeyhliche *erste* Stimme, um ihr, in unsrer materialistischen Sittenlehre, die entscheidende *letzte* einzuräumen. Mitten im Schooße der raffiniertesten Geselligkeit hat der Egoism sein System gegründet, und ohne ein geselliges Herz mit heraus zu bringen, erfahren wir alle Ansteckungen und alle Drangsale der Gesellschaft. Unser freyes Urtheil unterwerfen wir ihrer despotischen Meinung, unser Gefühl ihren bizarren Gebräuchen, unsern Willen ihren Verführungen, nur unsre Willkühr behaupten wir gegen ihre heiligen Rechte. Stolze Selbstgenügsamkeit zieht das Herz des Weltmanns zusammen, das in dem rohen Naturmenschen noch oft sympathetisch schlägt, und wie aus einer brennenden Stadt sucht jeder nur sein elendes Eigenthum aus [redacted]

zwischen Unnatur und blosser Natur, zwischen Superstition und moralischem Unglauben schwanken, und es ist bloß das Gleichgewicht des Schlimmen, was ihm zuweilen noch Grenzen setzt.

Sechster Brief. 25

Sollte ich mit dieser Schilderung dem Zeitalter wohl zuviel gethan haben? Ich erwarte diesen Einwurf nicht, eher einen andern: daß ich zuviel dadurch bewiesen habe. Dieses Gemählde, werden Sie mir sagen, gleicht zwar der gegenwärtigen Menschheit, aber es gleicht überhaupt allen Völkern, die in der Kultur begriffen sind, weil alle ohne Unterschied durch Vernünfteley von der Natur abfallen müssen, ehe sie durch Vernunft zu ihr zurükkehren können.

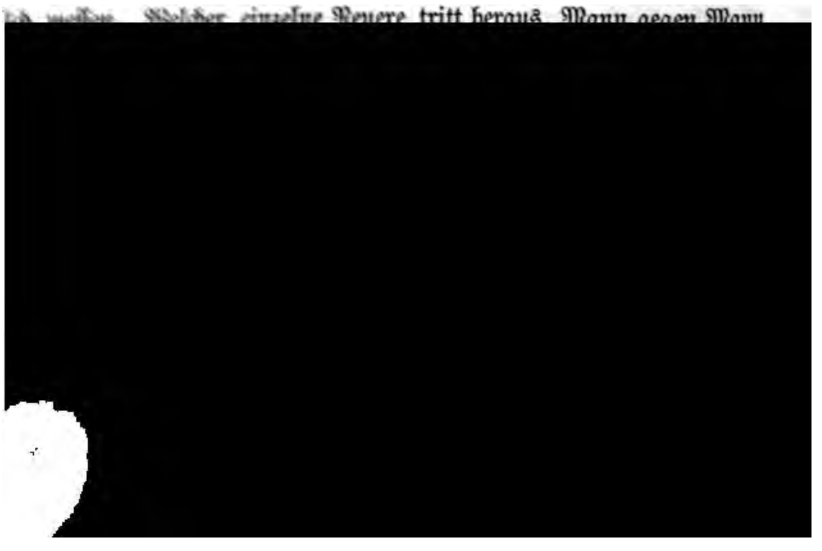
Aber bey einiger Aufmerksamkeit auf den Zeitcharakter muß uns der Kontrast in Verwunderung setzen, der zwischen der heutigen Form der Menschheit, und zwischen der ehemaligen, besonders der griechischen, angetroffen wird. Der Ruhm der Ausbildung und Verfeinerung, den wir mit Recht gegen jede andere blosse Natur geltend machen, kann uns gegen die griechische Natur nicht zu statten kommen, die sich mit allen Reizen der Kunst und mit aller Würde der Weisheit vermählte, ohne doch, wie die unsrige, das Opfer derselben zu seyn. Die Griechen beschämen uns nicht bloß durch eine Simplicität, die unserm Zeitalter fremd ist; sie sind zugleich unsre Nebenbuhler, ja oft unsre Muster in den nehmlichen Vorzügen, mit denen wir uns über die Naturwidrigkeit unsrer Sitten zu trösten pflegen. Zugleich voll Form und voll Fülle, zugleich philosophierend und bildend, zugleich zart und energisch sehen wir sie die Jugend der Phantasie mit der Männlichkeit der Vernunft in einer herrlichen Menschheit vereinigen.

Damals bey jenem schönen Erwachen der Geisteskräfte hatten 26
die Sinne und der Geist noch kein strenge geschiedenes Eigenthum; denn noch hatte kein Zwiespalt sie gereizt, mit einander feindselig abzutheilen, und ihre Markung zu bestimmen. Die Poesie hatte noch

11: zurückkehren b. — 13: Verwundrung B. — 14: ehemaligen; A a a. — 16: andre B b. — 24: philosophirend B b.

nicht mit dem Witze gebuhlt, und die Spekulation sich noch nicht durch Spitzfindigkeit geschändet. Beyde konnten im Nothfall ihre Verrichtungen tauschen, weil jedes, nur auf seine eigene Weise, die Wahrheit ehrte. So hoch die Vernunft auch stieg, so zog sie doch immer die Materie liebend nach, und so fein und scharf sie auch trennte, so verstümmelte sie doch nie. Sie zerlegte zwar die menschliche Natur und warf sie in ihrem herrlichen Götterkreis vergrössert auseinander, aber nicht dadurch, daß sie sie in Stücken riß, sondern dadurch, daß sie sie verschiedentlich mischte, denn die ganze Menschheit fehlte in keinem einzelnen Gott. Wie ganz anders bey uns Neuern! Auch bey uns ist das Bild der Gattung in den Individuen vergrössert auseinander geworfen — aber in Bruchstücken, nicht in veränderten Mischungen, daß man von Individuum zu Individuum herumfragen muß, um die Totalität der Gattung zusammen zu lesen. Bey uns, möchte man fast versucht werden zu behaupten, äusern sich die Gemüthskräfte auch in der Erfahrung so getrennt, wie der Psychologe sie in der Vorstellung scheidet, und wir sehen nicht bloß einzelne Subjekte sondern ganze Klassen von Menschen nur einen Theil ihrer Anlagen entfalten, während daß die übrigen, wie bey verkrüppelten Gewächsen, kaum mit matter Spur angedeutet sind.

Ich verkenne nicht die Vorzüge, welche das gegenwärtige Geschlecht, als Einheit betrachtet, und auf der 'Waage des Verstandes, vor dem 27
besten in der Vorwelt behaupten mag; aber in geschlossenen Gliedern muß es den Wettkampf beginnen, und das Ganze mit dem Ganzen ... Welcher einzelne Neuere tritt heraus, Mann gegen Mann



und das bestimmtere Denken eine schärfere Scheidung der Wissenschaften, auf der andern das verwickeltere Uhrwerk der Staaten eine strengere Absonderung der Stände und Geschäfte nothwendig machte, so zerriß auch der innere Bund der menschlichen Natur, und ein verderblicher Streit entzweyte ihre harmonischen Kräfte. Der intuitive und der spekulative Verstand vertheilten sich jetzt feindlich gesinnt auf ihren verschiedenen Feldern, deren Grenzen sie jetzt anfiengen, mit Mistrauen und Eifersucht zu bewachen, und mit der Sphäre, auf die man seine Wirksamkeit einschränkt, hat man sich auch in sich selbst einen Herrn gegeben, der nicht selten mit Unterdrückung der übrigen Anlagen zu endigen pflegt. Indem hier die luxurierende Einbildungskraft die mühsamen Pflanzungen des Verstandes verwüstet, verzehrt dort ' der 28 Abstraktionsgeist das Feuer, an dem das Herz sich hätte wärmen, und die Phantasie sich entzünden sollen.

Diese Zerrüttung, welche Kunst und Gelehrsamkeit in dem innern Menschen anfiengen, machte der neue Geist der Regierung vollkommen und allgemein. Es war freilich nicht zu erwarten, daß die einfache Organisation der ersten Republiken die Einfalt der ersten Sitten und Verhältnisse überlebte, aber anstatt zu einem höhern animalischen Leben zu steigen, sank sie zu einer gemeinen und groben Mechanik herab. Jene Polypennatur der griechischen Staaten, wo jedes Individuum eines unabhängigen Lebens genoß, und wenn es Noth that, zum Ganzen werden konnte, machte jetzt einem kunstreichen Uhrwerke Platz, wo aus der Zusammenstückelung unendlich vieler, aber lebloser, Theile ein mechanisches Leben im Ganzen sich bildet. Auseinandergerissen wurden jetzt der Staat und die Kirche, die Gesetze und die Sitten; der Genuß wurde von der Arbeit, das Mittel vom Zweck, die Anstrengung von der Belohnung geschieden. Ewig nur an ein einzelnes kleines Bruchstück des Ganzen gefesselt, bildet sich der Mensch selbst nur als Bruchstück aus, ewig nur das eintönige Geräusch des Rades, das er umtreibt, im Ohre, entwickelt er nie die Harmonie seines Wesens, und anstatt die Menschheit in seiner Natur auszuprägen, wird er bloß zu einem Abdruck seines Geschäfts, seiner Wissenschaft. Aber selbst der karge fragmentarische Antheil, der die

7: anfingen, B. — 11: luxurirende B. — 16: anfingen, B b. — 31: das er] das es B b K W. — entwik-|kelt B, entwi-|ckelt b (und so bei c immer abgetheilt).

einzelnen Glieder noch an das Ganze knüpft, hängt nicht von Formen ab, die sie sich selbstthätig geben, (denn wie dürfte man ihrer Freyheit ein so künstliches und lichtscheues Uhrwerk vertrauen?) son- 29
dern wird ihnen mit skrupulöser Strenge durch ein Formular vorgeschrieben, in welchem man ihre freye Einsicht gebunden hält. Der todte Buchstabe vertritt den lebendigen Verstand, und ein geübtes Gedächtniß leitet sicherer, als Genie und Empfindung.

Wenn das gemeine Wesen das Amt zum Maaßstab des Mannes macht, wenn es an dem Einen seiner Bürger nur die Memorie, an einem Andern den tabellarischen Verstand, an einem Dritten nur die mechanische Fertigkeit ehrt, wenn es hier, gleichgültig gegen den Charakter, nur auf Kenntnisse dringt, dort hingegen einem Geiste der Ordnung und einem gesetzlichen Verhalten die größte Verfinsterung des Verstandes zu gut hält — wenn es zugleich diese einzelnen Fertigkeiten zu einer eben so großen Intensität will getrieben wissen, als es dem Subjekt an Extensität erläßt — darf es uns da wundern, daß die übrigen Anlagen des Gemüths vernachläßigt werden, um der einzigen, welche ehrt und lohnt, alle Pflege zuzuwenden? Zwar wissen wir, daß das kraftvolle Genie die Grenzen seines Geschäfts nicht zu Grenzen seiner Thätigkeit macht, aber das mittelmäßige Talent verzehrt in dem Geschäfte, das ihm zum Antheil fiel, die ganze karge Summe seiner Kraft, und es muß schon kein gemeiner Kopf seyn, um, unbeschadet seines Berufs, für Liebhabereyen übrig zu behalten. Noch dazu ist es selten eine gute Empfehlung bey dem Staat, wenn [redacted]



nirgends findet. Genöthigt, sich die Mannichfaltigkeit seiner Bürger durch Klaßifizierung zu erleichtern, und die Menschheit nie anders als durch Repräsentation aus der zweyten Hand zu empfangen, verliert der regierende Theil sie zuletzt ganz und gar aus den Augen, indem er sie mit einem bloßen Machwerk des Verstandes vermengt; und der regierte kann nicht anders als mit Kaltsinn die Gesetze empfangen, die an ihn selbst so wenig gerichtet sind. Endlich überdrüßig, ein Band zu unterhalten, das ihr von dem Staate so wenig erleichtert wird, fällt die positive Gesellschaft (wie schon längst das Schicksal der meisten europäischen Staaten ist) in einen moralischen Naturstand auseinander, wo die öffentliche Macht nur eine Parthey mehr ist, gehaßt und hintergangen von dem, der sie nöthig macht, und nur von dem, der sie entbehren kann, geachtet.

Konnte die Menschheit bey dieser doppelten Gewalt, die von innen und aussen auf sie drückte, wohl eine andere Richtung nehmen, als sie wirklich nahm? Indem der spekulative Geist im Ideenreich nach unverlierbaren Besitzungen strebte, mußte er ein Fremdling in der Sinnenwelt werden, und über der Form die Materie verlieren. Der Geschäftsgeist, in einen einförmigen Kreis von Objekten eingeschlossen und in diesem noch mehr durch ' Formeln eingeengt, mußte 31 das freye Ganze sich aus den Augen gerückt sehen, und zugleich mit seiner Sphäre verarmen. So wie ersterer versucht wird, das Wirkliche nach dem Denkbaren zu modeln, und die subjektiven Bedingungen seiner Vorstellungskraft zu konstitutiven Gesetzen für das Daseyn der Dinge zu erheben, so stürzte letzterer in das entgegen stehende Extrem, alle Erfahrung überhaupt nach einem besondern Fragment von Erfahrung zu schätzen, und die Regeln seines Geschäfts jedem Geschäft ohne Unterschied anpassen zu wollen. Der eine mußte einer leeren Subtilität, der andre einer pedantischen Beschränktheit zum Raube werden, weil jener für das Einzelne zu hoch, dieser zu tief für das Ganze stand. Aber das Nachtheilige dieser Geistesrichtung schränkte sich nicht bloß auf das Wissen und Hervorbringen ein; es erstreckte sich nicht weniger auf das Empfinden und Handeln. Wir wissen, daß die Sensibilität des Gemüths ihrem Grade nach von der Leb-

2: Klassifizirung B, Klassifizierung b. — 6: Regierte B. — 7–8: überdrüssig, B b. — 10: Schiksal a. — 20: in diesen M. — 25: entgegenstehende B b.

haftigkeit, ihrem Umfange nach von dem Reichthum der Einbildungskraft abhängt. Nun muß aber das Uebergewicht des analytischen Vermögens die Phantasie nothwendig ihrer Kraft und ihres Feuers berauben, und eine eingeschränktere Sphäre von Objekten ihren Reichthum vermindern. Der abstrakte Denker hat daher gar oft ein *kaltes* Herz, weil er die Eindrücke zergliedert, die doch nur als ein Ganzes die Seele rühren; der Geschäftsmann hat gar oft ein *enges* Herz, weil seine Einbildungskraft, in den einförmigen Kreis seines Berufs eingeschlossen, sich zu fremder Vorstellungsart nicht erweitern kann.

Es lag auf meinem Wege, die nachtheilige Richtung des ZeitCharakters und ihre Quellen aufzudecken, nicht ' die Vortheile zu 22 zeigen, wodurch die Natur sie vergütet. Gerne will ich Ihnen eingestehen, daß so wenig es auch den Individuen bey dieser Zerstückelung ihres Wesens wohl werden kann, doch die Gattung auf keine andere Art hätte Fortschritte machen können. Die Erscheinung der griechischen Menschheit war unstreitig ein Maximum, das auf dieser Stuffe weder verharren noch höher steigen konnte. Nicht verharren; weil der Verstand durch den Vorrath, den er schon hatte, unausbleiblich genöthigt werden mußte, sich von der Empfindung und Anschauung abzusondern, und nach Deutlichkeit der Erkenntniß zu streben: auch nicht höher steigen; weil nur ein bestimmter Grad von Klarheit mit einer bestimmten Fülle und Wärme zusammen bestehen kann.

[redacted]

auf der äussern Erscheinung ruht, in die Tiefen der Objekte zu bringen. Indem der reine Verstand eine Autorität in der Sinnenwelt usurpirt, und der empirische beschäftigt ist, ihn den Bedingungen 33 der Erfahrung zu unterwerfen, bilden beyde Anlagen sich zu möglichster Reife aus, und erschöpfen den ganzen Umfang ihrer Sphäre. Indem hier die Einbildungskraft durch ihre Willkühr die Weltordnung aufzulösen wagt, nöthiget sie dort die Vernunft zu den obersten Quellen der Erkenntniß zu steigen, und das Gesetz der Nothwendigkeit gegen sie zu Hülfe zu rufen.

Einseitigkeit in Uebung der Kräfte führt zwar das Individuum unausbleiblich zum Irrthum, aber die Gattung zur Wahrheit. Dadurch allein, daß wir die ganze Energie unsers Geistes in Einem Brennpunkt versammeln, und unser ganzes Wesen in eine einzige Kraft zusammenziehen, setzen wir dieser einzelnen Kraft gleichsam Flügel an, und führen sie künstlicherweise weit über die Schranken hinaus, welche die Natur ihr gesetzt zu haben scheint. So gewiß es ist, daß alle menschliche Individuen zusammen genommen, mit der Sehkraft, welche die Natur ihnen ertheilt, nie dahin gekommen seyn würden, einen Trabanten des Jupiter auszuspähn, den der Teleskop dem Astronomen entdeckt; eben so ausgemacht ist es, daß die menschliche Denkkraft niemals eine Analysis des Unendlichen oder eine Critik der reinen Vernunft würde aufgestellt haben, wenn nicht in einzelnen dazu berufnen Subjekten die Vernunft sich vereinzelt, von allem Stoff gleichsam losgewunden, und durch die angestrengteste Abstraktion ihren Blick ins Unbedingte bewaffnet hätte. Aber wird wohl ein solcher, in reinen Verstand und reine Anschauung gleichsam aufgelöster Geist dazu tüchtig seyn, die strengen Feßeln der Logik mit dem freyen Gange der Dichtungskraft zu vertauschen, und die Individualität der Dinge mit treuem und keuschem Sinn zu ergreifen? Hier setzt die Natur auch dem Universalgenie eine Grenze, die es 34 nicht überschreiten kann, und die Wahrheit wird solange Märtyrer machen, als die Philosophie noch ihr vornehmstes Geschäft daraus machen muß, Anstalten gegen den Irrthum zu treffen.

Wieviel also auch für das Ganze der Welt durch diese getrennte Ausbildung der menschlichen Kräfte gewonnen werden mag, so ist

3: empyrische B. — 17: menschlichen W M.

nicht zu läugnen, daß die Individuen, welche sie trift, unter dem Fluch dieses Weltzweckes leiden. Durch gymnastische Uebungen bilden sich zwar athletische Körper aus, aber nur durch das freye und gleichförmige Spiel der Glieder die Schönheit. Eben so kann die Anspannung einzelner Geisteskräfte zwar außerordentliche, aber nur die gleichförmige Temperatur derselben glückliche und vollkommene Menschen erzeugen. Und in welchem Verhältniß stünden wir also zu dem vergangenen und kommenden Weltalter, wenn die Ausbildung der menschlichen Natur ein solches Opfer nothwendig machte? Wir wären die Knechte der Menschheit gewesen, wir hätten einige Jahrtausende lang die Sklavenarbeit für sie getrieben, und unsrer verstümmelten Natur die beschämenden Spuren dieser Dienstbarkeit eingedrückt — damit das spätere Geschlecht in einem seligen Müßiggange seiner moralischen Gesundheit warten, und den freyen Wuchs seiner Menschheit entwickeln könnte!

Kann aber wohl der Mensch dazu bestimmt seyn, über irgend einem Zwecke sich selbst zu versäumen? Sollte uns die Natur durch ihre Zwecke eine Vollkommenheit rauben können, welche uns die Vernunft durch die ihrigen vorschreibt? Es muß also falsch seyn, daß die Ausbildung der einzelnen Kräfte das Opfer ihrer Totalität nothwendig macht; oder wenn auch das Gesetz der Natur noch so sehr dahin strebte, so muß es bey uns stehen, diese Totalität in unsrer Natur, welche die Kunst zerstört hat, durch eine höhere Kunst wieder herzustellen.

[redacted]

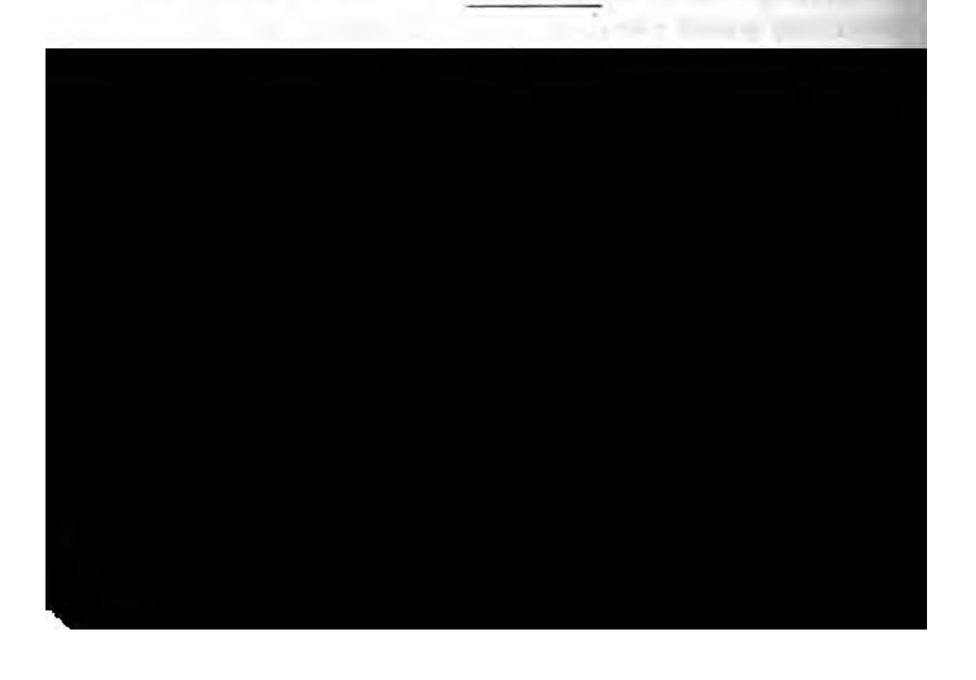
Zeitalter, weit entfernt uns diejenige Form der Menschheit aufzuweisen, welche als nothwendige Bedingung einer moralischen Staatsverbesserung erkannt worden ist, zeigt uns vielmehr das direkte Gegentheil davon. Sind also die von mir aufgestellten Grundsätze richtig, und bestätigt die Erfahrung mein Gemählde der Gegenwart, so muß man jeden Versuch einer solchen Staatsveränderung solange für unzeitig und jede darauf gegründete Hofnung solange für schimärisch erklären, biß die Trennung in dem innern Menschen wieder aufgehoben, und seine Natur vollständig genug entwickelt ist, um selbst die Künstlerinn zu seyn, und der politischen Schöpfung der Vernunft ihre Realität zu verbürgen.

Die Natur zeichnet uns in ihrer physischen Schöpfung den Weg vor, den man in der moralischen zu wandeln hat. Nicht eher, als bis der Kampf elementarischer Kräfte in den niedrigern Organisationen besänftiget ist, erhebt sie sich zu der edeln Bildung des physischen Menschen. Eben so muß der Elementenstreit in dem ethi'schen Menschen, [37] der Konflikt blinder Triebe, fürs erste beruhigt seyn, und die grobe Entgegensetzung muß in ihm aufgehört haben, ehe man es wagen darf, die Mannichfaltigkeit zu begünstigen. Auf der andern Seite muß die Selbstständigkeit seines Charakters gesichert seyn, und die Unterwürfigkeit unter fremde despotische Formen einer anständigen Freyheit Platz gemacht haben, ehe man die Mannichfaltigkeit in ihm der Einheit des Ideals unterwerfen darf. Wo der Naturmensch seine Willkühr noch so gesetzlos mißbraucht, da darf man ihm seine Freyheit kaum zeigen; wo der künstliche Mensch seine Freyheit noch so wenig gebraucht, da darf man ihm seine Willkühr nicht nehmen. Das Geschenk liberaler Grundsätze wird Verrätherey an dem Ganzen, wenn es sich zu einer noch gährenden Kraft gesellt, und einer schon übermächtigen Natur Verstärkung zusendet; das Gesetz der Uebereinstimmung wird Tyranney gegen das Individuum, wenn es sich mit einer schon herrschenden Schwäche und physischen Beschränkung verknüpft, und so den letzten glimmenden Funken von Selbstthätigkeit und Eigenthümlichkeit auslöscht.

Der Charakter der Zeit muß sich also von seiner tiefen Ent-

8: bis B b. — 10: Künstlerin B. — 15: edlen a. — 16: Elementenstreit] Elementarstreit B b. — 33: Eigenthum B b K.

würdigung erst aufrichten, dort der blinden Gewalt der Natur sich entziehen, und hier zu ihrer Einfalt, Wahrheit und Fülle zurückkehren; eine Aufgabe für mehr als Ein Jahrhundert. Unterdessen, gebe ich gerne zu, kann mancher Versuch im Einzelnen gelingen, aber am Ganzen wird dadurch nichts gebessert seyn, und der Widerspruch des Betragens wird stets gegen die Einheit der Maximen beweisen. Man wird in andern Welttheilen in dem Neger die Menschheit ehren, und in Europa sie in dem Denker schänden. Die alten Grundsätze werden bleiben, aber sie werden das Kleid des Jahrhunderts tragen, und zu einer Unterdrückung, welche sonst die Kirche autorisirte, wird die Philosophie ihren Nahmen leyhen. Von der Freyheit erschreckt, die in ihren ersten Versuchen sich immer als Feindinn ankündigt, wird man dort einer bequemen Knechtschaft sich in die Arme werfen, und hier von einer pedantischen Curatel zur Verzweiflung gebracht, in die wilde Ungebundenheit des Naturstands entspringen. Die Usurpation wird sich auf die Schwachheit der menschlichen Natur, die Insurrection auf die Würde derselben berufen, bis endlich die grosse Beherrscherinn aller menschlichen Dinge, die blinde Stärke, dazwischen tritt, und den vorgeblichen Streit der Principien wie einen gemeinen Faustkampf entscheidet.



selbsthandelnd auf den finstern Schauplatz herunter steigen. Aber aus der Mitte der Streiter wählt sie sich den würdigsten aus, bekleidet ihn wie Zeus seinen Enkel mit göttlichen Waffen, und bewirkt durch seine siegende Kraft die grosse Entscheidung.

Die Vernunft hat geleistet, was sie leisten kann, wenn sie das Gesetz findet und aufstellt; vollstrecken muß es der muthige Wille, und das lebendige Gefühl. Wenn die Wahrheit im Streit mit Kräften den Sieg erhalten soll, so muß sie selbst erst zur Kraft werden, und zu ihrem Sachführer im Reich der Erscheinungen einen Trieb aufstellen; denn Triebe sind die einzigen bewegenden Kräfte in der empfindenden Welt. Hat sie bis jetzt ihre siegende Kraft noch so wenig bewiesen, so liegt dieß nicht an dem Verstande, der sie nicht zu entschleyern wuß'te, sondern an dem Herzen, das sich ihr verschloß, 40 und an dem Triebe, der nicht für sie handelte.

Denn woher diese noch so allgemeine Herrschaft der Vorurtheile und diese Verfinsterung der Köpfe bey allem Licht, das Philosophie und Erfahrung aufsteckten? Das Zeitalter ist aufgeklärt, das heißt, die Kenntnisse sind gefunden und öffentlich preißgegeben, welche hinreichen würden, wenigstens unsre praktischen Grundsätze zu berichtigen. Der Geist der freyen Untersuchung hat die Wahnbegriffe zerstreut, welche lange Zeit den Zugang zu der Wahrheit verwehrten, und den Grund unterwühlt, auf welchem Fanatismus und Betrug ihren Thron erbauten. Die Vernunft hat sich von den Täuschungen der Sinne und von einer betrüglichen Sophistik gereinigt, und die Philosophie selbst, welche uns zuerst von ihr abtrünnig machte, ruft uns laut und dringend in den Schooß der Natur zurück — woran liegt es, daß wir noch immer Barbaren sind?

Es muß also, weil es nicht in den Dingen liegt, in den Gemüthern der Menschen etwas vorhanden seyn, was der Aufnahme der Wahrheit, auch wenn sie noch so hell leuchtete, und der Annahme derselben, auch wenn sie noch so lebendig überzeugte, im Wege steht. Ein alter Weiser hat es empfunden, und es liegt in dem vielbedeutenden Ausdruck versteckt: sapere aude.

12: bewiesen; a. — 17–18: heißt die A a b. — 18: preisgegeben, B b. — 23: erbauen. a. — 33: (Horatii epist. 1, 2, 40: Dimidium facti qui coepit habet: sapere aude: Incipe.)

Erkühne dich, weise zu seyn. Energie des Muths gehört dazu, die Hindernisse zu bekämpfen, welche sowohl die Trägheit der Natur als die Feigheit des Herzens der Belehrung entgegen setzen. Nicht ohne Bedeutung läßt der alte Mythus die Göttinn der Weisheit in 41 voller Rüstung aus Jupiters Haupte steigen; denn schon ihre erste Verrichtung ist kriegerisch. Schon in der Geburt hat sie einen harten Kampf mit den Sinnen zu bestehen, die aus ihrer süssen Ruhe nicht gerissen seyn wollen. Der zahlreichere Theil der Menschen wird durch den Kampf mit der Noth viel zu sehr ermüdet und abgespannt, als daß er sich zu einem neuen und härtern Kampf mit dem Irrthum aufraffen sollte. Zufrieden, wenn er selbst der sauren Mühe des Denkens entgeht, läßt er Andere gern über seine Begriffe die Vormundschaft führen, und geschieht es, daß sich höhere Bedürfnisse in ihm regen, so ergreift er mit durstigem Glauben die Formeln, welche der Staat und das Priesterthum für diesen Fall in Bereitschaft halten. Wenn diese unglückliche Menschen unser Mitleiden verdienen, so trift unsre gerechte Verachtung die andern, die ein besseres Loos von dem Joch der Bedürfnisse frey macht, aber eigene Wahl darunter beugt. Diese ziehen den Dämmerschein dunkler Begriffe, wo man lebhafter fühlt und die Phantasie sich nach eignem Belieben bequeme Gestalten bildet, den Strahlen der Wahrheit vor, die das angenehme Blendwerk ihrer Träume verjagen. Auf eben diese Täuschungen, die das [redacted]

von der eiteln Geschäftigkeit, die in den flüchtigen Augenblick gern ihre Spur drücken möchte, und von dem ungeduldigen Schwärmergeist, der auf die dürftige Geburt der Zeit den Maaßstab des Unbedingten anwendet, überlasse er dem Verstande, der hier einheimisch ist, die Sphäre des Wirklichen; er aber strebe, aus dem Bunde des Möglichen mit dem Nothwendigen das Ideal zu erzeugen. Dieses präge er aus in Täuschung und Wahrheit, präge es in die Spiele seiner Einbildungskraft, und in den Ernst seiner Thaten, präge es aus in allen sinnlichen und geistigen Formen und werfe es schweigend in die unendliche Zeit.

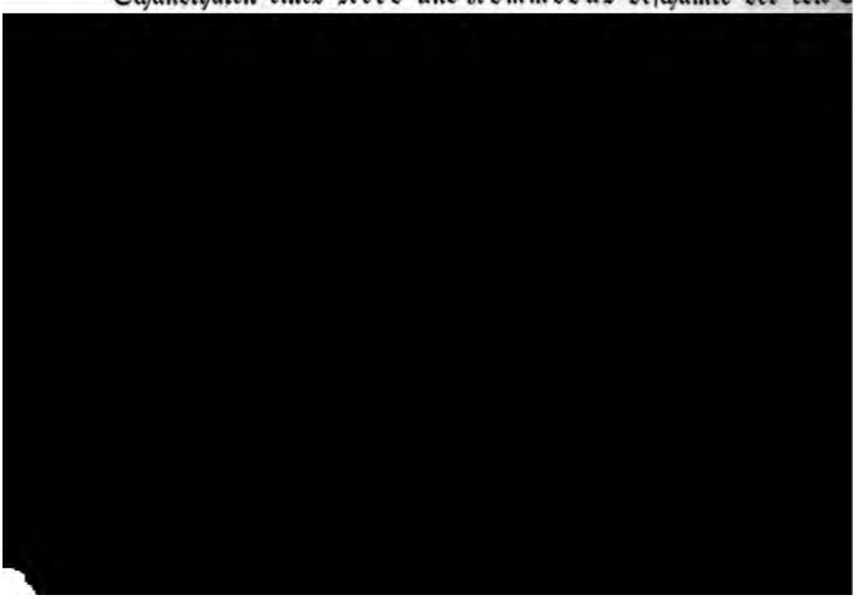
Aber nicht jedem, dem dieses Ideal in der Seele glüht, wurde 46 die schöpferische Ruhe und der grosse geduldige Sinn verliehen, es in den verschwiegnen Stein einzudrücken, oder in das nüchterne Wort auszugiessen, und den treuen Händen der Zeit zu vertrauen. Viel zu ungestüm, um durch dieses ruhige Mittel zu wandern, stürzt sich der göttliche Bildungstrieb oft unmittelbar auf die Gegenwart und auf das handelnde Leben, und unternimmt, den formlosen Stoff der moralischen Welt umzubilden. Dringend spricht das Unglück seiner Gattung zu dem fühlenden Menschen, dringender ihre Entwürdigung, der Enthusiasmus entflammt sich, und das glühende Verlangen strebt in kraftvollen Seelen ungeduldig zur That. Aber befragte er sich auch, ob diese Unordnungen in der moralischen Welt seine Vernunft beleidigen, oder nicht vielmehr seine Selbstliebe schmerzen? Weiß er es noch nicht, so wird er es an dem Eifer erkennen, womit er auf bestimmte und beschleunigte Wirkungen dringt. Der reine moralische Trieb ist aufs Unbedingte gerichtet, für ihn giebt es keine Zeit, und die Zukunft wird ihm zur Gegenwart, sobald sie sich aus der Gegenwart nothwendig entwickeln muß. Vor einer Vernunft ohne Schranken ist die Richtung zugleich die Vollendung, und der Weg ist zurückgelegt, sobald er eingeschlagen ist.

Gieb also, werde ich dem jungen Freund der Wahrheit und Schönheit zur Antwort geben, der von mir wissen will, wie er dem edeln Trieb in seiner Brust, bey allem Widerstande des Jahrhunderts, Genüge zu thun habe, gieb der Welt, auf die du wirkst, die Rich-

8: es] er b. – 11: auszugießen, B b. — 16: görtliche B. — 33: edlen a B.

jene gehen darinn unter, aber mit eigner unzerstörbarer Leben-kraft ringen sich diese siegend empor.

Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm f ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling i Ein wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bey Zeiten von sein Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, u lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reife Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestal in sein Jahrhundert zurük; aber nicht, um es mit seiner Erscheinu zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnons Sohn, um es reinigen. Den Stoff zwar wird er von der Gegenwart nehmen, a die Form von einer edleren Zeit, ja jenseits aller Zeit, von der soluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier a dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniß der Geschlechter u Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Sei Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen. Der Römer des er Jahrhunderts hatte längst schon die Kniee vor seinen Kaisern gebeu als die Bildsäulen noch aufrecht standen, die Tempel blieben Auge heilig, als die Götter längst zum Gelächter dienten, und Schandthaten eines Nero und Kommodus beschämte der edle S



sie mit edeln, mit grossen, mit geistreichen Formen, schliesse sie ringsum mit den Symbolen des Vortreflichen ein, bis der Schein die Wirklichkeit und die Kunst die Natur überwindet.

Zehenter Brief. 51

Sie sind also mit mir darinn einig, und durch den Innhalt meiner vorigen Briefe überzeugt, daß sich der Mensch auf zwey entgegen gesetzten Wegen von seiner Bestimmung entfernen könne, daß unser Zeitalter wirklich auf beyden Abwegen wandle, und hier der Rohigkeit, dort der Erschlaffung und Verkehrtheit zum Raub geworden sey. Von dieser doppelten Verirrung soll es durch die Schönheit zurückgeführt werden. Wie kann aber die schöne Kultur beyden entgegen gesetzten Gebrechen zugleich begegnen, und zwey widersprechende Eigenschaften in sich vereinigen? Kann sie in dem Wilden die Natur in Fesseln legen und in dem Barbaren dieselbe in Freyheit setzen? Kann sie zugleich anspannen und erschlaffen — und wenn sie nicht wirklich beydes leistet, wie kann ein so grosser Effekt, als die Ausbildung der Menschheit ist, vernünftiger weise von ihr erwartet werden?

Zwar hat man schon zum Ueberdruß die Behauptung hören müssen, daß das entwickelte Gefühl für Schönheit die Sitten verfeinere, so daß es hiezu keines neuen Beweises mehr zu bedürfen scheint. Man stützt sich auf die alltägliche Erfahrung, welche fast durchgängig mit einem ' gebildeten Geschmacke Klarheit des Verstan- 52
des, Regsamkeit des Gefühls, Liberalität und selbst Würde des Betragens, mit einem ungebildeten gewöhnlich das Gegentheil verbunden zeigt. Man beruft sich, zuversichtlich genug, auf das Beyspiel der gesittetsten aller Nationen des Alterthums, bey welcher das Schönheitsgefühl zugleich seine höchste Entwicklung erreichte, und auf das entgegen gesetzte Beyspiel jener theils wilden, theils barbarischen Völker, die ihre Unempfindlichkeit für das Schöne mit einem rohen oder doch

[1]: gro-|ßen, B, gros-|sen, b. — [2]: Vortrefflichen B b (und so stets: trefflich, vortrefflich). — [3]: Nach Z. 3 in A a a: „Die Fortsetzung folgt.“ Vor Z. 4 in A: „Ueber die ästhetische Erziehung des Menschen. (Fortsetzung der im vorigen Stück angefangenen Briefe.)“ — [4]: Zehnter B b. — [10]: Verirrung W M] Verwirrung A (als Druckfehler angezeigt) B b K. — [15]: und auflösen — B b K W M. — [17]: ist vernünftiger weise b, ist, vernünftigerweise B.

tung zum Guten, so wird der ruhige Rhythmus der Zeit die Entwicklung bringen. Diese Richtung hast du ihr gegeben, wenn du, lehrend, ihre Gedanken zum Nothwendigen und Ewigen erhebst, wenn du, handelnd oder bildend, das Nothwendige und Ewige in einen Gegenstand ihrer Triebe verwandelst. Fallen wird das Gebäude des Wahns und der Willkührlichkeit, fallen muß es, es ist schon gefallen, sobald du gewiß bist, daß es sich neigt; aber in dem innern, nicht bloß in dem äussern Menschen muß es sich neigen. In der schamhaften Stille deines Gemüths erziehe die siegende Wahrheit, stelle sie aus dir heraus in der Schönheit, daß nicht blos der Gedanke ihr huldige, sondern auch der Sinn ihre Erscheinung liebend ergreife. Und damit es dir nicht begegne, von der Wirklichkeit das Muster zu empfangen, das du ihr geben sollst, so wage dich nicht eher in ihre bedenkliche Gesellschaft, bis du eines idealischen Gefolges in deinem Herzen versichert bist. Lebe mit deinem Jahrhundert, aber sey nicht sein Geschöpf; leiste deinen Zeitgenossen, aber was sie bedürfen, nicht was sie loben. Ohne ihre Schuld getheilt zu haben, theile mit edler Resignation ihre Strafen, und beuge dich mit Freyheit unter das Joch, das sie gleich schlecht entbehren und tragen. Durch den standhaften Muth, mit dem du ihr Glück verschmähest, wirst du ihnen beweisen, daß nicht deine Feigheit sich ihren Leiden unterwirft. Denke sie dir, wie sie seyn sollten, wenn du auf sie zu wirken hast, aber

[redacted]

schlimmen Händen gerade das Gegentheil zu thun, und ihre seelen-
fesselnde Kraft für Irrthum und Unrecht zu verwenden. Eben deß-
wegen, weil der Geschmack nur auf die Form und nie auf den Inn-
halt achtet, so giebt er dem Gemüth zuletzt die gefährliche Richtung,
alle Realität überhaupt zu vernachlässigen, und einer reizenden Ein-
kleidung Wahrheit und Sittlichkeit aufzuopfern. Aller Sachunterschied
der Dinge verliert sich, und es ist bloß die Erscheinung, die ihren
Werth bestimmt. Wie viele Menschen von Fähigkeit, fahren sie fort,
werden nicht durch die verführerische Macht des Schönen von einer
ernsten und anstrengenden Wirksamkeit abgezogen, oder wenigstens
verleitet, sie oberflächlich zu behandeln! Wie mancher schwache Ver- 54
stand wird bloß deßwegen mit der bürgerlichen Einrichtung uneins,
weil es der Phantasie der Poeten beliebte, eine Welt aufzustellen,
worinn alles ganz anders erfolgt, wo keine Konvenienz die Meinungen
bindet, keine Kunst die Natur unterdrückt. Welche gefährliche Dialektik
haben die Leidenschaften nicht erlernt, seitdem sie in den Gemählden
der Dichter mit den glänzendsten Farben prangen und im Kampf
mit Gesetzen und Pflichten gewöhnlich das Feld behalten? Was hat
wohl die Gesellschaft dabey gewonnen, daß jetzt die Schönheit dem
Umgang Gesetze giebt, den sonst die Wahrheit regierte, und daß der
äussere Eindruck die Achtung entscheidet, die nur an das Verdienst
gefesselt seyn sollte? Es ist wahr, man sieht jetzt alle Tugenden blühen,
die einen gefälligen Effekt in der Erscheinung machen, und einen
Werth in der Gesellschaft verleyhen, dafür aber auch alle Ausschwei-
fungen herrschen, und alle Laster im Schwange gehn, die sich mit
einer schönen Hülle vertragen." In der That muß es Nachdenken
erregen, daß man beynahe in jeder Epoche der Geschichte, wo die
Künste blühen und der Geschmack regiert, die Menschheit gesunken
findet, und auch nicht ein einziges Beyspiel aufweisen kann, daß ein
hoher Grad und eine grosse Allgemeinheit ästhetischer Kultur bey einem
Volke mit politischer Freyheit, und bürgerlicher Tugend, daß schöne
Sitten mit guten Sitten, und Politur des Betragens mit Wahrheit
desselben Hand in Hand gegangen wäre.

Solange Athen und Sparta ihre Unabhängigkeit behaupteten,

2–3: deswegen, Bb. — 12: deswegen Bb. — 14: worin B. — 21: äußere Bb. — 24: verleihen, Bb.

und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch unreif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeykam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die *Römer*, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen, und durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den *Arabern* gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbasiden erschlafft war. In dem neuern *Italien* zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen, und der Geist der Unabhängigkeit in allen jenen muthvollen Städten einer unrühmlichen Ergebung Platz gemacht hatte. Es ist beynahe überflüssig, noch an das

[redacted]

einzig nur an das, was die bisherigen Erfahrungen über den Einfluß der Schönheit lehren, so kann man in der That nicht sehr aufgemuntert seyn, Gefühle auszubilden, die der wahren Kultur des Menschen so gefährlich sind; und lieber wird man, auf die Gefahr der Rohigkeit und Härte, die schmelzende Kraft der Schönheit entbehren, als sich bey allen Vortheilen der Verfeinerung ihren erschlaffenden Wirkungen überliefert sehen. Aber vielleicht ist die Erfahrung der Richterstuhl nicht, vor welchem sich eine Frage wie diese ausmachen läßt, und ehe man ihrem Zeugniß Gewicht einräumte, müßte erst ausser Zweifel gesetzt seyn, daß es dieselbe Schönheit ist, von der wir reden, und gegen welche jene Beyspiele zeugen. Dieß scheint aber einen Begriff der Schönheit voraus zu setzen, der eine andere Quelle hat, als die Erfahrung, weil durch denselben erkannt werden soll, ob das, was in der Erfahrung schön heißt, mit Recht diesen Nahmen führe.

Dieser reine Vernunftbegriff der Schönheit, wenn ein solcher sich aufzeigen liesse, müßte also — weil er aus keinem wirklichen Falle geschöpft werden kann, vielmehr unser Urtheil über jeden wirklichen Fall erst berichtigt und leitet — auf dem Wege der Abstraktion gesucht, und schon aus der Möglichkeit der sinnlichvernünftigen Natur 57
gefolgert werden können: mit einem Wort: die Schönheit müßte sich als eine nothwendige Bedingung der Menschheit aufzeigen lassen. Zu dem reinen Begriff der Menschheit müssen wir uns also nunmehr erheben, und da uns die Erfahrung nur einzelne Zustände einzelner Menschen, aber niemals die Menschheit zeigt, so müssen wir aus diesen ihren individuellen und wandelbaren Erscheinungsarten das Absolute und Bleibende zu entdecken, und durch Wegwerfung aller zufälligen Schranken uns der nothwendigen Bedingungen ihres Daseyns zu bemächtigen suchen. Zwar wird uns dieser transcendentale Weg eine Zeitlang aus dem traulichen Kreis der Erscheinungen und aus der lebendigen Gegenwart der Dinge entfernen und auf dem nackten Gefild abgezogener Begriffe verweilen, aber wir streben ja nach einem festen Grund der Erkenntniß, den nichts mehr erschüttern soll, und wer sich über die Wirklichkeit nicht hinauswagt, der wird nie die Wahrheit erobern.

[10]: außer Bb. — [17]: ließe, Bb.

und Achtung für die Gesetze ihrer Verfassung zur Grundlage diente, war der Geschmack noch un'reif, die Kunst noch in ihrer Kindheit, und es fehlte noch viel, daß die Schönheit die Gemüther beherrschte. Zwar hatte die Dichtkunst schon einen erhabenen Flug gethan, aber nur mit den Schwingen des Genies, von dem wir wissen, daß es am nächsten an die Wildheit grenzt, und ein Licht ist, das gern aus der Finsterniß schimmert; welches also vielmehr gegen den Geschmack seines Zeitalters als für denselben zeugt. Als unter dem Perikles und Alexander das goldne Alter der Künste herbeykam, und die Herrschaft des Geschmacks sich allgemeiner verbreitete, findet man Griechenlands Kraft und Freyheit nicht mehr, die Beredsamkeit verfälschte die Wahrheit, die Weisheit beleidigte in dem Mund eines Sokrates, und die Tugend in dem Leben eines Phocion. Die Römer, wissen wir, mußten erst in den bürgerlichen Kriegen ihre Kraft erschöpfen, und durch morgenländische Ueppigkeit entmannt, unter das Joch eines glücklichen Dynasten sich beugen, ehe wir die griechische Kunst über die Rigidität ihres Charakters triumphieren sehen. Auch den Arabern gieng die Morgenröthe der Kultur nicht eher auf, als bis die Energie ihres kriegerischen Geistes unter dem Scepter der Abbaßiden erschlafft war. In dem neuern Italien zeigte sich die schöne Kunst nicht eher, als nachdem der herrliche Bund der Lombarden zerrissen war, Florenz sich den Medicäern unterworfen, und der Geist der

[redacted]

Werdens: ist ein identischer Satz, denn er sagt nichts anders, als: die Folge ist die Bedingung, daß etwas erfolgt.

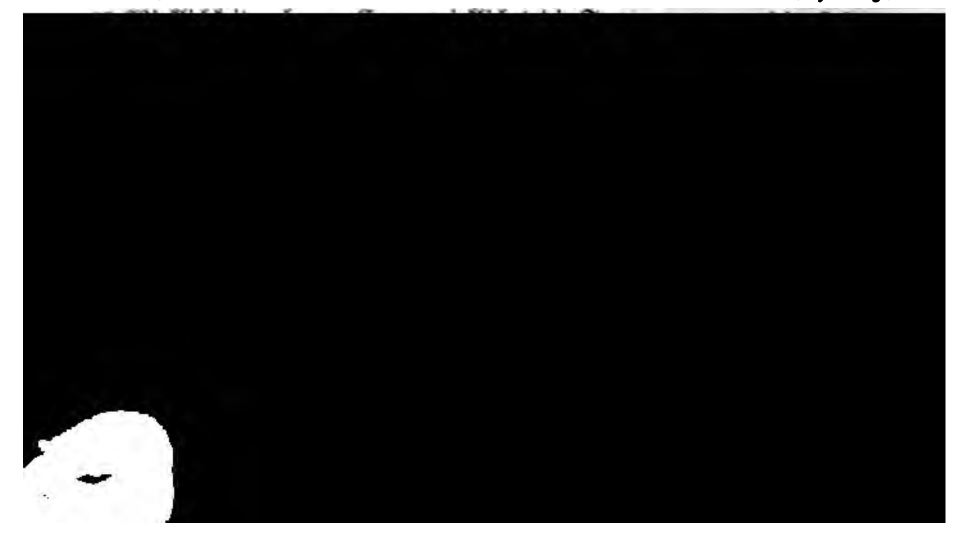
Die Person, die sich in dem ewig beharrenden ICH und nur in diesem offenbart, kann nicht werden, nicht anfangen in der Zeit, weil vielmehr umgekehrt die Zeit in ihr anfangen, weil dem Wechsel ein Beharrliches zum Grund liegen muß. Etwas muß sich verändern, wenn Veränderung seyn soll; dieses Etwas kann also nicht selbst schon Veränderung seyn. Indem wir sagen, die Blume blühet und verwelkt, machen wir die Blume zum Bleibenden in dieser Verwandlung, und leyhen ihr gleichsam eine Person, an der sich jene beyden Zustände offenbaren. Daß der Mensch erst wird, ist kein Einwurf, denn der Mensch ist nicht blos Person überhaupt, sondern Person, die sich in einem bestimmten Zustand befindet. Aller Zustand aber, alles bestimmte Daseyn entsteht in der Zeit, und so muß also der Mensch, ' als Phänomen, einen Anfang nehmen, obgleich die 60 reine Intelligenz in ihm ewig ist. Ohne die Zeit, das heißt, ohne es zu werden, würde er nie ein bestimmtes Wesen seyn; seine Persönlichkeit würde zwar in der Anlage, aber nicht in der That existiren. Nur durch die Folge seiner Vorstellungen wird das beharrliche Ich sich selbst zur Erscheinung.

Die Materie der Thätigkeit also, oder die Realität, welche die höchste Intelligenz aus sich selber schöpft, muß der Mensch erst empfangen, und zwar empfängt er dieselbe als etwas ausser ihm befindliches im Raume, und als etwas in ihm wechselndes in der Zeit, auf dem Wege der Wahrnehmung. Diesen in ihm wechselnden Stoff begleitet sein niemals wechselndes Ich — und in allem Wechsel beständig Er selbst zu bleiben, alle Wahrnehmungen zur Erfahrung, d. h. zur Einheit der Erkenntniß, und jede seiner Erscheinungsarten in der Zeit zum Gesetz für alle Zeiten zu machen, ist die Vorschrift, die durch seine vernünftige Natur ihm gegeben ist. Nur indem er sich verändert, existirt er; nur indem er unveränderlich bleibt, existirt er. Der Mensch, vorgestellt in seiner Vollendung, wäre demnach die beharrliche Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt.

10: leihen B b. — 27–28: Erfahrung d. h. A.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht **werden** kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwider- 61
sprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit, wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt, ist ihm aufgethan in den **Sinnen**.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeusserung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als **Welt**, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also nicht bloß Welt zu seyn, muß er der Materie Form ertheilen; um nicht bloß Form zu seyn, muß er der Anlage, die er in sich trägt,



scheinung bringen: das zweyte dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles innre veräußern und alles äussere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief. 63

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche ausser uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt.* Der ' erste dieser Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht 64
aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freye Thätigkeit der Person gehört, welche die

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischer weise, nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein ' Streben nehmlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch 64
Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

4: äußere B. — 13: den ich den sinnlichen nennen will, B b K W M. — 18–36: (Die Anmerkung fehlt in B b K W M.) — 19: Gesetzes als A.

Ob nun gleich ein unendliches Wesen, eine Gottheit, nicht
werden kann, so muß man doch eine Tendenz göttlich nennen, die
das eigentlichste Merkmal der Gottheit, absolute Verkündigung des
Vermögens (Wirklichkeit alles Möglichen) und absolute Einheit des
Erscheinens (Nothwendigkeit alles Wirklichen) zu ihrer unendlichen
Aufgabe hat. Die Anlage zu der Gottheit trägt der Mensch unwider- 61
sprechlich in seiner Persönlichkeit in sich; der Weg zu der Gottheit,
wenn man einen Weg nennen kann, was niemals zum Ziele führt,
ist ihm aufgethan in den *Sinnen*.

Seine Persönlichkeit, für sich allein und unabhängig von allem sinnlichen Stoffe betrachtet, ist bloß die Anlage zu einer möglichen unendlichen Aeusserung; und solange er nicht anschaut und nicht empfindet, ist er noch weiter nichts als Form und leeres Vermögen. Seine Sinnlichkeit, für sich allein und abgesondert von aller Selbstthätigkeit des Geistes betrachtet, vermag weiter nichts, als daß sie ihn, der ohne sie bloß Form ist, zur Materie macht, aber keineswegs, daß sie die Materie mit ihm vereinigt. Solange er bloß empfindet, bloß begehrt und aus bloßer Begierde wirkt, ist er noch weiter nichts als *Welt*, wenn wir unter diesem Namen bloß den formlosen Inhalt der Zeit verstehen. Seine Sinnlichkeit ist es zwar allein, die sein Vermögen zur wirkenden Kraft macht, aber nur seine Persönlichkeit ist es, die sein Wirken zu dem seinigen macht. Um also

[redacted]

scheinung bringen: das zweyte dringt auf absolute Formalität: er soll alles in sich vertilgen, was bloß Welt ist, und Uebereinstimmung in alle seine Veränderungen bringen; mit andern Worten: er soll alles innre veräußern und alles äussere formen. Beyde Aufgaben, in ihrer höchsten Erfüllung gedacht, führen zu dem Begriff der Gottheit zurücke, von dem ich ausgegangen bin.

Zwölfter Brief. 63

Zur Erfüllung dieser doppelten Aufgabe, das Nothwendige in uns zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche ausser uns dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen, werden wir durch zwey entgegengesetzte Kräfte gedrungen, die man, weil sie uns antreiben ihr Objekt zu verwirklichen, ganz schicklich Triebe nennt.* Der ' erste dieser Triebe, den ich den Sachtrieb nennen will, geht 64
aus von dem physischen Daseyn des Menschen oder von seiner sinnlichen Natur, und ist beschäftigt, ihn in die Schranken der Zeit zu setzen und zur Materie zu machen: nicht ihm Materie zu geben, weil dazu schon eine freye Thätigkeit der Person gehört, welche die

* Ich trage kein Bedenken, diesen Ausdruck sowohl von demjenigen, was nach Befolgung eines Gesetzes, als von dem, was nach Befriedigung eines Bedürfnisses strebt, gemeinschaftlich zu gebrauchen, wiewohl man ihn sonst nur auf das letztere einzuschränken pflegt. So wie nehmlich Vernunftideen zu Imperativen oder Pflichten werden, sobald man sie überhaupt in die Schranken der Zeit setzt, so werden aus diesen Pflichten Triebe, sobald sie auf etwas bestimmtes und wirkliches bezogen werden. Die Wahrhaftigkeit z. B. als ein absolutes und nothwendiges, welches die Vernunft allen Intelligenzen vorschreibt, ist in dem höchsten Wesen wirklich, weil sie möglich ist; denn dieß folgt aus dem Begriff eines nothwendigen Wesens. Eben diese Idee, in die Schranken der Menschheit gesetzt, ist zwar noch immer, aber nur moralischer weise, nothwendig, und soll erst wirklich gemacht werden, weil bey einem zufälligen Wesen durch die Möglichkeit allein die Wirklichkeit noch nicht gesetzt ist. Liefert nun die Erfahrung einen Fall, auf den dieser Imperativ der Wahrhaftigkeit sich beziehen läßt, so erweckt er einen Trieb, ein ' Streben nehmlich, jenes Gesetz in Ausübung zu bringen, und die durch 64
Vernunft vorgeschriebene Uebereinstimmung mit sich selbst zu bewirken. Dieser Trieb entsteht nothwendig, und fehlt auch bey demjenigen nicht, der ihm gerade entgegen handelt. Ohne ihn würde es keinen moralisch bösen, folglich auch keinen moralisch guten Willen geben.

4: äußere B. — 13: den ich den sinnlichen nennen will, B b K W M. — 18–36: (Die Anmerkung fehlt in B b K W M.) — 19: Gesetzes als A.

Materie aufnimmt, und von Sich, dem Beharrlichen, unterscheidet. Materie aber heißt hier nichts als Veränderung oder Realität, die die Zeit erfüllt; mithin fodert der Sachtrieb, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe. Dieser Zustand der bloß erfüllten Zeit heißt Empfindung, und er ist es allein, durch den sich das physische Daseyn verkündigt.

Da alles was in der Zeit ist, nach einander ist, so wird dadurch, daß etwas ist, alles andere ausgeschlossen. Indem man auf einem Instrument einen Ton greift, ist unter allen Tönen, die es möglicher weise angeben kann, nur dieser einzige wirklich; indem der Mensch das Gegenwärtige empfindet, ist die ganze unendliche Möglichkeit seiner Bestimmungen auf diese einzige Art des Daseyns beschränkt. Wo also der Sachtrieb ausschließend wirkt, da ist nothwendig die höchste Begrenzung vorhanden; der Mensch ist in diesem Zustande nichts als eine Grössen-Einheit, ein erfüllter Moment der Zeit — oder vielmehr Er ist nicht, denn seine Persönlichkeit ist so- 65 lange aufgehoben, als ihn die Empfindung beherrscht, und die Zeit mit sich fortreißt. *

Soweit der Mensch endlich ist, erstreckt sich das Gebiet dieses Triebs; und da alle Form nur an einer Materie, alles absolute nur durch das Medium der Schranken erscheint, so ist es freylich der Sachtrieb, an dem zuletzt die ganze Erscheinung der Menschheit bevestiget [redacted]

entfaltet, so ist er es doch allein, der ihre Vollendung unmöglich macht. Mit unzerreißbaren Banden fesselt er den höher strebenden Geist an die Sinnenwelt, und von ihrer freyesten Wanderung ins Unendliche ruft er die Ab'straktion in die Grenzen der Gegenwart zurücke. Der Gedanke zwar darf ihm augenblicklich entfliehen, und 66 ein fester Wille setzt sich seinen Foderungen sieghaft entgegen; aber bald tritt die unterdrückte Natur wieder in ihre Rechte zurück, um auf Realität des Daseyns, auf einen Innhalt unsrer Erkenntnisse, und auf einen Zweck unsers Handelns zu dringen.

Der zweyte jener Triebe, den man den Formtrieb nennen kann, geht aus von dem absoluten Daseyn des Menschen oder von seiner vernünftigen Natur, und ist bestrebt, ihn in Freyheit zu setzen, Harmonie in die Verschiedenheit seines Erscheinens zu bringen, und bey allem Wechsel des Zustands seine Person zu behaupten. Da nun die letztere, als absolute und untheilbare Einheit, mit sich selbst nie im Widerspruch seyn kann, da wir in alle Ewigkeit wir sind, so kann derjenige Trieb, der auf Behauptung der Persönlichkeit dringt, nie etwas anders fodern, als was er in alle Ewigkeit fodern muß; er entscheidet also für immer wie er für jetzt entscheidet, und gebietet für jetzt was er für immer gebietet. Er umfaßt mithin die ganze Folge der Zeit, das ist soviel als: er hebt die Zeit, er hebt die Veränderung auf, er will, daß das wirkliche nothwendig und ewig, und daß das ewige und nothwendige wirklich sey: mit andern Worten: er dringt auf Wahrheit und auf Recht.

Wenn der Sachtrieb nur Fälle macht, so giebt der Formtrieb Gesetze; Gesetze für jedes Urtheil, wenn es Erkenntnisse, Gesetze für jeden Willen, wenn es Thaten betrifft. Es sey nun, daß wir einen Gegenstand erkennen, daß wir einem Zustande unsers Subjekts objektive ' Gültigkeit beylegen, oder daß wir aus Erkenntnissen handeln, daß wir das objektive zum Bestimmungsgrund unsers Zu- 67 standes machen — in beyden Fällen reissen wir diesen Zustand aus der Gerichtsbarkeit der Zeit, und gestehen ihm Realität für alle Menschen und alle Zeiten, d. i. Allgemeinheit und Nothwendigkeit zu. Das Gefühl kann bloß sagen: das ist wahr für dieses Sub-

16: an alle B b. — 22: will daß A. — Wirkliche B b. — 23: Ewige und Nothwendige B b. — 25: Wenn der erste nur B b K W M. — so giebt der andre B b K W M.

jekt und in diesem Moment, und ein anderer Moment, ein anderes Subjekt kann kommen, das die Aussage der gegenwärtigen Empfindung zurück nimmt. Aber wenn der Gedanke einmal ausspricht: das ist, so entscheidet er für immer und ewig, und die Gültigkeit seines Ausspruchs ist durch die Persönlichkeit selbst verbürgt, die allem Wechsel Trotz bietet. Die Neigung kann bloß sagen: das ist für dein Individuum und für dein jetziges Bedürfniß gut, aber dein Individuum und dein jetziges Bedürfniß wird die Veränderung mit sich fortreissen, und was du jetzt feurig begehrst, dereinst zum Gegenstand deines Abscheues machen. Wenn aber das moralische Gefühl sagt: das soll seyn, so entscheidet es für immer und ewig — wenn du Wahrheit bekennst, weil sie Wahrheit ist, und Gerechtigkeit ausübst, weil sie Gerechtigkeit ist, so hast du einen einzelnen Fall zum Gesetz für alle Fälle gemacht, einen Moment in deinem Leben als Ewigkeit behandelt.

Wo also der Formtrieb die Herrschaft führt, und das reine Objekt in uns handelt, da ist die höchste Erweiterung des Seyns, da verschwinden alle Schranken, da hat sich der Mensch aus einer Größen-Einheit, auf welche der dürftige Sinn ihn beschränkte, zu einer Ideen-Einheit erhoben, die das ganze Reich der Erscheinungen unter sich 68 faßt. Wir sind bey dieser Operation nicht mehr in der Zeit, sondern die Zeit ist in uns mit ihrer ganzen nie endenden Reyhe. Wir sind

dert zwar Veränderung, aber er fodert nicht, daß sie auch
Person und ihr Gebiet sich erstrecke: daß ein Wechsel der
ige sey. Der Formtrieb dringt auf Einheit und Beharrlich=
aber er will nicht, daß mit der Person sich auch der Zu=
ziere, daß Identität der Empfindung sey. Sie sind einander
n Natur nicht entgegengesetzt, und wenn sie demohngeachtet
einen, so sind sie es erst geworden durch eine freye Uebertre=
r Natur, indem sie sich selbst misverstehen, und ihre Sphären
n.* Ueber diese zu wachen, und einem jeden ' dieser beyden 70

obald man einen ursprünglichen, mithin nothwendigen Antagonism beyder
hauptet, so ist freylich kein anderes ' Mittel die Einheit im Menschen zu 70
als daß man den sinnlichen Trieb dem vernünftigen unbedingt unter-
Daraus aber kann bloß Einförmigkeit, aber keine Harmonie entstehen,
Mensch bleibt noch ewig fort getheilt. Die Unterordnung muß allerdings
r wechselseitig: denn wenn gleich die Schranken nie das absolute begrün-
n, also die Freyheit nie von der Zeit abhängen kann, so ist es eben so
aß das absolute durch sich selbst nie die Schranken begründen, daß der
in der Zeit nicht von der Freyheit abhängen kann. Beyde Principien
der also zugleich subordiniert und coordiniert, d. h. sie stehen in Wechsel-
ohne Form keine Materie, ohne Materie keine Form. (Diesen Begriff
cwirkung und die ganze Wichtigkeit desselben findet man vortrefflich aus-
gesetzt in Fichte's Grundlage der gesammten Wissenschaftslehre, Leipzig
Wie es mit der Person im Reich der Ideen stehe, wissen wir freylich nicht;
sie, ohne Materie zu empfangen, in dem Reiche der Zeit sich nicht offen-
me, wissen wir gewiß; in diesem Reiche also wird die Materie nicht bloß
r Form, sondern auch neben der Form, und unabhängig von derselben,
bestimmen haben. So nothwendig es also ist, daß das Gefühl im Ge-
Vernunft nichts entscheide, eben so nothwendig ist es, daß die Vernunft

Triebe seine Grenzen zu sichern, ist die Aufgabe der *Kultur*, die
also beyden eine gleiche Gerechtig'keit schuldig ist, und nicht bloß den 71
Formtrieb gegen den Sachtrieb, sondern auch diesen gegen jenen zu behaupten hat. Ihr Geschäft ist also doppelt: *erstlich*: die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freyheit zu verwahren: *zweytens*: die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindungen sicher zu stellen. Jenes erreicht sie durch Ausbildung des Gefühlvermögens, dieses durch Ausbildung des Vernunftvermögens.

Da die Welt ein Ausgedehntes in der Zeit, Veränderung, ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches den Menschen mit der Welt in Verbindung setzt, größtmöglichste Veränderlichkeit und Extensität seyn müssen. Da die Person das Bestehende in der Veränderung ist, so wird die Vollkommenheit desjenigen Vermögens, welches sich dem Wechsel entgegensetzen soll, ' größtmöglichste 72
Selbstständigkeit und Intensität seyn müssen. Je vielseitiger sich die Empfänglichkeit ausbildet, je beweglicher dieselbe ist und je mehr Fläche sie den Erscheinungen darbietet, desto mehr Welt *ergreift* der Mensch, desto mehr Anlagen entwickelt er in sich; je mehr Kraft und Tiefe die Persönlichkeit, je mehr Freyheit die Vernunft gewinnt, desto mehr Welt *begreift* der Mensch, desto mehr Form schafft er ausser sich. Seine Kultur wird also darinn bestehen: *erstlich*: dem empfangenden Vermögen die vielfältigsten Berührungen mit der Welt zu verschaffen, und auf Seiten des Gefühls die Paßivität aufs höchste zu treiben: *zweytens*: dem bestimmenden Vermögen die höchste Un-

[redacted]

schaften sich vereinigen, da wird der Mensch mit der höchsten Fülle von Daseyn die höchste Selbstständigkeit und Freyheit verbinden, und, anstatt sich an die Welt zu verlieren, diese vielmehr mit der ganzen Unendlichkeit ihrer Erscheinungen in sich ziehen und der Einheit seiner Vernunft unterwerfen.

Dieses Verhältniß nun kann der Mensch *umkehren*, und dadurch auf eine zweyfache Weise seine Bestimmung verfehlen. Er kann die Intensität, welche die thätige Kraft erheischt, auf die leidende legen, durch den Sachtrieb dem Formtriebe vorgreifen, und das empfangende Vermögen zum bestimmenden machen. Er kann die Extensität, welche der leidenden Kraft gebührt, der thätigen zutheilen, durch den Formtrieb dem Sachtriebe vorgreifen, und dem empfangenden Vermögen das bestimmende unterschieben. In dem ersten Fall wird er nie *Er selbst*, in dem zweyten wird er nie *etwas Anders* seyn; mit'hin eben darum in beyden Fällen *keines von beyden*, 73
folglich — Null seyn. *

* Der schlimme Einfluß einer überwiegenden Sensualität auf unser Denken und Handeln fällt jedermann leicht in die Augen; nicht so leicht, ob er gleich eben so häuffig vorkommt und eben so wichtig ist, der nachtheilige Einfluß einer überwiegenden Rationalität auf unsre Erkenntniß und auf unser Betragen. Man erlaube mir daher aus der grossen Menge der hieher gehörenden Fälle nur zwey in Erinnerung zu bringen, welche den Schaden einer, der Anschauung und Empfindung vorgreifenden Denk- und Willenskraft ins Licht setzen können.

Eine der vornehmsten Ursachen, warum unsre Natur-Wissenschaften so langsame Schritte machen, ist offenbar der allgemeine und kaum bezwingbare Hang zu teleologischen Urtheilen, bey denen sich, sobald sie constitutiv gebraucht werden, das bestimmende Vermögen dem empfangenden unterschiebt. Die Natur mag unsre Organe noch so nachdrücklich und noch so vielfach berühren — alle ihre Mannichfaltigkeit ist verloren für uns, weil wir nichts in ihr suchen, als was wir in sie hineingelegt haben, weil wir ihr nicht erlauben, sich *gegen uns herein* zu bewegen, sondern vielmehr mit ungeduldig vorgreifender Vernunft *gegen sie heraus* streben. Kommt alsdann in Jahrhunderten einer, der sich ihr mit ruhigen, keuschen und offenen Sinnen naht, und deßwegen auf eine Menge von Erscheinungen stößt, die wir bey unsrer Prävention übersehen haben, so erstaunen ' wir 74
höchlich darüber, daß so viele Augen bey so hellem Tag nichts bemerkt haben sollen. Dieses voreilige Streben nach Harmonie, ehe man die einzelnen Laute beysammen hat, die sie ausmachen sollen, diese gewaltthätige Usurpation der Denkkraft in einem

[4]: Erscheinung A. — [9]: durch den Stofftrieb B b K W M. — [12]: dem Stofftriebe B b K W M. — [15—16]: *beyden* folglich A b. — [19]: häufig B b. — [31]: *hinaus* W M. — [33]: deswegen B b.

' Wird nehmlich der Sachtrieb bestimmend, macht der Sinn den 74
Gesetzgeber, und unterdrückt die Welt die Per'son, so hört sie in 75

Gebiete, wo sie durchaus nichts zu sagen hat, ist der Grund der Unfruchtbarkeit so vieler denkenden Köpfe für das Beßte der Wissenschaft, und es ist schwer zu sagen, ob die Sinnlichkeit, welche keine Form annimmt, oder die Vernunft, welche keinen Innhalt abwartet, der Erweiterung unserer Kenntnisse mehr geschadet haben.

Eben so schwer dürfte es zu bestimmen seyn, ob unsre praktische Philanthropie mehr durch die Heftigkeit unsrer Begierden, oder durch die Rigidität unsrer Grundsätze, mehr durch den Egoism unsrer Sinne, oder durch den Egoism unsrer Vernunft gestört und erkältet wird. Um uns zu theilnehmenden, hülfreichen, thätigen Menschen zu machen, müssen sich Gefühl und Charakter miteinander vereinigen, so wie, um uns Erfahrung zu verschaffen, Offenheit des Sinnes mit Energie des Verstandes zusammentreffen muß. Wie können wir bey noch so lobenswürdigen Maximen, billig, gütig und menschlich gegen andere seyn, wenn uns das Vermögen fehlt, fremde Natur treu und wahr in uns aufzunehmen, fremde Situationen uns anzueignen, fremde Gefühle zu den unsrigen zu machen? Dieses Vermögen aber wird, sowohl in der Erziehung, die wir empfangen, als in ' der, die wir selbst 75
uns geben, in demselben Maase unterdrückt, als man die Macht der Begierden zu brechen, und den Charakter durch Grundsätze zu bevestigen sucht. Weil es Schwierigkeit kostet, bey aller Regsamkeit des Gefühls seinen Grundsätzen treu zu bleiben, so ergreift man das bequemere Mittel, durch Abstumpfung der Gefühle den Charakter sicher zu stellen; denn freylich ist es unendlich leichter, vor einem entwaffneten Gegner Ruhe zu haben, als einen muthigen und rüstigen Feind zu beherrschen. In dieser Operation besteht dann auch größtentheils das, was man einen *Menschen formieren* nennt; und zwar im beßten Sinne des Worts, wo es Bearbeitung des innern, nicht blos des äussern Menschen bedeutet. Ein so formierter Mensch wird freylich davor gesichert seyn, rohe Natur zu seyn und als solche zu erscheinen; er wird aber zugleich gegen alle Empfindungen der Natur durch Grundsätze geharnischt seyn, und die Menschheit *von aussen* wird ihm eben so wenig als die Menschheit *von innen* beykommen können.

[redacted]

demselben Verhältnisse auf, Objekt zu seyn, als sie Macht wird.
Sobald der Mensch nur Innhalt der Zeit ist, so ist Er nicht, 76
und er hat folglich auch keinen Innhalt. Mit seiner Persönlichkeit
ist auch sein Zustand aufgehoben, weil beydes Wechselbegriffe sind
— weil die Veränderung ein Beharrliches, und die begrenzte Realität
eine unendliche fodert. Wird der Formtrieb empfangend, das heißt,
kommt die Denkkraft der Empfindung zuvor und unterschiebt die Person
sich der Welt, so hört sie in demselben Verhältniß auf, selbstständige
Kraft und Subjekt zu seyn, als sie sich in den Platz des Objektes
drängt, weil das Beharrliche die Veränderung, und die absolute
Realität zu ihrer Verkündigung Schranken fodert. Sobald der Mensch
nur Form ist, so hat er keine Form; und mit dem Zustand ist
folglich auch die Person aufgehoben. Mit einem Wort: nur insofern
er selbstständig ist, ist Realität ausser ihm, ist er empfänglich; nur
insofern er empfänglich ist, ist Realität in ihm, ist er eine denkende
Kraft.

Beyde, der Sachtrieb und der Formtrieb, haben also Einschränkung,
und insofern sie als Energieen gedacht werden, Abspannung
nöthig; jener, daß er sich nicht ins Gebiet der Gesetzgebung, dieser,
daß er sich nicht ins Gebiet der Empfindung eindringe. Jene Ab- 77
spannung des Sachtriebes darf aber keinesweges die Wirkung eines
physischen Unvermögens und einer Stumpfheit der Empfindungen seyn,
welche überall nur Verachtung verdient; sie muß eine Handlung der
Freyheit, eine Thätigkeit der Person seyn, die durch ihre moralische
Intensität jene sinnliche mässigt, und durch Beherrschung der Eindrücke
ihnen an Tiefe nimmt, um ihnen an Fläche zu geben. Der Charakter
muß dem Temperament seine Grenzen bestimmen, denn nur an den
Geist darf der Sinn verlieren. Jene Abspannung des Formtriebs
darf eben so wenig die Wirkung eines geistigen Unvermögens und
einer Schlaffheit der Denk- oder Willenskräfte seyn, welche die Menschheit
erniedrigen würde. Fülle der Empfindungen muß ihre rühmliche
Quelle seyn; die Sinnlichkeit selbst muß mit siegender Kraft ihr Gebiet
behaupten, und der Gewalt widerstreben, die ihr der Geist durch
seine vorgreifende Thätigkeit gerne zufügen möchte. Mit einem Wort:

14: außer B. — 17: Formtrieb haben A. — Beyde Triebe haben B b K W M.
— 21: des sinnlichen Triebes B b K W M. — 25: mäs-|sigt, b, mä-|ßigt, B.

den Sachtrieb muß die Persönlichkeit, und den Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in seinen gehörigen Schranken halten.

Vierzehenter Brief. 7

Wir sind nunmehr zu dem Begriff einer solchen Wechsel-Wirkung zwischen beyden Trieben geführt worden, wo die Wirksamkeit des einen die Wirksamkeit des andern zugleich begründet und begrenzt, und wo jeder einzelne für sich gerade dadurch zu seiner höchsten Verkündigung gelangt, daß der andere thätig ist.

Dieses Wechselverhältniß beyder Triebe ist zwar bloß eine Aufgabe der Vernunft, die der Mensch nur in der Vollendung seines Daseyns ganz zu lösen im Stand ist. Es ist im eigentlichsten Sinne des Worts die Idee seiner Menschheit, mithin ein unendliches, dem er sich im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. „Er soll nicht auf Kosten seiner Realität „nach Form, und nicht auf Kosten der Form nach Realität streben; vielmehr soll er das absolute Seyn durch ein bestimmtes, und das bestimmte Seyn durch ein unendliches suchen. Er soll sich eine Welt gegenüber stellen, weil er Person ist, und soll Person seyn, weil ihm eine Welt gegenüber steht. Er soll empfinden, weil er sich bewußt ist, und soll sich bewußt seyn, weil er empfindet." — Daß er dieser Idee wirklich gemäß, folglich, in voller Bedeutung des Worts, Mensch ist, kann er nie in Erfahrung bringen, solange er nur Einen [redacted]

diese Anschauung ihm verschaffte, würde ihm zu einem Symbol seiner **ausgeführten Bestimmung**, folglich (weil diese nur in der Allheit der Zeit zu erreichen ist) zu einer Darstellung des Unendlichen dienen.

Vorausgesetzt, daß Fälle dieser Art in der Erfahrung vorkommen können, so würden sie einen neuen Trieb in ihm aufwecken, der eben darum, weil die beyden andern in ihm zusammenwirken, einem jeden derselben, einzeln betrachtet, entgegengesetzt seyn, und mit Recht für einen neuen Trieb gelten würde. Der Sachtrieb will, daß Veränderung sey, daß die Zeit einen Innhalt habe; der Formtrieb will, daß die Zeit aufgehoben, daß keine Veränderung sey. Derjenige Trieb also, in welchem beyde verbunden wirken, (es sey mir einstweilen, bis ich diese Benennung gerechtfertigt haben werde, vergönnt, ihn **Spieltrieb** zu nennen) der Spieltrieb also würde dahin gerichtet seyn, die Zeit **in der Zeit** aufzuheben, Werden mit absolutem Seyn, Veränderung mit Identität zu vereinbaren.

Der Sachtrieb will bestimmt **werden**, er will sein Objekt empfangen; der Formtrieb will **selbst** bestimmen, er will sein Objekt hervorbringen: der Spieltrieb wird also bestrebt seyn, so zu empfangen, wie er selbst hervor'gebracht hätte, und so hervorzubringen, wie der 80
Sinn zu empfangen trachtet. Der Sachtrieb, kann man sagen, ist dahin gerichtet die Einheit in der Zeit zu vervielfältigen, weil die Empfindung Succeßion von Realitäten ist; der Formtrieb ist dahin gerichtet, die Vielheit in der Idee zu vereinigen, weil der Gedanke Uebereinstimmung des Verschiedenen ist: der Spieltrieb wird also damit umgehen, die Einheit der Idee in der Zeit zu vervielfältigen; das Gesetz zum Gefühl zu machen; oder was eben soviel ist, die Vielheit in der Zeit in der Idee zu vereinigen; das Gefühl zum Gesetz zu machen.

Der Sachtrieb schließt aus seinem Subjekt alle Selbstthätigkeit und Freyheit, der Formtrieb schließt aus dem seinigen alle Abhängigkeit, alles Leiden aus. Ausschliessung der Freyheit ist aber physische, Ausschliessung des Leidens ist moralische Nothwendigkeit. Beyde Triebe nöthigen also das Gemüth, jener durch Naturgesetze, dieser durch

8: Der sinnliche Trieb B b K W M. — 16: Der sinnliche Trieb B b K W M. — 20—28: Der Sachtrieb, kann — zu machen.] fehlt B b K W M. — 22: ist; Der Formtrieb A. — 29: Der sinnliche Trieb B b K W M.

Gesetze der Vernunft. Der Spieltrieb also, als in welchem beyde verbunden wirken, wird das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigen; er wird also, weil er alle Zufälligkeit aufhebt, auch alle Nöthigung aufheben, und den Menschen, sowohl physisch als moralisch, in Freyheit setzen. Wenn wir jemand mit Leidenschaft umfassen, der unsrer Verachtung würdig ist, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Natur. Wenn wir gegen einen andern feindlich gesinnt sind, der uns Achtung abnöthigt, so empfinden wir peinlich die Nöthigung der Vernunft. Sobald er aber zugleich unsre Neigung interessiert und unsre Achtung sich erworben, so verschwindet sowohl der Zwang der Empfindung als der Zwang des Gewissens, und wir fangen an, ihn zu lieben, d. h. zugleich mit unsrer Neigung und mit unsrer Achtung zu spielen.

Indem uns ferner der Sachtrieb physisch, und der Formtrieb moralisch nöthigt, so läßt jener unsre formale, dieser unsre materiale Beschaffenheit zufällig; das heißt, es ist zufällig, ob unsere Glückseligkeit mit unsrer Vollkommenheit, oder ob diese mit jener übereinstimmen werde. Der Spieltrieb also, in welchem beyde vereinigt wirken, wird zugleich unsre formale und unsre materiale Beschaffenheit, zugleich unsre Vollkommenheit und unsre Glückseligkeit zufällig machen; er wird also, eben weil er beyde zufällig macht, und weil mit der Nothwendigkeit auch die Zufälligkeit verschwindet, die Zufällig- [redacted]

und Freyheit in Nothwendigkeit verwandeln, und auf diese Art beyde Naturen in dem Menschen in die innigste Gemeinschaft setzen.

Fünfzehenter Brief. 82

Immer näher komm ich dem Ziel, dem ich Sie auf einem wenig ermunternden Pfade entgegen führe. Lassen Sie es Sich gefallen, mir noch einige Schritte weiter zu folgen, so wird ein desto freyerer Gesichtskreis sich aufthun, und eine muntre Aussicht die Mühe des Wegs vielleicht belohnen.

Der Gegenstand des Sachtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Leben, in weitester Bedeutung; ein Begriff, der alles materiale Seyn, und alle unmittelbare Gegenwart in den Sinnen bedeutet. Der Gegenstand des Formtriebes, in einem allgemeinen Begriff ausgedrückt, heißt Gestalt, sowohl in uneigentlicher als in eigentlicher Bedeutung; ein Begriff, der alle formalen Beschaffenheiten der Dinge und alle Beziehungen derselben auf die Denkkräfte unter sich faßt. Der Gegenstand des Spieltriebes, in einem allgemeinen Schema vorgestellt, wird also lebende Gestalt heissen können; ein Begriff, der allen ästhetischen Beschaffenheiten der Erscheinungen, und mit einem Worte dem, was man in weitester Bedeutung Schönheit nennt, zur Bezeichnung dient.

Durch diese Erklärung, wenn es eine wäre, wird die Schönheit weder auf das ganze Gebiet des Lebendigen ausgedehnt, noch bloß in dieses Gebiet eingeschlossen. Ein Marmorblock, obgleich er leblos ist und bleibt, kann darum nichts desto weniger lebende Gestalt durch den Architekt und Bildhauer werden; ein Mensch, wiewohl er lebt 83 und Gestalt hat, ist darum noch lange keine lebende Gestalt. Dazu gehört, daß seine Gestalt Leben und sein Leben Gestalt sey. Solange wir über seine Gestalt bloß denken, ist sie leblos, blosse Abstraktion; solange wir sein Leben bloß fühlen, ist es gestaltlos, blosse Impression. Nur indem seine Form in unsrer Empfindung lebt, und sein Leben in unserm Verstande sich formt, ist er lebende Gestalt,

3: Funfzehnter B, Fünfzehnter b. — 4: komme B. — 7: muntere B. — 9: des sinnlichen Triebes, B b K W M. — 13: Gestalt, A B b. — 17: heißen B b. — 25: den Architekt] (Vgl. oben zu S. 258, 12).

und dieß wird überall der Fall seyn, wo wir ihn als schön beurtheilen.

Dadurch aber, daß wir die Bestandtheile anzugeben wissen, die in ihrer Vereinigung die Schönheit hervorbringen, ist die Genesis derselben auf keine Weise noch erklärt; denn dazu würde erfodert, daß man *jene Vereinigung selbst* begriffe, die uns, wie überhaupt alle Wechselwirkung zwischen dem endlichen und unendlichen, unerforschlich bleibt. Die Vernunft stellt aus transscendentalen Gründen die Foderung auf: es soll eine Gemeinschaft zwischen Formtrieb und Sachtrieb, das heißt, ein Spieltrieb seyn, weil nur die Einheit der Realität mit der Form, der Zufälligkeit mit der Nothwendigkeit, des Leidens mit der Freyheit den Begriff der Menschheit vollendet. Sie muß diese Foderung aufstellen, weil sie Vernunft ist — weil sie ihrem Wesen nach auf Vollendung und auf Wegräumung aller Schranken dringt, jede ausschliessende Thätigkeit des einen oder des andern Triebes aber die menschliche Natur unvollendet läßt, und eine Schranke in derselben begründet. Sobald sie demnach den Ausspruch thut: es soll eine Menschheit existieren, so hat sie eben dadurch das Gesetz aufgestellt: es soll eine Schönheit seyn. Die Erfahrung kann uns beantworten, ob eine Schönheit ist, und wir werden es wissen, es sobald sie uns belehrt hat, ob eine Menschheit ist. *Wie* aber eine Schönheit seyn kann, und wie eine Menschheit möglich ist, kann uns

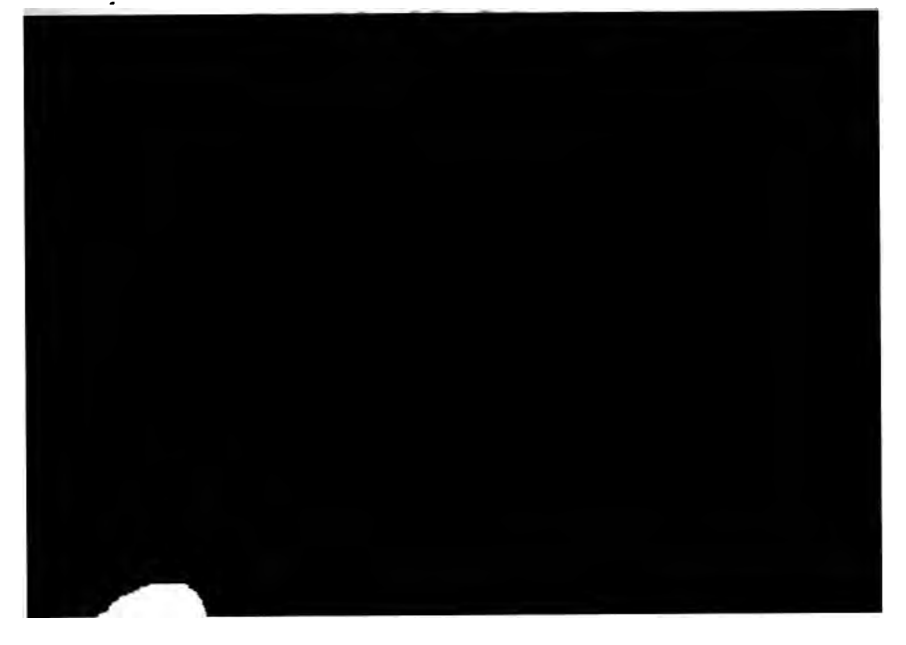
[redacted]

Erklärung derselben allzusehr durch das Bedürfniß der Kunst leiten liessen, geurtheilt worden ist*: sie ist das gemeinschaftliche Objekt beyder Triebe, das heißt, des Spieltriebs. Diesen Nahmen rechtfertigt der Sprachgebrauch vollkommen, der alles das, was weder subjektiv noch objektiv zufällig ist, und doch weder äußerlich noch innerlich nöthigt, mit dem Wort Spiel zu bezeichnen pflegt. Da sich das Gemüth bey Anschauung des Schönen in einer glücklichen Mitte zwischen dem Gesetz und Bedürfniß befindet, so ist es eben darum, weil es sich zwischen beyden theilt, dem Zwange sowol des einen als des andern entzogen. Dem Sachtrieb wie dem Formtrieb ist es mit ihren Foderungen ernst, weil der eine sich, beym Erkennen, auf die Wirklichkeit, der andre auf die Nothwendigkeit der Dinge bezieht; weil, beym Handeln, der erste auf Erhaltung des Lebens, der zweyte auf Bewahrung der Würde, beyde also auf Wahrheit und Vollkommenheit gerichtet sind. Aber das Leben wird gleichgültiger, so wie die Würde sich einmischt, und die Pflicht nöthigt nicht mehr, sobald die Neigung zieht: eben so nimmt das Gemüth die Wirklichkeit der Dinge, die materiale Wahrheit, freyer und ruhiger auf, sobald solche der formalen Wahrheit, dem Gesetz der Nothwendigkeit, begegnet, und fühlt sich durch Abstraktion nicht mehr angespannt, sobald die unmittelbare Anschauung sie begleiten kann. Mit einem Wort: indem es mit Ideen in Gemeinschaft kommt, verliert alles Wirkliche seinen Ernst, weil es klein wird, und indem es mit der Empfindung zusammen trift, legt das Nothwendige den seinigen ab, weil es leicht wird.

Wird aber, möchten Sie längst schon versucht gewesen seyn mir entgegen zu setzen, wird nicht das Schöne dadurch, daß man es zum blossen Spiel macht, erniedrigt, und den frivolen Gegenständen gleich

* Zum blossen Leben macht die Schönheit Burke in seinen Phil. Untersuchungen über den Ursprung unsrer Begriffe vom Erhabenen und Schönen. Zur blossen Gestalt macht sie, soweit mir bekannt ist, jeder Anhänger des dogmatischen Systems, der über diesen Gegenstand je sein Bekenntniß ablegte: unter den Künstlern Raphael Mengs in seinen Gedanken über den Geschmack in der Mahlerey; andrer nicht zu gedenken. So wie in allem, hat auch in diesem Stück die kritische Philosophie den Weg eröffnet, die Empirie auf Principien, und die Spekulation zur Erfahrung zurück zu führen.

2: ließen, B b. — 3: Diesen K W M] Diese A B b. — 9: sowohl B b. — 10: Dem Stofftrieb B b K W M.



Todeskampf eines erlegten Gladiators oder seines libyschen Gegners sich labt, so wird es uns aus diesem einzigen Zuge begreiflich, warum wir die Idealgestalten einer Venus, einer Juno, eines Apolls, nicht in Rom, sondern in Griechenland aufsuchen müssen.* Nun spricht aber die Vernunft: das Schöne soll nicht blosses Leben und nicht blosse Gestalt, sondern lebende Gestalt, das ist, Schönheit seyn; indem sie ja dem Menschen das doppelte Gesetz der absoluten Formalität und der absoluten Realität diktiert. Mithin thut sie auch den Ausspruch: der ' Spieltrieb soll nicht bloß Sachtrieb, und soll nicht 88
blos Formtrieb, sondern beydes zugleich, das ist, Spieltrieb seyn. Mit andern Worten: der Mensch soll mit der Schönheit *nur spielen*, und soll *nur mit der Schönheit* spielen.

Denn, um es endlich auf einmal herauszusagen, der Mensch spielt nur, wo er in voller Bedeutung des Worts Mensch ist, und *er ist nur da ganz Mensch, wo er spielt*. Dieser Satz, der in diesem Augenblicke vielleicht paradox erscheint, wird eine große und tiefe Bedeutung erhalten, wenn wir erst dahin gekommen seyn werden, ihn auf den doppelten Ernst der Pflicht und des Schicksals anzuwenden; er wird, ich verspreche es Ihnen, das ganze Gebäude der ästhetischen Kunst und der noch schwürigern Lebenskunst tragen. Aber dieser Satz ist auch nur in der Wissenschaft unerwartet; längst schon lebte und wirkte er in der Kunst, und in dem Gefühle der Griechen, ihrer vornehmsten Meister; nur daß sie in den Olympus versetzten, was auf der Erde sollte ausgeführt werden. Von der Wahrheit desselben geleitet liessen sie sowohl den Ernst und die Arbeit, welche die Wangen der Sterblichen furchen, als die nichtige Lust, die das leere Angesicht glättet, aus der Stirne der seligen Götter verschwinden, gaben

* Wenn man (um bey der neuern Welt stehen zu bleiben) die Wettrennen in London, die Stiergefechte in Madrid, die Spectacles in dem ehemaligen Paris, die Gondelrennen in Venedig, die Thierhatzen in Wien, und das frohe schöne Leben des Korso in Rom gegeneinander hält, so kann es nicht schwer seyn, den Geschmack dieser verschiedenen Völker gegeneinander zu nüancieren. Indessen zeigt sich unter den Volksspielen in diesen verschiedenen Ländern weit weniger Einförmigkeit als unter den Spielen der feineren Welt in eben diesen Ländern, welches leicht zu erklären ist.

9—11: der Spieltrieb — andern Worten:] fehlt B b K W M. — 20: schwierigern B. — 25: ließen B b. — 31: Corso B. — gegen einander B. — 32: nüanciren. B. — 34: feinern B b.

die ewig zufriedenen von den Fesseln jedes Zweckes, jeder Pflicht, jeder Sorge frey, und machten den *Müssiggang* und die *Gleichgültigkeit* zum beneideten Loose des Götterstandes: ein bloß menschlicherer Nahme für das freyeste und erhabenste Seyn. Sowohl der materielle Zwang der Naturgesetze, als der geistige Zwang der Sittengesetze verlor sich in ihrem höhern Begriff von Nothwendigkeit, der beyde Welten zugleich umfaßte, und aus der Einheit jener beyden Nothwendigkeiten gieng ihnen erst die wahre Freyheit hervor. Beseelt von diesem Geiste löschten sie aus den Gesichtszügen ihres Ideals zugleich mit der *Neigung* auch alle Spuren des *Willens* aus, oder besser, sie machten beyde unkenntlich, weil sie beyde in dem innigsten Bund zu verknüpfen wußten. Es ist weder Anmuth noch ist es Würde, was aus dem herrlichen Antlitz einer *Juno Ludovisi* zu uns spricht; es ist keines von beyden, weil es beydes zugleich ist. Indem der weibliche Gott unsre Anbetung heischt, entzündet das gottgleiche Weib unsre Liebe; aber indem wir uns der himmlischen Holdseligkeit aufgelößt hingeben, schreckt die himmlische Selbstgenügsamkeit uns zurück. In sich selbst ruhet und wohnt die ganze Gestalt, eine völlig geschlossene Schöpfung, und als wenn sie jenseits des Raumes wäre, ohne Nachgeben, ohne Widerstand; da ist keine Kraft, die mit Kräften kämpfte, keine Blöße, wo die Zeitlichkeit einbrechen könnte. Durch jenes unwiderstehlich ergriffen und angezogen, durch dieses in [redacted]

nur Idee, die von der Wirklichkeit nie ganz erreicht werden kann. In der Wirklichkeit wird immer ein Uebergewicht des Einen Elements über das andere übrig bleiben, und das höchste was die Erfahrung leistet, wird in einer Schwankung zwischen beyden Principien bestehen, wo bald die Realität bald die Form überwiegend ist. Die Schönheit in der Idee ist also ewig nur eine untheilbare einzige, weil es nur ein einziges Gleichgewicht geben kann; die Schönheit in der Erfahrung hingegen wird ewig eine doppelte seyn, weil bey einer Schwankung das Gleichgewicht auf eine doppelte Art, nehmlich diſſeits und jenseits, kann übertreten werden.

Ich habe in einem der vorhergehenden Briefe bemerkt, auch läßt es sich aus dem Zusammenhange des bisherigen mit strenger Nothwendigkeit folgern, daß von dem Schönen zugleich eine auflösende und eine anspannende Wirkung zu erwarten sey: eine auflösende, um sowohl den Sachtrieb als den Formtrieb in ihren Grenzen zu halten: eine anspannende, um beyde in ihrer Kraft zu erhalten. Diese beyden Wirkungsarten der Schönheit sollen aber, der Idee 91 nach, schlechterdings nur eine einzige seyn. Sie soll auflösen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig anspannt, und soll anspannen, dadurch daß sie beyde Naturen gleichförmig auflößt. Indem sie zugleich mit dem Sachtriebe auch den Formtrieb in Thätigkeit setzt, hat sie beyden ihre Grenzen gezogen; indem sie beyde durcheinander in Schranken hält, hat sie beyden die gehörige Freyheit gegeben. Dieses folgt schon aus dem Begriff einer Wechselwirkung, vermöge dessen beyde Theile einander zugleich nothwendig bedingen, und durch einander bedingt werden, und deren reinstes Produkt die Schönheit ist. Aber die Erfahrung bietet uns kein Beyspiel einer so vollkommenen Wechselwirkung dar, sondern hier wird jederzeit, mehr oder weniger das Uebergewicht einen Mangel und der Mangel ein Uebergewicht begründen. Was also in dem Ideal-Schönen nur in der Vorstellung unterschieden wird, das ist in dem Schönen der Erfahrung der Existenz nach verschieden. Das Idealschöne, obgleich untheilbar und einfach, zeigt in verschiedener Beziehung sowohl eine schmelzende als energische Eigenschaft; in der Erfahrung giebt es

3: höchste, B. — 9: dieſſeits B. — 15: den sinnlichen Trieb B b K W M. — 20–23: Indem — gegeben] fehlt B b K W M. — 33: einfach zeigt A B b.

eine schmelzende und energische Schönheit. So ist es und so wird es in allen den Fällen seyn, wo das Absolute in die Schranken der Zeit gesetzt ist, und Ideen der Vernunft in der Menschheit realisiert werden sollen. So denkt der reflektirende Mensch sich die Tugend, die Wahrheit, die Glückseligkeit; aber der handelnde Mensch wird bloß *Tugenden* üben, bloß *Wahrheiten* fassen, bloß *glückselige Tage* geniessen. Diese auf jene zurück zu führen — an die Stelle der Sitten die Sittlichkeit, an die Stelle der Kenntnisse die Erkenntniß, an die Stelle des Glückes die Glückseligkeit zu setzen, ist das Geschäft der physischen und moralischen Bildung; aus Schönheiten die Schönheit zu machen, ist die Aufgabe der ästhetischen.

Die energische Schönheit kann den Menschen eben so wenig vor einem gewissen Ueberrest von Wildheit und Härte bewahren, als ihn die schmelzende vor einem gewissen Grade der Weichlichkeit und Entnervung schützt. Denn da die Wirkung der erstern ist, das Gemüth sowohl im physischen als moralischen anzuspannen und seine Schnellkraft zu vermehren, so geschieht es nur gar zu leicht, daß der Widerstand des Temperaments und Charakters die Empfänglichkeit für Eindrücke mindert, daß auch die zärtere Humanität eine Unterdrückung erfährt, die nur die rohe Natur treffen sollte, und daß die rohe Natur an einem Kraftgewinn Theil nimmt, der nur der freyen Person gelten sollte; daher findet man in den Zeitaltern der Kraft und der Fülle [redacted]

Willkührlichkeit, Leichtigkeit in Frivolität, Ruhe in Apathie ' aus- 93
arten, und die verächtlichste Karrikatur zunächst an die herrlichste Menschlichkeit grenzen sehen. Für den Menschen unter dem Zwange entweder der Materie oder der Formen ist also die schmelzende Schönheit Bedürfniß, denn von Grösse und Kraft ist er längst gerührt, ehe er für Harmonie und Grazie anfängt empfindlich zu werden. Für den Menschen unter der Indulgenz des Geschmacks ist die energische Schönheit Bedürfniß, denn nur allzugern verscherzt er im Stand der Verfeinerung eine Kraft, die er aus dem Stand der Wildheit herüberbrachte.

Und nunmehr, glaube ich, wird jener Widerspruch erklärt und beantwortet seyn, den man in den Urtheilen der Menschen über den Einfluß des Schönen, und in Würdigung der ästhetischen Kultur anzutreffen pflegt. Er ist erklärt dieser Widerspruch, sobald man sich erinnert, daß es in der Erfahrung eine zweyfache Schönheit giebt, und daß beyde Theile von der ganzen Gattung behaupten, was jeder nur von einer besondern Art derselben zu beweisen im Stande ist. Er ist gehoben dieser Widerspruch, sobald man das doppelte Bedürfniß der Menschheit unterscheidet, dem jene doppelte Schönheit entspricht. Beyde Theile werden also wahrscheinlich Recht behalten, wenn sie nur erst miteinander verständigt sind, welche Art der Schönheit und welche Form der Menschheit sie in Gedanken haben.

Ich werde daher im Fortgange meiner Untersuchungen den Weg, den die Natur in ästhetischer Hinsicht mit dem Menschen einschlägt, auch zu dem meinigen machen, und mich von den Arten der Schönheit zu dem Gattungsbegriff derselben erheben. Ich werde die Wirkungen der ' schmelzenden Schönheit an dem angespannten Menschen, 94
und die Wirkungen der energischen an dem abgespannten prüfen, um zulezt beyde entgegen gesetzte Arten der Schönheit in der Einheit des Ideal-Schönen auszulöschen, so wie jene zwey entgegengesetzten Formen der Menschheit in der Einheit des Ideal-Menschen untergehn.

Die Fortsetzung folgt.

5: Größe B b. — 21: mit einander B. — 29: zuletzt B b. — 32: fehlt B b K W M.

Die schmelzende Schönheit.

Fortsetzung der Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen.

(Im ersten und zweyten Stück der Horen.)

Siebenzehenter Brief. 45

So lange es bloß darauf ankam, die allgemeine Idee der Schönheit aus dem Begriffe der menschlichen Natur überhaupt abzuleiten, durften wir uns an keine andere Schranken der letztern erinnern, als die unmittelbar in dem Wesen derselben gegründet und von dem Begriffe der Endlichkeit unzertrennlich sind. Unbekümmert um die zufälligen Einschränkungen, die sie in der wirklichen Erscheinung erleiden möchte, schöpften wir den Begriff derselben unmittelbar aus der Vernunft, als der Quelle aller Nothwendigkeit, und mit dem Ideale der Menschheit war zugleich auch das Ideal der Schönheit gegeben.

Jetzt aber steigen wir aus der Region der Ideen auf den Schauplatz der Wirklichkeit herab, um den Menschen *in einem bestimmten* Zustand, mithin unter Einschränkungen anzutreffen, die nicht



[redacted]

Ehe wir also noch die Zeugnisse der Erfahrung darüber abgehört haben, sind wir schon im voraus durch bloße Vernunft gewiß, daß wir den wirklichen, folglich beschränkten Menschen entweder in einem Zustande der Anspannung oder in einem Zustande der Abspannung finden werden, je nachdem entweder die einseitige Thätigkeit einzelner Kräfte die Harmonie seines Wesens stört, oder die Einheit seiner Natur sich auf die gleichförmige Erschlaffung seiner sinnlichen und geistigen Kräfte gründet. Beyde entgegengesetzte Schranken werden, wie nun bewiesen werden soll, durch die Schönheit gehoben, die in dem angespannten Menschen die Harmonie, in dem abgespannten die Energie wieder herstellt, und auf diese Art, ihrer Natur gemäß, den eingeschränkten Zustand auf einen absoluten zurükführt, und den Menschen zu einem in sich selbst vollendeten Ganzen macht. *

Sie verläugnet also in der Wirklichkeit auf keine Weise den Be- 47
griff, den wir in der Spekulation von ihr faßten; nur daß sie hier ungleich weniger freye Hand hat als dort, wo wir sie auf den reinen Begriff der Menschheit anwenden durften. An dem Menschen, wie die Erfahrung ihn aufstellt, findet sie einen schon verdorbenen und widerstrebenden Stoff, der ihr gerade so viel von ihrer idealen Vollkommenheit raubt, als er von seiner individualen Beschaffenheit einmischt. Sie wird daher in der Wirklichkeit überall nur als eine besondere und eingeschränkte Species, nie als reine Gattung sich zeigen, sie wird in angespannten Gemüthern von ihrer Freyheit und Mannichfaltigkeit, sie wird in abgespannten von ihrer belebenden Kraft ablegen; uns aber, die wir nunmehr mit ihrem wahren Charakter vertrauter geworden sind, wird diese widersprechende Erscheinung nicht irre machen. Weit entfernt, mit dem großen Haufen der Beurtheiler aus einzelnen Erfahrungen ihren Begriff zu

* Der vortrefliche Verfasser der Schrift: Grundsätze der Aesthetik u. s. f. Erfurt 1791. unterscheidet in der Schönheit die zwey Grundprincipien Anmuth und Kraft und setzt die Schönheit in die vollkommenste Vereinigung beyder; welches mit der hier gegebenen Erklä'rung aufs genaueste zusammentrift. Auch in seiner 47
Definition liegt also schon der Grund der Eintheilung der Schönheit in eine schmelzende, worinn die Anmuth, und in eine energische, worinn die Kraft überwiegt.

3: wirklichen folglich A b. — 12: zurückführt, B b. — 29–34: (Die Anmerkung fehlt B b K W M.) — 29: Verfasser] (Coadjutor von Dalberg).

bestimmen und *sie* für die Mängel verantwortlich zu machen, die der Mensch unter ihrem Einflusse zeigt, wissen wir vielmehr, daß es der Mensch ist, der die Unvollkommenheiten seines Individuums auf sie überträgt, der durch seine subjective Begrenzung ihrer Vollendung unaufhörlich im Wege steht, und ihr absolutes Ideal auf zwey eingeschränkte Formen der Erscheinung herabsetzt.

' Die schmelzende Schönheit, wurde behauptet, sey für ein ange- 48
spanntes Gemüth und für ein abgespanntes die energische. Angespannt aber nenne ich den Menschen sowohl, wenn er sich unter dem Zwange von Empfindungen, (unter der einseitigen Gewalt des Sachtriebs) als wenn er sich unter dem Zwange von Begriffen (unter der ausschließenden Gewalt des Formtriebs) befindet. Jede *ausschliessende* Herrschaft eines seiner beyden Grundtriebe ist für ihn ein Zustand des Zwanges und der Gewalt; und Freyheit liegt nur in der Zusammenwirkung seiner beyden Naturen, in der Uebereinstimmung beyder Nothwendigkeiten. Der von Gefühlen einseitig beherrschte oder sinnlich angespannte Mensch wird also aufgelößt und in Freyheit gesetzt durch Form; der von Gesetzen einseitig beherrschte oder geistig angespannte Mensch wird aufgelößt und in Freyheit gesetzt durch Materie. Die schmelzende Schönheit, um dieser doppelten Aufgabe ein Genüge zu thun, wird sich also unter zwey verschiednen Gestalten zeigen. Sie wird *erstlich* als ruhige Form das wilde Leben besänftigen, und von Empfindungen zu Gedanken den Uebergang bahnen; sie wird *zweytens* als lebendes Bild die abgezogene Form [redacted]

' Um uns einen Begriff davon machen zu können, wie die Schön- 49
heit ein Mittel werden kann, jene doppelte Anspannung zu heben, müssen wir den Ursprung derselben in dem menschlichen Gemüth zu erforschen suchen. Entschließen Sie Sich also noch zu einem kurzen Auffenthalt im Gebiete der Spekulation, um es alsdann auf immer zu verlassen, und mit desto sichererem Schritt auf dem Feld der Erfahrung fortzuschreiten.

Achtzehenter Brief. 50

Durch die schmelzende Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet; durch die schmelzende Schönheit wird der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt, und der Sinnenwelt wiedergegeben.

Aus diesem scheint zu folgen, daß es zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit einen mittleren Zustand geben müsse, und daß uns die Schönheit in diesen mittleren Zustand versetze. Diesen Begriff bildet sich auch wirklich der größte Theil der Menschen von der Schönheit, so bald er angefangen hat, über ihre Wirkungen zu reflektieren, und alle Erfahrungen weisen darauf hin. Auf der andern Seite aber ist nichts ungereimter und widersprechender, als ein solcher Begriff, da der Abstand zwischen Materie und Form, zwischen Leiden und Thätigkeit, zwischen Empfinden und Denken unendlich ist, und schlechterdings durch nichts kann vermittelt werden. Wie heben wir nun diesen Widerspruch? Die Schönheit verknüpft die zwey entgegengesetzte Zustände des Empfindens und des Denkens, und doch giebt es schlechterdings kein Mittleres zwischen beyden. Jenes ist durch Erfahrung, dieses ist unmittelbar durch Vernunft gewiß.

Dieß ist der eigentliche Punkt, auf den zuletzt die ganze Frage über die Schönheit hinausläuft, und gelingt es uns, dieses Problem befriedigend aufzulösen, so haben wir zugleich den Faden gefunden, der uns durch das ganze Labyrinth der Aesthetik führt.

5: Aufenthalt B b. — 6: sichererm B b. — 8: Achtzehnter B b. — 9 und 10: schmelzende] fehlt B b K W M. — 18: reflektiren, B. — 24: entgegengesetzten B b K W M. — 26: Erfahrung; A b.

Es kommt aber hiebey auf zwey höchst verschiedene Operationen 51
an, welche bey dieser Untersuchung einander nothwendig unterstützen müssen. Die Schönheit, heißt es, verknüpft zwey Zustände miteinander, *die einander entgegengesetzt sind*, und niemals Eins werden können. Von dieser Entgegensetzung müssen wir ausgehen; wir müssen sie in ihrer ganzen Reinheit und Strengigkeit auffassen und anerkennen, so daß beyde Zustände sich auf das bestimmteste scheiden; sonst vermischen wir, aber vereinigen nicht. Zweytens heißt es: jene zwey entgegengesetzte Zustände *verbindet* die Schönheit, und hebt also die Entgegensetzung auf. Weil aber beyde Zustände einander ewig entgegengesetzt bleiben, so sind sie nicht anders zu verbinden, als indem sie aufgehoben werden. Unser zweytes Geschäft ist also, diese Verbindung vollkommen zu machen, sie so rein und vollständig durchzuführen, daß beyde Zustände in einem Dritten gänzlich verschwinden, und keine Spur der Theilung in dem Ganzen zurükbleibt; sonst vereinzeln wir, aber vereinigen nicht. Alle Streitigkeiten, welche jemals in der philosophischen Welt über den Begriff der Schönheit geherrscht haben, und zum Theil noch heut zu Tag herrschen, haben keinen andern Ursprung, als daß man die Untersuchung entweder nicht von einer gehörig strengen Unterscheidung anfieng, oder sie nicht bis zu einer völlig reinen Vereinigung durchführte. Diejenigen unter den Philosophen, welche sich bey der Reflexion über diesen Gegenstand der Leitung ihres *Gefühls* blindlings anvertrauen, können von der Schönheit keinen *Begriff* erlangen, weil sie in dem [redacted]



Schönheit auch eben so denken, wie sie wirkt; diese wollen sie eben so wirken lassen, wie sie gedacht wird. Beyde müssen also die Wahrheit verfehlen, jene, weil sie es mit ihrem eingeschränkten Denkvermögen der unendlichen Natur nachthun; diese, weil sie die unendliche Natur nach ihren Denkgesetzen einschränken wollen. Die ersten fürchten, durch eine zu strenge Zergliederung der Schönheit von ihrer Freyheit zu rauben; die andern fürchten, durch eine zu kühne Vereinigung die Bestimmtheit ihres Begriffs zu zerstören. Jene bedenken aber nicht, daß die Freyheit, in welche sie mit allem Recht das Wesen der Schönheit setzen, nicht Gesetzlosigkeit, sondern Harmonie von Gesetzen, nicht Willkührlichkeit, sondern höchste innere Nothwendigkeit ist; diese bedenken nicht, daß die Bestimmtheit, welche sie mit gleichem Recht von der Schönheit fodern, nicht in der Ausschließung gewisser Realitäten, sondern in der absoluten Einschließung aller besteht, daß sie also nicht Begrenzung, sondern Unendlichkeit ist. Wir werden die Klippen vermeiden, an welchen beyde gescheitert sind, wenn wir von den zwey Elementen beginnen, in welche die Schönheit sich vor dem Verstande theilt, aber uns alsdann auch zu der reinen ästhetischen Einheit erheben, durch die sie auf die Empfindung wirkt, 53
und in welcher jene beyden Zustände gänzlich verschwinden.*

* Einem aufmerksamen Leser wird sich bey der hier angestellten Vergleichung die Bemerkung dargeboten haben, daß die sensualen Aesthetiker, welche das Zeugniß der Empfindung mehr als das Raisonnement gelten lassen, sich der That nach weit weniger von der Wahrheit entfernen als ihre Gegner, obgleich sie der Einsicht nach es nicht mit diesen aufnehmen können; und dieses Verhältniß findet man überall zwischen der Natur und der Wissenschaft. Die Natur (der Sinn) vereinigt überall, der Verstand scheidet überall, aber die Vernunft vereinigt wieder; daher ist der Mensch, ehe er anfängt zu philosophieren, der Wahrheit näher als der Philosoph, der seine Untersuchung noch nicht durch alle Kategorien durchgeführt und geendigt hat. Man kann deßwegen ohne alle weitere Prüfung ein Philosophem für irrig erklären, sobald dasselbe, dem Resultat nach, die gemeine Empfindung gegen sich hat; mit demselben Rechte aber kann man es für verdächtig halten, wenn es, der Form und Methode nach, die gemeine Empfindung auf seiner Seite hat. Mit dem letztern mag sich ein jeder Schriftsteller trösten, der eine philosophische Deduction nicht, wie manche Leser zu erwarten scheinen, wie eine Unterhaltung am Kaminfeuer vortragen kann. Mit dem erstern mag man jeden zum Stillschweigen bringen, der auf Kosten des Menschenverstandes neue Systeme gründen will.

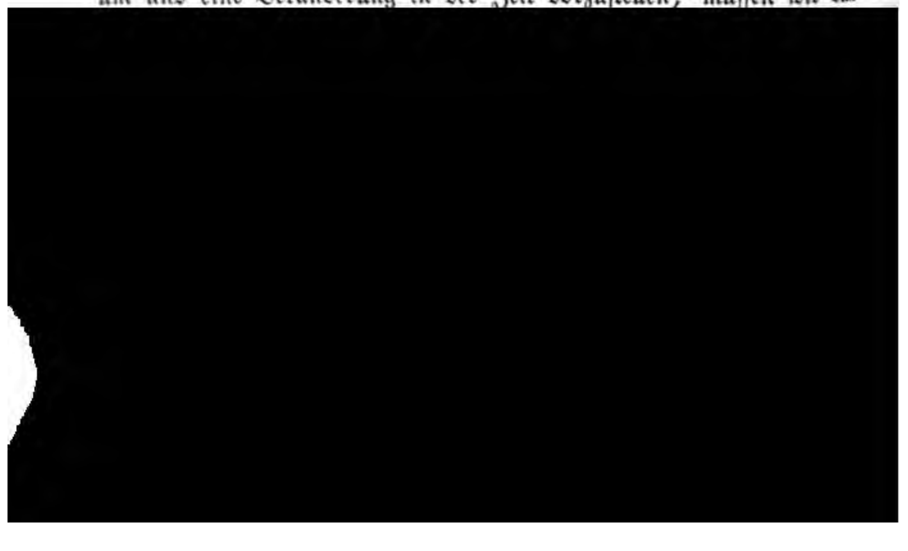
6: Zergliederung, Bb. — 15: Begränzung, B. — 28: philosophiren, B. — 29–30: durch alle Kategorien durchgeführt und] fehlt B b K W M. — 30: deswegen B b.

Neunzehenter Brief.

Es lassen sich in dem Menschen überhaupt zwey verschiedene Zustände der passiven und aktiven Bestimmbarkeit, und eben so viele Zustände der passiven und aktiven Bestimmung unterscheiden. Die Erklärung dieses Satzes führt uns am kürzesten zum Ziel.

Der Zustand des menschlichen Geistes *vor* aller Bestimmung, die ihm durch Eindrücke der Sinne gegeben wird, ist eine Bestimmbarkeit ohne Grenzen. Das Endlose des Raumes und der Zeit ist seiner Einbildungskraft zu freyem Gebrauch hingegeben, und weil, der Voraussetzung nach, in diesem weiten Reiche des Möglichen nichts gesetzt, folglich auch noch nichts ausgeschlossen ist, so kann man diesen Zustand der Bestimmungslosigkeit eine *leere Unendlichkeit* nennen, welches mit einer unendlichen Leere keineswegs zu verwechseln ist.

Jetzt soll sein Sinn gerührt werden, und aus der unendlichen Menge möglicher Bestimmungen soll eine Einzelne Wirklichkeit erhalten. Eine Vorstellung soll in ihm entstehen. Was in dem vorhergegangenen Zustand der bloßen Bestimmbarkeit nichts, als ein leeres Vermögen war, das wird jetzt zu einer wirkenden Kraft, das bekommt einen Innhalt; zugleich aber erhält es, als wirkende Kraft, eine Grenze, da es, als bloßes Vermögen, unbegrenzt war. Realität ist also da, aber die Unendlichkeit ist verloren. Um eine Gestalt im Raum zu beschreiben, müssen wir den endlosen Raum *begrenzen*; um uns eine Veränderung in der Zeit vorzustellen, müssen wir das


[redacted]

Nichtsetzung Entgegensetzung würde; diese Handlung des Gemüths heißt urtheilen oder denken, und das Resultat derselben der Gedanke.

Ehe wir im Raum einen Ort bestimmen, giebt es überhaupt keinen Raum für uns; aber ohne den absoluten Raum würden wir nimmermehr einen Ort bestimmen. Eben so mit der Zeit. Ehe wir den Augenblick haben, giebt es überhaupt keine Zeit für uns; aber ohne die ewige Zeit würden wir nie eine Vorstellung des Augenblicks haben. Wir gelangen also freylich nur durch den Theil zum Ganzen, nur durch die Grenze zum Unbegrenzten, nur durch Leiden zur Thätigkeit; aber wir gelangen auch nur durch das Ganze zum Theil, nur durch das Unbegrenzte zur Grenze, nur durch die Thätigkeit zum Leiden.

Wenn nun also von dem Schönen behauptet wird, daß es dem Menschen einen Uebergang vom Empfinden zum Denken bahne, so 56
ist dieß keineswegs so zu verstehen, als ob durch das Schöne die Kluft könnte ausgefüllt werden, die das Empfinden vom Denken, die das Leiden von der Thätigkeit trennt; diese Kluft ist unendlich, und ohne Dazwischenkunft eines neuen und selbstständigen Vermögens kann aus dem Einzelnen in Ewigkeit nichts Allgemeines, kann aus dem Zufälligen nichts Nothwendiges, aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges werden. Der Gedanke ist die unmittelbare Handlung dieses absoluten Vermögens, welches zwar durch die Sinne veranlaßt werden muß, sich zu äußern, in seiner Aeusserung selbst aber so wenig von der Sinnlichkeit abhängt, daß es sich vielmehr nur durch Entgegensetzung gegen dieselbe verkündiget. Die Selbstständigkeit, mit der es handelt, schließt jede fremde Einwirkung aus, und nicht in so fern sie beym Denken hilft, (welches einen offenbaren Widerspruch enthält) bloß in so fern sie den Denkkräften Freyheit verschaft, ihren eigenen Gesetzen gemäß sich zu äussern, kann die Schönheit ein Mittel werden, den Menschen von der Materie zur Form, von Empfindungen zu Gesetzen, von einem beschränkten zu einem absoluten Daseyn zu führen.

Dieß aber setzt voraus, daß die Freyheit der Denkkräfte gehemmt werden könne, welches mit dem Begriff eines selbstständigen Ver-

9—10: nur durch Leiden zur Thätigkeit;] fehlt B b K W M. — 11: nur durch die Thätigkeit zum Leiden.] fehlt B b K W M. — 19—20: aus dem Augenblicklichen nichts Beständiges] fehlt B b K W M. — 22: Aeußerung B b. — 26: hilft, B. — 27: verschafft, B b.

mögens zu streiten scheint. Ein Vermögen nehmlich, welches von aussen nichts als den Stoff seines Wirkens empfängt, kann nur durch Entziehung des Stoffes, also nur negativ an seinem Wirken gehindert werden, und es heißt die Natur eines Geistes verkennen, wenn man den sinnlichen Passionen eine Macht beylegt, die Freyheit des Gemüths positiv unterdrücken zu können. Zwar stellt die Erfahrung 67 Beyspiele in Menge auf, wo die Vernunftkräfte in demselben Maaß unterdrükt erscheinen, als die sinnlichen Kräfte feuriger wirken, aber anstatt jene Geistesschwäche von der Stärke des Affekts abzuleiten, muß man vielmehr diese überwiegende Stärke des Affekts durch jene Schwäche des Geistes erklären; denn die Sinne können nicht anders eine Macht gegen den Menschen vorstellen, als insofern der Geist frey unterlassen hat, sich als eine solche zu beweisen.

Indem ich aber durch diese Erklärung einem Einwurfe zu begegnen suche, habe ich mich, wie es scheint, in einen andern verwickelt, und die Selbstständigkeit des Gemüths nur auf Kosten seiner Einheit gerettet. Denn wie kann das Gemüth *aus sich selbst* zugleich Gründe der Nichtthätigkeit und der Thätigkeit nehmen, wenn es nicht selbst getheilt, wenn es nicht sich selbst entgegengesetzt ist?

Hier müssen wir uns nun erinnern, daß wir den endlichen, nicht den unendlichen Geist vor uns haben. Der endliche Geist ist derjenige, der nicht anders, als durch Leiden thätig wird, nur durch Schranken [redacted]

die absolute Einheit desselben möglich wäre, so stellt er beyde Begriffe mit vollkommner Befugniß als gleich nothwendige Bedingungen der Erfahrung auf, ohne sich weiter um ihre Vereinbarkeit zu bekümmern. Diese Innwohnung zweyer Grundtriebe widerspricht übrigens auf keine Weise der absoluten Einheit des Geistes, sobald man nur von beyden Trieben ihn selbst unterscheidet. Beyde Triebe existiren und wirken zwar in ihm, aber Er selbst ist weder Materie noch Form, weder Sinnlichkeit noch Vernunft, welches diejenigen, die den menschlichen Geist nur da selbst handeln lassen, wo sein Verfahren mit der Vernunft übereinstimmt, und wo dieses der Vernunft widerspricht, ihn bloß für paßiv erklären, nicht immer bedacht zu haben scheinen.

Jeder dieser beyden Grundtriebe strebt, sobald er zur Entwicklung gekommen, seiner Natur nach und nothwendig nach Befriedigung, aber eben darum, weil beyde nothwendig und beyde doch nach entgegengesetzten Objekten streben, so hebt diese doppelte Nöthigung sich gegenseitig auf, und der Wille behauptet eine vollkommene Freyheit zwischen beyden. Der Wille ist es also, der sich gegen beyde Triebe als eine Macht (als Grund der Wirklichkeit) verhält, aber keiner von beyden kann sich für sich selbst, als eine Macht gegen den andern verhalten. ' Durch den positivsten Antrieb zur Gerechtigkeit, woran es 59 ihm keineswegs mangelt, wird der Gewaltthätige nicht von Unrecht abgehalten, und durch die lebhafteste Versuchung zum Genuß der Starkmüthige nicht zum Bruch seiner Grundsätze gebracht. Es giebt in dem Menschen keine andere Macht, als seinen Willen, und nur was den Menschen aufhebt, der Tod und jeder Raub des Bewußtseyns, kann die innere Freyheit aufheben.

Auf dem Willen beruht es also, ob der Sachtrieb, ob der Formtrieb befriedigt werden soll. Aber, was wohl zu bemerken ist, nicht, daß wir empfinden, sondern daß die Empfindung bestimmend werde, — nicht, daß wir zum Selbstbewußtseyn gelangen, sondern, daß die reine Selbstheit bestimmend werde, hängt von dem Willen ab. Der Wille äussert sich nicht eher, als nachdem die Triebe gewirkt haben, und diese erwachen erst, wenn ihre beyden Objekte, Empfindung und Selbstbewußtseyn, gegeben sind. Diese müssen also noth-

4: Jnwohnung Bb. — 11: paſſiv Bb. — 27 bis S. 342, Z. 2: Auf dem Willen — da seyn.] fehlt Bb K W M.

wendig erst da seyn; bevor der Wille sich äussert, und können folglich nicht durch den Willen da seyn.

Eine Nothwendigkeit *außer uns* bestimmt unsern Zustand, unser Daseyn in der Zeit vermittelst der Sinnenempfindung. Diese ist ganz unwillkührlich und so wie auf uns gewirkt wird, müssen wir leiden. Eben so eröffnet eine Nothwendigkeit *in uns* unsre Persönlichkeit, auf Veranlassung jener Sinnenempfindung, und durch Entgegensetzung gegen dieselbe; denn das Selbstbewußtseyn kann von dem Willen, der es voraussetzt, nicht abhangen. Diese ursprüngliche Verkündigung der Persönlichkeit ist nicht unser Verdienst, und der Mangel derselben nicht unser Fehler. Nur von demjenigen, der sich bewußt ist, wird Vernunft, das heißt, absolute Consequenz und Universalität des Bewußtseyns gefodert; vorher ist er nicht Mensch, und kein Akt der Menschheit kann von ihm erwartet werden. So wenig nun der *Metaphysiker* sich die Schranken erklären kann, die der freye und selbstständige Geist durch die Empfindung erleidet, so wenig begreift der *Physiker* die Unendlichkeit, die sich auf Veranlassung dieser Schranken in der Persönlichkeit offenbart. Weder Abstraktion noch Erfahrung leiten uns bis zu der Quelle zurük, aus der unsre Begriffe von Allgemeinheit und Nothwendigkeit fließen; ihre frühe Erscheinung in der Zeit entzieht sie dem Beobachter, und ihr übersinnlicher Ursprung dem metaphysischen Forscher. Aber genug, das Selbstbewußt-


[redacted]

Empfindung, die Erfahrung einer bestimmten ʼ Existenz, hat er durch 61 das Selbstbewußtseyn die Erfahrung seiner absoluten Existenz gemacht, so werden mit ihren Gegenständen auch seine beyden Grundtriebe rege. Der sinnliche Trieb erwacht mit der Erfahrung des Lebens (mit dem Anfang des Individuums), der vernünftige mit der Erfahrung des Gesetzes (mit dem Anfang der Persönlichkeit), und jetzt erst, nachdem beyde zum Daseyn gekommen, ist seine Menschheit aufgebaut. Biß dieß geschehen ist, erfolgt alles in ihm nach dem Gesetz der Nothwendigkeit; jetzt aber verläßt ihn die Hand der Natur und es ist seine Sache, die Menschheit zu behaupten, welche jene in ihm anlegte und eröffnete. Sobald nehmlich zwey entgegengesetzte Grundtriebe in ihm thätig sind, so verlieren beyde ihre Nöthigung, und die Entgegensetzung zweyer Nothwendigkeiten giebt der Freyheit den Ursprung. *

Zwanzigster Brief. 62

ʼ Daß auf die Freyheit nicht gewirkt werden könne, ergiebt sich schon aus ihrem bloßen Begriff; daß aber die Freyheit selbst eine Wirkung der Natur (dieses Wort in seinem weitesten Sinne genommen) kein Werk des Menschen sey, daß sie also auch durch natürliche Mittel befördert und gehemmt werden könne, folgt gleich nothwendig aus dem vorigen. Sie nimmt ihren Anfang erst, wenn der Mensch vollständig ist, und seine beyden Grundtriebe sich entwickelt haben; sie muß also fehlen, so lang er unvollständig und einer von beyden Trieben ausgeschlossen ist, und muß durch alles das, was ihm seine Vollständigkeit zurückgiebt, wieder hergestellt werden können.

* Um aller Mißdeutung vorzubeugen, bemerke ich, daß, so oft hier von Freyheit die Rede ist, nicht diejenige gemeynt ist, die dem Menschen, als Intelligenz betrachtet, nothwendig zukommt, und ihm weder gegeben noch genommen werden kann, sondern diejenige, welche sich auf seine gemischte Natur gründet. Dadurch daß der Mensch überhaupt nur vernünftig handelt, beweißt er eine Freyheit der ersten Art, dadurch, daß er in den Schranken des Stoffes vernünftig, und unter Gesetzen der Vernunft materiell handelt, beweißt er eine Freyheit der zweyten Art. Man könnte die letztere schlechtweg durch eine natürliche Möglichkeit der erstern erklären.

6: Persönlichkeit) und A. — 8: Bis B. — 27: gemeint B. — 30 u. 32: beweist Bb. — 33: ersten K.

Nun läßt sich wirklich, sowohl in der ganzen Gattung als in dem einzelnen Menschen, ein Moment aufzeigen, in welchem der Mensch noch nicht vollständig und einer von beyden Trieben ausschließend in ihm thätig ist. Wir wissen, daß er anfängt mit bloßem Leben, um zu endigen mit Form; daß er früher Individuum als Person ist, daß er von den Schranken aus zur Unendlichkeit geht. Der sinnliche Trieb kommt also früher als der vernünftige zur Wirkung, weil die Empfindung dem Bewußtseyn vorhergeht, und in dieser Priorität des Sachtriebes finden wir den Aufschluß zu der ganzen Geschichte der menschlichen Freyheit.

Denn es giebt nun einen Moment, wo der Lebens'trieb, weil es ihm der Formtrieb noch nicht entgegenwirkt, als Natur und als Nothwendigkeit handelt; wo die Sinnlichkeit eine Macht ist, weil der Mensch noch nicht angefangen; denn in dem Menschen selbst kann es keine andere Macht als den Willen geben. Aber im Zustand des Denkens, zu welchem der Mensch jetzt übergehen soll, soll gerade umgekehrt die Vernunft eine Macht seyn, und eine logische oder moralische Nothwendigkeit soll an die Stelle jener physischen treten. Jene Macht der Empfindung muß also vernichtet werden, ehe das Gesetz dazu erhoben werden kann. Es ist also nicht damit gethan, daß etwas anfange, was noch nicht war; es muß zuvor etwas aufhören, welches war. Der Mensch kann nicht unmittelbar vom Empfinden zum Denken [redacted]

eine gleiche Bestimmungslosigkeit, und eine gleich unbegrenzte Bestimmbarkeit mit dem größtmöglichen Gehalt zu vereinbaren, weil unmittelbar aus diesem Zustand etwas positives erfolgen soll. Die Bestimmung, die er durch Sensation empfangen, muß also festgehalten werden, weil er die Realität nicht verlieren darf, zugleich aber muß 64 sie, insofern sie Begrenzung ist, aufgehoben werden, weil eine unbegrenzte Bestimmbarkeit statt finden soll. Die Aufgabe ist also, die Determination des Zustandes zugleich zu vernichten und beyzubehalten, welches nur auf die einzige Art möglich ist, daß man ihr *eine andere entgegensetzt*. Die Schalen einer Wage stehen gleich, wenn sie leer sind; sie stehen aber auch gleich, wenn sie gleiche Gewichte enthalten.

Das Gemüth geht also von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft *zugleich* thätig sind, eben deswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben, und durch eine Entgegensetzung eine Negation bewirken. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt, und doch auf beyde Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freye Stimmung zu heißen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muß man diesen Zustand der realen und aktiven Bestimmbarkeit den *ästhetischen* heissen. *

---

* Für Leser, denen die reine Bedeutung dieses durch Unwissenheit so sehr gemißbrauchten Wortes nicht ganz geläufig ist, mag folgendes zur Erklärung dienen. Alle Dinge, die irgend in der Erscheinung vorkommen können, lassen sich unter vier verschiedenen Beziehungen denken. Eine Sache kann sich unmittelbar auf unsern sinnlichen Zustand (unser Daseyn und Wohlseyn) beziehen; das ist ihre *physische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf den Verstand beziehen, und uns 65 eine Erkenntniß verschaffen; das ist ihre *logische* Beschaffenheit. Oder sie kann sich auf unsern Willen beziehen, und als ein Gegenstand der Wahl für ein vernünftiges Wesen betrachtet werden; das ist ihre *moralische* Beschaffenheit. Oder endlich sie kann sich auf das Ganze unsrer verschiedenen Kräfte beziehen, ohne für eine einzelne derselben ein bestimmtes Objekt zu seyn, das ist ihre *ästhetische* Beschaffenheit. Ein Mensch kann uns durch seine Dienstfertigkeit angenehm seyn;

20: Bestimmug A. — 23: *aesthetischen* A (und so fernerhin bald: ästhetisch, bald: aesthetisch.) — heißen. B b. — 29: physische A B b.

Ein und zwanzigster Brief. 67

Es giebt, wie ich am Anfange des vorigen Briefs bemerkte, einen doppelten Zustand der Bestimmbarkeit und einen doppelten Zustand der Bestimmung. Jetzt kann ich diesen Satz deutlich machen.

Das Gemüth ist bestimmbar, bloß insofern es überhaupt nicht bestimmt ist; es ist aber auch bestimmbar, insofern es nicht ausschließend bestimmt, d. h. bey seiner Bestimmung nicht beschränkt ist. Jenes ist bloße Bestimmungslosigkeit (es ist ohne Schranken, weil es ohne Realität ist); dieses ist die ästhetische Bestimmbarkeit (es hat keine Schranken, weil es alle Realität vereinigt).

Das Gemüth ist bestimmt, insofern es überhaupt nur beschränkt ist; es ist aber auch bestimmt, insofern es sich selbst aus eigenem absoluten Vermögen beschränkt. In dem ersten Falle befindet es sich, wenn es empfindet, in dem zweyten, wenn es denkt. Was also das Denken in Rüksicht auf Bestimmung ist, das ist die ästhetische Verfassung in Rüksicht auf Bestimmbarkeit; jenes ist Beschränkung aus innrer unendlicher Kraft, diese ist eine Negation aus innrer unendlicher Fülle. So wie Empfinden und Denken einander in dem ein-

er kann uns durch seine Unterhaltung zu denken geben; er kann uns durch seinen Charakter Achtung einflößen; endlich kann er uns aber auch, unabhängig von diesem allen und ohne daß wir bey seiner Beurtheilung weder auf irgend ein Gesetz noch auf irgend einen Zwek Rüksicht nehmen, in der bloßen Betrachtung und

zigen Punkt berühren, daß in beyden Zuständen das Gemüth determinirt, daß der Mensch ausschließungsweise Etwas — entweder Individuum oder Person — ist, sonst aber sich ins Unendliche von einander entfernen; gerade so trift die ästhetische Bestimmbarkeit mit der blossen Bestimmungs'loßigkeit in dem einzigen Punkt überein, daß 68
beyde jedes bestimmte Daseyn ausschliessen, indem sie in allen übrigen Punkten wie Nichts und Alles, mithin unendlich verschieden sind. Wenn also die letztere, die Bestimmungslosigkeit aus Mangel, als eine leere Unendlichkeit vorgestellt wurde, so muß die ästhetische Bestimmungsfreyheit, welche das reale Gegenstück derselben ist, als eine erfüllte Unendlichkeit betrachtet werden; eine Vorstellung, welche mit demjenigen, was die vorhergehenden Untersuchungen lehren, aufs genaueste zusammentrift. *

In dem ästhetischen Zustande ist der Mensch also Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet, und den Mangel jeder besondern Determination in ihm in Betrachtung zieht. Daher muß man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es unser Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniß und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht, denn die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen, sie führt keinen einzelnen weder intellektuellen, noch moralischen Zweck aus, sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen, und ist, mit einem Worte, gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Die Schönheit ist Natur, und sowohl seine Begriffe als seine Entschließungen kann der Mensch nur sich selbst zu 69
verdanken haben. Durch die ästhetische Kultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen, oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist weiter nichts erreicht, als daß es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will — daß ihm die Freyheit, zu seyn, was er seyn soll, vollkommen zurückgegeben ist.

* Man sehe den vierzehenten und fünfzehenten Brief im zweyten Stück der Horen.

5: Bestimmungslosigkeit Bb. — 26—28: Die — haben.] fehlt Bb K W M. — 31: nunmehr, A Bb. — wegen, B. — 34: (Die Anmerkung fehlt Bb K W M.)

Eben dadurch aber ist etwas unendliches erreicht. Denn sobald wir uns erinnern, daß ihm durch die einseitige Nöthigung der Natur beym Empfinden, und durch die ausschließende Gesetzgebung der Vernunft beym Denken gerade diese Freyheit entzogen wurde, so müssen wir das Vermögen, welches ihm in der ästhetischen Stimmung zurückgegeben wird, als die höchste aller Schenkungen, als die Schenkung der Menschheit betrachten. Freylich besitzt er diese Menschheit der Anlage nach schon vor jedem bestimmten Zustand, in den er kommen kann, aber der That nach verliert er sie mit jedem bestimmten Zustand, in den er kommt, und sie muß ihm, wenn er zu einem entgegengesetzten soll übergehen können, jedesmal aufs neue durch das ästhetische Leben zurückgegeben werden. *

Es ist also nicht bloß poetisch erlaubt, sondern auch philosophisch 70
richtig, wenn man die Schönheit unsre zweyte Schöpferin nennt. Denn ob sie uns gleich die Menschheit bloß möglich macht, und es im übrigen unserm freyen Willen anheim stellt, in wie weit wir sie wirklich machen wollen, so hat sie dieses ja mit unsrer ursprünglichen Schöpferin, der Natur, gemein, die uns gleichfalls nichts weiter, als das Vermögen zur Menschheit ertheilte, den Gebrauch desselben aber auf unsere eigene Willensbestimmung ankommen läßt.

* Zwar läßt die Schnelligkeit, mit welcher gewisse Charaktere von Empfindungen zu Gedanken, und zu Entschließungen übergehen, die ästhetische Stimmung, welche sie in dieser Zeit nothwendig durchlaufen müssen, kaum oder gar nicht bemerkbar werden. Solche Gemüther können den Zustand der Bestimmungslosigkeit


[redacted]

Zwey und zwanzigster Brief. 71

Wenn also die ästhetische Stimmung des Gemüths in Einer Rücksicht als Null betrachtet werden muß, sobald man nehmlich sein Augenmerk auf einzelne und bestimmte Wirkungen richtet, so ist sie in anderer Rücksicht wieder als ein Zustand der höchsten Realität anzusehen, insofern man dabey auf die Abwesenheit aller Schranken, und auf die Summe der Kräfte achtet, die in derselben gemeinschaftlich thätig sind. Man kann also denjenigen eben so wenig Unrecht geben, die den ästhetischen Zustand für den fruchtbarsten in Rücksicht auf Erkenntniß und Moralität erklären. Sie haben vollkommen recht, denn eine Gemüthsstimmung, welche das Ganze der Menschheit in sich begreift, muß nothwendig auch jede einzelne Aeuserung derselben, dem Vermögen nach, in sich schließen; eine Gemüthsstimmung, welche von dem Ganzen der menschlichen Natur alle Schranken entfernt, muß diese nothwendig auch von jeder einzelnen Aeuserung derselben entfernen. Eben deswegen, weil sie keine einzelne Funktion der Menschheit ausschließend in Schutz nimmt, so ist sie einer jeden ohne Unterschied günstig, und sie begünstigt ja nur deswegen keine einzelne vorzugsweise, weil sie der Grund der Möglichkeit von allen ist. Alle andere Uebungen geben dem Gemüth irgend ein besondres Geschick, aber setzen ihm dafür auch eine besondere Grenze; die ästhetische allein führt zum Unbegrenzten. Jeder andere Zustand, in den wir kommen können, weißt uns auf einen vorhergehenden zurük und bedarf zu seiner Auflösung eines folgenden; nur der ästhetische ist ein ' Ganzes 72
in sich selbst, da er alle Bedingungen seines Ursprungs und seiner Fortdauer in sich vereinigt. Hier allein fühlen wir uns wie aus der Zeit gerissen; und unsre Menschheit äusert sich mit einer Reinheit und Integrität, als hätte sie von der Einwirkung äusrer Kräfte noch keinen Abbruch erfahren.

Was unsern Sinnen in der unmittelbaren Empfindung schmeichelt, das öfnet unser weiches und bewegliches Gemüth jedem Eindruck, aber macht uns auch in demselben Grad zur Anstrengung weniger tüchtig. Was unsre Denkkräfte anspannt und zu abgezogenen

5: Realität B b. — 12 u. 15: Aeußerung B b. — 13: nach in A. — schlief-|sen; A. — 20: anderen W M. — 23: weist B b. — zurück B b. — 28: äußrer B b.

Begriffen einladet, das stärkt unsern Geist zu jeder Art des Widerstandes, aber verhärtet ihn auch in demselben Verhältniß, und raubt uns eben so viel an Empfänglichkeit, als es uns zu einer grössern Selbstthätigkeit verhilft. Eben deswegen führt auch das eine wie das andre zuletzt nothwendig zur Erschöpfung, weil der Stoff nicht lange der bildenden Kraft, weil die Kraft nicht lange des bildsamen Stoffes entrathen kann. Haben wir uns hingegen dem Genuß ächter Schönheit dahin gegeben, so sind wir in einem solchen Augenblick unsrer leidenden und thätigen Kräfte in gleichem Grad Meister, und mit gleicher Leichtigkeit werden wir uns zum Ernst und zum Spiele, zur Ruhe und zur Bewegung, zur Nachgiebigkeit und zum Widerstand, zum abstrakten Denken und zur Anschauung wenden.

Diese hohe Gleichmüthigkeit und Freyheit des Geistes, mit Kraft und Rüstigkeit verbunden, ist die Stimmung, in der uns ein ächtes Kunstwerk entlassen soll, und es giebt keinen sicherern Probierstein der wahren ästhetischen Güte. Finden wir uns nach einem Genuß 73
dieser Art zu irgend einer besondern Empfindungsweise oder Handlungsweise vorzugsweise aufgelegt, zu einer andern hingegen ungeschickt und verdrossen, so dient dieß zu einem untrüglichen Beweise, daß wir keine *rein ästhetische* Wirkung erfahren haben; es sey nun, daß es an dem Gegenstand, oder an unserer Empfindungsweise oder (wie fast immer der Fall ist) an beiden zugleich gelegen habe.

Da in der Wirklichkeit keine rein ästhetische Wirkung anzutreffen ist, (denn der Mensch kann nie aus der Abhängigkeit der Kräfte

[redacted]

Kunst versuchen. Wir verlassen eine schöne Musik mit reger Empfindung, ein schönes Gedicht mit belebter Einbildungskraft, ein schönes Bildwerk und Gebäude mit aufgewecktem Verstand; wer uns aber unmittelbar nach einem hohen musikalischen Genuß zu abgezogenem Denken einladen, unmittelbar nach einem hohen poetischen Genuß in einem abgemessenen Geschäft des gemeinen Lebens ge'brauchen, un- 74 mittelbar nach Betrachtung schöner Mahlereyen und Bildhauerwerke unsre Einbildungskraft erhitzen, und unser Gefühl überraschen wollte, der würde seine Zeit nicht gut wählen. Die Ursache ist, weil auch die geistreichste Musik *durch ihre Materie* noch immer in einer grösern Affinität zu den Sinnen steht, als die wahre ästhetische Freyheit dultet, weil auch das glücklichste Gedicht von dem willkührlichen und zufälligen Spiele der Imagination, *als seines Mediums*, noch immer mehr participiert, als die innere Nothwendigkeit des wahrhaft Schönen verstattet, weil auch das treflichste Bildwerk, und dieses vielleicht am meisten, *durch die Bestimmtheit seines Begriffs* an die ernste Wissenschaft grenzt. Indessen verlieren sich diese besondren Affinitäten mit jedem höhern Grade, den ein Werk aus diesen drey Kunstgattungen erreicht, und es ist eine nothwendige und natürliche Folge ihrer Vollendung, daß, ohne Verrückung ihrer objektiven Grenzen, die verschiedenen Künste *in ihrer Wirkung auf das Gemüth* einander immer ähnlicher werden. Die Musik in ihrer höchsten Veredlung muß Gestalt werden, und mit der ruhigen Macht der Antike auf uns wirken; die bildende Kunst in ihrer höchsten Vollendung muß Musik werden und uns durch unmittelbare sinnliche Gegenwart rühren; die Poesie in ihrer vollkommensten Ausbildung muß uns, wie die Tonkunst, mächtig fassen, zugleich aber, wie die Plastik, mit ruhiger Klarheit umgeben. Darinn eben zeigt sich der vollkommene Styl in jeglicher Kunst, daß er die specifischen Schranken derselben zu entfernen weiß, ohne doch ihre specifischen Vorzüge mit aufzuheben, und durch eine weise Benutzung ihrer Eigenthümlichkeit ihr einen mehr allgemeinen Charakter ertheilt.

' Und nicht bloß die Schranken, welche der specifische Charakter 75 seiner Kunstgattung mit sich bringt, auch diejenigen, welche dem

11: größern B b. — 12: duldet, B. — 14: participirt, B b. — 15: Bildwerk und A. — 26: Poesie, A B b. — 27: Tonkunst mächtig A b.

besondern Stoffe, den er bearbeitet, anhängig sind, muß der Künstler durch die Behandlung überwinden. In einem wahrhaft schönen Kunstwerk soll der Inhalt nichts, die Form aber alles thun; denn durch die Form allein wird auf das Ganze des Menschen, durch den Inhalt hingegen nur auf einzelne Kräfte gewirkt. Der Inhalt, wie erhaben und weitumfassend er auch sey, wirkt also jederzeit einschränkend auf den Geist, und nur von der Form ist wahre ästhetische Freyheit zu erwarten. Darinn also besteht das eigentliche Kunstgeheimniß des Meisters, *daß er den Stoff durch die Form vertilgt*; und je imposanter, anmaßender, verführerischer der Stoff an sich selbst ist, je eigenmächtiger derselbe mit *seiner* Wirkung sich vordrängt, oder je mehr der Betrachter geneigt ist, sich unmittelbar mit dem Stoff einzulassen, desto triumphirender ist die Kunst, welche jenen zurückzwingt und über diesen die Herrschaft behauptet. Das Gemüth des Zuschauers und Zuhörers muß völlig frey und unverletzt bleiben, es muß aus dem Zauberkreise des Künstlers rein und vollkommen, wie aus den Händen des Schöpfers gehn. Der frivolste Gegenstand muß so behandelt werden, daß wir aufgelegt bleiben, unmittelbar von demselben zu dem strengsten Ernste überzugehen. Der ernsteste Stoff muß so behandelt werden, daß wir die Fähigkeit behalten, *ihn* unmittelbar mit dem leichtesten Spiele zu vertauschen. Künste des Affekts, dergleichen die Tragödie ist, sind kein Einwurf: denn *erstlich* sind es keine ganz freyen Künste, da sie unter der Dienstbarkeit eines besondern Zweckes (des Pathetischen) stehen, ' und *dann* wird wohl 76

[redacted]

wenn es bloß durch seinen Innhalt Effekt macht; es kann eben so oft von einem Mangel an Form in dem Beurtheiler zeugen. Ist dieser entweder zu gespannt oder zu schlaff; ist er gewohnt, entweder bloß mit dem Verstand oder bloß mit den Sinnen aufzunehmen, so wird er sich auch bey dem glücklichsten Ganzen nur an die Theile, und bey der schönsten Form nur an die Materie halten. Nur für das rohe Element empfänglich muß er die ästhetische Organisation eines Werks erst zerstören, ehe er einen Genuß daran findet, und das Einzelne sorgfältig aufscharren, das der Meister mit unendlicher Kunst in der Harmonie des Ganzen verschwinden machte. Sein Interesse daran ist schlechterdings entweder moralisch oder physisch, nur gerade, was es seyn soll, ästhetisch ist es nicht. Solche Leser geniessen ein ernsthaftes und pathetisches Gedicht, wie eine Predigt, und ein naives oder scherzhaftes, wie ein berauschendes Getränk; und waren sie geschmacklos ge'nug, von einer Tragödie und Epopee, wenn es auch eine 77
Messiade wäre, Erbauung zu verlangen, so werden sie an einem anacreontischen oder catullischen Lied unfehlbar ein Aergerniß nehmen.

Drey und zwanzigster Brief. 78

Ich nehme den Faden meiner Untersuchung wieder auf, den ich nur darum abgerissen habe, um von den aufgestellten Sätzen die Anwendung auf die ausübende Kunst und auf die Beurtheilung ihrer Werke zu machen.

Der Uebergang von dem leidenden Zustande des Empfindens zu dem thätigen des Denkens und Wollens geschieht also nicht anders, als durch einen mittleren Zustand ästhetischer Freyheit, und obgleich dieser Zustand an sich selbst weder für unsere Einsichten, noch Gesinnungen etwas entscheidet, mithin unsern intellektuellen und moralischen Werth ganz und gar problematisch läßt, so ist er doch die nothwendige Bedingung, unter welcher allein wir zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als daß man denselben zuvor ästhetisch macht.

15: Epopöe, W M. (Vgl. oben S. 35, Z. 10 und unten S. 473, 11; 481, 18; 496, 28.) — 17: Liede B b.

Aber, möchten Sie mir einwenden, sollte diese Vermittlung durchaus unentbehrlich seyn? Sollten Wahrheit und Pflicht nicht auch schon für sich allein und durch sich selbst bey dem sinnlichen Menschen Eingang finden können? Hierauf muß ich antworten: sie können nicht nur, sie sollen schlechterdings ihre bestimmende Kraft bloß sich selbst zu verdanken haben, und nichts würde meinen bisherigen Behauptungen widersprechender seyn, als wenn sie das Ansehen hätten, die entgegengesetzte Meinung in Schutz zu nehmen. Es ist ausdrücklich bewiesen worden, daß die Schönheit kein Resultat weder für den Verstand noch den Willen gebe, daß sie sich in kein Geschäft weder des Denkens noch des Entschließens mische, daß sie zu beyden bloß das Vermögen ertheile, aber über den wirklichen Gebrauch dieses Vermögens durchaus nichts bestimme. Bey diesem fällt alle fremde Hülfe hinweg, und die reine logische Form, der Begriff, muß unmittelbar zu dem Verstand, die reine moralische Form, das Gesetz, unmittelbar zu dem Willen reden.

Aber daß sie dieses überhaupt nur könne — daß es überhaupt nur eine reine Form für den sinnlichen Menschen gebe, dieß, behaupte ich, muß durch die ästhetische Stimmung des Gemüths erst möglich gemacht werden. Die Wahrheit ist nichts, was so wie die Wirklichkeit oder das sinnliche Daseyn der Dinge von außen empfangen werden kann; sie ist etwas, das die Denkkraft selbstthätig und in ihrer Frey-

[redacted]

enthalten, er wird zugleich leidend und thätig bestimmt seyn, das heißt, er wird ästhetisch werden müssen.

Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird also die Selbstthätigkeit der Vernunft schon auf dem Felde der Sinnlichkeit eröfnet, die Macht der Empfindung schon innerhalb ihrer eigenen Grenzen gebrochen, und der physische Mensch so weit veredelt, daß nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freyheit aus demselben bloß zu entwickeln braucht. Der Schritt von dem ästhetischen Zustand zu dem logischen und moralischen (von der Schönheit zur Wahrheit und zur Pflicht) ist daher unendlich leichter, als der Schritt von dem physischen Zustande zu dem ästhetischen (von dem bloßen blinden Leben zur Form) war. Jenen Schritt kann der Mensch durch seine bloße Freyheit vollbringen, da er sich bloß zu nehmen, und nicht zu geben, bloß seine Natur zu vereinzeln, nicht zu erweitern braucht; der ästhetisch gestimmte Mensch wird allgemein gültig urtheilen, und allgemein gültig handeln, sobald er es wollen wird. Den Schritt von der rohen Materie zur Schönheit, wo eine ganz neue Thätigkeit in ihm eröfnet werden soll, muß die Natur ihm erleichtern, und sein Wille kann über eine Stimmung nichts gebieten, die ja dem Willen selbst erst das Daseyn giebt. Um den ästhetischen Menschen zur Einsicht und grossen Gesinnungen zu führen, darf man ihm weiter nichts, als wichtige Anläße geben; um von dem sinnlichen Menschen eben das zu erhalten, muß man erst seine Natur verändern. Bey jenem braucht es oft nichts, als die Aufforderung einer erhabenen Situation, (die 81 am unmittelbarsten auf das Willensvermögen wirkt) um ihn zum Held und zum Weisen zu machen; diesen muß man erst unter einen andern Himmel versetzen.

Es gehört also zu den wichtigsten Aufgaben der Kultur, den Menschen auch schon in seinem bloß physischen Leben der Form zu unterwerfen, und ihn, so weit das Reich der Schönheit nur immer reichen kann, ästhetisch zu machen, weil nur aus dem ästhetischen, nicht aber aus dem physischen Zustand der moralische sich entwickeln kann. Soll der Mensch in jedem einzelnen Fall das Vermögen besitzen, sein Urtheil und seinen Willen zum Urtheil der Gattung zu

26: Helden K M. — 30: ihn so A. — 31–32: ästhetischen nicht A. — 32: Zustande B b.

machen, soll er aus jedem beschränkten Daseyn den Durchgang zu einem unendlichen finden, aus jedem abhängigen Zustand zur Selbstständigkeit und Freyheit den Aufschwung nehmen können, so muß dafür gesorgt werden, daß er in keinem Momente bloß Individuum sey, und bloß dem Naturgesetz diene. Soll er fähig und fertig seyn, aus dem engen Kreis der Naturzwecke sich zu Vernunftzwecken zu erheben, so muß er sich schon innerhalb der erstern für die letztern geübt, und schon seine physische Bestimmung mit einer gewissen Freyheit der Geister, d. i. nach Gesetzen der Schönheit ausgeführt haben.

Und zwar kann er dieses, ohne dadurch im geringsten seinem physischen Zweck zu widersprechen. Die Anfoderungen der Natur an ihn gehen bloß auf das, was er wirkt, auf den Innhalt seines Handelns, über die Art, wie er wirkt, über die Form desselben, ist durch die Naturzwecke nichts bestimmt. Die Anfoderun'gen der Ver- 82
nunft hingegen sind streng auf die Form seiner Thätigkeit gerichtet. So nothwendig es also für seine moralische Bestimmung ist, daß er rein moralisch sey, daß er eine absolute Selbstthätigkeit beweise, so gleichgültig ist es für seine physische Bestimmung, ob er rein physisch ist, ob er sich absolut leidend verhält. In Rücksicht auf diese letztere ist es also ganz in seine Willkühr gestellt, ob er sie bloß als Sinnenwesen, und als Naturkraft (als eine Kraft nehmlich, welche nur wirkt, je nachdem sie erleidet) oder ob er sie zugleich als absolute Kraft, als Vernunftwesen ausführen will, und es dürfte wohl keine Frage seyn, welches von beyden seiner Würde mehr entspricht. Vielmehr [redacted]

Wort: da, wo der Form'trieb herrschen soll, im Gebiete der Wahrheit 83 und Moralität, darf keine Materie mehr seyn, darf die Empfin'dung nichts zu bestimmen haben; aber da, wo der Sachtrieb regiert, 84 im Bezirke der Glückseligkeit, darf Form seyn, und darf der Spieltrieb gebieten.

Geist begnügt sich nicht damit, selbst frey zu seyn, er muß alles andere um sich her, auch das Leblose, in Freyheit setzen. Schönheit aber ' ist der einzig mögliche 83 Ausdruck der Freyheit in der Erscheinung. Der vorherrschende Ausdruck des Verstandes in einem Gesicht, einem Kunstwerk u. dgl. kann daher niemals edel ausfallen, wie er denn auch niemals schön ist, weil er die Abhängigkeit (welche von der Zweckmäßigkeit nicht zu trennen ist) heraushebt, anstatt sie zu verbergen.

Der Moralphilosoph lehrt uns zwar, daß man nie mehr thun könne als seine Pflicht, und er hat vollkommen recht, wenn er bloß die Beziehung meynt, welche Handlungen auf das Moralgesetz haben. Aber bey Handlungen, welche sich bloß auf einen Zweck beziehen, über diesen Zweck noch hinaus ins Uebersinnliche gehen (welches hier nichts anders heissen kann als das physische ästhetisch ausführen) heißt zugleich über die Pflicht hinaus gehen, indem diese nur vorschreiben kann, daß der Wille heilig sey, nicht daß auch schon die Natur sich geheiligt habe. Es giebt also zwar kein moralisches, aber es giebt ein ästhetisches Uebertreffen der Pflicht, und ein solches Betragen heißt edel. Eben deßwegen aber, weil bey dem Edeln immer ein Ueberfluß wahrgenommen wird, indem dasjenige auch einen freyen formalen Werth besitzt, was bloß einen materialen zu haben brauchte, oder mit dem innern Werth, den es haben soll, noch einen äusern, der ihm fehlen dürfte, vereinigt, so haben manche ästhetischen Ueberfluß mit einem moralischen verwechselt, und von der Erscheinung des Edeln verführt, eine Willkühr und Zu'fälligkeit in die Moralität selbst hinein getragen, wodurch sie ganz 84 würde aufgehoben werden.

Von einem edeln Betragen ist ein erhabenes zu unterscheiden. Das erste geht über die sittliche Verbindlichkeit noch hinaus, aber nicht so das letztere, obgleich wir es ungleich höher als jenes achten. Wir achten es aber nicht deßwegen, weil es den Vernunftbegriff seines Objekts (des Moralgesetzes), sondern weil es den Erfahrungsbegriff seines Subjekts (unsre Kenntnisse menschlicher Willensgüte und Willensstärke) übertrifft; so schätzen wir umgekehrt ein edles Betragen nicht darum, weil es die Natur des Subjekts überschreitet, aus der es vielmehr völlig zwanglos hervorfliessen muß, sondern weil es über die Natur seines Objekts (den physischen Zweck) hinaus in das Geisterreich schreitet. Dort, möchte man sagen, erstaunen wir über den Sieg, den der Gegenstand über den Menschen davon trägt; hier bewundern wir den Schwung, den der Mensch dem Gegenstande giebt.

[1]: da — soll,] fehlt B b K W M. — [2]: darf keine Materie mehr seyn,] fehlt B b K W M. — [3]: da, wo der Sachtrieb regiert,] fehlt B b K W M. — [10]: niemals auch B. — [11]: nicht] fehlt A (doch unter den Verbesserungen nachgetragen). — [13]: meint, B. — [16]: heißen B b. — [20]: deswegen B. — [23]: äußern, B b. — [30]: deswegen, B. — [31]: den Vernunftbegriff K W M] der Vernunftbegriff A B b. — Moralgesetzes) sondern A. — [33]: übertrifft, A B b. — [35]: hervorfließen B b.

Mit einem Worte, auf dem gleichgültigen Felde des physischen Lebens, muß der Mensch sein moralisches anfangen; noch in seinem Leiden muß er seine Selbstthätigkeit, noch innerhalb seiner sinnlichen Schranken seine Vernunftfreyheit beginnen. Schon seinen Neigungen muß er das Gesetz seines Willens auflegen; er muß, wenn Sie mir 8 den Ausdruck verstatten wollen, den Krieg gegen die Materie in ihre eigene Grenze spielen, damit er es überhoben sey, auf dem heiligen Boden der Freyheit gegen diesen furchtbaren Feind zu fechten; er muß lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen. Dieses wird geleistet durch ästhetische Kultur, welche alles das, worüber weder Naturgesetze die menschliche Willkühr binden, noch Vernunftgesetze, Gesetzen der Schönheit unterwirft, und in der Form, die sie dem äußern Leben giebt, schon das innere eröfnet.

Vier und zwanzigster Brief. 86

Es lassen sich also drey verschiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in einer bestimmten Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. Durch zufällige Ursachen, die entweder in dem Einfluß der äußern Dinge oder in der freyen Willkühr des Menschen liegen, können zwar die einzelnen Perioden bald verlängert, bald abgekürzt, aber keine kann ganz übersprungen, und auch die Ordnung, in welcher [redacted]

Welt bloß Schicksal, noch nicht Gegenstand, alles hat nur Existenz für ihn, insofern es ihm Existenz verschaft, was ihm weder giebt noch nimmt, ist ihm gar nicht vorhanden. Einzeln und abgeschnitten, wie er sich selbst in der Reyhe der Wesen findet, steht jede Erscheinung vor ihm da. Alles, was ist, ist ihm durch das ' Machtwort 87 des Augenblicks, jede Veränderung ist ihm eine ganz frische Schöpfung, weil mit dem Nothwendigen in ihm die Nothwendigkeit ausser ihm fehlt, welche die wechselnden Gestalten in ein Weltall zusammenbindet, und, indem das Individuum flieht, das Gesetz auf dem Schauplatze fest hält. Umsonst läßt die Natur ihre reiche Mannichfaltigkeit an seinen Sinnen vorüber gehen; er sieht in ihrer herrlichen Fülle nichts, als seine Beute, in ihrer Macht und Größe nichts als seinen Feind. Entweder er stürzt auf die Gegenstände, und will sie in sich reissen in der Begierde; oder die Gegenstände dringen zerstörend auf ihn ein, und er stößt sie von sich, in der Verabscheuung. In beyden Fällen ist sein Verhältniß zur Sinnenwelt unmittelbare Berührung, und ewig von ihrem Andrang geängstigt, rastlos von dem gebieterischen Bedürfniß gequält, findet er nirgends Ruhe als in der Ermattung, und nirgends Grenzen als in der erschöpften Begier.

Zwar die gewalt'ge Brust und der Titanen
Kraftvolles Mark ist sein . . . . .
Gewisses Erbtheil; doch es schmiedete
Der Gott um seine Stirn ein ehern Band,
Rath, Mäßigung und Weißheit und Geduld
Verbarg er seinem scheuen düstern Blick.
Es wird zur Wuth ihm jegliche Begier,
Und grenzenlos dringt seine Wuth umher.

Iphigenie auf Tauris.

Mit seiner Menschenwürde unbekannt, ist er weit entfernt sie in andern zu ehren, und der eignen wilden ' Gier sich bewußt, fürchtet 88 er sie in jedem Geschöpf, das ihm ähnlich sieht. Nie erblickt er andre in sich, nur sich in andern, und die Gesellschaft, anstatt ihn zur Gattung auszudehnen, schließt ihn nur enger und enger in sein In-

1: Gegenstand; B b. — 2: verschafft, B b. — 7: außer B b. — 13: reißen B b. — 15: Ist beyden b. — 20–27: (Göthes Iphigenie, Akt I, Auftritt 3, etwas geändert). — 24: Weisheit B b.

dividuum ein. In dieser dumpfen Beschränkung irrt er durch das nachtvolle Leben, bis eine günstige Natur die Last des Stoffes von seinen verfinsterten Sinnen wälzt, die Reflexion ihn selbst von den Dingen scheidet, und im Wiederscheine des Bewußtseyns sich endlich die Gegenstände zeigen.

Dieser Zustand roher Natur läßt sich freylich, so wie er hier geschildert wird, bey keinem bestimmten Volk und Zeitalter nachweisen; er ist bloß Idee, aber eine Idee, mit der die Erfahrung in einzelnen Zügen aufs genaueste zusammen stimmt. Der Mensch, kann man sagen, war nie ganz in diesem thierischen Zustand, aber er ist ihm auch nie ganz entflohen. Auch in den rohesten Subjekten findet man unverkennbare Spuren von Vernunftfreyheit, so wie es in den gebildetsten nicht an Momenten fehlt, die an jenen düstern Naturstand erinnern. Es ist dem Menschen einmal eigen, das Höchste und das Niedrigste in seiner Natur zu vereinigen, und wenn seine Würde auf einer strengen Unterscheidung des einen von dem andern beruht, so beruht auf einer geschickten Aufhebung dieses Unterschieds seine Glückseligkeit. Die Kultur, welche seine Würde mit seiner Glückseligkeit in Uebereinstimmung bringen soll, wird also für die höchste Reinheit jener beyden Principien in ihrer innigsten Vermischung zu sorgen haben.

Die erste Erscheinung der Vernunft in dem Menschen ist darum [redacted]

keit kaum zu vermeidende) Mißdeutung auf das physische Leben sich richten, und den Menschen, anstatt ihn unabhängig zu machen, in die furchtbarste Knechtschaft stürzen.

Und so verhält es sich auch in der That. Auf den Flügeln der Einbildungskraft verläßt der Mensch die engen Schranken der Gegenwart, in welche die bloße Thierheit sich einschließt, um vorwärts nach einer unbeschränkten Zukunft zu streben; aber indem vor seiner schwindelnden Imagination das Unendliche aufgeht, hat sein Herz noch nicht aufgehört im Einzelnen zu leben, und dem Augenblick zu dienen. Mitten in seiner Thierheit überrascht ihn der Trieb zum Absoluten — und da in diesem dumpfen Zustande alle seine Bestre- 90
bungen bloß auf das Materielle und Zeitliche gehen, und bloß auf sein Individuum sich begrenzen, so wird er durch jene Foderung bloß veranlaßt, sein Individuum, anstatt von demselben zu abstrahiren, ins Endlose auszudehnen, anstatt nach Form nach einem unversiegenden Stoff, anstatt nach dem Unveränderlichen nach einer ewig dauernden Veränderung und nach einer absoluten Versicherung seines zeitlichen Daseyns zu streben. Der nehmliche Trieb, der ihn auf sein Denken und Thun angewendet zur Wahrheit und Moralität führen sollte, bringt jetzt, auf sein Leiden und Empfinden bezogen, nichts als ein unbegrenztes Verlangen, als ein absolutes Bedürfniß hervor. Die ersten Früchte, die er in dem Geisterreich ärndtet, sind also Sorge und Furcht; beydes Wirkungen der Vernunft, nicht der Sinnlichkeit, aber einer Vernunft, die sich in ihrem Gegenstand vergreift, und ihren Imperativ unmittelbar auf den Stoff anwendet. Früchte dieses Baumes sind alle unbedingte Glückseligkeitssysteme, sie mögen den heutigen Tag oder das ganze Leben, oder, was sie um nichts ehrwürdiger macht, die ganze Ewigkeit zu ihrem Gegenstand haben. Eine grenzenlose Dauer des Daseyns und Wohlseyns, bloß um des Daseyns und Wohlseyns willen, ist bloß ein Ideal der Begierde, mithin eine Foderung, die nur von einer ins Absolute strebenden Thierheit kann aufgeworfen werden. Ohne also durch eine Vernunftäusserung dieser Art etwas für seine Menschheit zu gewinnen, verliert er dadurch bloß die glückliche Beschränktheit des Thiers, vor welchem er nun bloß den unbeneidenswerthen Vorzug besitzt, über

22: erntet, B. — 26: unbedingten W M. — 33: Vernunftäußerung V b.

dem Streben in die Ferne den Besitz der Gegenwart zu verlieren, ohne doch in der ganzen grenzenlosen Ferne je etwas anders als 91 die Gegenwart zu suchen.

Aber wenn sich die Vernunft auch in ihrem Objekt nicht vergreift, und in der Frage nicht irrt, so wird die Sinnlichkeit noch lange Zeit die Antwort verfälschen. Sobald der Mensch angefangen hat, seinen Verstand zu brauchen und die Erscheinungen umher nach Ursachen und Zwecken zu verknüpfen, so dringt die Vernunft, ihrem Begriffe gemäß, auf eine absolute Verknüpfung und auf einen unbedingten Grund. Um sich eine solche Foderung auch nur aufwerfen zu können, muß der Mensch über die Sinnlichkeit schon hinausgeschritten seyn; aber eben dieser Foderung bedient sie sich, um den Flüchtling zurückzuhohlen. Hier wäre nehmlich der Punkt, wo er die Sinnenwelt ganz und gar verlassen, und zum reinen Ideenreich sich aufschwingen müßte; denn der Verstand bleibt ewig innerhalb des Bedingten stehen und frägt ewig fort, ohne je auf ein Letztes zu gerathen. Da aber der Mensch, von dem hier geredet wird, einer solchen Abstraktion noch nicht fähig ist, so wird er, was er in seinem sinnlichen Erkenntnißkreise nicht findet, und über denselben hinaus in der reinen Vernunft noch nicht sucht, unter demselben in seinem Gefühlkreise suchen und dem Scheine nach finden. Die Sinnlichkeit zeigt ihm zwar nichts, was sein eigener Grund wäre, und sich selbst das [redacted]

entgehen. Da es bloß verbietend und gegen das Interesse seiner sinnlichen Selbstliebe spricht, so muß es ihm solange als etwas auswärtiges erscheinen, als er noch nicht dahin gelangt ist, jene Selbstliebe als das Auswärtige und die Stimme der Vernunft als sein wahres Selbst anzusehen. Er empfindet also bloß die Fesseln, welche die letztere ihm anlegt, nicht die unendliche Befreyung, die sie ihm verschafft. Ohne die Würde des Gesetzgebers in sich zu ahnen, empfindet er bloß den Zwang und das ohnmächtige Widerstreben des Unterthans. Weil der sinnliche Trieb dem moralischen in seiner Erfahrung *vorhergeht*, so giebt er dem Gesetz der Nothwendigkeit einen Anfang in der Zeit, einen *positiven Ursprung*, und durch den unglückseligsten aller Irrthümer macht er das Unveränderliche und Ewige in Sich zu einem Accidens des Vergänglichen. Er überredet sich die Begriffe von Recht und Unrecht als Statuten anzusehen, die durch einen Willen eingeführt wurden, nicht die an sich selbst und in alle Ewigkeit gültig sind. Wie er in Erklärung einzelner Naturphänomene über die *Natur* hinaus schreitet, und außerhalb derselben sucht, was nur in ihrer in'nern Gesetzmäsigkeit kann ge- 93
funden werden, eben so schreitet er in Erklärung des Sittlichen über die *Vernunft* hinaus, und verscherzt seine Menschheit, indem er auf diesem Weg eine Gottheit sucht. Kein Wunder, wenn eine Religion, die mit Wegwerfung seiner Menschheit erkauft wurde, sich einer solchen Abstammung würdig zeigt, wenn er Gesetze, die nicht *von* Ewigkeit her banden, auch nicht für unbedingt und *in* alle Ewigkeit bindend hält. Er hat es nicht mit einem heiligen, bloß mit einem mächtigen Wesen zu thun. Der Geist seiner Gottesverehrung ist also Furcht, die ihn erniedrigt, nicht Ehrfurcht, die ihn in seiner eigenen Schätzung erhebt.

Obgleich diese mannichfaltigen Abweichungen des Menschen von dem Ideale seiner Bestimmung nicht alle in der nehmlichen Epoche statt haben können, indem derselbe von der Gedankenlosigkeit zum Irrthum, von der Willenlosigkeit zur Willensverderbniß mehrere Stuffen zu durchwandern hat, so gehören doch alle zum Gefolge des physischen Zustandes, weil in allen der Trieb des Lebens über den

13: Accidenz B. — 18: Gesetzmäßigkeit B b. — 31: Statt B.

Formtrieb den Meister spielt. Es sey nun, daß die Vernunft in dem Menschen noch gar nicht gesprochen habe, und das Physische noch mit blinder Nothwendigkeit über ihn herrsche; oder daß sich die Vernunft noch nicht genug von den Sinnen gereinigt habe, und das Moralische dem Physischen noch diene, so ist in beyden Fällen das einzige in ihm gewalthabende Princip ein materielles und der Mensch wenigstens seiner letzten Tendenz nach ein sinnliches Wesen; mit dem einzigen Unterschied, daß er in dem ersten Fall ein vernunftloses, in dem zweyten ein vernünftiges Thier ist. Er soll aber ' keines von 94
beyden, er soll Mensch seyn; die Natur soll ihn nicht ausschliessend und die Vernunft soll ihn nicht bedingt beherrschen. Beyde Gesetzgebungen sollen vollkommen unabhängig von einander bestehen, und dennoch vollkommen einig seyn.

Fünf und zwanzigster Brief. 95

Solange der Mensch, in seinem ersten physischen Zustande, die Sinnenwelt bloß leidend in sich aufnimmt, bloß empfindet, ist er auch noch völlig Eins mit derselben, und eben weil er selbst bloß Welt ist, so ist für ihn noch keine Welt. Erst, wenn er in seinem ästhetischen Stande, sie ausser sich stellt oder betrachtet, sondert sich seine Persönlichkeit von ihr ab, und es erscheint ihm eine Welt, weil er aufgehört hat, mit derselben Eins auszumachen. *

[redacted]

' Die Betrachtung (Reflexion) ist das erste liberale Verhältniß des 96
Menschen zu dem Weltall, das ihn umgiebt. Wenn die Begierde ihren Gegenstand unmittelbar ergreift, so rückt die Betrachtung den ihrigen in die Ferne, und macht ihn eben dadurch zu ihrem wahren und unverlierbaren Eigenthum, daß sie ihn vor der Leidenschaft flüchtet. Die Nothwendigkeit der Natur, die ihn im Zustand der bloßen Empfindung mit ungetheilter Gewalt beherrschte, läßt bey der Reflexion von ihm ab, in den Sinnen erfolgt ein augenblicklicher Friede, die Zeit selbst, das ewig wandelnde, steht still, indem des Bewußtseyns zerstreute Strahlen sich sammeln, und ein Nachbild des Unendlichen, die Form, reflektiert sich auf dem vergänglichen Grunde. Sobald es Licht wird in dem Menschen, ist auch ausser ihm keine Nacht mehr; sobald es stille wird in ihm, legt sich auch der Sturm in dem Weltall, und die streitenden Kräfte der Natur finden Ruhe zwischen bleibenden Grenzen. Daher kein Wunder, wenn die uralten Dichtungen von dieser großen Begebenheit im Innern des Menschen als von einer Revolution in der Aussenwelt reden, und den Gedanken, der über die Zeitgesetze siegt, unter dem Bilde des Zeus versinnlichen, der das Reich des Saturnus endigt.

Aus einem Sklaven der Natur, solang er sie bloß empfindet, wird der Mensch ihr Gesetzgeber, sobald er sie denkt. Die ihn vordem nur als Macht beherrschte, ' steht jetzt als Objekt vor seinem 97
richtenden Blick. Was ihm Objekt ist, hat keine Gewalt über ihn, denn um Objekt zu seyn, muß es die seinige erfahren. Soweit er der Materie Form giebt und solang er sie giebt, ist er ihren Wirkungen unverletzlich; denn einen Geist kann nichts verletzen, als was ihm die Freyheit raubt, und er beweißt ja die seinige, indem er das Formlose bildet. Nur wo die Masse schwer und gestaltlos herrscht, und zwischen unsichern Grenzen die trüben Umrisse wanken, hat die Furcht ihren Sitz; jedem Schrecknis der Natur ist der Mensch überlegen, sobald er ihm Form zu geben und es in sein Objekt zu verwandeln weiß. So wie er anfängt, seine Selbstständigkeit gegen die Natur als Erscheinung zu behaupten, so behauptet er auch gegen die

11: reflektirt B. — 12: außer Bb. — 17: Außenwelt Bb. — 23: richtenden A B M] fehlt B b K. — 24: So weit B b. — 25: solange B b. — 27: beweist B b (und so fernerhin).

Natur als Macht seine Würde, und mit edler Freyheit richtet er sich auf gegen seine Götter. Sie werfen die Gespensterlarven ab, womit sie seine Kindheit geängstigt hatten, und überraschen ihn mit seinem eigenen Bild, indem sie seine Vorstellung werden. Das göttliche Monstrum des Morgenländers, das mit der blinden Stärke des Raubthiers die Welt verwaltet, zieht sich in der griechischen Phantasie in den freundlichen Contour der Menschheit zusammen, das Reich der Titanen fällt, und die unendliche Kraft ist durch die unendliche Form gebändigt.

Aber indem ich bloß einen Ausgang aus der materiellen Welt und einen Uebergang in die Geisterwelt suchte, hat mich der freye Lauf meiner Einbildungskraft schon mitten in die letztere hineingeführt. Die Schönheit, die wir suchen, liegt bereits hinter uns, und wir haben sie übersprungen, indem wir von dem bloßen Leben unmittelbar zu der reinen Gestalt, und zu dem reinen Objekt über- 98 giengen. Ein solcher Sprung ist nicht in der menschlichen Natur, und um gleichen Schritt mit dieser zu halten, werden wir zu der Sinnenwelt wieder umkehren müssen.

Die Schönheit ist allerdings das Werk der freyen Betrachtung, und wir treten mit ihr in die Welt der Ideen — aber was wohl zu bemerken ist, ohne darum die sinnliche Welt zu verlassen, wie bey Erkenntniß der Wahrheit geschieht. Diese ist das reine Produkt der Absonderung von allem, was materiell und zufällig ist, reines Objekt, in welchem keine Schranke des Subjekts zurükbleiben darf,

[redacted]

gar keine Sinne gäbe, und in dem Begriffe der Gottheit lassen wir ja die Wahrheit bleiben, und alle Sinnlichkeit aufhören. Aber ein ganz vergebliches Unternehmen würde es seyn, diese Beziehung auf das Empfindungsvermögen von der Vorstellung der *Schönheit* absondern zu wollen; daher wir nicht damit ausreichen, uns die eine als den Effekt der ' andern zu denken, sondern beyde zugleich und 99 wechselseitig als Effekt und als Ursache ansehen müssen. In unserm Vergnügen an Erkenntnissen unterscheiden wir ohne Mühe den *Uebergang* von der Thätigkeit zum Leiden, und bemerken deutlich, daß das erste vorüber ist, wenn das letztere eintritt. In unserm Wohlgefallen an der Schönheit hingegen läßt sich keine solche Succession zwischen der Thätigkeit und dem Leiden unterscheiden, und die Reflexion zerfließt hier so vollkommen mit dem Gefühle, daß wir die Form unmittelbar zu empfinden glauben. Die Schönheit ist also zwar *Gegenstand* für uns, weil die Reflexion die Bedingung ist, unter der wir eine Empfindung von ihr haben; zugleich aber ist sie ein *Zustand unsers Subjekts*, weil das Gefühl die Bedingung ist, unter der wir eine Vorstellung von ihr haben. Sie ist also zwar Form, weil wir sie betrachten, zugleich aber ist sie Leben, weil wir sie fühlen. Mit einem Wort: sie ist zugleich unser Zustand und unsre That.

Und eben weil sie dieses beydes zugleich ist, so dient sie uns also zu einem siegenden Beweiß, daß das Leiden die Thätigkeit, daß die Materie die Form, daß die Beschränkung die Unendlichkeit keineswegs ausschliesse — daß mithin durch die nothwendige physische Abhängigkeit des Menschen seine moralische Freyheit keineswegs aufgehoben werde. Sie beweißt dieses, und, ich muß hinzusetzen, sie *allein* kann es uns beweisen. Denn da beym Genuß der Wahrheit oder der logischen Einheit die Empfindung mit dem Gedanken nicht nothwendig eins ist, sondern auf denselben zufällig folgt, so kann uns dieselbe bloß beweisen, daß auf eine vernünftige Natur ' eine 100 sinnliche folgen könne, und umgekehrt, nicht daß beyde zusammen bestehen, nicht daß sie wechselseitig auf einander wirken, nicht daß sie absolut und nothwendig zu vereinigen sind. Vielmehr müßte sich

23: Beweis, B b. — 29: Einheit, A B b.

gerade umgekehrt aus dieser Ausschliessung des Gefühls, solange gedacht wird, und des Gedankens, solange empfunden wird, auf eine *Unvereinbarkeit* beyder Naturen schliessen lassen, wie denn auch wirklich die Analysten keinen bessern Beweis für die Ausführbarkeit reiner Vernunft in der Menschheit anzuführen wissen, als den, daß sie geboten ist. Da nun aber bey dem Genuß der Schönheit oder der *ästhetischen Einheit* eine wirkliche *Vereinigung* und Auswechslung der Materie mit der Form, und des Leidens mit der Thätigkeit vor sich geht, so ist eben dadurch die *Vereinbarkeit* beyder Naturen, die Ausführbarkeit des Unendlichen in der Endlichkeit, mithin die Möglichkeit der erhabensten Menschheit bewiesen.

Wir dürfen also nicht mehr verlegen seyn, einen Uebergang von der sinnlichen Abhängigkeit zu der moralischen Freyheit zu finden, nachdem durch die Schönheit der Fall gegeben ist, daß die letztere mit der erstern vollkommen zusammen bestehen könne, und daß der Mensch, um sich als Geist zu erweisen, der Materie nicht zu entfliehen brauche. Ist er aber schon in Gemeinschaft mit der Sinnlichkeit frey, wie das Faktum der Schönheit lehrt, und ist Freyheit etwas absolutes und übersinnliches, wie ihr Begriff nothwendig mit sich bringt, so kann nicht mehr die Frage seyn, wie er dazu gelange, sich von den Schranken zum Absoluten zu erheben, sich in seinem Denken und Wollen der Sinnlichkeit entgegenzusetzen, da dieses schon 101
in der Schönheit geschehen ist. Es kann, mit einem Wort, nicht mehr die Frage seyn, wie er von der Schönheit zur Wahrheit über- [redacted]

Ein Geschenk der Natur muß sie seyn; die Gunst der Zufälle allein kann die Feßeln des physischen Standes lösen, und den Wilden zur Schönheit führen.

Der Keim der letztern wird sich gleich wenig entwickeln, wo eine karge Natur den Menschen jeder Erquickung beraubt, und wo eine verschwenderische ihn von jeder eigenen Anstrengung losspricht — wo die stumpfe Sinnlichkeit kein Bedürfniß fühlt, und wo die heftige Begier keine Sättigung findet. Nicht da, wo der Mensch sich *troglodytisch* in Höhlen birgt, ewig einzeln ist, und die Menschheit nie *außer sich* findet, auch nicht da, wo er *nomadisch* in großen Heermassen zieht, ewig nur Zahl ist, und die Menschheit nie *in sich* findet — da allein, wo er in eigener Hütte still mit sich selbst, und sobald er heraustritt, mit dem ganzen Geschlechte spricht, wird sich ihre liebliche Knospe entfalten. Da wo ein leichter Aether die Sinne jeder leisen Berührung eröfnet, und den üppigen Stoff eine energische Wärme beseelt — wo das Reich der blinden Masse schon in der leblosen Schöpfung gestürzt ist, und die siegende Form auch die niedrigsten Naturen veredelt — dort in den fröhlichen Verhältnissen, und in der gesegneten Zone, ' wo nur die Thätigkeit zum 103
Genusse und nur der Genuß zur Thätigkeit führt, wo aus dem Leben selbst die heilige Ordnung quillt und aus dem Gesetz der Ordnung sich nur Leben entwickelt, — wo die Einbildungskraft der Wirklichkeit ewig entflieht, und dennoch von der Einfalt der Natur nie verirret — hier allein werden sich Sinne und Geist, empfangende und bildende Kraft in dem glücklichen Gleichmaaß entwickeln, welches die Seele der Schönheit, und die Bedingung der Menschheit ist. *

Und was ist es für ein Phänomen, durch welches sich bey dem Wilden der Eintritt in die Menschheit verkündigt? Soweit wir auch die Geschichte befragen, es ist dasselbe bey allen Völkerstämmen, welche der Sklaverey des thierischen Standes entsprungen sind: die Freude am *Schein*, die Neigung zum *Putz* und zum *Spiele*.

Die höchste Stupidität und der höchste Verstand haben darinn

* Man lese über diesen Gegenstand, was *Herder* im dreyzehnten Buche der Ideen z. Philos. d. Geschichte der Menschheit über die veranlassenden Ursachen der griechischen Geistesbildung sagt.

21: quillt, Bb. — 25: Gleichmaß B. — 33–35: (Die Anmerkung fehlt Bb K W M.)

eine gewisse Affinität miteinander, daß beyde nur das **Reelle** suchen, und für den blossen Schein gänzlich unempfindlich sind. Nur durch die unmittelbare Gegenwart eines Objekts in den Sinnen wird jene aus ihrer Ruhe gerissen, und nur durch Zurückführung seiner Begriffe auf Thatsachen der Erfahrung wird der letztere zur Ruhe gebracht; mit einem Wort, die Dummheit kann sich nicht über die Wirklichkeit erheben, ' und der Verstand nicht unter der Wahrheit [1] stehen bleiben. Was dort der Mangel der Einbildungskraft bewirkt, das bewirkt hier die absolute Beherrschung derselben. Insofern also das Bedürfniß der Realität und die Anhänglichkeit an das Wirkliche bloße Folgen des Mangels sind, ist die Gleichgültigkeit gegen Realität und das Interesse am Schein eine wahre Erweiterung der Menschheit und ein entschiedener Schritt zur Kultur. Fürs erste zeugt es von einer äußern Freyheit, denn solange die Noth gebietet, und das Bedürfniß drängt, ist die Einbildungskraft mit strengen Feßeln an das Wirkliche gebunden; erst wenn das Bedürfniß gestillt ist, entwickelt sie ihr ungebundenes Vermögen. Es zeugt aber auch von einer innern Freyheit, weil es uns eine Kraft sehen läßt, die unabhängig von einem äußern Stoffe sich durch sich selbst in Bewegung setzt, und die Energie genug besitzt, die andringende Materie von sich zu halten. Die Realität der Dinge ist ihr (der Dinge) Werk; der Schein der Dinge ist des Menschen Werk, und ein Gemüth, das sich am Scheine weidet, ergötzt sich schon nicht mehr an dem, was es empfängt, sondern an dem, was es thut. *

[redacted]

'Die Natur selbst ist es, die den Menschen von der Realität zum 105 Scheine emporhebt, indem sie ihn mit zwey Sinnen ausrüstete, die ihn bloß durch den Schein zur Erkenntniß des Wirklichen führen. In dem Auge und dem Ohr ist die andringende Materie schon hinweggewälzt von den Sinnen, und das Objekt entfernt sich von uns, das wir in den thierischen Sinnen unmittelbar berühren. Was wir durch das Auge *sehen*, ist von dem verschieden, was wir *empfinden*; denn der Verstand springt über das Licht hinaus zu den Gegenständen. Der Gegenstand des Takts ist eine Gewalt, die wir erleiden; der Gegenstand des Auges und Ohrs ist eine Form, die wir erzeugen. Solange der Mensch noch ein Wilder ist, genießt er bloß mit den Sinnen des Gefühls, denen die Sinne des Scheins in dieser Periode bloß dienen. Er erhebt sich entweder gar nicht zum Sehen oder er befriedigt sich doch nicht mit demselben. Sobald er anfängt, mit dem 106 Auge zu genießen, und das Sehen für ihn einen selbstständigen Werth erlangt, so ist er auch schon ästhetisch frey und der Spieltrieb hat sich entfaltet.

Gleich so wie der Spieltrieb sich regt, der am Scheine Gefallen findet, wird ihm auch der nachahmende Bildungstrieb folgen, der den Schein als etwas Selbstständiges behandelt. Sobald der Mensch einmal so weit gekommen ist, den Schein von der Wirklichkeit, die Form von dem Körper zu unterscheiden, so ist er auch im Stande, sie von ihm abzusondern; denn das hat er schon gethan, indem er sie unterscheidet. Das Vermögen zur nachahmenden Kunst ist also mit dem

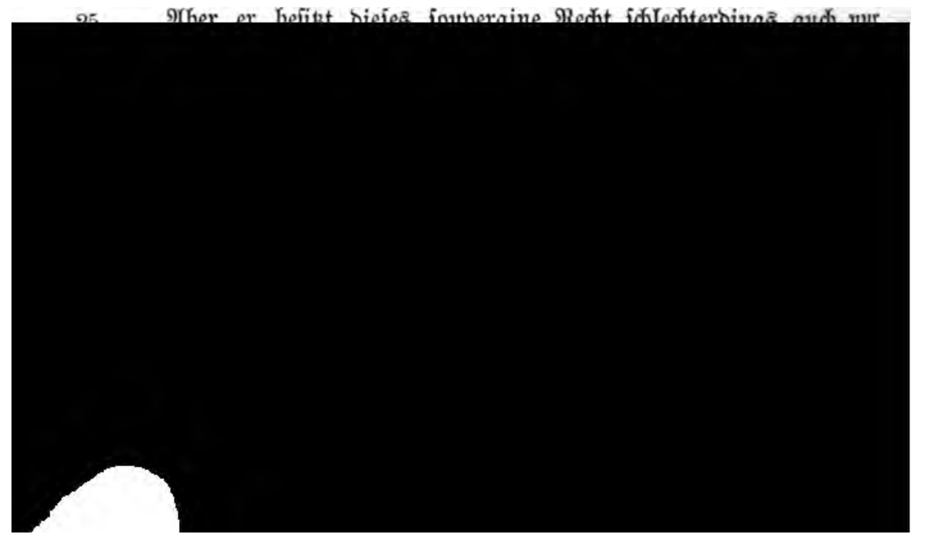
und über die ganze Kunst des schönen Scheins, weil sie bloß Schein ist, ein wegwerfendes Urtheil zu sprechen; dieß begegnet aber dem Verstande nur alsdann, wenn er sich der obengedachten Affinität erinnert. Von den nothwendigen Grenzen des schönen Scheins werde ich noch einmal insbesondere zu reden Veranlassung nehmen.

10: und des Ohrs B b K W M. — 15: genießen und A B b. — 24: Kunst, A B b. — 27: [Die „oben gedachte Affinität" kann nur die im Texte, Affinität des höchsten Verstandes und der höchsten Stupidität, nicht die Verwandtschaft des in der Anmerkung genannten logischen und ästhetischen Scheines sein, und dann (wenn der Verstand vergißt, daß er in seiner Unempfindlichkeit für den Schein mit der Stupidität verwandt ist) muß es heißen: „wenn er sich der obengedachten Affinität *nicht* erinnert." Hierauf machte der damals 16jährige Schüler des Nürnberger Gymnasiums, L. Nagel, 1844 aufmerksam, und ich würde die Negation in eine Ausgabe für den allgemeinen Gebrauch aufnehmen. K. G.]

Vermögen zur Form überhaupt gegeben; der Drang zu derselben beruht auf einer andern Anlage, von der ich hier nicht zu handeln brauche. Wie frühe oder wie spät sich der ästhetische Kunsttrieb entwickeln soll, das wird bloß von dem Grade der Liebe abhängen, mit der der Mensch fähig ist, sich bey dem blossen Schein zu verweilen.

Da alles wirkliche Daseyn von der Natur als einer fremden Macht, aller Schein aber ursprünglich von dem Menschen als vorstellendem Subjekte, sich herschreibt, so bedient er sich bloß seines absoluten Eigenthumsrechts, wenn er den Schein von dem Wesen zurück nimmt, und mit demselben nach eignen Gesetzen schaltet. Mit ungebundener Freyheit kann er, was die Natur trennte, zusammenfügen, sobald er es nur irgend zusammen denken kann, und trennen, was die Natur verknüpfte, sobald er es nur in seinem Verstande absondern kann. Nichts darf ihm hier heilig seyn, als sein eigenes Gesetz, sobald er nur die Markung in Acht nimmt, welche *sein* Gebiet von 107 dem Daseyn der Dinge oder dem Naturgebiete scheidet.

Dieses menschliche Herrscherrecht übt er aus in der *Kunst des Scheins*, und je strenger er hier das Mein und Dein von einander sondert, je sorgfältiger er die Gestalt von dem Wesen trennt, und je mehr Selbstständigkeit er derselben zu geben weiß, desto mehr wird er nicht bloß das Reich der Schönheit erweitern, sondern selbst die Grenzen der Wahrheit bewahren; denn er kann den Schein nicht von der Wirklichkeit reinigen, ohne zugleich die Wirklichkeit von dem Schein frey zu machen.



[redacted]

wirkliches Daseyn zu bestimmen sich anmaßt, oder indem er sein Dichterrecht aufgiebt, die Erfahrung in das Gebiet des Ideals greifen läßt, und die Möglichkeit auf die Bedingungen der Wirklichkeit einschränkt.

Nur soweit er aufrichtig ist, (sich von allem Anspruch auf 108
Realität ausdrücklich lossagt) und nur soweit er selbstständig ist, (allen Beystand der Realität entbehrt) ist der Schein ästhetisch. Sobald er falsch ist und Realität heuchelt, und sobald er unrein und der Realität zu seiner Wirkung bedürftig ist, ist er nichts als ein niedriges Werkzeug zu materiellen Zwecken, und kann nichts für die Freyheit des Geistes beweisen. Uebrigens ist es gar nicht nöthig, daß der Gegenstand, an dem wir den schönen Schein finden, ohne Realität sey, wenn nur unser Urtheil darüber auf diese Realität keine Rücksicht nimmt; denn soweit es diese Rücksicht nimmt, ist es kein ästhetisches. Eine lebende weibliche Schönheit wird uns freylich eben so gut und noch ein wenig beßer als eine eben so schöne, bloß gemahlte, gefallen; aber insoweit sie uns beßer gefällt als die letztere (ich setze hier der Kunst keine Grenzen) gefällt sie nicht mehr als selbstständiger Schein, gefällt sie nicht mehr dem reinen ästhetischen Gefühl; diesem darf auch das Lebendige nur als Erscheinung, auch das Wirkliche nur als Idee gefallen, aber freylich erfodert es noch einen ungleich höheren Grad der schönen Kultur, in dem Lebendigen selbst nur den reinen Schein zu empfinden, als das Leben an dem Schein zu entbehren.

Bey welchem einzelnen Menschen oder ganzen Volk man den aufrichtigen und selbstständigen Schein findet, da darf man auf Geist und Geschmack und jede damit verwandte Treflichkeit schließen — da wird man das Ideal das wirkliche Leben regieren, die Ehre über den Besitz, den Gedanken über den Genuß, den Traum der Unsterblichkeit über die Existenz triumphiren sehen. Da wird die öffentliche 109
Stimme das einzig furchtbare seyn, und ein Olivenkranz höher als ein Purpurkleid ehren. Zum falschen und bedürftigen Schein nimmt nur die Ohnmacht und die Verkehrtheit ihre Zuflucht, und einzelne Menschen sowohl als ganze Völker, welche entweder „der Realität durch den Schein oder dem (ästhetischen) Schein durch Realität nach-

16 u. 17: besser Bb. — 17: letztere, Bb. — 17–18: (ich setze — Grenzen)] fehlt Bb K W M. — 19: Gefühl, A Bb. — 21: gefallen; Bb.

heißen* — beydes ist gerne verbunden — beweisen zugleich ihren moralischen Unwerth und ihr ästhetisches Unvermögen.*

* Nichts ist gewöhnlicher als von gewissen trivialen Critikern des 110 Zeitalters die Klage zu vernehmen, daß alle Solidität aus der Welt verschwunden sey, und das Wesen über dem Schein vernachläßigt werde. Obgleich ich mich gar nicht berufen fühle, das Zeitalter gegen diesen Vorwurf zu rechtfertigen, so geht doch schon aus der weiten Ausdehnung, welche diese strengen Herren Sittenrichter ihrer Anklage geben, sattsam hervor, daß sie dem Zeitalter nicht bloß den falschen sondern auch den aufrichtigen Schein verargen; und sogar die Ausnahmen, welche sie noch etwa zu Gunsten der Schönheit machen, gehen mehr auf den bedürftigen als auf den selbstständigen Schein. Sie greifen nicht bloß die betrügerische Schminke an, welche die Wahrheit verbirgt, welche die Wirklichkeit zu vertreten sich anmaßt; sie ereifern sich auch gegen den wohlthätigen Schein, der die Leerheit erfüllt, und die Armseligkeit zudeckt, auch gegen den idealischen, der eine gemeine Wirklichkeit veredelt. Die Falschheit der Sitten beleidigt mit Recht ihr strenges Wahrheitsgefühl; nur schade, daß sie zu dieser Falschheit auch schon die Höflichkeit rechnen. Es mißfällt ihnen, daß äusserer Flitterglanz so oft das wahre Verdienst verdunkelt, aber es verdrüßt sie nicht weniger, daß man auch Schein vom Verdienste fodert, und

[redacted]

dem innern Gehalte die gefällige Form nicht erläßt. Sie vermissen das Herzliche, Kernhafte und Gediegene der vorigen Zeiten, aber sie möchten auch das Eckigte und Derbe der ersten Sitten, das Schwerfällige der alten Formen, und den ehemaligen gothischen Ueberfluß wieder eingeführt sehen. Sie beweisen durch Urtheile dieser Art dem Stoff an sich selbst eine Achtung, die der Menschheit nicht würdig ist, welche vielmehr das Materielle ' nur insoferne schätzen soll, als 111
es Gestalt zu empfangen und das Reich der Ideen zu verbreiten im Stand ist. Auf solche Stimmen braucht also der Geschmack des Jahrhunderts nicht sehr zu hören, wenn er nur sonst vor einer bessern Instanz besteht. Nicht daß wir einen Werth auf den ästhetischen Schein legen (wir thun dieß noch lange nicht genug) sondern daß wir es noch nicht biß zu dem reinen Schein gebracht haben, daß wir das Daseyn noch nicht genug von der Erscheinung geschieden, und dadurch beyder Grenzen auf ewig gesichert haben, dieß ist es, was uns ein rigoristischer Richter der Schönheit zum Vorwurf machen kann. Diesen Vorwurf werden wir solang verdienen, als wir das Schöne der lebendigen Natur nicht geniessen können, ohne es zu begehren, das Schöne der nachahmenden Kunst nicht bewundern können, ohne nach einem Zwecke zu fragen — als wir der Einbildungskraft noch keine eigene absolute Gesetzgebung zugestehn, und durch die Achtung, die wir ihren Werken erzeigen, sie auf ihre Würde hinweisen.

Sieben und zwanzigster Brief. 112

Fürchten Sie nichts für Realität und Wahrheit, wenn der hohe Begriff, den ich in dem vorhergehenden Briefe von dem ästhetischen Schein aufstellte, allgemein werden sollte. Er wird nicht allgemein werden, so lange der Mensch noch ungebildet genug ist, um einen Mißbrauch davon machen zu können; und würde er allgemein, so könnte dieß nur durch eine Kultur bewirkt werden, die zugleich jeden Mißbrauch unmöglich machte. Dem selbstständigen Schein nachzustreben erfodert mehr Abstraktionsvermögen, mehr Freyheit des Herzens, mehr Energie des Willens, als der Mensch nöthig hat, um sich auf

3: Eckige K. — 9: Stande Bb. — 13: bis Bb.

die Realität einzuschränken, und er muß diese schon hinter sich haben, wenn er bey jenem anlangen will. Wie übel würde er sich also rathen, wenn er den Weg zum Ideale einschlagen wollte, um sich den Weg zur Wirklichkeit und Wahrheit zu ersparen! Von dem Schein, so wie er hier genommen wird, möchten wir also für die Wirklichkeit nicht viel zu besorgen haben; desto mehr dürfte aber von der Wirklichkeit für den Schein zu befürchten seyn. An das Materielle gefesselt, läßt der Mensch diesen lange Zeit bloß seinen Zwecken dienen, ehe er ihm in der Kunst des Ideals eine eigene Persönlichkeit zugesteht. Zu dem letztern bedarf es einer totalen Revolution in seiner ganzen Empfindungsweise, ohne welche er auch nicht einmal *auf dem Wege* zum Ideal sich befinden würde. Wo wir also Spuren einer uninteressierten freyen Schätzung des reinen Scheins entdecken, da können wir auf eine solche Umwälzung seiner Natur und den eigentlichen Anfang der Menschheit in ihm schließen. Spuren dieser Art finden sich aber wirklich schon in den ersten rohen Versuchen, die er zur *Verschönerung* seines Daseyns macht, selbst auf die Gefahr macht, daß er es dem sinnlichen Gehalt nach dadurch verschlechtern sollte. Sobald er überhaupt nur anfängt, dem Stoff die Gestalt vorzuziehen, und an den Schein, (den er aber dafür erkennen muß) Realität zu wagen, so ist sein thierischer Kreis aufgethan, und er befindet sich auf einer Bahn, die nicht endet.

[redacted]

merkt, die seine Begierden befriedigen, ist er über die Zeit selbst hinausgeschritten, und hat seinen Genuß nicht bloß dem Umfang und dem Grad nach erhöht, sondern auch der Art nach veredelt.

Zwar hat die Natur auch schon dem Vernunftlosen ' über die 114
Nothdurft gegeben, und in das dunkle thierische Leben einen Schimmer von Freyheit gestreut. Wenn den Löwen kein Hunger nagt, und kein Raubthier zum Kampf herausfodert, so erschafft sich die müßige Stärke selbst einen Gegenstand; mit muthvollem Gebrüll erfüllt er die hallende Wüste, und in zwecklosem Aufwand genießt sich die üppige Kraft. Mit frohem Leben schwärmt das Insekt in dem Sonnenstrahl; auch ist es sicherlich nicht der Schrey der Begierde, den wir in dem melodischen Schlag des Singvogels hören. Unläugbar ist in diesen Bewegungen Freyheit, aber nicht Freyheit von dem Bedürfniß überhaupt, bloß von einem bestimmten, von einem äussern Bedürfniß. Das Thier **arbeitet**, wenn ein Mangel die Triebfeder seiner Thätigkeit ist, und es **spielt**, wenn der Reichthum der Kraft diese Triebfeder ist, wenn das überflüßige Leben sich selbst zur Thätigkeit stachelt. Selbst in der unbeseelten Natur zeigt sich ein solcher Luxus der Kräfte und eine Laxität der Bestimmung, die man in jenem materiellen Sinn gar wohl Spiel nennen könnte. Der Baum treibt unzählige Keime, die unentwickelt verderben, und streckt weit mehr Wurzeln, Zweige und Blätter nach Nahrung aus, als zu Erhaltung seines Individuums und seiner Gattung verwendet werden. Was er von seiner verschwenderischen Fülle ungebraucht und ungenossen dem Elementarreich zurückgiebt, das darf das Lebendige in fröhlicher Bewegung verschwelgen. So giebt uns die Natur schon in ihrem materiellen Reich ein Vorspiel des Unbegrenzten, und hebt hier schon zum Theil die Fesseln auf, deren sie sich im Reich der Form ganz und gar entledigt. Von dem Zwang des Bedürfnisses oder dem **physischen Ernste** nimmt sie durch den Zwang ' des Ueberflusses oder 115
das **physische Spiel** den Uebergang zum ästhetischen Spiele, und ehe sie sich in der hohen Freyheit des Schönen über die Fessel jedes Zwecks erhebt, nähert sie sich dieser Unabhängigkeit wenigstens von

1–2: befriedigen, hat er seinen Genuß B b K W M. — 14: äußern B b. — 17: überflüssige B b. — 31: Spiele und A B b.

ferne schon in der *freyen Bewegung*, die sich selbst Zweck und Mittel ist.

Wie die körperlichen Werkzeuge, so hat in dem Menschen auch die Einbildungskraft ihre freye Bewegung und ihr materielles Spiel, in welchem sie, ohne alle Beziehung auf Gestalt, bloß ihrer Eigenmacht und Fessellosigkeit sich freut. Insofern sich noch gar nichts von Form in diese Phantasiespiele mischt, und eine ungezwungene Folge von Bildern den ganzen Reitz derselben ausmacht, gehören sie, obgleich sie dem Menschen allein zukommen können, bloß zu seinem animalischen Leben und beweisen bloß seine Befreyung von jedem äussern sinnlichen Zwang, ohne noch auf eine selbstständige bildende Kraft in ihm schließen zu lassen.* Von die'sem Spiel *der freyen* 11
Ideenfolge, welches noch ganz materieller Art ist, und aus bloßen Naturgesetzen sich erklärt, macht endlich die Einbildungskraft in dem Versuch *einer freyen Form* den Sprung zum ästhetischen Spiele. Einen Sprung muß man es nennen, weil sich eine ganz neue Kraft hier in Handlung setzt; denn hier zum erstenmal mischt sich der gesetzgebende Geist in die Handlungen eines blinden Instinktes, unterwirft das willkührliche Verfahren der Einbildungskraft seiner unveränderlichen ewigen Einheit, legt seine Selbstständigkeit in das Wandelbare und seine Unendlichkeit in das Sinnliche. Aber solange die rohe Natur noch zu mächtig ist, die kein anderes Gesetz kennt, als rastlos

* Die mehresten Spiele, welche im gemeinen Leben im Gange sind, beruhen entweder ganz und gar auf diesem Gefühle der freyen Ideenfolge, oder entlehnen [redacted]

von Veränderung zu Veränderung fortzueilen, wird sie durch ihre unstete Willkühr jener Nothwendigkeit, durch ihre Unruhe jener Stätigkeit, durch ihre Bedürftigkeit jener Selbstständigkeit, durch ihre Ungenügsamkeit jener erhabenen Einfalt entgegen streben. Der ästhetische Spieltrieb wird also in seinen ersten ' Versuchen noch kaum zu erkennen 117 seyn, da der sinnliche mit seiner eigensinnigen Laune und seiner wilden Begierde unaufhörlich dazwischen tritt, die hohe Nothwendigkeit des Ideals mit der Nothdurft des Individuums verwechselt, und die edle Darstellung eines ewigen Willens, in der schönen Form, durch die unreine Spur eines vorübergehenden Verlangens befleckt. Daher sehen wir den rohen Geschmack das Neue und Ueberraschende, das Bunte, Abentheuerliche und Bizarre, das Heftige und Wilde zuerst ergreifen, und vor nichts so sehr als vor der Einfalt und Ruhe fliehen. Er bildet groteske Gestalten, liebt rasche und abrupte Uebergänge, üppige Formen, grelle Kontraste, schreyende Lichter, einen pathetischen Gesang. Schön heißt ihm in dieser Epoche bloß, was ihn aufregt, was ihm Stoff giebt — aber aufregt zu einem selbstthätigen Widerstand, aber Stoff giebt für ein mögliches Bilden, denn sonst würde es selbst ihm nicht das Schöne seyn. Mit der Form seiner Urtheile ist also eine merkwürdige Veränderung vorgegangen; er sucht diese Gegenstände nicht, weil sie ihm etwas zu erleiden, sondern weil sie ihm zu handeln geben; sie gefallen ihm nicht, weil sie einem Bedürfniß begegnen, sondern weil sie einem Gesetze Genüge leisten, welches, obgleich noch leise, in seinem Busen spricht.

Bald ist er nicht mehr damit zufrieden, daß ihm die Dinge gefallen: er will selbst gefallen, anfangs zwar nur durch das, was sein ist, endlich durch das, was er ist. Was er besitzt, was er hervorbringt, darf nicht mehr bloß die Spuren der Dienstbarkeit, die ängstliche Form seines Zwecks an sich tragen; neben dem Dienst, ' in 118 dem es da ist, muß es zugleich den geistreichen Verstand, der es dachte, die liebende Hand, die es ausführte, den heitern und freyen Geist, der es wählte und aufstellte, wiederscheinen. Jetzt sucht sich

2: unstäte B. — 7: tritt. B b K W M. — 7–11: die hohe — befleckt.] fehlt B b K W M. — 14–15: und abrupte] fehlt B b K W M. — 18. giebt, A. — 24: Genüge leiden, B. — 26–27: gefallen; B b. — 30–31: in dem] zu dem B b K W M.

der alte Germanier glänzendere Thierfelle, prächtigere Geweyhe, zierlichere Trinkhörner aus, und der Kaledonier wählt die nettesten Muscheln für seine Feste. Selbst die Waffen dürfen jetzt nicht mehr bloß Gegenstände des Schreckens, sondern auch des Wohlgefallens seyn, und das kunstreiche Wehrgehänge will nicht weniger bemerkt seyn, als des Schwerdtes tödtende Schneide. Nicht zufrieden, einen ästhetischen Ueberfluß in das Nothwendige zu bringen, reißt sich der freyere Spieltrieb endlich ganz von den Fesseln der Nothdurft los, und das Schöne wird für sich allein ein Objekt seines Strebens. Er schmückt sich. Die freye Lust wird in die Zahl seiner Bedürfnisse aufgenommen, und das Unnöthige ist bald der beste Theil seiner Freuden.

So wie sich ihm von aussen her, in seiner Wohnung, seinem Haußgeräthe, seiner Bekleidung allmählig die Form nähert, so fängt sie endlich an, von ihm selbst Besitz zu nehmen, und anfangs bloß den äussern, zuletzt auch den innern Menschen zu verwandeln. Der gesetzlose Sprung der Freude wird zum Tanz, die ungestalte Geste zu einer anmuthigen harmonischen Gebärdensprache, die verworrenen Laute der Empfindung entfalten sich, fangen an dem Takt zu gehorchen und sich zum Gesange zu biegen. Wenn das trojanische Heer mit gellendem Geschrey gleich einem Zug von Kranichen ins Schlachtfeld heranstürmt, so nähert sich das griechische demselben still und mit edlem Schritt. Dort sehen wir bloß den Uebermuth blinder 11

[redacted]

die Lust kann er rauben, aber die Liebe muß eine Gabe seyn. Um diesen höhern Preiß kann er nur durch Form, nicht durch Materie ringen. Er muß aufhören, das Gefühl als Kraft zu berühren, und als Erscheinung dem Verstand gegenüber stehn; er muß Freyheit lassen, weil er der Freyheit gefallen will. So wie die Schönheit den Streit der Naturen in seinem einfachsten und reinsten Exempel, in dem ewigen Gegensatz der Geschlechter lößt, so lößt sie ihn — oder zielt wenigstens dahin, ihn auch in dem verwickelten Ganzen der Gesellschaft zu lösen, und nach dem Muster des freyen Bundes, den sie dort zwischen der männlichen Kraft und der weiblichen Milde knüpft, alles Sanfte und Heftige in der moralischen Welt zu versöhnen. Jetzt wird die Schwäche heilig, und die nicht gebändigte Stärke entehrt; das Unrecht der Natur wird durch die Großmuth ritterlicher Sitten verbessert. Den ' keine Gewalt erschrecken darf, entwaffnet 120
die holde Röthe der Schaam, und Thränen ersticken eine Rache, die kein Blut löschen konnte. Selbst der Haß merkt auf der Ehre zarte Stimme, das Schwerdt des Ueberwinders verschont den entwaffneten Feind, und ein gastlicher Heerd raucht dem Fremdling an der gefürchteten Küste, wo ihn sonst nur der Mord empfieng.

Mitten in dem furchtbaren Reich der Kräfte und mitten in dem heiligen Reich der Gesetze baut der ästhetische Bildungstrieb unvermerkt an einem dritten fröhlichen Reiche des Spiels und des Scheins, worin er dem Menschen die Fesseln aller Verhältnisse abnimmt, und ihn von allem, was Zwang heißt, sowohl im physischen als im moralischen entbindet.

Wenn in dem dynamischen Staat der Rechte der Mensch dem Menschen als Kraft begegnet und sein Wirken beschränkt — wenn er sich ihm in dem ethischen Staat der Pflichten mit der Majestät des Gesetzes entgegenstellt, und sein Wollen fesselt, so darf er ihm im Kreise des schönen Umgangs, in dem ästhetischen Staat, nur als Gestalt erscheinen, nur als Objekt des freyen Spiels gegenüber stehen. Freyheit zu geben durch Freyheit ist das Grundgesetz dieses Reichs. Hier darf weder das Einzelne mit dem Ganzen, noch das Ganze mit dem Einzelnen streiten. Nicht, weil das eine nachgiebt,

2: Preis B. — 15: Scham, B. — 17: Schwert B. — 18: Herd B. — 19: empfing. B. — 33 bis S. 382, Z. 2: Hier darf — geben.] fehlt B b K W M.

durch das andere nöthig wäre; hier darf es nur Sieger, aber keinen Besiegten geben.

Der dynamische Staat kann die Gesellschaft bloß möglich machen, indem er die Natur durch Natur bezähmt; der ethische Staat kann sie bloß (moralisch) nothwendig machen, indem er den einzelnen Willen dem allgemeinen unterwirft; der ästhetische Staat allein kann sie wirklich machen, weil er den Willen des Ganzen durch die Natur des Individuums vollzieht. Wenn schon das Bedürfniß den Menschen in die Gesellschaft nöthigt, und die Vernunft gesellige Grundsätze in ihm pflanzt, so kann die Schönheit allein ihm einen geselligen Charakter ertheilen. Der Geschmack allein bringt Harmonie in die Gesellschaft, weil er Harmonie in dem Individuum stiftet. Alle andre Formen der Vorstellung trennen den Menschen, weil sie sich ausschließend entweder auf den sinnlichen oder auf den geistigen Theil seines Wesens gründen; nur die schöne Vorstellung macht ein Ganzes aus ihm, weil seine beiden Naturen dazu zusammen stimmen müssen. Alle andre Formen der Mittheilung trennen die Gesellschaft, weil sie sich ausschließend entweder auf die Privatempfänglichkeit, oder auf die Privatfertigkeit der einzelnen Glieder, also auf das Unterscheidende zwischen Menschen und Menschen beziehen; nur die schöne Mittheilung vereinigt die Gesellschaft, weil sie sich auf das Gemeinsame aller bezieht. Die Freuden der Sinne genießen wir bloß als Individuen, ohne daß die Gattung, die in uns wohnt, daran Antheil nähme; wir können also unsre sinnlichen Freuden nicht zu allgemeinen erweitern, weil wir unser Indi-



machen, weil die Persönlichkeit nicht daran Theil nimmt. Das absolut Gute kann nur unter Bedingungen glücklich machen, die allgemein nicht vorauszusetzen sind; denn die Wahrheit ist nur der Preiß der Verläugnung, und an den reinen Willen glaubt nur ein reines Herz. Die Schönheit allein beglückt alle Welt, und jedes Wesen vergißt seiner Schranken, so lang es ihren Zauber erfährt.

Kein Vorzug, keine Alleinherrschaft wird geduldet, so weit der Geschmack regiert, und das Reich des schönen Scheins sich verbreitet. Dieses Reich erstreckt sich aufwärts, biß wo die Vernunft mit unbedingter Nothwendigkeit herrscht, und alle Materie aufhört; es erstreckt sich niederwärts, biß wo der Naturtrieb mit blinder Nöthigung waltet, und die Form noch nicht anfängt; ja selbst auf diesen äussersten Grenzen, wo die gesetzgebende Macht ihm genommen ist, läßt sich der Geschmack doch die vollziehende nicht entreissen. Die ungesellige Begierde muß ihrer Selbstsucht entsagen, und das Angenehme, welches sonst nur die Sinne lockt, das Netz der Anmuth auch über die Geister auswerfen. Der Nothwendigkeit strenge Stimme, die Pflicht, muß ihre vorwerfende Formel verändern, die nur der Widerstand rechtfertigt, und die willige Natur durch ein edleres Zutrauen ehren. Aus den Mysterien der Wissenschaft führt der Geschmack die Erkenntniß unter den offenen Himmel ' des Gemeinsinns heraus, und verwandelt das 123
Eigenthum der Schulen in ein Gemeingut der ganzen menschlichen Gesellschaft. In seinem Gebiete muß auch der mächtigste Genius sich seiner Hoheit begeben, und zu dem Kindersinn vertraulich herniedersteigen. Die Kraft muß sich binden lassen durch die Huldgöttinnen, und der trotzige Löwe dem Zaum eines Amors gehorchen. Dafür breitet er über das physische Bedürfniß, das in seiner nackten Gestalt die Würde freyer Geister beleidigt, seinen mildernden Schleyer aus, und verbirgt uns die entehrende Verwandtschaft mit dem Stoff in einem lieblichen Blendwerk von Freyheit. Beflügelt durch ihn entschwingt sich auch die kriechende Lohnkunst dem Staube, und die Fesseln der Leibeigenschaft fallen, von seinem Stabe berührt, von dem Leblosen wie von dem Lebendigen ab. In dem ästhetischen Staate ist alles — auch das dienende Werkzeug ein freyer Bürger,

3: Preis B b. — 9 und 11: bis B b. — 12: äußersten B b.

der mit dem edelsten gleiche Rechte hat, und der Verstand, der die duldende Masse unter seine Zwecke gewaltthätig beugt, muß sie hier um ihre Beystimmung fragen. Hier also in dem Reiche des ästhetischen Scheins wird das Ideal der Gleichheit erfüllt, welches der Schwärmer so gern auch dem Wesen nach realisiert sehen möchte; und wenn es wahr ist, daß der schöne Ton in der Nähe des Thrones am frühesten und am vollkommensten reift, so müßte man auch hier die gütige Schickung erkennen, die den Menschen oft nur deswegen in der Wirklichkeit einzuschränken scheint, um ihn in eine idealische Welt zu treiben.*

* Existiert aber auch ein solcher Staat des schönen Scheins, und wo ist er zu finden? Dem Bedürfniß nach existiert er in jeder feingestimmten Seele, der That nach möchte man ihn wohl nur, wie die reine Kirche und die reine Republik, in einigen wenigen auserlesenen Zirkeln finden, wo nicht die geistlose Nachahmung fremder Sitten, sondern eigne schöne Natur das Betragen lenkt, wo der Mensch durch die verwickeltste Verhältnisse mit kühner Einfalt und ruhiger Unschuld geht, und weder nöthig hat, fremde Freyheit zu kränken, um die seinige zu behaupten, noch seine Würde wegzuwerfen, um Anmuth zu zeigen. — Da es einem guten Staat an einer Constitution nicht fehlen darf, so kann man sie auch von dem ästhetischen fodern. Noch kenne ich keine dergleichen, und ich darf also hoffen, daß ein erster Versuch derselben, den ich dieser Zeitschrift bestimmt habe, mit Nachsicht werde aufgenommen werden.

[3]: Bestimmung B (1836. 1840). — [5]: realisirt B. — [10–17]: Existiert — zu zeigen.] (Diese Sätze sind in B b K W M als Text gedruckt.) — [10]: Existirt B. — [11]: existirt B. — [12]: Republik in A B b. — [15]: verwickeltsten B b K W M. —

[redacted]

XVI.

Ueber Musik.

Die Frage, was in der Musik darstellungswürdig sey, geht eigentlich nicht den Stoff, sondern die Behandlung an. Ueber den Stoff kann dem Musiker so wenig als irgend einem andern Künstler etwas vorgeschrieben werden. Wenn gefragt würde, ob der Künstler den Zorn, die Eifersucht ꝛc. darstellen könne, so würde es den Stoff betreffen. Ob er aber in der Schilderung des Zornes oder der Eifersucht das Pathos oder das Ethos darzustellen habe, das ist eine Frage, die sich auf die Behandlung bezieht.

Offenbar beruht die Macht der Musik auf ihrem körperlich materiellen Theil. Aber weil in dem Reich der Schönheit alle Macht, insofern sie blind ist, aufgehoben werden soll, so wird die Musik nur ästhetisch durch Form. Die Form aber macht keineswegs, daß sie als Musik wirkt, sondern bloß, daß sie bey ihrer musikalischen Macht ästhetisch wirkt. Ohne Form würde sie über uns blind gebieten; ihre Form rettet unsere Freyheit. Aber die Freyheit macht das ästhetische allein nicht aus, sondern die Freyheit, insofern sie sich im Leiden behauptet. Dieses Leiden wird hier hervorgebracht durch den Ton, dessen Einfluß auf uns und Affinität mit unsern Leidenschaften lediglich auf Naturgesetzen beruht. Im ästhetischen aber sollen zugleich mit Naturgesetzen auch Freyheitsgesetze wirken. Daher die Nothwendigkeit des Charakters in der Musik, wenn sie als schöne Kunst wirken soll.

Nimmst du der Musik alle Form, so verliert sie zwar alle ihre ästhetische, aber nicht alle ihre musikalische Macht.

Nimmst du ihr allen Stoff, und behältst bloß ihren reinen Theil, so verliert sie zugleich ihre ästhetische und ihre musikalische Macht, und wird bloß ein Object des Verstandes. Dieß beweist also, daß auf ihren körperlichen Theil mehr Rücksicht genommen werden muß, als du genommen hast.

Eben so urtheilte auch Humboldt, und Goethe.

Schiller an Körner, 10. März 1795: „Hier hast Du ein Paar Worte über Deinen Aufsatz. Gern hätte ich mich weitläufiger eingelassen, aber es war unmöglich, ohne tief ins Detail zu gehen, welches mir in einer Materie von dieser fremden Natur nicht leicht gewesen wäre.“ Der Aufsatz Körners war der in den Horen (1795, St. 5, S. 97—121) abgedruckte: „Ueber Charakterdarstellung in der Musik“; die „Paar Worte“ Schillers bilden acht Quartseiten, früher im Besitz des Hofraths Dr. Förster, dann des Regierungsraths v. Loeper in Berlin, der auf eine Bitte um Mittheilung für diese Ausgabe nicht geantwortet hat. Die obenstehenden Sätze sind entlehnt aus dem „Verzeichniß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schiller's im Saale der Königlichen Akademie zu Berlin vom 12.—22. November 1859 aufgestellten Bildnisse, Handschriften, Drucke, Musikalien und Erinnerungen. Mit zwei Schrifttafeln. Zweiter Abdruck. Berlin. E. H. Schroeder. (Hermann Kaiser.) Unter den Linden Nr. 23.“ 8⁰. S. 9. K. G.

XVII.

Von den nothwendigen Grenzen des Schönen

besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten.

Der Misbrauch des Schönen und die Anmaßungen der Einbildungskraft, da, wo sie nur die ausübende Gewalt besitzt, auch die gesetzgebende an sich zu reissen, haben sowohl im Leben als in der Wissenschaft so vielen Schaden angerichtet, daß es von nicht geringer Wichtigkeit ist, die Grenzen genau zu bestimmen, die dem Gebrauch schöner Formen gesetzt sind. Diese Grenzen liegen schon in der Natur des Schönen, und wir dürfen uns bloß erinnern, *wie* der Geschmack seinen Einfluß äusert, um bestimmen zu können, *wie weit* er denselben erstrecken darf.

Die Wirkungen des Geschmacks überhaupt genommen sind, die sinnlichen und geistigen Kräfte des Menschen in Harmonie zu bringen, und in einem innigen Bündniß zu vereinigen. Wo also ein solches inniges Bündniß zwischen der Vernunft und den Sinnen zweckmäßig und rechtmäßig ist, da ist dem Geschmack ein Einfluß zu gestatten. Giebt es aber Fälle, wo wir, sey es nun, um einen Zweck zu erreichen, oder sey es, um einer Pflicht Genüge zu thun, von jedem sinnlichen Einfluß frey und als reine Vernunftwesen handeln müssen, wo also das Band zwischen dem ' Geist und der Materie augenblicklich 100

A: Horen 1795, St. 9, S. 99—125. — B: Kleinere prosaische Schriften, Th. 2 (1800), S. 355 ff. — b: Dieselben, anderer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 1 ff. — W: Werke 1844. 10, 255 ff. — M: Werke 1860. 12, 119 ff.

Dieser und der folgende Aufsatz (Nr. XVII und XVIII) sind in B-M als Eine Abhandlung gedruckt unter dem Titel: **Ueber die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen.** — 4: Mißbrauch B. — 10: wie Bb. — 11: äußert, Bb.

aufgehoben werden muß, da hat der Geschmack seine Grenzen, die er nicht überschreiten darf, ohne entweder einen Zweck zu vereiteln, oder uns von unserer Pflicht zu entfernen. Dergleichen Fälle giebt es aber wirklich, und sie werden uns schon durch unsere Bestimmung vorgeschrieben.

Unsere Bestimmung ist, uns Erkenntnisse zu erwerben und aus Erkenntnissen zu handeln. Zu beydem gehört eine Fertigkeit, von dem, was der Geist thut, die Sinne auszuschließen, weil bey allem Erkennen vom Empfinden, und bey allem moralischen Wollen von der Begierde abstrahirt werden muß.

Wenn wir erkennen, so verhalten wir uns thätig und unsre Aufmerksamkeit ist auf einen Gegenstand, auf ein Verhältniß zwischen Vorstellungen und Vorstellungen gerichtet. Wenn wir empfinden, so verhalten wir uns leidend und unsre Aufmerksamkeit (wenn man es anders so nennen kann, was ganz und gar keine Handlung des Geistes ist) ist bloß auf unsern Zustand gerichtet, insoferne derselbe durch einen empfangenen Eindruck verändert wird. Da wir nun das Schöne bloß empfinden und nicht erkennen, so merken wir dabey auf kein Verhältniß desselben zu andern Objecten, so beziehen wir die Vorstellung desselben nicht auf andere Vorstellungen, sondern auf unser empfindendes Selbst. An dem schönen Gegenstand erfahren wir nichts, aber von demselben erfahren wir eine Veränderung unsers Zustands, davon die Empfindung der Ausdruck ist. Unser Wissen [redacted]

Zur Ueberzeugung des Verstandes kann allerdings die Schönheit der Einkleidung eben so wenig beytragen als das geschmackvolle Arrangement einer Mahlzeit zur Sättigung der Gäste, oder die äussere Eleganz eines Menschen zu Beurtheilung seines innern Werths. Aber eben so, wie dort durch die schöne Anordnung der Tafel die Eßlust gereitzt und hier durch das Empfehlende im Aeussern die Aufmerksamkeit auf den Menschen überhaupt geweckt und geschärft wird, so werden wir durch eine reitzende Darstellung der Wahrheit in eine günstige Stimmung gesetzt, ihr unsre Seele zu öfnen, und die Hindernisse in unserm Gemüth werden hinweggeräumt, die sich der schwierigen Verfolgung einer langen und strengen Gedankenkette sonst würden entgegengesetzt haben. Es ist niemals der Inhalt, der durch die Schönheit der Form gewinnt, und niemals der Verstand, dem der Geschmack beym Erkennen hilft. Der Inhalt muß sich dem Verstaud unmittelbar durch sich selbst empfehlen, indem die schöne Form zu der Einbildungskraft spricht, und ihr mit einem Scheine von Freyheit schmeichelt.

Aber selbst diese unschuldige Nachgiebigkeit gegen die Sinne, die 102
man sich bloß in der *Form* erlaubt, ohne dadurch etwas an dem *Inhalt* zu verändern, ist großen Einschränkungen unterworfen, und kann völlig zweckwidrig seyn, je nachdem die Art der Erkenntniß, und der Grad der Ueberzeugung ist, die man bey Mittheilung seiner Gedanken beabsichtet.

Es giebt eine *wissenschaftliche* Erkenntniß, welche auf deutlichen Begriffen und erkannten Principien ruht, und eine *populäre* Erkenntniß, welche bloß auf mehr oder weniger entwickelte Gefühle sich gründet. Was der letztern oft sehr beförderlich ist, kann der erstern gerade zu widerstreiten.

Da, wo man eine strenge Ueberzeugung aus Principien zu bewirken sucht, da ist es nicht damit gethan, die Wahrheit bloß *dem Inhalt nach* vorzutragen, sondern auch die *Probe* der Wahrheit muß in der Form des Vortrags zugleich mit enthalten seyn. Dieß kann aber nichts anders heissen, als, nicht bloß der Inhalt, sondern

2: beytragen, B b. — 3: äußere B b (und so stets: äußerer u. s. w.). — 6: gereizt B b (und so stets: reizen, Reiz u. s. w.). — 31: *die Probe* B b. — 33: heißen B b (und so stets).

auch die Darlegung derselben muß den Denkgesetzen gemäß seyn. Mit derselben strengen Nothwendigkeit, mit welcher sich die Begriffe im Verstand aneinander schließen, müssen sie sich auch im Vortrag zusammenfügen, und die Stätigkeit in der Darstellung muß der Stätigkeit in der Idee entsprechen. Nun streitet aber jede Freyheit, die der Imagination bey Erkenntnissen eingeräumt wird, mit der strengen Nothwendigkeit, nach welcher der Verstand Urtheile mit Urtheilen und Schlüsse mit Schlüssen zusammenkettet. Die Einbildungskraft strebt, ihrer Natur gemäß, immer nach Anschauungen, d. h. nach ganzen und durchgängig bestimmten Vorstellungen, und ist ohne Unterlaß bemüht, das Allgemeine in einem einzelnen Fall darzustellen, es in Raum und Zeit zu begrenzen, den Begriff zum Individuum zu machen, dem Abstrakten einen Körper zu geben. Sie liebt ferner in ihren Zusammensetzungen *Freyheit* und erkennt dabey kein andres Gesetz als den Zufall der Raum- und der Zeitverknüpfung; denn diese ist der einzige Zusammenhang, der zwischen unsern Vorstellungen übrig bleibt, wenn wir alles, was Begriff ist, was sie innerlich verbindet, hinwegdenken. Gerade umgekehrt beschäftigt sich der Verstand nur mit *Theilvorstellungen* oder Begriffen, und sein Bestreben geht dahin, im lebendigen Ganzen einer Anschauung Merkmale zu unterscheiden. Weil er die Dinge *nach ihren innern Verhältnissen* verknüpft, die sich nur durch Absonderung entdecken lassen, so kann der Verstand nur in so fern, als er vorher *trennte*, d. h. nur durch Theilvorstellungen, *verbinden*. Der Verstand be-



wo es um strenge Consequenz im Denken zu thun ist, die Imagination ihren willkührlichen Charakter verläugne, und ihr Bestreben nach möglichster Sinnlichkeit in den Vorstellungen und möglichster Freyheit in Verknüpfung derselben dem Bedürfniß des Verstandes unterordnen und aufopfern lerne. Deswegen muß schon der Vortrag darnach eingerichtet seyn, durch Ausschließung alles Individuellen und Sinnlichen jenes Bestreben der Einbildungskraft niederzuschlagen, und sowohl durch Bestimmtheit im Ausdruck ihrem unruhigen Dichtungstrieb, als durch Gesetzmässigkeit im Fortschritt ihrer Willkühr in Kombinationen Schranken zu setzen. Freylich wird sie sich nicht ohne Widerstand diesem Joch unterwerfen, aber man rechnet hier auch billig auf einige Selbstverläugnung, und auf einen ernstlichen Entschluß des Zuhörers oder Lesers, um der Sache willen, die Schwierigkeiten nicht zu achten, welche von der Form unzertrennlich sind.

Wo sich aber ein solcher Entschluß nicht voraussetzen läßt, und wo man sich keine Hofnung machen kann, daß das Interesse an dem Inhalt stark genug seyn werde, um zu dieser Anstrengung Muth zu machen, da wird man ' freylich auf Mittheilung einer wissenschaft- 105
lichen Erkenntniß Verzicht thun müssen, dafür aber, in Ansehung des Vortrags, etwas mehr Freyheit gewinnen. Man verläßt in diesem Falle die Form der Wissenschaft, die zuviel Gewalt gegen die Einbildungskraft ausübt, und nur durch die Wichtigkeit des Zwecks kann annehmlich gemacht werden, und erwählt dafür die Form der Schönheit, die unabhängig von allem Inhalt sich schon durch sich selbst empfiehlt. Weil die Sache die Form nicht in Schutz nehmen will, so muß die Form die Sache vertreten.

Der populäre Unterricht verträgt sich mit dieser Freyheit. Da der Volksredner oder Volksschriftsteller (eine Benennung, unter der

schränkungen; und da in jedem besondern Fall ' sich Umstände finden, die in Rück- 104
sicht auf den allgemeinen Begriff, der dadurch dargestellt werden soll, zufällig sind, so ist immer zu fürchten, daß diese zufälligen Beziehungen in jenen allgemeinen Begriff mit hineingetragen werden, und ihm von seiner Allgemeinheit und Nothwendigkeit etwas rauben.

2: willkürlichen B (und so stets: Willkür, willkürlich). — 5: Deßwegen B b. — 8: ihrem unruhigem A. — 15: voraussetzen A W M] voraussehen B b K. — 16: Hoffnung B. — 19: aber in A. — 21: zu viel B b. — 24: die, unabhängig B b. — Inhalt, B b.

ich jeden befasse, der nicht ausschliessend an den Gelehrten sich wendet) zu keinem vorbereiteten Publikum spricht, und seine Leser nicht wie der andere auswählt, sondern sie nehmen muß, wie er sie findet; so kann er auch bloß die allgemeinen Bedingungen des Denkens, und bloß die allgemeinen Antriebe zur Aufmerksamkeit, aber noch keine besondere Denkfertigkeit, noch keine Bekanntschaft mit bestimmten Begriffen, noch kein Interesse an bestimmten Gegenständen bey denselben voraussetzen. Er kann es also auch nicht darauf ankommen lassen, ob die Einbildungskraft derer, die er unterrichten will, mit seinen Abstraktionen den gehörigen Sinn verknüpfen, und zu den allgemeinen Begriffen, auf die der wissenschaftliche Vortrag sich einschränkt, einen Inhalt darbieten werde. Um sicher zu gehen, giebt er daher lieber die Anschauungen und einzelnen Fälle gleich mit, auf welche sich jene Begriffe beziehen, und überläßt es dem Verstand seiner Leser, den Begriff aus dem Stegreif daraus zu bilden. Die Einbildungskraft wird also bey dem populären Vortrag schon weit mehr ins Spiel gemischt, aber doch immer nur reproduktif, (empfangene Vorstellungen erneuernd) nicht aber produktif (ihre selbstbildende Kraft beweisend). Jene einzelnen Fälle oder Anschauungen sind für den gegenwärtigen Zweck viel zu genau berechnet, und für den Gebrauch, der davon gemacht werden soll, viel zu bestimmt eingerichtet, als daß die Einbildungskraft es vergessen könnte, daß sie

[redacted]

orstellung) hingiebt, wo es bloß um den Begriff (die Theilvorstel-
ng) zu thun ist. Die sinnliche Darstellung ist also, von der Einen
eite betrachtet, reich, weil sie da, wo nur eine Bestimmung ver-
ngt wird, ein vollständiges Bild, ein Ganzes von Bestimmungen,
n Individuum gibt; sie ist aber von einer andern Seite betrachtet
eder eingeschränkt und arm, weil sie nur von einem Indi- 107
duum und von einem einzelnen Fall behauptet, was doch von einer
nzen Sphäre zu verstehen ist. Sie verkürzt also den Verstand ge-
de um so viel, als sie der Imagination im Ueberfluß darbietet,
nn je vollständiger an Inhalt eine Vorstellung ist, desto kleiner ist
r Umfang.

Das Interesse der Einbildungskraft ist, ihre Gegenstände nach
illkühr zu wechseln; das Interesse des Verstandes ist, die seinigen
t strenger Nothwendigkeit zu verknüpfen. So sehr diese beyden
nteressen mit einander zu streiten scheinen, so giebt es doch zwischen
yden einen Punkt der Vereinigung, und diesen auszufinden, ist
s eigentliche Verdienst der schönen Schreibart.

Um der Imagination Genüge zu thun, muß die Rede einen
ateriellen Theil oder Körper haben, und diesen machen die An-
auungen aus, von denen der Verstand die einzelnen Merkmale
er Begriffe absondert; denn so abstrakt wir auch denken mögen, so
es doch immer zuletzt etwas sinnliches, was unserm Denken zum
und liegt. Nur will die Imagination ungebunden und regellos von
schauung zu Anschauung überspringen, und sich an keinen andern
usammenhang, als den der Zeitfolge binden. Stehen also die An-
auungen, welche den körperlichen Theil zu der Rede hergeben, in
iner Sachverknüpfung untereinander, scheinen sie vielmehr als un-
hängige Glieder und als eigene Ganze für sich selbst zu bestehen,
errathen sie die ganze Unordnung einer spielenden und bloß sich
lbst gehorchenden Einbildungskraft, so hat die Einkleidung ästhetische
reyheit, und das Bedürfniß der Phantasie ist befriedigt. Eine solche 108
Darstellung, könnte man sagen, ist ein organisches Produkt, wo
icht bloß das Ganze lebt, sondern auch die einzelnen Theile ihr
igenthümliches Leben haben; die bloß wissenschaftliche Darstellung

5: giebt, B b. — 27: unter einander B b. — 30: aesthetische A (und so zu-
weilen: aesthetisch).

ist ein *mechanisches* Werk, wo die Theile, leblos für sich selbst, dem Ganzen durch ihre Zusammenstimmung ein künstliches Leben ertheilen.

Um auf der andern Seite dem Verstande Genüge zu thun und Erkenntniß hervorzubringen, muß die Rede einen geistigen Theil, *Bedeutung*, haben, und diese erhält sie durch die Begriffe, vermittelst welcher jene Anschauungen auf einander bezogen und in ein Ganzes verbunden werden. Findet nun zwischen diesen Begriffen, als dem geistigen Theil der Rede, der genaueste Zusammenhang statt, während daß sich die ihnen korrespondirenden Anschauungen, als der sinnliche Theil der Rede, bloß durch ein willkührliches Spiel der Phantasie zusammen zu finden scheinen, so ist das Problem gelößt, und der Verstand wird durch Gesetzmäßigkeit befriedigt, indem der Phantasie durch Gesetzlosigkeit geschmeichelt wird.

Untersucht man die Zauberkraft der schönen Diktion, so wird man allemal finden, daß sie in einem solchen glücklichen Verhältniß zwischen äußerer Freyheit und innerer Nothwendigkeit enthalten ist. Zu dieser Freyheit der Einbildungskraft trägt die *Individualisirung* der Gegenstände, und der figürliche oder *uneigentliche Ausdruck* das meiste bey, jene, um die Sinnlichkeit zu erhöhen, dieser, um sie da, wo sie nicht ist, zu erzeugen. Indem wir die Gattung durch ein Individuum repräsentiren und einen allgemeinen Begriff in einem einzelnen ' Falle darstellen, nehmen wir der Phantasie die 109 Fesseln ab, die der Verstand ihr angelegt hatte, und geben ihr Vollmacht, sich schöpferisch zu beweisen. Immer nach Vollständigkeit der


[redacted]

nun die Phantasie an den Inhalt, der Verstand hingegen an jenen höhern Begriff hält, so macht die erstere eben da einen Sprung, wo der letztere die vollkommenste Stätigkeit wahrnimmt. Die Begriffe entwickeln sich nach dem *Gesetz der Nothwendigkeit*, aber nach dem *Gesetz der Freyheit* gehen sie an der Einbildungskraft vorüber; der Gedanke bleibt derselbe, nur wechselt das Medium, das ihn darstellt. So erschafft sich der beredte Schriftsteller aus der Anarchie selbst die herrlichste Ordnung, und errichtet auf einem immer wechselnden Grunde, auf dem Strome der Imagination, der immer fortfließt, ein festes Gebäude.

Stellt man zwischen der wissenschaftlichen, der populären und der schönen Diktion eine Vergleichung an, so zeigt sich, daß alle drey zwar den Gedanken, um den ' es zu thun ist, der Materie nach, 110
gleich getreu überliefern, und uns also alle drey zu einer Erkenntniß verhelfen, daß aber die Art und der Grad dieser Erkenntniß bey einer jeden merklich verschieden sind. Der schöne Schriftsteller stellt uns die Sache, von der er handelt, vielmehr als *möglich* und als *wünschenswürdig* vor, als daß er uns von der Wirklichkeit oder gar von der Nothwendigkeit derselben überzeugen könnte; denn sein Gedanke kündigt sich bloß als eine willkührliche Schöpfung der Einbildungskraft an, die für sich allein nie im Stand ist, die Realität ihrer Vorstellungen zu verbürgen. Der populäre Schriftsteller erweckt uns den Glauben, daß es sich *wirklich* so verhalte, aber weiter bringt er es auch nicht; denn er macht uns die Wahrheit jenes Satzes zwar fühlbar, aber nicht absolut gewiß. Das Gefühl aber kann wohl lehren was *ist*, aber niemals was *seyn muß*. Der philosophische Schriftsteller erhebt jenen Glauben zur Ueberzeugung, denn er erweißt aus unbezweifelten Gründen, daß es sich *nothwendig* so verhalte.

Wenn man von den bisherigen Grundsätzen ausgehet, so wird es nicht schwer seyn, einer jeden von diesen drey verschiedenen Formen der Diktion ihre schickliche Stelle anzuweisen. Im Ganzen genommen wird sich als Regel annehmen lassen, daß da, wo nicht bloß an dem Resultat, sondern zugleich an den Beweisen liegt, die wissenschaftliche Schreibart, und da, wo es überhaupt nur um das Resultat

11: man] nun B. — 26: lehren, B b. — niemals, B b. — 27: erweist B b. — 32: wo es nicht B b K W M.

gs, da im Gegentheil der Redner, der mit seinem Publikum edingung eingehen darf, und die Neigung erst zu seinem Vorewinnen muß, sich zugleich nach den Subjecten zu richten n die er sich wendet. Jener, dessen Publikum schon da war, eder kommt, braucht bloß Bruchstücke zu liefern, die mit vorngenen Vorträgen erst ein Ganzes ausmachen; dieser, dessen m ohne Aufhören wechselt, unvorbereitet kommt und vielleicht ückkehrt, muß sein Geschäft bey jedem Vortrag vollenden, ner Aufführungen muß ein Ganzes für sich seyn, und ihren digen Aufschluß enthalten.

aher ist es kein Wunder, wenn ein noch so gründlicher doger Vortrag in der Konversazion und auf der Kanzel kein Glück und ein noch so geistvoller schöner Vortrag auf dem Lehrstuhl Früchte trägt — wenn die schöne Welt Schriften ungelesen die in der gelehrten Epoche machen, und der Gelehrte Werke rt, die eine Schule der Weltleute sind, und von allen Liebdes Schönen mit Begierde verschlungen werden. Jedes kann Kreis, für den es bestimmt ist, Bewunderung verdienen, ja
erm Gehalt kön'nen beide vollkommen gleich seyn, aber es hiesse 113
unmögliches verlangen, wenn ein Werk, das den Denker an-, zugleich dem blossen Schöngeist zum leichten Spiele dienen sollte. us diesem Grunde halte ich es für schädlich, wenn für den icht der Jugend Schriften gewählt werden, worinn wissenschaft- Materien in schöne Form eingekleidet sind. Ich rede hier ganz r nicht von solchen Schriften, wo der Inhalt der Form aufert worden ist, sondern von wirklich vortreflichen Schriften, schärfste Sachprobe aushalten, aber diese Probe in ihrer Form nthalten. Es ist wahr, man erreicht mit solchen Schriften den gelesen zu werden, aber immer auf Unkosten des wichtigeren s, warum man gelesen werden will. Der Verstand wird bey Lectüre immer nur in seiner Zusammenstimmung mit der Eingskraft geübt, und lernt also nie die Form von dem Stoffe

...ifften B b (und so stets: Subjekt). — 5: wiederkommt, B b. — ... b. — 19: beyde B b. — 19: hieße B b. — 20: Unmögliches B. — ... (und so stets: bloßer u. s. w.). — 23: worin B (und so stets). — ... B. — 31: Lectüre, A B b.

scheiden, und als ein reines Vermögen handeln. Und doch ist schon die blosse Uebung des Verstandes ein Hauptmoment bey dem Jugendunterricht, und an dem Denken selbst liegt in den meisten Fällen mehr, als an dem Gedanken. Wenn man haben will, daß ein Geschäft gut besorgt werde, so mag man sich ja hüten, es als ein Spiel anzukündigen. Vielmehr muß der Geist schon durch die Form der Behandlung in Spannung gesetzt und mit einer gewissen Gewalt von der Passivität zur Thätigkeit fortgestossen werden. Der Lehrer soll seinem Schüler die strenge Gesetzmässigkeit der Methode keineswegs verbergen, sondern ihn vielmehr darauf aufmerksam, und wo möglich darnach begierig machen. Der Studierende soll lernen, einen Zweck ver'folgen, und um des Zwecks willen auch ein beschwerliches Mittel 11 sich gefallen lassen. Frühe schon soll er nach der edlern Lust streben, welche der Preiß der Anstrengung ist. Bey dem wissenschaftlichen Vortrag werden die Sinne ganz und gar abgewiesen, bey dem schönen werden sie ins Interesse gezogen. Was wird die Folge davon seyn? Man verschlingt eine solche Schrift, eine solche Unterhaltung mit Antheil, aber, wird man um die Resultate befragt, so ist man kaum im Stande, davon Rechenschaft zu geben. Und sehr natürlich! denn die Begriffe dringen zu ganzen Massen in die Seele, und der Verstand erkennt nur, wo er unterscheidet; das Gemüth verhielt sich während der Lectüre vielmehr leidend als thätig, und der Geist besitzt nichts, als was er thut.

Dieß gilt übrigens bloß von dem Schönen gemeiner Art und von der gemeinen Art das Schöne zu empfinden. Das wahrhaft [redacted]



Ein gemeiner Beurtheiler findet es vielleicht leer, dürftig, viel zu wenig
bestimmt; gerade dasjenige, worinn der Triumph der Darstellung
besteht, die vollkommene Auflösung der Theile in einem reinen
' Ganzen beleidigt ihn, weil er nur zu unterscheiden versteht und nur 115
für das Einzelne Sinn hat. Zwar soll bey philosophischen Darstel-
lungen der Verstand, als Unterscheidungsvermögen, befriediget werden,
es sollen einzelne Resultate für ihn daraus hervorgehen; dieß ist der
Zweck, der auf keine Weise hintangesetzt werden darf. Wenn aber
der Schriftsteller durch die strengste innere Bestimmtheit dafür gesorgt
hat, daß der Verstand diese Resultate nothwendig finden muß, sobald
er sich nur darauf einläßt, aber damit allein nicht zufrieden und
genöthigt durch seine Natur (die immer als harmonische Einheit
wirkt, und wo sie durch das Geschäft der Abstraktion diese Ein-
heit verloren, solche schnell wieder herstellt) wenn er das Getrennte
wieder verbindet, und durch die vereinigte Auffoderung der sinnlichen
und geistigen Kräfte immer den ganzen Menschen in Anspruch nimmt,
so hat er wahrhaftig nicht um so viel schlechter geschrieben, als er
dem Höchsten näher gekommen ist. Der gemeine Beurtheiler freylich,
der ohne Sinn für jene Harmonie immer nur auf das Einzelne
dringt, der in der Peterskirche selbst nur die Pfeiler suchen würde,
welche dieses künstliche Firmament unterstützen, dieser wird es ihm
wenig Dank wissen, daß er ihm eine doppelte Mühe machte; denn
ein solcher muß ihn freylich erst *übersetzen*, wenn er ihn verstehen
will, so wie der blosse nackte Verstand, entblößt von allem Darstel-
lungsvermögen, das Schöne und Harmonische in der Natur wie in
der Kunst erst in seine Sprache umsetzen und auseinander legen, kurz,
so wie der Schüler, um zu lesen, erst buchstabieren muß. Aber von
der Beschränktheit und Bedürftigkeit seiner Leser empfängt der dar-
stellende Schriftsteller niemals das Gesetz. Dem Ideal, das er in
sich selbst trägt, ' geht er entgegen, unbekümmert, wer ihm etwa 116
folgt und wer zurück bleibt. Es werden viele zurück bleiben; denn
so selten es schon ist, auch nur denkende Leser zu finden, so ist es
doch noch unendlich seltener, solche anzutreffen, welche darstellend
denken können. Ein solcher Schriftsteller wird es also der Natur

3: Auflössung A. — 27: buchstabiren Bb. — 31: zurückbleibt. Bb. — zurückbleiben; Bb. — 32: unr (statt: nur) B.

der Sache nach sowohl mit denjenigen verderben, welche nur anschauen und nur empfinden; denn er legt ihnen die saure Arbeit des Denkens auf: als mit denjenigen, welche nur denken, denn er fodert von ihnen, was für sie schlechthin unmöglich ist, lebendig zu bilden. Weil aber beyde nur sehr unvollkommene Repräsentanten gemeiner und ächter Menschheit sind, welche durchaus Harmonie jener beyden Geschäfte fodert, so bedeutet ihr Widerspruch nichts; vielmehr bestätigen ihm ihre Urtheile, daß er erreichte, was er suchte. Der abstrakte Denker findet seinen Inhalt gedacht, und der anschauende Leser seine Schreibart lebendig; beyde billigen also, was sie fassen, und vermissen nur, was ihr Vermögen übersteigt.

Ein solcher Schriftsteller ist aber aus eben diesem Grunde ganz und gar nicht dazu gemacht, einen Unwissenden mit dem Gegenstande, den er behandelt, bekannt zu machen, oder im eigentlichsten Sinne des Worts, zu lehren. Dazu ist er glücklicher weise auch nicht nöthig, weil es für den Unterricht der Schüler nie an Subjecten fehlen wird. Der Lehrer in strengster Bedeutung muß sich nach der Bedürftigkeit richten; er geht von der Voraussetzung des Unvermögens aus, da hingegen jener von seinem Leser oder Zuhörer schon eine gewisse Integrität und Ausbildung fodert. Dafür schränkt sich aber seine Wirkung auch nicht darauf ein, bloß todte Begriffe ' mitzutheilen, er 117
ergreift mit lebendiger Energie das Lebendige und bemächtiget sich des ganzen Menschen, seines Verstandes, seines Gefühls, seines Willens zugleich.


[redacted]

nur beobachtet worden ist, kann das zweite keine andere als nützliche Folgen haben. Gewiß muß man einer Wahrheit schon in hohem Grad mächtig seyn, um ohne Gefahr die Form verlassen zu können, in der sie gefunden wurde; man muß einen grossen Verstand besitzen, um selbst in dem freyen Spiele der Imagination sein Object nicht zu verlieren. Wer mir seine Kenntnisse in Schulgerechter Form überliefert, der überzeugt mich zwar, daß er sie richtig faßte, und zu behaupten weiß; wer aber zugleich im Stande ist, sie in einer schönen Form mitzutheilen, der beweißt nicht nur, daß er dazu gemacht ist, sie zu erweitern, er beweißt auch, daß er sie in seine Natur aufgenommen und in seinen Handlungen darzustellen fähig ist. Es giebt für die Resultate des Denkens keinen andern Weg zu dem Willen und in das Leben, als durch die selbstthätige Bildungskraft. Nichts als was in uns selbst schon lebendige That ist, kann es ausser uns werden, und es ist mit Schöpfungen des Geistes wie mit organischen Bildungen; nur aus der Blüthe geht die Frucht vor.

' Wenn man überlegt, wie viele Wahrheiten als innere Anschau- 118
ungen längst schon lebendig wirkten, ehe die Philosophie sie demonstrierte, und wie kraftlos öfters die demonstriertesten Wahrheiten für das Gefühl und den Willen bleiben, so erkennt man, wie wichtig es für das praktische Leben ist, diesen Wink der Natur zu befolgen, und die Erkenntnisse der Wissenschaft wieder in lebendige Anschauung umzuwandeln. Nur auf diese Art ist man im Stande, an den Schätzen der Weißheit auch diejenigen Antheil nehmen zu lassen, denen schon ihre Natur untersagte, den unnatürlichen Weg der Wissenschaft zu wandeln. Die Schönheit leistet hier in Rücksicht auf die Einsicht eben das, was sie im moralischen, in Rücksicht auf die Handlungsweise leistet; sie vereinigt die Menschen in den Resultaten und in der Materie, die sich in der Form und in den Gründen niemals vereinigt haben würden.

Das andre Geschlecht kann und darf, seiner Natur und seiner schönen Bestimmung nach, mit dem Männlichen nie die Wissenschaft, aber durch das Medium der Darstellung kann es mit dem-

4: großen B b (und so stets: großer u. s. w). — 6: schulgerechter B b. — 9 u. 10: beweist B b. — 14: außer B b. — 19: demonstrirte, B b. — demonstrirtesten B b. — 24: Weisheit B b. — 26—27: auf die Erkenntniß B b K W M.

selben die *Wahrheit* theilen. Der Mann läßt es sich noch wohl gefallen, daß sein Geschmack beleidigt wird, wenn nur der innere Gehalt den Verstand entschädigt. Gewöhnlich ist es ihm nur desto lieber, je härter die Bestimmtheit hervortritt, und je reiner sich das innere Wesen von der Erscheinung absondert. Aber das Weib vergiebt dem reichsten Inhalt die vernachläßigte Form nicht, und der ganze innre Bau seines Wesens giebt ihm ein Recht zu dieser strengen Foderung. Dieses Geschlecht, das, wenn es auch nicht durch Schönheit herrschte, schon allein deswegen das ' schöne Geschlecht heissen 11
müßte, weil es durch Schönheit beherrscht wird, zieht alles, was ihm vorkommt, vor den Richterstuhl der Empfindung, und was diese entweder beleidigt, oder leer läßt, ist für dasselbe verloren. Freylich kann ihm in diesem Kanal nur die Materie der Wahrheit, aber nicht die Wahrheit selbst überliefert werden, die von ihrem Beweiß unzertrennlich ist. Aber glücklicher Weise braucht es auch nur die Materie der Wahrheit, um seine höchste Vollkommenheit zu erreichen, und die bisher erschienenen Ausnahmen können den Wunsch nicht erregen, daß sie zur Regel werden möchten.

Das Geschäft also, welches die Natur dem andern Geschlecht nicht bloß nachließ, sondern verbot, muß der Mann doppelt auf sich nehmen, wenn er anders dem Weibe in diesem wichtigen Punkt des Daseyns auf gleicher Stuffe begegnen will. Er wird also so viel, als er nur immer kann, aus dem Reich der Abstraktion, wo Er regiert, in das Reich der Einbildungskraft und Empfindung hinüber [redacted]



Geschlecht empfinden, wo es nicht gedacht, und geniessen, wo es nicht gearbeitet hat.

' Dem Geschmack ist also, unter den Einschränkungen, deren ich 120
bisher erwähnte, bey Mittheilung der Erkenntniß zwar die Form anvertraut, aber unter der ausdrücklichen Bedingung, daß er sich nicht an dem Inhalt vergreife. Er soll nie vergessen, daß er einen fremden Auftrag ausrichtet und nicht seine eignen Geschäfte führt. Sein ganzer Antheil soll darauf eingeschränkt seyn, das Gemüth in eine der Erkenntniß günstige Stimmung zu versetzen; aber in allem dem, was die Sache betrift, soll er sich durchaus keiner Autorität anmaßen.

Wenn er das letztere thut — wenn er sein Gesetz, welches kein anders ist, als der Einbildungskraft gefällig zu seyn, und in der Betrachtung zu vergnügen, zum obersten erhebt — wenn er dieses Gesetz nicht bloß auf die Behandlung, sondern auch auf die Sache anwendet, und nach Maßgabe desselben die Materialien nicht bloß ordnet, sondern wählt, so überschreitet er nicht nur, sondern veruntreut seinen Auftrag, und verfälscht das Objekt, das er uns treu überliefern sollte. Nach dem, was die Dinge sind, wird jetzt nicht mehr gefragt, sondern wie sie sich am besten den Sinnen empfehlen. Die strenge Consequenz der Gedanken, welche bloß hätte verborgen werden sollen, wird als eine lästige Fessel weggeworfen, die Vollkommenheit wird der Annehmlichkeit, die Wahrheit der Theile der Schönheit des Ganzen, das innere Wesen dem äussern Eindruck aufgeopfert. Wo aber der Inhalt sich nach der Form richten muß, da ist gar kein Inhalt; die Darstellung ist leer, und anstatt sein Wissen vermehrt zu haben, hat man blos ein unterhaltendes Spiel getrieben.

' Schriftsteller, welche mehr Witz als Verstand und mehr Ge- 121
schmack als Wissenschaft besitzen, machen sich dieser Betrügerey nur allzuoft schuldig, und Leser, die mehr zu empfinden als zu denken gewohnt sind, zeigen sich nur zu bereitwillig, sie zu verzeihen. Ueberhaupt ist es bedenklich, dem Geschmack seine völlige Ausbildung zu geben, ehe man den Verstand als reine Denkkraft geübt, und den Kopf mit Begriffen bereichert hat. Denn da der Geschmack nur

1: genießen, B b. — 10: betrifft, B. — 30: allzu oft B b.

immer auf die Behandlung und nicht auf die Sache sieht, so verliert sich da, wo er der alleinige Richter ist, aller Sachunterschied der Dinge. Man wird gleichgültig gegen die Realität, und setzt endlich allen Werth in die Form und in die Erscheinung.

Daher der Geist der Oberflächlichkeit und Frivolität, den man sehr oft bey solchen Ständen und in solchen Zirkeln herrschen sieht, die sich sonst nicht mit Unrecht der höchsten Verfeinerung rühmen. Einen jungen Menschen in diese Zirkel der Grazien einzuführen, ehe die Musen ihn als mündig entlassen haben, muß ihm nothwendig verderblich werden, und es kann gar nicht fehlen, daß eben das, was dem reifen Jüngling die äussere Vollendung giebt, den unreifen zum Gecken macht.* Stoff ohne Form ist freylich nur ein halber Besitz, denn die herrlichsten Kenntnisse liegen in einem Kopf, 12
der ihnen keine Gestalt zu geben weiß, wie todte Schätze vergraben. Form ohne Stoff hingegen ist gar nur der Schatte eines Besitzes, und alle Kunstfertigkeit im Ausdruck kann demjenigen nichts helfen, der nichts auszudrücken hat.

Wenn also die schöne Kultur nicht auf diesen Abweg führen soll, so muß der Geschmack nur die äussere Ge'stalt, Vernunft und Er- 123

* Herr Garve hat in seiner einsichtsvollen Vergleichung Bürgerlicher und Adelicher Sitten im I Theil seiner Versuche 2c. (einer Schrift, von der ich voraussetzen darf, daß sie in Jedermanns Händen seyn werde) unter den Prärogativen des adelichen Jünglings auch die frühzeitige Kompetenz desselben zu dem Umgange mit der grossen Welt angeführt, von welchem der Bürgerliche schon 'durch seine Geburt ausgeschlossen ist. Ob aber dieses Vorrecht, welches in Absicht 122
[redacted]

fahrung aber das innere Wesen bestimmen. Wird der Eindruck auf den Sinn zum höchsten Richter gemacht, und die Dinge blos auf die Empfindung bezogen, so tritt der Mensch niemals aus der Dienstbarkeit der Materie, so wird es niemals Licht in seinem Geist, kurz so verliert er eben so viel an Freyheit der Vernunft, als er der Einbildungskraft zuviel verstattet.

Das Schöne thut seine Wirkung schon bey der blossen Betrachtung, das Wahre will Studium. Wer also blos seinen Schönheitssinn übte, der begnügt sich auch da, wo schlechterdings Studium nöthig ist, mit der superfiziellen Betrachtung, und will auch da blos verständig spielen, wo Anstrengung und Ernst erfordert wird. Durch die blosse Betrachtung wird aber nie etwas gewonnen. Wer etwas Grosses leisten will, muß tief eindringen, scharf unterscheiden, vielseitig verbinden, und standhaft beharren. Selbst der Künstler und Dichter, obgleich beyde nur für das Wohlgefallen bey der Betrachtung arbeiten, können nur durch ein anstrengendes und nichts weniger als reitzendes Studium dahin gelangen, daß ihre Werke uns spielend ergötzen.

Dieses scheint mir auch der untrügliche Probierstein zu seyn, woran man den blossen Dilettanten von dem wahrhaften Kunstgenie unterscheiden kann. Der verführerische Reitz des Grossen und Schönen, das Feuer, womit es die jugendliche Imagination entzündet, und der Anschein von Leichtigkeit, womit es die Sinne täuscht, haben schon manchen Unerfahrnen beredet, Palette oder Leyer zu ergreifen, und auszugiessen in Gestalten oder Tönen, was ' in ihm lebendig wurde. In seinem 124
Kopf arbeiten dunkle Ideen, wie eine werdende Welt, die ihn glauben machen, daß er begeistert sey. Er nimmt das Dunkle für das Tiefe, das Wilde für das Kräftige, das Unbestimmte für das Unendliche, das Sinnlose für das Uebersinnliche — und wie gefällt er sich nicht in seiner Geburt! Aber des Kenners Urtheil will dieses Zeugniß der warmen Selbstliebe nicht bestätigen. Mit ungefälliger Kritik zerstört er das Gaukelwerk der schwärmenden Bildungskraft, und leuchtet ihm in den tiefen Schacht der Wissenschaft und Erfahrung hinunter, wo, jedem

10: superficiellen B b. — 11: erfodert b. — 13: großes B b. — 21: Schönen; A B b. — 22: Feuer womit A b. — entzündet und A B b. — 24: auszugießen B b. — 32: Gaukelwerk B b.

Ungeweihten verborgen, der Quell aller wahren Schönheit entspringt. Schlummert nun ächte Geniuskraft in dem fragenden Jüngling, so wird zwar anfangs seine Bescheidenheit stutzen, aber der Muth des wahren Talents wird ihn bald zu Versuchen ermuntern. Er studiert, wenn die Natur ihn zum plastischen Künstler ausstattete, den menschlichen Bau unter dem Messer des Anatomikers, *steigt in die unterste Tiefe, um auf der Oberfläche wahr zu seyn*, und frägt bey der ganzen Gattung herum, um dem Individuum sein Recht zu erweisen. Er behorcht, wenn er zum Dichter gebohren ist, die Menschheit in seiner eigenen Brust, um ihr unendlich wechselndes Spiel auf der weiten Bühne der Welt zu verstehen, unterwirft die üppige Phantasie der Disciplin des Geschmackes, und läßt den nüchternen Verstand die Ufer ausmessen, zwischen welchen der Strom der Begeisterung brausen soll. Ihm ist es wohlbekannt, daß nur aus dem unscheinbar Kleinen das Grosse erwächst, und Sandkorn für Sandkorn trägt er das Wundergebäude zusammen, das uns in einem einzigen Eindruck jetzt schwindelnd faßt. Hat ihn hingegen die Natur blos zum Dilettanten gestempelt, so erkältet die Schwierigkeit 12
seinen kraftlosen Eifer, und er verläßt entweder, wenn er bescheiden ist, eine Bahn, die ihm Selbstbetrug anwieß, oder, wenn er es nicht ist, verkleinert er das grosse Ideal nach dem kleinen Durchmesser seiner Fähigkeit, weil er nicht im Stand ist, seine Fähigkeit nach dem grossen Maaßstab des Ideals zu erweitern. Das ächte Kunstgenie ist also immer daran zu erkennen, daß es bey dem glühendsten Gefühl

[redacted]

XVIII.

Ueber die Gefahr ästhetischer Sitten. 31

In einem der vorigen Aufsätze * ist von den Nachtheilen geredet worden, welche aus einer übertriebenen Empfindlichkeit für das Schöne der Form und aus zu weit ausgedehnten ästhetischen Foderungen für das Denken und für die Einsicht erwachsen. Von weit grösserer Bedeutung aber sind eben diese Anmaßungen des Geschmackes, wenn sie den Willen zu ihrem Gegenstand haben; denn es ist doch etwas ganz anders, ob uns der übertriebene Hang für das Schöne an Erweiterung unsers Wissens verhindert, oder ob er den Charakter verderbt, und uns Pflichten verletzen macht. Belletristische Willkührlichkeit im Denken ist freilich etwas sehr Uebles, und muß den Verstand verfinstern; aber eben diese Willkührlichkeit auf Maximen des Willens angewandt, ist etwas Böses, und muß unausbleiblich das Herz verderben. Und zu diesem gefahrvollen Extrem neigt die ästhetische Verfeinerung den Menschen, sobald er sich dem Schönheitsgefühl ausschliessend anvertraut, und den Geschmack zum unumschränkten Gesetzgeber seines Willens macht.

Die moralische Bestimmung des Menschen fodert völlige Unab- 32
hängigkeit des Willens von allem Einfluß sinnlicher Antriebe, und der Geschmack, wie wir wissen, arbeitet ohne Unterlaß daran, das

* Ueber die nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten. Neuntes Stück der Horen.

A: Horen 1795, St. 11, S. 31—40. In B b K W M mit dem vorhergehenden Aufsatze zu Einer Abhandlung verbunden, wobei die Ueberschrift weggefallen. [3]: Bisher ist von den Nachtheilen B b K W M. — [7]: größerer B b. — [9]: anderes, B. — [12]: freylich B b. — [14]: nnd B b. — [16]: den] dem B. — [22—23]: fehlt B b K W M.

Band zwischen der Vernunft und den Sinnen immer inniger zu machen. Nun bewirkt er dadurch zwar, daß die Begierden sich veredeln, und mit den Foderungen der Vernunft übereinstimmender werden, aber selbst daraus kann für die Moralität zuletzt große Gefahr entstehen. Dafür nehmlich, daß bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und daß der Sinn sich gefallen läßt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu genießen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten, und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Kontrakt angesehen, der den Einen Theil nur so lange bindet, als der andere ihn erfüllt. Die zufällige Zusammenstimmung der Pflicht mit der Neigung wird endlich als nothwendige Bedingung festgesetzt, und so die Sittlichkeit in ihren Quellen vergiftet.

Wie der Karakter nach und nach in diese Verderbniß gerathe, läßt sich auf folgende Art begreiflich machen.

So lange der Mensch noch ein Wilder ist, seine Triebe blos auf materielle Gegenstände gehen, und ein Ego'ism von der gröbern Art 33
seine Handlungen leitet, kann die Sinnlichkeit nur durch ihre blinde Stärke der Moralität gefährlich seyn, und sich den Vorschriften der Vernunft blos als eine Macht widersetzen. Die Stimme der Gerech-

[redacted]

ohen Ausbrüche durch die Regel der Schönheit, so kann es geschehen, aß eben diese Triebe, die vorher nur durch ihre blinde Gewalt urchtbar waren, durch einen Anschein von Würde und durch eine ıngemaßte Autorität der Sittlichkeit des Karakters noch weit jefährlicher werden, und unter der Maske von Unschuld, Adel und Reinigkeit eine weit schlimmere Tyranney gegen den Willen ausüben.

Der Mensch von Geschmack entzieht sich freiwillig dem groben Joch des Instinkts. Er unterwirft seinen Trieb nach Vergnügen der Vernunft, und versteht sich dazu, die Objekte seiner Begierden sich von dem denkenden Geist bestimmen zu lassen. Je öfter nun der Fall sich erneuert, daß das moralische und das ästhetische Urtheil, das Sittengefühl und das Schönheitsgefühl, in ' demselben Objekte 34
zusammentreffen und in demselben Ausspruche sich begegnen, desto mehr wird die Vernunft geneigt, einen so sehr vergeistigten Trieb für einen der Ihrigen zu halten, und ihm zuletzt das Steuer des Willens mit uneingeschränkter Vollmacht zu übergeben.

So lange noch Möglichkeit vorhanden ist, daß Neigung und Pflicht in demselben Objekt des Begehrens zusammentreffen, so kann diese Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl keinen positiven Schaden anrichten, obgleich, streng genommen, für die Moralität der einzelnen Handlungen dadurch nichts gewonnen wird. Aber der Fall verändert sich gar sehr, wenn Empfindung und Vernunft ein verschiedenes Interesse haben — wenn die Pflicht ein Betragen gebietet, das den Geschmack empört, oder wenn sich dieser zu einem Objekt hingezogen sieht, das die Vernunft, als moralische Richterinn, zu verwerfen gezwungen ist.

Jetzt nemlich tritt auf einmal die Nothwendigkeit ein, die Ansprüche des moralischen und ästhetischen Sinnes, die ein so langes Einverständniß beinahe unentwirrbar vermengte, auseinander zu setzen, ihre gegenseitige Befugnisse zu bestimmen, und den wahren Gewalthaber im Gemüth zu erfahren. Aber eine so ununterbrochene Repräsentation hat ihn in Vergessenheit gebracht, und die lange Observanz, den Eingebungen des Geschmacks unmittelbar zu gehorchen,

7: freywillig B b. — 21: Handlungen, A B b. — 26: Richterin, B. — 27: nehmlich B b. — 29: beynahe B b (und so stets). — 30: gegenseitigen B b K B M.

und sich dabei wohl zu befinden, mußte diesem unvermerkt den Schein eines Rechts erwerben. Bei der *Untadelhaftigkeit*, womit der Geschmack seine Aufsicht über den Willen verwaltete, konnte es nicht fehlen, daß man seinen Aussprüchen nicht eine gewisse *Achtung* 3 zugestand, und diese Achtung ist es eben, was die Neigung jetzt mit verfänglicher Dialektik gegen die Gewissenspflicht geltend macht.

Achtung ist ein Gefühl, welches nur für das Gesetz und was demselben entspricht kann empfunden werden. Was Achtung fodern kann, macht auf unbedingte Huldigung Anspruch. Die veredelte Neigung, welche sich Achtung zu erschleichen gewußt hat, will also der Vernunft nicht mehr *untergeordnet*, sie will ihr *beigeordnet* seyn. Sie will für keinen treubrüchigen Unterthan gelten, der sich gegen seinen Oberherrn auflehnt; sie will als eine Majestät angesehen seyn, und mit der Vernunft, als sittliche Gesetzgeberinn, wie Gleich mit Gleichem handeln. Die Wagschaalen stehen also, wie sie vorgiebt, dem Rechte nach gleich, und wie sehr ist da nicht zu fürchten, daß das Interesse den Ausschlag geben werde!

Unter allen Neigungen, die von dem Schönheitsgefühl abstammen, und das Eigenthum feiner Seelen sind, empfiehlt keine sich dem moralischen Gefühl so sehr, als der veredelte Affekt der *Liebe*, und keine ist fruchtbarer an Gesinnungen, die der wahren Würde des Menschen entsprechen. Zu welchen Höhen trägt sie nicht die menschliche Natur, und was für göttliche Funken weiß sie nicht oft auch aus gemeinen Seelen zu schlagen! Von ihrem heiligen Feuer wird

[redacted]

)on durch einen bessern gesichert ist. Der Fall soll eintreten, daß r geliebte Gegenstand unglücklich ist, daß er um unsertwillen un= ücklich ist, daß es von uns abhängt, ihn durch Aufopferung einiger oralischen Bedenklichkeiten glücklich zu machen. „Sollen wir ihn iden lassen, um ein reines Gewissen zu behalten? Erlaubt dieses r uneigennützige, großmüthige, seinem Gegenstand ganz dahin ge= bene, über seinen Gegenstand ganz sich selbst vergessende Affekt? Es wahr, es läuft wider unser Gewissen, von dem unmoralischen ittel Gebrauch zu machen, wodurch ihm geholfen werden kann — er heißt das **lieben**, wenn man bei dem Schmerz des Geliebten ch an sich selbst denkt? Wir sind doch also mehr für uns besorgt, s für den Gegenstand unserer Liebe, weil wir lieber diesen un= ücklich sehen als es durch die Vorwürfe unsers Gewissens selbst seyn ollen?“ So sophistisch weiß dieser Affekt die moralische Stimme in is, wenn sie seinem Interesse entgegensteht, als **eine Anregung** :r **Selbstliebe** verächtlich zu machen, und unsre sittliche Würde .s **ein Bestandstück unsrer Glückseligkeit** vorzustellen, welche veräussern in unsrer Willkühr steht. Ist unser Karakter nicht rch gute Grundsätze fest verwahrt, so werden wir schändlich handeln allem Schwung einer exaltierten Einbildungskraft, und über unsre bstliebe einen glorreichen ' Sieg zu erfechten glauben, indem wir, 37 de umgekehrt, ihr verächtliches Opfer sind. In dem bekannten ösischen Roman **Liaisons dangereuses** findet man ein sehr ndes Beispiel dieses Betruges, den die Liebe einer sonst reinen schönen Seele spielt. Die Präsidentinn von **Tourvel** ist aus raschung gefallen, und nun sucht sie ihr gequältes Herz durch Gedanken zu beruhigen, daß sie ihre Tugend der Grosmuth rt habe.

ie sogenannten unvollkommenen Pflichten sind es vorzüglich, Schönheitsgefühl in Schutz nimmt, und nicht selten gegen kommenen behauptet. Da sie der Willkühr des Subjekts weit heim stellen, und zugleich einen Glanz von Verdienstlichkeit werfen, so empfehlen sie sich dem Geschmack ungleich mehr,

hen, B. — 18: veräußern B b. — 20: exaltirten B b. — 23: Roman: Beyspiel B b. — 25: Präsidentin B. — 27: Großmuth B b. — 31: B.

als die vollkommenen, die unbedingt mit strenger Nöthigung gebieten. Wie viele Menschen erlauben sich nicht, ungerecht zu seyn, um großmüthig seyn zu können! Wie viele giebt es nicht, die um einem Einzelnen wohl zu thun, die Pflicht gegen das Ganze verletzen, und umgekehrt; die sich eher eine Unwahrheit als eine Indelikatesse, eher eine Verletzung der Menschlichkeit als der Ehre verzeihen, die, um die Vollkommenheit ihres Geistes zu beschleunigen, ihren Körper zu Grund richten, und, um ihren Verstand auszuschmücken, ihren Karakter erniedrigen. Wie viele giebt es nicht, die selbst vor einem Verbrechen nicht erschrecken, wenn ein löblicher Zweck dadurch zu erreichen steht, die ein Ideal politischer Glückseligkeit durch alle Greuel der Anarchie verfolgen, Gesetze in den Staub treten, um für bessere Platz zu machen, und kein Bedenken tragen, die gegenwärtige Generation dem Elende Preiß zu geben, um das Glück der nächstfolgenden dadurch zu bevestigen. Die scheinbare Uneigennützigkeit gewisser Tugenden giebt ihnen einen Anstrich von Reinigkeit, der sie dreist genug macht, der Pflicht ins Angesicht zu trotzen, und manchem spielt seine Phantasie den seltsamen Betrug, daß er über die Moralität noch hinaus, und vernünftiger als die Vernunft seyn will.

Der Mensch von verfeinertem Geschmack ist in diesem Stück einer sittlichen Verderbniß fähig, vor welcher der rohe Natursohn, eben durch seine Rohheit, gesichert ist. Bei dem letztern ist der Abstand zwischen dem, was der Sinn verlangt, und dem, was die Pflicht [redacted]



urch in seiner eigenen Achtung zu sinken. Wie bewerkstelligt er nun ieses? Er stürzt die höhere Autorität vorher um, die seiner Neigung ntgegensteht, und ehe er das Gesetz übertritt, zieht er die Befugniß es Gesetzgebers in Zweifel. Sollte man es glauben, daß ein ver- ehrter Wille ' den Verstand so verkehren könne? Alle Würde, auf 39
velche eine Neigung Anspruch machen kann, hat sie blos ihrer Ueber- instimmung mit der Vernunft zu verdanken, und nun ist sie so ver- lendet als dreist, auch bei ihrem Widerstreit mit der Vernunft ich dieser Würde anzumaßen, ja sich derselben sogar gegen das An- ehen der Vernunft zu bedienen.

So gefährlich kann es für die Moralität des Karakters aus- chlagen, wenn zwischen den sinnlichen und den sittlichen Trieben, die och nur im Ideale und nie in der Wirklichkeit vollkommen einig eyn können, eine zu innige Gemeinschaft herrscht. Zwar die Sinn- ichkeit wagt bei dieser Gemeinschaft nichts, da sie nichts besitzt, was ie nicht hingeben müßte, sobald die Pflicht spricht, und die Vernunft as Opfer fodert. Für die Vernunft aber, als sittliche Gesetzgeberin, vird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung schenken ißt, was sie ihr abfodern könnte; denn unter dem Schein von reiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit rlieren, und ein Geschenk läßt sich verweigern, wenn der Sinnlich- t einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sicherer es also für die Moralität des Karakters, wenn die Repräsentation Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise gehoben wird, wenn die Vernunft öfters unmittelbar gebietet, dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt.

Man sagt daher ganz richtig, daß die ächte Moralität sich nur er Schule der Widerwärtigkeit bewähre, und eine anhaltende seligkeit leicht eine Klippe der ' Tugend werde. Glückselig nenne 40
n, der um zu geniessen, nicht nöthig hat, unrecht zu thun, und cht zu handeln, nicht nöthig hat, zu entbehren. Der ununter- glückliche Mensch sieht also die Pflicht nie von Angesicht, ine gesetzmäßigen und geordneten Neigungen das Gebot der t immer antizipiren, und keine Versuchung zum Bruch des

lesetzgeberinn, b. — 20: Freywilligkeit B b. — 30: geniessen nicht A, nicht B b.

Gesetzes das Gesetz bei ihm in Erinnerung bringt. Einzig durch den Schönheitssinn, den Statthalter der Vernunft in der Sinnenwelt, regiert, wird er zu Grabe gehen, ohne die Würde seiner Bestimmung zu erfahren. Der Unglückliche hingegen, wenn er zugleich ein Tugendhafter ist, genießt den erhabenen Vorzug, mit der göttlichen Majestät des Gesetzes unmittelbar zu verkehren, und da seiner Tugend keine Neigung hilft, die Freiheit des Dämons noch als Mensch zu beweisen.

1) Freiheit E h.



XIX.

Ueber den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten. 78

Der Verfasser des Aufsatzes über die Gefahr ästhetischer Sitten, im eilften Stücke der Horen des vergangenen Jahrs, hat eine Moralität mit Recht in Zweifel gezogen, welche bloß allein auf Schönheitsgefühle gegründet wird und den Geschmack allein zu ihrem Gewährsmann hat. Aber auf das moralische Leben hat ein reges und reines Gefühl für Schönheit offenbar den glücklichsten Einfluß, und von diesem werde ich hier handeln.

Wenn ich dem Geschmack das Verdienst zuschriebe, zur Beförderung der Sittlichkeit beyzutragen, so kann meine Meinung gar nicht seyn, daß der Antheil, den der gute Geschmack an einer Handlung nimmt, diese Handlung zu einer sittlichen machen könne. Das Sittliche darf nie einen andern Grund haben, als sich selbst. Der Geschmack kann die Moralität des Betragens begünstigen, wie ich in dem gegenwärtigen Versuche zu erweisen hoffe, aber er selbst kann durch seinen Einfluß nie etwas moralisches erzeugen.

Es ist hier mit der innern und moralischen Frei'heit ganz 79
derselbe Fall, wie mit dem äußern physischen; frey in dem letztern Sinn handle ich nur alsdann, wenn ich, unabhängig von jedem fremden Einfluß, bloß meinem Willen folge. Aber die Möglichkeit meinem eignen Willen uneingeschränkt zu folgen, kann ich doch zuletzt

A: Horen 1796, St. 3, S. 78—91. — K: Werke 1813. 8, 2, 195 ff. — W: Werke 1844. 10, 369 ff. — M: Werke 1860. 12, 250 ff.

3: aesthetischer A (und so ferner bald mit ä, bald mit ae). — 4: des Jahrs 1795, K W M. — 10: zuschreibe, W, zuschrieb, M. — 19: mit der äußern K W M. ('physischen' ist substantivisch gebrauchtes Neutrum, nicht Adjectiv zu Freiheit.)

einem von mir verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald angenommen wird, daß der letztere meinen Willen hätte einschränken können. Eben so kann ich die Möglichkeit, gut zu handeln, zuletzt doch einem von meiner Vernunft verschiedenen Grunde zu danken haben, sobald dieser letztere als eine Kraft gedacht wird, die meine Gewissensfreiheit hätte einschränken können. Wie man also gar wohl sagen kann, daß ein Mensch von einem andern Freiheit *erhalte*, obgleich die Freiheit selbst darinn besteht, daß man überhoben ist, sich nach Andern zu richten: eben so gut kann man sagen, daß der Geschmack zur Tugend verhelfe, obgleich die Tugend selbst es ausdrücklich mit sich bringt, daß man sich dabey keiner fremden Hülfe bedient.

Eine Handlung hört deßwegen gar nicht auf, frey zu heißen, weil glücklicherweise derjenige sich ruhig verhält, der sie hätte einschränken können; sobald wir nur wissen, daß der Handlende dabey bloß seinem eigenen Willen folgte, ohne Rücksicht auf einen fremden. Eben so verliert eine innere Handlung deßwegen das Prädikat einer sittlichen noch nicht, weil glücklicherweise die Versuchungen fehlen, die sie hätten rückgängig machen können; sobald wir nur annehmen, daß der Handlende dabey bloß dem Ausspruch seiner Ver- 80
nunft, mit Ausschließung fremder Triebfedern folgte. Die Freiheit einer äußern Handlung beruht bloß auf ihrem *unmittelbaren Ursprung aus dem Willen der Person*; die Sittlichkeit einer innern Handlung bloß auf der *unmittelbaren Bestimmung*



Kampf kosten, unmittelbar der Vernunft zu gehorchen, je nachdem sich Antriebe in uns regen, die ihren Vorschriften widerstreiten und die wir abweisen müssen. In so fern gibt es Grade der Moralität. Unsere Moralität ist größer, hervorstechender wenigstens, wenn wir bey noch so großen Antrieben zum Gegentheil unmittelbar der Vernunft gehorchen; aber sie hört deßwegen nicht auf, wenn sich keine Anreizung zum Gegentheil findet, oder wenn etwas anders, als unsre Willenskraft, diese Anreizung entkräftet. Genug, wir handeln sittlich gut, so bald wir nur darum so handeln, weil es sittlich ist, und 81
ohne uns erst zu fragen, ob es auch angenehm ist; gesetzt auch, es wäre eine Wahrscheinlichkeit vorhanden, daß wir anders handeln würden, wenn es uns Schmerz machte, oder ein Vergnügen entzöge.

Zur Ehre der menschlichen Natur läßt sich annehmen, daß kein Mensch so tief sinken kann, um das Böse bloß deßwegen, weil es böse ist, vorzuziehen; sondern daß jeder, ohne Unterschied das Gute vorziehen würde, weil es das Gute ist, wenn es nicht zufälligerweise das Angenehme ausschlöße, oder das Unangenehme nach sich zöge. Alle Unmoralität in der Wirklichkeit scheint also aus der Collision des Guten mit dem Angenehmen, oder was auf eins hinaus läuft, der Begierde mit der Vernunft zu entspringen und einer Seits die *Stärke* der sinnlichen Antriebe, anderer Seits die *Schwäche* der moralischen Willenskraft zur Quelle zu haben.

Moralität kann also auf zweierlei Weise befördert werden, wie sie auf zweierlei Weise gehindert wird. Entweder man muß die Parthey der Vernunft und die Kraft des guten Willens verstärken, daß keine Versuchung ihn überwältigen könne, oder man muß die Macht der Versuchung brechen, damit auch die schwächere Vernunft und der schwächere gute Wille ihnen noch überlegen seyen.

Zwar könnte es scheinen, als ob durch die letztere Operation die Moralität selbst nichts gewönne, weil mit dem Willen, dessen Beschaffenheit doch allein eine Handlung moralisch macht, keine Veränderung dabey vorgeht. Das ist aber auch in dem angenommenen 82
Fall gar nicht nöthig, wo man keinen schlimmen Willen, der ver-

4: hervorstechender K W M] hervorstehender A. — 6: wenn sich] wenn sie K. — 9: ist und A. — 10: fragen, ob K W M] fragen, als ob A.

ändert werden mußte, nur einen guten, der schwach ist, voraussetzt. Und dieser schwache gute Wille kommt auf diesem Weg doch zur Wirkung, was vielleicht nicht geschehen wäre, wenn stärkere Antriebe ihm entgegengearbeitet hätten. Wo aber ein guter Wille der Grund einer Handlung wird, da ist wirklich Moralität vorhanden. Ich trage also kein Bedenken, den Satz aufzustellen, daß dasjenige die Moralität wahrhaft befördert, was den Widerstand der Neigung gegen das Gute vernichtet.

Der natürliche innere Feind der Moralität ist der sinnliche Trieb, der, sobald ihm ein Gegenstand vorgehalten wird, nach Befriedigung strebt, und sobald die Vernunft etwas ihm anstößiges gebietet, ihren Vorschriften sich entgegensetzt. Dieser sinnliche Trieb ist ohne Aufhören geschäftig, den Willen in sein Interesse zu ziehen, der doch unter sittlichen Gesetzen steht, und die Verbindlichkeit auf sich hat, sich mit den Ansprüchen der Vernunft nie im Widerspruch zu befinden.

Der sinnliche Trieb aber erkennt kein sittliches Gesetz und will sein Object durch den Willen realisirt haben, was auch die Vernunft dazu sprechen mag. Diese Tendenz unserer Begehrungskraft, dem Willen unmittelbar und ohne alle Rücksicht auf höhere Gesetze zu gebieten, steht mit unserer sittlichen Bestimmung im Streite, und ist der stärkste Gegner, den der Mensch in seinem moralischen Handeln zu bekämpfen hat. Rohen Gemüthern, denen ' es zugleich an mora- 83
lischer und an ästhetischer Bildung fehlt, gibt die Begierde unmittelbar das Gesetz, und sie handeln bloß, wie ihren Sinnen gelüstet.

[redacted]



: rohen Ausbrüchen der Natur eine Grenze setzen, dieß fodert schon
anntlich der gute Ton, der nichts anders ist als ein ästhetisches
setz, von jedem civilisirten Menschen. Dieser Zwang, den sich der
ilisirte Mensch bey Aeuserung seiner Gefühle auflegt, verschafft ihm
:r diese Gefühle selbst einen Grad von Herrschaft, erwirbt ihm we-
stens eine Fertigkeit den bloß leidenden Zustand seiner Seele durch
en Akt von Selbstthätigkeit zu unterbrechen und den raschen Ueber-
ɜg der Gefühle in Handlungen durch Reflexion aufzuhalten. Alles
:r, was die blinde Gewalt der Affekte bricht, bringt zwar noch
ne Tugend hervor (denn diese muß immer ihr eigenes Werk seyn)
:r es macht dem Willen Raum, sich ' zur Tugend zu wenden. 84
eser Sieg des Geschmacks über den rohen Affekt ist aber ganz und
r keine sittliche Handlung, und die Freyheit, welche der Wille hier
rch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische
eiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß insofern von dem
ch des Instinkts, als er es in seinen Fesseln führet, und indem
den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet,
ibt er selbst nicht selten als der zweyte noch übrig, der unter der
ille des Freundes nur desto gefährlicher seyn kann. Der Geschmack
hmlich regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnü-
ns — eines edlern Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine
uelle ist — aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist
ch keine Moralität vorhanden.

Etwas Großes ist aber doch bey dieser Einmischung des Ge-
smacks in die Operationen des Willens gewonnen worden. Alle jene
ateriellen Neigungen und rohe Begierden, die sich der Ausübung
es Guten oft so hartnäckig und stürmisch entgegen setzen, sind durch
en Geschmack aus dem Gemüthe verwiesen, und an ihrer Statt
dlere und sanftere Neigungen darinn angepflanzt worden, die sich
uf Ordnung, Harmonie und Vollkommenheit beziehen, und, wenn
ie gleich selbst keine Tugenden sind, doch ein Objekt mit der Tugend
theilen. Wenn also jetzt die Begierde spricht, so muß sie eine strenge
rüfung vor dem Schönheitssinn aushalten; und wenn jetzt die
ernunft spricht, und Handlungen der Ordnung, ' Harmonie und 85

25: jenen A. — 26: materielle K.

Selbstbewußtseyn gelanget, so findet sie nicht nur keinen Widerstand, sondern vielmehr die entschiedene Beystimmung von Seiten der Neigung. Gehen wir nämlich die verschiedenen Formen durchlaufen, unter welchen sich die Sittlichkeit äußern kann, so werden wir sie alle auf diese zwey zurückführen können. Entweder macht die Sinnlichkeit die [illegible] daß etwas geschehe oder nicht geschehe, und der Wille verfügt darüber nach dem Vernunftgesetz; oder die Vernunft macht die Foderung, und der Wille gehorcht ihr, ohne Anfrage bey den Sinnen.

Die griechische Prinzessin Anna Komnena erzählt uns von einem gefangenen Rebellen, den ihr Vater Alexius, da er noch General seines Vorgängers war, den Auftrag gehabt habe, nach Konstantinopel zu führen. Unterwegs als beyde allein zusammen ritten, bekommt Alexius Lust, unter dem Schatten eines Baums halt zu machen, und sich da von der Sonnenhitze zu erholen. Bald übermannt ihn der Schlaf, nur der Andere, dem die Furcht des ihn erwartenden Todes keine Ruhe ließ, blieb munter. Indem jener nun in tiefem Schlaf liegt, erblickt der letztere des Alexius Schwerdt, das an einem Baumzweige aufgehangen ist, und geräth in Versuchung, sich durch Ermordung seines Führers in Freyheit zu setzen. Anna Komnena gibt zu verstehen, daß sie nicht wisse, was geschehen seyn würde, wenn Alexius nicht glücklicherweise sich noch ermuntert hätte. Hier war nun ein moralischer Rechtshandel der ersten Gattung, wo ein sinnlicher Trieb die erste Stimme führte, und die Vernunft erst



. In beyden Fällen aber verhielt sich der Wille auf dieselbe
folgte unmittelbar der Vernunft, daher sind beyde moralisch.
aber beyde Fälle es auch noch dann bleiben, wenn wir dem
ck darauf Einfluß geben?

setzt also, der Erste, welcher versucht wurde, eine schlimme
ng zu begehen, und sie aus Achtung für die Gerechtigkeit unter-
abe einen so gebildeten Geschmack, daß alles Schändliche und
hätige ihm einen Abscheu erweckt, den nichts überwinden
so ' wird in dem Augenblick, als der Erhaltungstrieb auf 87
chändliches dringt, schon der bloße ästhetische Sinn es ver-
— es wird also gar nicht einmal vor das moralische Forum,
Gewissen, kommen, sondern schon in einer frühern Instanz
Nun regiert aber der ästhetische Sinn den Willen bloß durch
, nicht durch Gesetze. Jener Mensch versagt sich also das
me Gefühl des geretteten Lebens, weil er das Widrige, eine
ächtigkeit begangen zu haben, nicht ertragen kann. Das ganze
wird also schon im Forum der Empfindung verhandelt, und
tragen dieses Menschen, so legal es ist, ist moralisch indiffe-
ne bloße schöne Wirkung der Natur.

setzt nun der Andere, dem seine Vernunft vorschrieb etwas
, wogegen sich der Naturtrieb empörte, habe gleichfalls einen
aren Schönheitssinn, den alles, was groß und vollkommen ist,
, so wird in demselben Augenblick, als die Vernunft ihren
uch thut, auch die Sinnlichkeit zu ihr übertreten, und er wird
t Neigung thun, was er ohne diese zarte Empfindlichkeit für

er handelt ursprünglich aus reiner Achtung für die Vorschrift der Vernunft, und daß er diese Vorschrift mit Freuden befolgt, das kann der sittlichen Reinheit seiner That keinen Abbruch thun. Er ist also moralisch eben so vollkommen, physisch hingegen ist er bey weitem vollkommener; denn er ist ein weit zweckmäßigeres Subject für 8 die Tugend.

Der Geschmack giebt also dem Gemüth eine für die Tugend zweckmäßige Stimmung, weil er die Neigungen entfernt, die sie hindern, und diejenigen erweckt, die ihr günstig sind. Der Geschmack kann der wahren Tugend keinen Eintrag thun, wenn er gleich in allen den Fällen, wo der Naturtrieb die erste Anregung macht, dasjenige schon vor seinem Richterstuhl abthut, worüber sonst das Gewissen hätte erkennen müssen, und also Ursache ist, daß sich unter den Handlungen derer, die durch ihn regiert werden, weit mehr indifferente als wahrhaft moralische befinden. Denn die Vortrefflichkeit der Menschen beruht ganz und gar nicht auf der größern Summe einzelner rigoristisch-moralischer Handlungen, sondern auf der größern Congruenz der ganzen Natur-Anlage mit dem moralischen Gesetz, und es gereicht keinem Volk oder Zeitalter eben nicht so sehr zur Empfehlung, wenn man in demselben so oft von Moralität und einzelnen moralischen Thaten hört; vielmehr darf man hoffen, daß am Ende der Kultur, wenn ein solches sich überhaupt nur gedenken läßt, wenig mehr davon die Rede seyn werde. Der Geschmack kann hingegen der wahren Tugend in allen den Fällen positiv nützen,



ı so fern sie Handlungen veranlassen, durch die der Naturzweck
ert wird. Nun sind aber beyde Weltordnungen, die physische,
n Kräfte, und die moralische, worinn Gesetze regieren, so genau
inander berechnet, und so innig mit einander verwebt, daß
lungen, die ihrer Form nach moralisch zweckmäßig sind, durch
Innhalt zugleich eine physische Zweckmäßigkeit in sich schliessen;
o wie das ganze Naturgebäude nur darum vorhanden zu seyn
t, um den höchsten aller Zwecke, der das Gute ist, möglich zu
n, so läßt sich das Gute wieder als ein Mittel gebrauchen, um
latur'gebäude aufrecht zu halten. Die Ordnung der Natur ist 90
on der Sittlichkeit unserer Gesinnungen abhängig gemacht, und
önnen gegen die moralische Welt nicht verstoßen, ohne zugleich
r physischen eine Verwirrung anzurichten.

Wenn nun von der menschlichen Natur — so lange sie mensch-
Natur bleibt, nie und nimmer zu erwarten ist, daß sie ohne
brechung und Rückfall gleichförmig und beharrlich als reine Ver-
handle, und nie gegen die sittliche Ordnung anstoße — wenn
ey aller Ueberzeugung sowohl von der Nothwendigkeit als von
Röglichkeit reiner Tugend uns gestehen müssen, wie sehr zufällig
wirkliche Ausübung ist, und wie wenig wir auf die Unüberwind-
t unserer beßern Grundsätze bauen dürfen — wenn wir uns
iesem Bewußtseyn unserer Unzuverläßigkeit erinnern, daß das
de der Natur durch jeden unserer moralischen Fehltritte leidet —
wir uns alles dieses ins Gedächtniß rufen, so würde es die
hafteste Verwegenheit seyn, das Beste der Welt auf dieses Ohn-
unserer Tugend ankommen zu lassen. Vielmehr erwächst hieraus

durch den Innhalt unserer Handlungen Genüge zu leisten, wenn wir es auch der moralischen durch die Form derselben nicht recht machen sollten — wenigstens als vollkommene Instrumente dem Naturzwecke zu entrichten, was wir als unvollkommene Personen der Vernunft schuldig bleiben, um nicht vor beyden Tribu'nalen zugleich mit Schande zu bestehen. Wenn wir deßwegen, weil sie ohne moralischen Werth ist, für die Legalität unsers Betragens keine Anstalten treffen wollten, so könnte sich die Weltordnung darüber auflösen, und ehe wir mit unsern Grundsätzen fertig würden, alle Bande der Gesellschaft zerrissen seyn. Je zufälliger aber unsre Moralität ist, desto nothwendiger ist es, Vorkehrungen für die Legalität zu treffen, und eine leichtsinnige oder stolze Versäumniß dieser letztern kann uns moralisch zugerechnet werden. Eben so, wie der Wahnsinnige, der seinen nahenden Paroxysmus ahnet, alle Messer entfernt und sich freiwillig den Banden darbietet, um für die Verbrechen seines zerstörten Gehirnes nicht im gesunden Zustand verantwortlich zu seyn — eben so sind auch wir verpflichtet, uns durch Religion und durch ästhetische Gesetze zu binden, damit unsre Leidenschaft in den Perioden ihrer Herrschaft nicht die physische Ordnung verletze.

Ich habe hier nicht ohne Absicht Religion und Geschmack in Eine Klasse gesetzt, weil beide das Verdienst gemein haben, dem Effekt, wenn gleich nicht dem innern Werth nach, zu einem Surrogat der wahren Tugend zu dienen, und die Legalität da zu sichern, wo die Moralität nicht zu hoffen ist. Obgleich derjenige im Range der Geister

[redacted]

XX.

Ueber naive und sentimentalische Dichtung.

Ueber das Naive. 43

Es giebt Augenblicke in unserm Leben, wo wir der Natur in Pflanzen, Mineralen, Thieren, Landschaften, so wie der menschlichen Natur in Kindern, in den Sitten des Landvolks und der Urwelt, nicht weil sie unsern Sinnen wohlthut, auch nicht weil sie unsern Verstand oder Geschmack befriedigt (von beyden kann oft das gerade Gegentheil statt finden) sondern bloß weil sie Natur ist, eine Art von Liebe und von rührender Achtung widmen. Jeder feinere Mensch, dem es nicht ganz und gar an Empfindung fehlt, erfährt dieses, wenn er im Freyen wandelt, wenn er auf dem Lande lebt, oder sich bey den Denkmälern der alten Zeiten verweilet, kurz, wenn er in künstlichen Verhältnissen und Situationen mit dem Anblick der einfältigen Natur überrascht wird. Dieses, nicht selten zum Bedürfniß erhöhte Interesse ist es, was vielen unsrer Liebhabereyen für Blumen und Thiere, für einfache Gärten, für Spaziergänge, für das Land und seine Bewohner, für manche Produkte des fernen Alterthums, u. dgl. zum Grund liegt; vorausgesetzt, daß weder Affektation, noch sonst ein zufälliges Interesse dabey im Spiele sey. Diese Art des Interesse an der Natur findet aber nur unter zwey Bedingungen statt. Fürs

A: Horen 1795, St. 11, S. 43—76. St. 12, S. 1—55. 1796, St. 1, S. 75—122. — B: Kleinere prosaische Schriften, Theil 2 (1800), S. 3—216. — b: Dieselben, andrer Druck. — K: Werke 1813. 8, 2, 43 ff. — W: Werke 1844. 10, 281 ff. — M: Werke 1860. 12, 148—249.

2: (Ueberschrift fehlt A.) — 3: Ueber das Naive.] fehlt B b K W M. — 5: Mineralien, B W. — 8: gerade] fehlt B b K W M. — 9: Statt B. — 19: Affectation B b. — 21: Statt. B.

erste ist es durchaus nöthig, daß der Gegenstand, der uns dasselbe einflößt, Natur sey oder doch von uns dafür gehalten werde; zweytens daß 44
er (in weitester Bedeutung des Worts) naiv sey, d. h. daß die Natur mit der Kunst im Kontraste stehe und sie beschäme. Sobald das letzte zu dem ersten hinzukommt, und nicht eher, wird die Natur zum Naiven.

Natur in dieser Betrachtungsart ist uns nichts anders, als das freiwillige Daseyn, das Bestehen der Dinge durch sich selbst, die Existenz nach eignen und unabänderlichen Gesetzen.

Diese Vorstellung ist schlechterdings nöthig, wenn wir an dergleichen Erscheinungen Interesse nehmen sollen. Könnte man einer gemachten Blume den Schein der Natur mit der vollkommensten Täuschung geben, könnte man die Nachahmung des Naiven in den Sitten bis zur höchsten Illusion treiben, so würde die Entdeckung daß es Nachahmung sey, das Gefühl, von dem die Rede ist, gänzlich vernichten.* Daraus erhellet, daß diese Art des Wohlgefallens an der 45
Natur kein ästhetisches, sondern ein moralisches ist; denn es wird durch eine Idee vermittelt, nicht unmittelbar durch Betrachtung erzeugt; auch richtet es sich ganz und gar nicht nach der Schönheit der Formen. Was hätte auch eine unscheinbare Blume, eine Quelle, ein bemooßter Stein, das Gezwitscher der Vögel, das Summen der Bienen ꝛc. für sich selbst so gefälliges für uns? Was könnte ihm gar einen Anspruch auf unsere Liebe geben? Es sind nicht diese Gegenstände, es ist eine durch sie dargestellte Idee, was wir in ihnen lieben.

* Kant, meines Wissens der erste, der über dieses Phänomen eigends zu [redacted]

Wir lieben in ihnen das stille schaffende Leben, das ruhige Wirken aus sich selbst, das Daseyn nach eignen Gesetzen, die innere Nothwendigkeit, die ewige Einheit mit sich selbst.

Sie *sind*, was wir *waren*; sie sind, was wir wieder *werden sollen*. Wir waren Natur, wie sie, und unsere Kultur soll uns, auf dem Wege der Vernunft und der Freyheit, zur Natur zurückführen. Sie sind also zugleich Darstellung unserer verlorenen Kindheit, die uns ewig das theuerste bleibt; daher sie uns mit einer gewissen Wehmuth erfüllen. Zugleich sind sie Darstellungen unserer höchsten Vollendung im Ideale, daher sie uns in eine erhabene Rührung versetzen.

Aber ihre Vollkommenheit ist nicht ihr Verdienst, weil sie nicht das Werk ihrer Wahl ist. Sie gewähren uns also die ganz eigene Lust, daß sie, ohne uns zu be'schämen, unsre Muster sind. Eine 46 beständige Göttererscheinung umgeben sie uns, aber mehr erquickend als blendend. Was ihren Character ausmacht, ist gerade das, was dem unsrigen zu seiner Vollendung mangelt; was uns von ihnen unterscheidet, ist gerade das, was ihnen selbst zur Göttlichkeit fehlt. Wir sind frey und sie sind nothwendig; wir wechseln, sie bleiben eins. Aber nur, wenn beydes sich mit einander verbindet — wenn der Wille das Gesetz der Nothwendigkeit frey befolgt und bey allem Wechsel der Phantasie die Vernunft ihre Regel behauptet, geht das Göttliche oder das Ideal hervor. Wir erblicken *in ihnen* also ewig das, was uns abgeht, aber wornach wir aufgefodert sind zu ringen, und dem wir uns, wenn wir es gleich niemals erreichen, doch in einem unendlichen Fortschritte zu nähern hoffen dürfen. Wir erblicken *in uns* einen Vorzug, der ihnen fehlt, aber dessen sie entweder überhaupt niemals, wie das vernunftlose, oder nicht anders als indem sie *unsern* Weg gehen, wie die Kindheit, theilhaftig werden können. Sie verschaffen uns daher den süssesten Genuß unserer Menschheit als Idee, ob sie uns gleich in Rücksicht auf jeden *bestimmten Zustand* unserer Menschheit nothwendig demüthigen müssen.

Da sich dieses Interesse für Natur auf eine Idee gründet, so

7: verlornen B b. — 14: unsere B b. — 16: Charakter B.

kann es sich nur in Gemüthern zeigen, welche für Ideen empfänglich sind, d. h. in moralischen. Bey weitem die mehresten Menschen affektiren es bloß, und die Allgemeinheit dieses sentimentalischen Geschmacks zu unsern Zeiten, welcher sich besonders seit der Erscheinung gewisser Schriften, in empfindsamen Reisen, dergleichen Gärten, Spaziergängen, und andern Liebhabereyen dieser Art äussert, ist noch ganz und gar 47
kein Beweis für die Allgemeinheit dieser Empfindungsweise. Doch wird die Natur auch auf den gefühllosesten immer etwas von dieser Wirkung äussern, weil schon die, allen Menschen gemeine, *Anlage* zum Sittlichen dazu hinreichend ist, und wir alle ohne Unterschied, bey noch so großer Entfernung unserer *Thaten* von der Einfalt und Wahrheit der Natur, *in der Idee* dazu hingetrieben werden. Besonders stark und am allgemeinsten äussert sich diese Empfindsamkeit für Natur bey Veranlassung solcher Gegenstände, welche in einer engern Verbindung mit uns stehen, und uns den Rückblick auf uns selbst und die *Unnatur* in uns näher legen, wie z. B. bey Kindern. Man irrt, wenn man glaubt, daß es bloß die Vorstellung der Hülflosigkeit sey, welche macht, daß wir in gewissen Augenblicken mit soviel Rührung bey Kindern verweilen. Das mag bey denjenigen vielleicht der Fall seyn, welche der Schwäche gegenüber nie etwas anders als ihre eigene Ueberlegenheit zu empfinden pflegen. Aber das Gefühl, von dem ich rede, (es findet nur in ganz eigenen moralischen Stimmungen statt, und ist nicht mit demjenigen zu verwechseln, welches die fröhliche Thätigkeit der Kinder in uns erreget) ist eher demüthi-

[redacted]

orstellung seiner reinen und freyen Kraft, seiner Integrität, Unendlichkeit, was uns rührt. Dem Menschen von Sittlichkeit Empfindung wird ein Kind deswegen ein heiliger Gegenstand ein Gegenstand nehmlich, der durch die Größe einer Idee jede e der Erfahrung vernichtet; und der, was er auch in der Belung des Verstandes verlieren mag, in der Beurtheilung der unft wieder in reichem Maaße gewinnt.

Eben aus diesem Widerspruch zwischen dem Urtheile der Vernunft es Verstandes geht die ganz eigene Erscheinung des gemischten ls hervor, welches das Naive der Denkart in uns erreget. erbindet die kindliche Einfalt mit der kindischen; durch die e giebt es dem Verstand eine Blöße und bewirkt jenes Lächeln, ch wir unsre (theoretische) Ueberlegenheit zu erkennen geben. d wir aber Ursache haben zu glauben, daß die kindische Einfalt ch eine kindliche sey, daß folglich nicht Unverstand, nicht theoes Unvermögen, sondern eine höhere praktische Stärke, ein voll Unschuld und Wahrheit, die Quelle davon sey, welches die der Kunst ' aus innrer Größe verschmähte, so ist jener Triumph 49
Verstandes vorbey, und der Spott über die Einfältigkeit geht wunderung der hohen Einfachheit über. Wir fühlen uns gegt, den Gegenstand zu achten, über den wir vorher gelächelt t, und, indem wir zugleich einen Blick in uns selbst werfen, zu beklagen, daß wir demselben nicht ähnlich sind. So entdie ganz eigene Erscheinung eines Gefühls, in welchem fröh-

: gewissen B h. — 2: siehe B h. — 13: mag: A (Am Schluß des

licher Spott, Ehrfurcht und Wehmuth zusammenfliessen.* ' Zum Naiven wird erfodert, daß die Natur über die Kunst den Sieg davon

* Kant in einer Anmerkung zu der Analytik des Erhabenen (Critik der ästhetischen Urtheilskraft. S. 225. der ersten Auflage) unterscheidet gleichfalls diese dreyerley Ingredienzien in dem Gefühl des Naiven, aber er giebt davon eine andre Erklärung. „Etwas aus beidem (dem animalischen Gefühl des Vergnügens und dem „geistigen Gefühl der Achtung) zusammengesetztes findet sich in der Naivität, die „der Ausbruch der der Menschheit ursprünglich natürlichen Aufrichtigkeit wider die „zur andern Natur gewordene Verstellungskunst ist. Man lacht über die Einfalt, „die es noch nicht versteht sich zu verstellen, und erfreut sich doch auch über die „Einfalt der Natur, die jener Kunst hier einen Querstrich spielt. Man erwartete „die alltägliche Sitte der gekünstelten und auf den schönen Schein vorsichtig angelegten Aeusserung und siehe es ist die unverdorbene schuldlose Natur, die man „anzutreffen gar nicht gewärtig und der, so sie bliken ließ, zu entblößen auch nicht „gemeynet war. Daß der schöne, aber falsche Schein, der gewöhnlich in unserm „Urtheile sehr viel bedeutet, hier plötzlich in Nichts verwandelt, daß ' gleichsam der „Schalk in uns selbst bloß gestellt wird, bringt die Bewegung des Gemüths nach „zwey entgegengesetzten Richtungen nach einander hervor, die zugleich den Körper „heilsam schüttelt. Daß aber etwas, was unendlich besser als alle angenommene „Sitte ist, die Lauterkeit der Denkungsart, (wenigstens die Anlage dazu) doch nicht „ganz in der menschlichen Natur erloschen ist, mischt Ernst und Hochschätzung in „dieses Spiel der Urtheilskraft. Weil es aber nur eine kurze Zeit Erscheinung ist „und die Deke der Verstellungskunst bald wieder vorgezogen wird, so mengt sich „zugleich ein Bedauren darunter, welches eine Rührung der Zärtlichkeit ist, die „sich als Spiel mit einem solchen gutherzigen Lachen sehr wohl verbinden läßt, „und auch wirklich damit gewöhnlich verbindet, zugleich auch die Verlegenheit dessen, „der den Stoff dazu hergiebt, darüber daß er noch nicht nach Menschenweise ge-

[redacted]

dazu denken, wenn es als naiv auf uns wirken soll. Die
gen und Reden der Kinder geben uns daher auch nur so=
n reinen Eindruk des Naiven, als wir uns ihres Unver=
zur Kunst nicht erinnern, und überhaupt nur auf den Kontrast
türlichkeit mit der Künstlichkeit in uns Rüksicht nehmen. Das
t eine Kindlichkeit, wo sie nicht mehr erwartet
und kann eben deßwegen der wirklichen Kindheit in strengster
ng nicht zugeschrieben werden.

beyden Fällen aber, beym Naiven der Ueberraschung wie bey
Gesinnung, muß die Natur Recht, die Kunst aber Unrecht

: durch diese leztere Bestimmung wird der Begriff des Naiven
. Der Affekt ist auch Natur und die Regel der Anständigkeit

ier ein Lächeln, welches doch schwerlich eine in Nichts ' aufgelößte Er= 51
nm Grunde hat, sondern überhaupt nur aus dem Kontrast eines gewißen
mit den einmal angenommenen und erwarteten Formen zu erklären ist.
le ich, ob die Bedauerniß, welche sich bey dem Naiven der letztern Art
mpfindung mischt, der naiven Person und nicht vielmehr uns selbst oder
er Menschheit überhaupt gilt, an deren Verfall wir bey einem solchen
nnert werden. Es ist zu offenbar eine moralische Trauer, die einen
genstand haben muß, als die physischen Uebel, von denen die Aufrichtig-
m gewöhnlichen Weltlauf bedrohet wird, und dieser Gegenstand kann
ein anderer seyn, als der Verlust der Wahrheit und Simplicität in der

sollte vielleicht ganz kurz sagen: die Wahrheit über die Verstel-
er der Begriff des Naiven scheint mir noch etwas mehr einzuschließen,
Einfachheit überhaupt, welche über die Künsteley, und die natürliche
welche über Steifheit und Zwang siegt, ein ähnliches Gefühl in uns

ist etwas Kindisches, dennoch ist der Sieg des Affekts über die Anständigkeit nichts weniger als naiv. Siegt hingegen derselbe Affekt über die Künstelei, über die falsche Anständigkeit, über die Verstellung, so tragen wir kein Bedenken, es naiv zu nennen.* Es wird also erfodert, daß die Natur ' nicht durch ihre blinde Gewalt als dyna- 53
mische, sondern daß sie durch ihre Form als moralische Größe, kurz daß sie nicht als Nothdurft, sondern als innre Nothwendigkeit über die Kunst triumphiere. Nicht die Unzulänglichkeit sondern die Unstatthaftigkeit der letztern muß der erstern den Sieg verschafft haben; denn jene ist Mangel, und nichts, was aus Mangel entspringt, kann Achtung erzeugen. Zwar ist es bey dem Naiven der Ueberraschung immer die Uebermacht des Affekts und ein Mangel an Besinnung, was die Natur bekennen macht; aber dieser Mangel und jene Uebermacht machen das Naive noch gar nicht aus, sondern geben bloß Gelegenheit, daß die Natur ihrer moralischen Beschaffenheit, d. h. dem Gesetze der Uebereinstimmung ungehindert folgt.

Das Naive der Ueberraschung kann nur dem Menschen und zwar dem Menschen nur, insofern er in diesem Augenblicke nicht mehr reine und unschuldige Natur ist, zukommen. Es setzt einen Willen voraus, der mit dem was ' die Natur auf ihre eigene Hand thut, nicht über- 54
einstimmt. Eine solche Person wird, wenn man sie zur Besinnung

* Ein Kind ist ungezogen, wenn es aus Begierde, Leichtsinn, Ungestüm den [redacted]

ſchheit hindurch bricht, ſo verbindet ſich eine Zufriedenheit Art mit der Schadenfreude, einen Menſchen ertappt zu haben; e Natur im Gegenſatz gegen die Künſteley und die Wahrheit enſatz gegen den Betrug muß jederzeit Achtung erregen. Wir en alſo auch über das Naive der Ueberraſchung ein wirklich hes Vergnügen, obgleich nicht über einen moraliſchen Gegen=

ey dem Naiven der Ueberraſchung achten wir zwar immer die , weil wir die Wahrheit achten müſſen; bey dem Naiven der ng achten wir hingegen die *Perſon*, und genieſſen alſo nicht moraliſches Vergnügen ſondern auch über einen moraliſchen nd. In dem einen wie in dem andern Falle hat die Natur daß ſie die Wahrheit ſagt; aber in dem letztern Fall hat die nicht bloß Recht, ſondern die Perſon hat auch *Ehre*. In ten Falle gereicht die Aufrichtigkeit der Natur der Perſon

a das Naive bloß auf der Form beruht, wie etwas gethan oder geſagt verſchwindet uns dieſe Eigenſchaft aus den Augen, ſobald die Sache ſelbſt durch ihre Urſachen oder durch ihre Folgen einen überwiegenden oder gar chenden Eindruck macht. Durch eine Naivheit dieſer Art kann auch ein n entdeckt werden, aber dann haben wir weder die Ruhe noch die Zeit, fmerkſamkeit auf die Form der Entdeckung zu richten, und der Abſcheu perſönlichen Charakter verſchlingt das Wohlgefallen an dem natürlichen. uns das empörte Gefühl die moraliſche Freude an der Aufrichtigkeit der ubt, ſobald wir durch eine Naivheit ein Verbrechen erfahren; eben ſo er- erregte Mitleiden unſere Schadenfreude, ſobald wir jemand durch ſeine in Gefahr geſetzt ſehen.

immer zur Schande, weil sie unfreywillig ist; in dem zweyten gereicht sie ihr immer zum Verdienst, gesetzt auch, daß dasjenige, was sie aussagt, ihr Schande brächte.

Wir schreiben einem Menschen eine naive Gesinnung zu, wenn er in seinen Urtheilen von den Dingen ihre gekünstelten und gesuchten Verhältniße übersieht und sich bloß an die einfache Natur hält. Alles was innerhalb der gesunden Natur davon geurtheilt werden kann, fodern wir von ihm, und erlassen ihm schlechterdings nur das, was eine Entfernung von der Natur, es sey nun im Denken oder im Empfinden, wenigstens Bekanntschaft derselben voraussetzt.

Wenn ein Vater seinem Kinde erzählt, daß dieser oder jener 56 Mann für Armuth verschmachte, und das Kind hingeht, und dem armen Mann seines Vaters Geldbörse zuträgt, so ist diese Handlung naiv; denn die gesunde Natur handelte aus dem Kinde, und in einer Welt, wo die gesunde Natur herrschte, würde es vollkommen recht gehabt haben, so zu verfahren. Es sieht bloß auf das Bedürfniß, und auf das nächste Mittel es zu befriedigen; eine solche Ausdehnung des Eigenthumsrechtes, wobey ein Theil der Menschen zu Grunde gehen kann, ist in der bloßen Natur nicht gegründet. Die Handlung des Kindes ist also eine Beschämung der wirklichen Welt, und das gesteht auch unser Herz durch das Wohlgefallen, welches es über jene Handlung empfindet.

Wenn ein Mensch ohne Weltkenntniß, sonst aber von gutem Verstande, einem andern, der ihn betrügt, sich aber geschickt zu ver-


[redacted]

sie vergessen aus eigener schöner Menschlichkeit, daß sie es mit einer verderbten Welt zu thun haben, und betragen sich selbst an den Höfen 57 der Könige mit einer Ingenuität und Unschuld, wie man sie nur in einer Schäferwelt findet.

Es ist übrigens gar nicht so leicht, die kindische Unschuld von der kindlichen immer richtig zu unterscheiden, indem es Handlungen giebt, welche auf der äuserſten Grenze zwischen beyden schweben, und bey denen wir schlechterdings im Zweifel gelassen werden, ob wir die Einfältigkeit belachen oder die edle Einfalt hochschätzen sollen. Ein sehr merkwürdiges Beyspiel dieser Art findet man in der Regierungsgeschichte des Pabstes Adrian des Sechsten, die uns Herr Schröckh mit der ihm eigenen Gründlichkeit und pragmatischen Wahrheit beschrieben hat. Dieser Pabst, ein Niederländer von Geburt, verwaltete das Pontifikat in einem der kritischten Augenblicke für die Hierarchie, wo eine erbitterte Parthey die Blößen der römischen Kirche ohne alle Schonung aufdeckte, und die Gegenparthey im höchsten Grad interessiert war, sie zuzudecken. Was der wahrhaft naive Charakter, wenn ja ein solcher sich auf den Stuhl des heiligen Peters verirrte, in diesem Falle zu thun hatte ist keine Frage; wohl aber wie weit eine solche Naivität der Gesinnung mit der Rolle eines Pabstes verträglich seyn möchte. Dieß war es übrigens, was die Vorgänger und die Nachfolger Adrians in die geringste Verlegenheit setzte. Mit Gleichförmigkeit befolgten sie das einmal angenommene römische System, überall nichts einzuräumen. Aber Adrian hatte wirklich den geraden Charakter seiner Nation, und die Unschuld seines ehemaligen Standes. Aus der engen Sphäre des Gelehrten war er zu seinem erhabenen Posten emporgestiegen, und selbst auf der Höhe seiner neuen Würde jenem einfachen Charakter nicht untreu geworden. Die Mißbräuche in der Kirche rührten ihn, und er war viel zu redlich, 58 öffentlich zu dißimulieren, was er im stillen sich eingestand. Dieser

7: äusserſten B b. — 11: Papstes B (und so stets: Papst). — Sechsten, B. — 12: Schröckh] (Allgemeine Biographie von Joh. M. Schröckh, Theil V, Berlin 1778, S. 1 ff. Die Instruction, die der Legat Francesco Cheregato 1523 bekannt machte, steht S. 66 ff. K. G.) — 14: in einem kritischen K, in einem der kritischsten W M. — 15: Partey B. — 16: Gegenpartey B. — 17: interessirt B. — Character, b. — 19: hätte, ist B. — 20: Naivetät B b K W M. — 25: Character b. — 27: Posten b. — 28: Character b. — 30: dissimuliren, B. — Stillen B.

[illegible], die er seinem Le-
[illegible] zu Behauptungen verleiten, die noch
[illegible] und den Grundsätzen dieses
[illegible] „Wir wissen es wohl, hieß es
[illegible] daß an diesem heiligen Stuhl schon seit mehrern
[illegible] ein Wunder, wenn sich
[illegible] auf die Glieder, von dem Pabst
[illegible] Wir alle sind abgewichen, und
[illegible] der etwas Gutes gethan
[illegible] befiehlt er dem Legaten
[illegible] daß er, Adrian, wegen dessen,
[illegible] nicht dürfe getadelt werden,
[illegible] auch da er noch in einem
[illegible] hätten u. s. f." Man
[illegible] des Pabstes von der
[illegible] werden seyn; das wenigste,
[illegible] daß er die Kirche an die Ketzer
[illegible] Schritt des Pabstes würde
[illegible] und Bewunderung werth seyn, wenn
[illegible] daß er wirklich naiv gewesen,
d. h. daß er [illegible] natürliche Wahrheit seines Charak-
ters [illegible] möglichen Folgen abgenöthiget worden
[illegible] weniger gethan haben würde, wenn er die
[illegible] Umfang eingesehen hätte. Aber

[redacted]

nnte, begieng er den unverzeyhlichen Fehler, Verhaltungsregeln, e in natürlichen Verhältnissen sich bewährt haben mochten, in einer nz entgegengesetzten Lage zu befolgen. Dieß verändert allerdings ıser Urtheil sehr; und ob wir gleich der Redlichkeit des Herzens, ıs dem jene Handlung floß, unsere Achtung nicht versagen können, wird diese letztere nicht wenig durch die Betrachtung geschwächt, ıß die Natur an der Kunst und das Herz an dem Kopf einen zu iwachen Gegner gehabt habe.

Naiv muß jedes wahre Genie seyn, oder es ist keines. Seine aivheit allein macht es zum Genie, und was es im Intellektuellen ıd Aesthetischen ist, kann es im Moralischen nicht verläugnen. Unkannt mit den Regeln, den Krücken der Schwachheit und den uchtmeistern der Verkehrtheit, bloß von der Natur oder dem Innkt, seinem schützenden Engel, geleitet, geht es ruhig und sicher ırch alle Schlingen des falschen Geschmackes, in welchen, wenn es cht so klug ist, sie schon von weitem zu vermeiden, das Nichtgenie ıausbleiblich verstrickt wird. Nur dem Genie ist es gegeben, ausserılb des Bekannten noch immer zu Hause zu seyn, und die Natur erweitern, ohne über sie hinauszugehen. Zwar begegnet ztteres zuweilen auch den größten Genies, aber nur, weil auch ese ihre phantastischen Augenblicke haben, wo die schützende Natur verläßt, weil die Macht des Beyspiels sie hinreißt, oder der verrbte Geschmack ihrer Zeit sie verleitet.

Die verwickeltsten Aufgaben muß das Genie mit anspruchloser implicität und Leichtigkeit lösen; das Ey des Columbus gilt von der genialischen Entscheidung. Dadurch allein legitimiert es sich als enie, daß es durch Einfalt über die verwickelte Kunst triumphiert. s verfährt nicht nach erkannten Prinzipien sondern nach Einfällen nd Gefühlen; aber seine Einfälle sind Eingebungen eines Gottes (alles was die gesunde Natur thut ist göttlich) seine Gefühle sind Gesetze für alle Zeiten und für alle Geschlechter der Menschen.

[1]: unverzeihlichen B. — [9]: seyn, B. — [10]: Naivetät B b K W M. (In der Liste von Druckfehlern und Verbesserungen am Schluß des ersten Jahrgangs der Horen ist zu dieser Stelle bemerkt, daß man statt Naivheit hier 'und so oft dasselbe vorkommt' Naivetät lesen solle.) — [22]: Beispiels B. — [24]: anspruchsloser B. — [27]: triumphirt. B — [28]: Prinzipien, B. — [30]: göttlich), B.

... das Genie in seinen Werken ab-
... Privat-Leben und in seinen Sitten.
... Natur dieses immer ist; aber es ist
... Verderbniß decent ist. Es ist ver-
... kann nie das Gegentheil seyn; aber es ist
... kann nur die Kunst seyn. Es ist seinem
... Neigungen treu, aber nicht sowohl weil es
... weil die Natur bey allem Schwanken immer wieder
... rückt, immer das alte Bedürfniß zurückbringt.
... ja blöde, weil das Genie immer sich selbst ein
... aber es ist nicht ängstlich, weil es die Gefahren
... kennt, den es wandelt. Wir wissen wenig von
... der größten Genies, aber auch das wenige, was uns
... Perikles, von Archimed, von Hippokrates, und
... Zeiten von Ariost, Dante und Tasso, von Raphael,
... Dürer, Cervantes, Shakespear, von Fielding,
... u. a. aufbewahrt worden ist, bestätigt diese Behauptung.
... was noch weit mehr Schwürigkeit zu haben scheint, selbst
... große Staatsmann und Feldherr werden, sobald sie durch ihr
... groß sind, einen naiven Charakter zeigen. Ich will hier unter
... Alten nur an Epaminondas und Julius Cäsar, unter
... Neuern nur an Heinrich IV von Frankreich, Gustav Adolph
... Schweden und den Czar Peter den Großen erinnern. Der
Herzog von Marlborough, Türenne, Vendome zeigen uns

[redacted]

moralischen eben so schwer als dem Mann im intellektuellen, mit den Vortheilen der guten Erziehung jenes herrliche Geschenk der Natur unverloren zu behalten; und die Frau, die mit einem geschickten Betragen für die große Welt diese Naivheit der Sitten verknüpft, ist eben so hochachtungswürdig als der Gelehrte, der mit der ganzen Strenge der Schule genialische Freyheit des Denkens verbindet.

'Aus der naiven Denkart fließt nothwendiger weise auch ein 62
naiver Ausdruck sowohl in Worten als Bewegungen, und er ist das wichtigste Bestandstück der Grazie. Mit dieser naiven Anmuth drückt das Genie seine erhabensten und tiefsten Gedanken aus; es sind Göttersprüche aus dem Mund eines Kindes. Wenn der Schulverstand, immer vor Irrthum bange, seine Worte wie seine Begriffe an das Kreuz der Grammatik und Logik schlägt, hart und steif ist, um ja nicht unbestimmt zu seyn, viele Worte macht, um ja nicht zu viel zu sagen, und dem Gedanken, damit er ja den Unvorsichtigen nicht schneide, lieber die Kraft und die Schärfe nimmt, so giebt das Genie dem seinigen mit einem einzigen glücklichen Pinselstrich einen ewig bestimmten, festen und dennoch ganz freyen Umriß. Wenn dort das Zeichen dem Bezeichneten ewig heterogen und fremd bleibt, so springt hier wie durch innere Nothwendigkeit die Sprache aus dem Gedanken hervor, und ist so sehr eins mit demselben, daß selbst unter der körperlichen Hülle der Geist wie entblößet erscheint. Eine solche Art des Ausdrucks, wo das Zeichen ganz in dem Bezeichneten verschwindet, und wo die Sprache den Gedanken, den sie ausdrückt, noch gleichsam nackend läßt, da ihn die andre nie darstellen kann, ohne ihn zugleich zu verhüllen, ist es, was man in der Schreibart vorzugsweise genialisch und geistreich nennt.

Frey und natürlich, wie das Genie in seinen Geisteswerken, drückt sich die Unschuld des Herzens im lebendigen Umgang aus. Bekanntlich ist man im gesellschaftlichen Leben von der Simplicität und strengen Wahrheit des Ausdrucks in demselben Verhältniß, wie von der Einfalt der Gesinnungen abgekommen, und die leicht zu verwundende 'Schuld so wie die leicht zu verführende Einbildungskraft haben einen 63

1: Moralischen B. — intellektuellen mit A b, Intellektuellen, mit B. — 4: dieses Naive der Sitten B b K W M. — 6: Genialische A b. — 7: nothwendigerweise B b. — 24–25: gleichsam B.

logischen Gründen nothwendig gemacht. Ohne falsch zu seyn redet man öfters anders, als man denkt; man muß Umschweife nehmen, um Dinge zu sagen, die nur einer kranken Eigenliebe Schmerz bereiten, nur einer verderbten Phantasie Gefahr bringen können. Eine Unkunde dieser konventionellen Gesetze, verbunden mit natürlicher Aufrichtigkeit, welche jede Krümme und jeden Schein von Falschheit verachtet, (nicht Rohheit, welche sich darüber, weil sie ihr lästig sind, hinwegsetzt) erzeugen eine Naivheit des Ausdrucks im Umgang, welche darinn besteht, Dinge, die man entweder gar nicht oder nur künstlich bezeichnen darf, mit ihrem rechten Nahmen und auf dem kürzesten Wege zu benennen. Von der Art sind die gewöhnlichen Ausdrücke der Kinder. Sie erregen Lachen durch ihren Kontrast mit den Sitten, doch wird man sich immer im Herzen gestehen, daß das Kind recht habe.

Das Naive der Gesinnung kann zwar, eigentlich genommen, auch nur dem Menschen als einem der Natur nicht schlechterdings unterworfenen Wesen beygelegt werden, obgleich nur insofern als wirklich noch die reine Natur aus ihm handelt; aber durch einen Effekt der reflektierenden Einbildungskraft wird es öfters von dem Vernünftigen auf das Vernunftlose übergetragen. So legen wir öfters einem Thiere, einer Landschaft, einem Gebäude, ja der Natur überhaupt, im Gegensatz gegen die Willkühr und die phantastischen Begriffe des Menschen einen naiven Charakter bey. Dieß erfodert aber immer, daß wir dem Willenlosen in unsern Gedanken einen Willen leyhen, und auf



wir angefangen, die Drangsale der Kultur zu erfahren, und
im fernen Auslande der Kunst der Mutter rührende Stimme.
;e wir bloße Naturkinder waren, waren wir glücklich und voll=
t; wir sind frey geworden, und haben beydes verloren. Daraus
ıgt eine doppelte und sehr ungleiche Sehnsucht nach der Natur;
hnsucht nach ihrer Glückseligkeit, eine Sehnsucht nach ihrer
ommenheit. Den Verlust der ersten beklagt nur der sinn=
Mensch; um den Verlust der andern kann nur der moralische
t.

rage dich also wohl, empfindsamer Freund der Natur, ob deine
it nach ihrer Ruhe, ob deine beleidigte Sittlichkeit nach ihrer
nstimmung schmach'tet? Frage dich wohl, wenn die Kunst dich
und die Mißbräuche in der Gesellschaft dich zu der leblosen
in die Einsamkeit treiben, ob es ihre Beraubungen, ihre Lasten,
ühseligkeiten, oder ob es ihre moralische Anarchie, ihre Will=
re Unordnungen sind, die du an ihr verabscheust? In jene
ein Muth sich mit Freuden stürzen und dein Ersatz muß die
t selbst seyn, aus der sie fliessen. Wohl darfst du dir das
Naturglück zum Ziel in der Ferne aufstecken, aber nur jenes,
der Preiß deiner Würdigkeit ist. Also nichts von Klagen über
chwerung des Lebens, über die Ungleichheit der Konditionen,
en Druck der Verhältnisse, über die Unsicherheit des Besitzes,
ndank, Unterdrückung, Verfolgung; allen Uebeln der Kultur
u mit freyer Resignation dich unterwerfen, mußt sie als die
edingungen des Einzig guten respektieren; nur das Böse der=
mußt du, aber nicht bloß mit schlaffen Thränen, beklagen.

Sorge vielmehr dafür, daß du selbst unter jenen Befleckungen rein, unter jener Knechtschaft frey, unter jenem launischen Wechsel beständig, unter jener Anarchie gesetzmäßig handelst. Fürchte dich nicht vor der Verwirrung ausser dir, aber vor der Verwirrung in dir; strebe nach Einheit, aber suche sie nicht in der Einförmigkeit; strebe nach Ruhe, aber durch das Gleichgewicht, nicht durch den Stillstand deiner Thätigkeit. Jene Natur, die du dem Vernunftlosen beneidest, ist keiner Achtung, keiner Sehnsucht werth. Sie liegt hinter dir, sie muß ewig hinter dir liegen. Verlassen von der Leiter, die dich trug, bleibt dir jetzt keine andere Wahl mehr, als mit freyem Bewußtseyn und Willen das Gesetz zu ergreifen, oder rettungslos in eine bodenlose Tiefe zu fallen.

Aber wenn du über das verlorene Glück der Natur getröstet [66] bist, so laß ihre Vollkommenheit deinem Herzen zum Muster dienen. Trittst du heraus zu ihr aus deinem künstlichen Kreis, steht sie vor dir in ihrer großen Ruhe, in ihrer naiven Schönheit, in ihrer kindlichen Unschuld und Einfalt; dann verweile bey diesem Bilde, pflege dieses Gefühl, es ist deiner herrlichsten Menschheit würdig. Laß dir nicht mehr einfallen, mit ihr tauschen zu wollen, aber nimm sie in dich auf und strebe, ihren unendlichen Vorzug mit deinem eigenen unendlichen Prärogativ zu vermählen, und aus beydem das Göttliche zu erzeugen. Sie umgebe dich wie eine liebliche Idylle, in der du dich selbst immer wiederfindest aus den Verirrungen der Kunst, bey der du Muth und neues Vertrauen sammelst zum Laufe [redacted]

, was durch die Kunst und durch den menschlichen Willen
Natur scheint mehr seinen Verstand und seine Wißbegierde,
moralisches Gefühl zu interessieren; er hängt nicht mit Innig=
Empfindsamkeit, mit süsser Wehmuth an derselben, wie wir
Ja, indem er sie in ihren einzelnen Erscheinungen personi=
ch vergöttert, und ihre Wirkungen als Handlungen freyer
erstellt, hebt er die ruhige Nothwendigkeit in ihr auf, durch
: für uns gerade so anziehend ist. Seine ungedultige Phan=
t ihn über sie hinweg zum Drama des menschlichen Lebens.
Lebendige und Freye, nur Charaktere, Handlungen, Schick=
Sitten befriedigen ihn, „und wenn wir in gewissen mora=
Stimmungen des Gemüths wünschen können, den Vorzug
Willensfreyheit, der uns so vielem Streit mit uns selbst,
n Unruhen und Verirrungen aussetzt, gegen die wahllose
hige Nothwendigkeit des Vernunftlosen hinzugeben, so ist,
umgekehrt, die Phantasie des Griechen geschäftig, die mensch=
tur schon in der unbeseelten Welt anzufangen, und da, wo
ide Nothwendigkeit herrscht, dem Willen Einfluß zu geben."
er wohl dieser verschiedene Geist? Wie kommt es, daß wir,
em was Natur ist, von den Alten so unendlich weit über=
erden, gerade hier der Natur in einem höheren Grade hul=
t Innigkeit an ihr hangen, und selbst die leblose Welt mit 68
sten Empfindung umfassen können? Daher kommt es, weil
: bey uns aus der Menschheit verschwunden ist, und wir

urcharakteren S. M. Ml Naturcharaktere A. B. h. — 5. Hausgeräths B. h.

sie uns ursprünglich waren, in der unbeseelten Welt, in ihrer Wahrheit wieder anzutreffen. Nicht unsere größere Naturmäßigkeit, ganz im Gegentheil die Naturwidrigkeit unsrer Verhältnisse, Zustände und Sitten treibt uns an, dem erwachenden Triebe nach Wahrheit und Simplicität, der, wie die moralische Anlage, aus welcher er fließt, unbestechlich und unaustilgbar in allen menschlichen Herzen liegt, in der physischen Welt eine Befriedigung zu verschaffen, die in der moralischen nicht zu hoffen ist. Deßwegen ist das Gefühl, womit wir an der Natur hangen, dem Gefühle so nahe verwandt, womit wir das entflohene Alter der Kindheit und der kindischen Unschuld beklagen. Unsre Kindheit ist die einzige unverstümmelte Natur, die wir in der kultivirten Menschheit noch antreffen, daher es kein Wunder ist, wenn uns jede Fußstapfe der Natur ausser uns auf unsre Kindheit zurückführt.

Sehr viel anders war es mit den alten Griechen.* Bey diesen artete die Kultur nicht so weit aus, daß die Natur darüber verlassen wurde. Der ganze Bau ihres gesellschaftlichen Lebens war auf Empfindungen, nicht auf einem Machwerk der Kunst errichtet; ihre Götterlehre selbst war die Eingebung eines naiven Gefühls, die Geburt einer fröhlichen Einbildungskraft, nicht der grübelnden Vernunft, wie der Kirchenglaube der neuern Nationen; da also der Grieche die Natur in der Menschheit nicht verlohren hatte, so konnte er, ausserhalb dieser,

* Aber auch nur bey den Griechen; denn es gehörte gerade eine solche rege Bewegung und eine solche reiche Fülle des menschlichen Lebens dazu, als den [redacted]

)as Gefühl, von dem hier die Rede ist, ist also nicht das, 70
: Alten hatten; es ist vielmehr einerley mit demjenigen, welches
: die Alten haben. Sie empfanden natürlich; wir empfinden
türliche. Es war ohne Zweifel ein ganz anderes Gefühl, was
Seele füllte, als er seinen göttlichen Sauhirt den Ulysses
en ließ, als was die Seele des jungen Werthers bewegte,
nach einer lästigen Gesellschaft diesen Gesang las. Unser
für Natur gleicht der Empfindung des Kranken für die Ge-
t.

) wie nach und nach die Natur anfieng, aus dem menschlichen
ls Erfahrung und als das (handelnde und empfindende)
lt zu verschwinden, so sehen wir sie in der Dichterwelt als
und als Gegenstand aufgehen. Diejenige Nation, welche es
in der Unnatur und in der Reflexion darüber am weitesten
t hatte, mußte zuerst von dem Phänomen des Naiven am
i gerührt werden, und demselben einen Nahmen geben. Diese
waren, soviel ich weiß, die Franzosen. Aber die Empfin-
es Naiven und das Interesse an demselben ist natürlicherweise
er, und datirt sich schon von dem Anfang der moralischen und
hen Verderbniß. Diese Veränderung in der Empfindungsweise
Beyspiel schon äusserst auffallend im Euripides, wenn man
mit seinen Vorgängern, besonders dem Aeschylus vergleicht,
h war jener Dichter der Günstling seiner Zeit. Die nehm-

alters, preißt die ruhige Glückseligkeit in seinem Tibur, und ihn könnte man als den wahren Stifter dieser sentimentalischen Dichtungsart 71 nennen, so wie er auch in derselben ein noch nicht übertroffenes Muster ist. Auch in Properz, Virgil u. a. findet man Spuren dieser Empfindungsweise, weniger beym Ovid, dem es dazu an Fülle des Herzens fehlte, und der in seinem Exil zu Tomi die Glückseligkeit schmerzlich vermißt, die Horaz in seinem Tibur so gern entbehrte.

Die Dichter sind überall, schon ihrem Begriffe nach, die Bewahrer der Natur. Wo sie dieses nicht ganz mehr seyn können, und schon in sich selbst den zerstörenden Einfluß willkürlicher und künstlicher Formen erfahren oder doch mit denselben zu kämpfen gehabt haben, da werden sie als die Zeugen und als die Rächer der Natur auftreten. Sie werden also entweder Natur seyn, oder sie werden die verlorene suchen. Daraus entspringen zwey ganz verschiedene Dichtungsweisen, durch welche das ganze Gebiet der Poesie erschöpft und ausgemessen wird. Alle Dichter, die es wirklich sind, werden, je nachdem die Zeit beschaffen ist, in der sie blühen, oder zufällige Umstände auf ihre allgemeine Bildung und auf ihre vorübergehende Gemüthsstimmung Einfluß haben, entweder zu den naiven oder zu den sentimentalischen gehören.

Der Dichter einer naiven und geistreichen Jugendwelt, so wie derjenige, der in den Zeitaltern künstlicher Kultur ihm am nächsten kommt, ist kalt, gleichgültig, verschlossen, ohne alle Vertraulichkeit. Streng und spröde, wie die jungfräuliche Diana in ihren Wäldern,



hkeit, die ihm erlaubte, im höchsten Pathos zu scherzen, die
neidenden Auftritte im Hamlet, im König Lear, im Mak=
. f. durch einen Narren zu stören, die ihn bald da fest hielt,
Empfindung forteilte, bald da kaltherzig fortriß, wo das Herz
ll gestanden wäre. Durch die Bekanntschaft mit neuern Poeten
n dem Werke den Dichter zuerst aufzusuchen, seinem Herzen
en, mit ihm gemeinschaftlich über seinen Gegenstand zu
; kurz das Objekt in dem Subjekt anzuschauen, war es mir
ch, daß der Poet sich hier gar nirgends fassen ließ und mir
Rede stehen wollte. Mehrere Jahre hatte er schon meine ganze
und war mein Studium, ehe ich sein Individuum ' lieb ge= 73
rnte. Ich war noch nicht fähig, die Natur aus der ersten Hand
en. Nur ihr durch den Verstand reflektiertes und durch die
echt gelegtes Bild konnte ich ertragen, und dazu waren die
lischen Dichter der Franzosen und auch der Deutschen, von den
'50 bis etwa 1780, gerade die rechten Subjekte. Uebrigens
mich dieses Kinderurtheils nicht, da die bejahrte Kritik ein
ällte, und naiv genug war, es in die Welt hineinzuschreiben.
lbe ist mir auch mit dem Homer begegnet, den ich in einer
rn Periode kennen lernte. Ich erinnere mich jetzt der merk=
Stelle im VI Buch der Ilias, wo Glaukus und Diomed
auf einander stoßen, und nachdem sie sich als Gastfreunde
inander Geschenke geben. Diesem rührenden Gemählde der
it der die Gesetze des Gastrechts selbst im Kriege beob=

Nebenbuhler, Ferrau und Rinald, dieser ein Christ, jener ein Saracene, nach einem heftigen Kampf und mit Wunden bedeckt, Friede machen, und um die flüchtige Angelika einzuhohlen, das nehmliche Pferd besteigen. Beyde Beyspiele, so verschieden sie übrigens seyn mögen, kommen einander in der Wirkung auf unser Herz beynahe gleich, weil beyde den schönen Sieg der Sitten über die Leidenschaft mahlen, und uns durch Naivheit der Gesinnungen rühren. Aber wie ganz verschieden nehmen sich die Dichter bey Beschreibung dieser ähnlichen Handlung. Ariost, der Bürger einer späteren und von der Einfalt der Sitten abgekommenen Welt, kann bey der Erzählung dieses Vorfalls seine eigene Verwunderung, seine Rührung nicht verbergen. Das Gefühl des Abstandes jener Sitten von denjenigen, die sein Zeitalter charakterisieren, überwältigt ihn. Er verläßt auf einmal das Gemählde des Gegenstandes und erscheint in eigener Person. Man kennt die schöne Stanze und hat sie immer vorzüglich bewundert:

O Edelmuth der alten Rittersitten!
Die Nebenbuler waren, die entzweyt
Im Glauben waren, bittern Schmerz noch litten
Am ganzen Leib vom feindlich wilden Streit,
Frey von Verdacht und in Gemeinschaft ritten
Sie durch des krummen Pfades Dunkelheit.
Das Roß, getrieben von vier Sporen, eilte
Biß wo der Weg sich in zwey Straßen theilte. *

Und nun der alte Homer! Kaum erfährt Diomed aus Glaukus seines Gegners Erzählung, daß dieser von Väterzeiten her ein Gastfreund



„Also bin ich nunmehr dein Gastfreund mitten in Argos,
Du in Lykia mir, wenn jenes Land ich besuche.
Drum mit unseren Lanzen vermeiden wir uns im Getümmel.
Viel ja sind der Troer mir selbst und der rühmlichen Helfer,
'Daß ich tödte, wen Gott mir gewährt, und die Schenkel erreichen; 75
Viel auch dir der Achaier, daß, welchen du kannst, du erlegest.
Aber die Rüstungen beide vertauschen wir, daß auch die andern
Schaun, wie wir Gäste zu seyn aus Väterzeiten uns rühmen.
Also redeten jene, herab von den Wagen sich schwingend
Faßten sie beide einander die Händ und gelobten sich Freundschaft."

Schwerlich dürfte ein moderner Dichter (wenigstens schwerlich einer, der es in der moralischen Bedeutung dieses Worts ist) auch nur biß hieher gewartet haben, um seine Freude an dieser Handlung zu bezeugen. Wir würden es ihm um so leichter verzeyhen, da auch unser Herz beym Lesen einen Stillstand macht, und sich von dem Objekte gern entfernt, um in sich selbst zu schauen. Aber von allem diesem keine Spur im Homer; als ob er etwas alltägliches berichtet hätte, ja als ob er selbst kein Herz in dem Busen trüge, fährt er in seiner trockenen Wahrhaftigkeit fort:

„Doch den Glaukus erregete Zevs, daß er ohne Besinnung
Gegen den Held Diomedes die Rüstungen, goldne mit ehrnen
Wechselte, hundert Farren werth, neun Farren die andern." *

'Dichter von dieser naiven Gattung sind in einem künstlichen 76
Weltalter nicht so recht mehr an ihrer Stelle. Auch sind sie in demselben kaum mehr möglich, wenigstens auf keine andere Weise möglich als daß sie in ihrem Zeitalter wild laufen, und durch ein günstiges Geschick vor dem verstümmelnden Einfluß desselben geborgen werden. Aus der Societät selbst können sie nie und nimmer hervorgehen; aber ausserhalb derselben erscheinen sie noch zuweilen, doch mehr als Fremdlinge, die man anstaunt, und als ungezogene Söhne der Natur, an denen man sich ärgert. So wohlthätige Erscheinungen

* Ilias. Voßische Uebersetzung. Band I. Seite 153.

3: unsern B. — 6: erlegest, B. — 10: Hand B. — 13: bis B b. — haben um A. — 14: verzeihen, B b. — 17: diesen K. — 18: in dem A] im B b K W M. — 22: Wechselte, B. — 29: außerhalb B b. — 30: Fremdlinge die A. — 32: Ilias Voßische B b. — Voß'sche W M. — I. Band. B b.

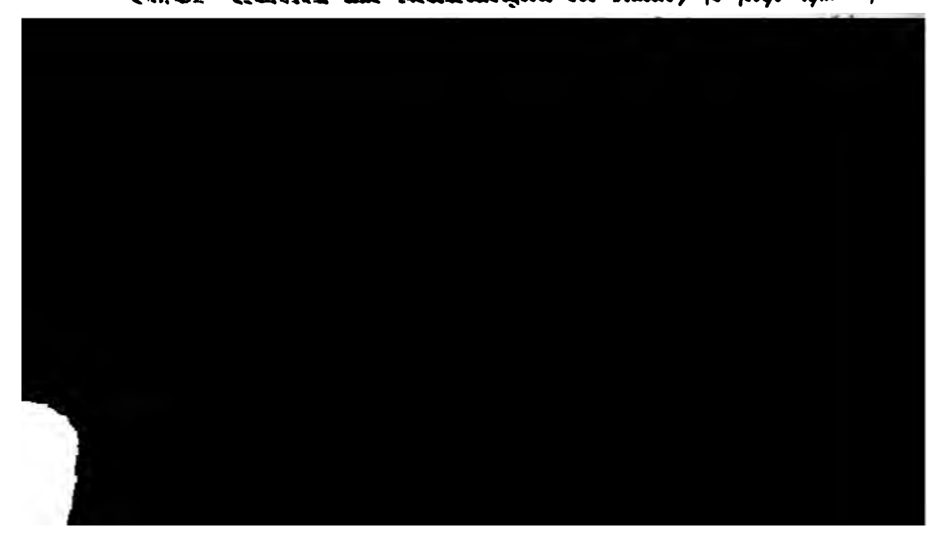
[illegible] immer, und für den ächten Kenner, [illegible] wenig Glück machen sie im Ganzen [illegible]. Das Siegel des Herrschers ruht auf [illegible] gewiegt und ge[illegible] den eigentlichen Zaunhütern des [illegible] gehaßt, die man lieber [illegible] dürfte es bloß der Kraft [illegible] zu verdanken haben, daß [illegible]; auch wird es ihnen sauer [illegible], und sein Ansehen gegen [illegible].

[illegible] über die sentimentalischen Dichter.

Die sentimentalischen Dichter. 1

[illegible] zu dem vorhergehenden Versuch über das [illegible], oder er wird sie suchen. Jenes macht [illegible] sentimentalischen Dichter. Mit der Erklärung [illegible] Versuch sich beschäftigen.

[illegible] unsterblich und unverlierbar in der [illegible] als zugleich mit derselben und mit [illegible]. Denn entfernt sich gleich der Mensch [illegible] und seines Verstandes von der [illegible] Nothwendigkeit der Natur, so steht ihm doch



'Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich 2
der Dichtergeist nähret, aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken, ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heißen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Litteratur verleitet, damit vermenget haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist, nur steht er jetzt in einem ganz andern Verhältniß zu derselben.

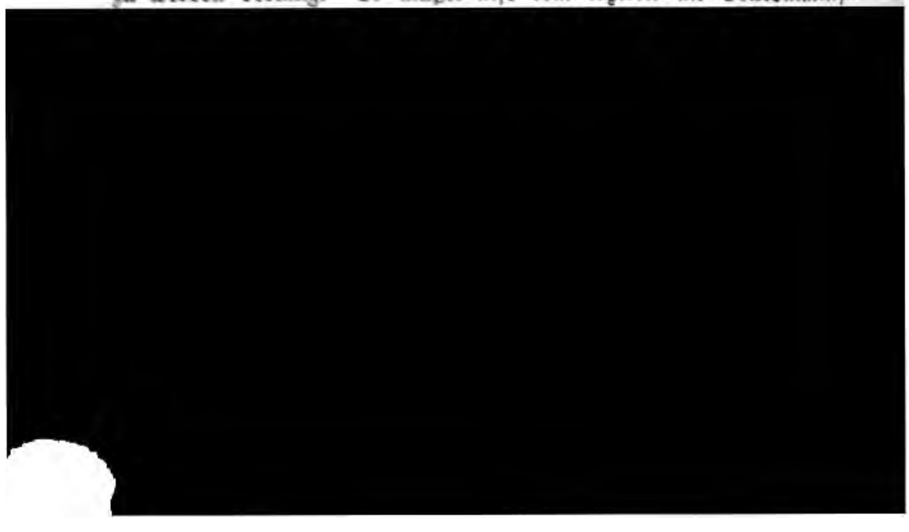
So lange der Mensch noch reine, es versteht sich, nicht rohe Natur ist, wirkt er als ungetheilte sinnliche Einheit, und als ein harmonierendes Ganze. Sinne und Vernunft, empfangendes und selbstthätiges Vermögen, haben sich in ihrem Geschäfte noch nicht getrennt, vielweniger stehen sie im Widerspruch miteinander. Seine Empfindungen sind nicht das formlose Spiel des Zufalls, seine Gedanken nicht das gehaltlose Spiel der Vorstellungskraft; aus dem Gesetz der Nothwendigkeit gehen jene, aus der Wirklichkeit gehen diese hervor. Ist der Mensch in den Stand der Kultur getreten, und hat die Kunst ihre Hand an ihn gelegt, so ist jene sinnliche Harmonie in ihm aufgehoben, und er kann nur noch als moralische Einheit, d. h. als nach Einheit strebend, sich äußern. Die Uebereinstimmung zwischen seinem Empfinden und Denken, die in dem ersten Zustande wirklich statt fand, existiert jetzt bloß idealisch; sie ist nicht mehr in ihm, sondern außer ihm; als ein Gedanke, der erst realisiert werden soll, nicht mehr als Thatsache seines [Le]bens. 'Wendet man nun den Begriff der Poesie, der kein andrer 3
[ist], als der Menschheit ihren möglichst vollständigen Ausdruck zu geben, auf jene beyden Zustände an, so ergiebt sich, daß [dor]t in dem Zustande natürlicher Einfalt, wo der Mensch noch, mit [alle]n seinen Kräften zugleich, als harmonische Einheit wirkt, wo mit[hin] das Ganze seiner Natur sich in der Wirklichkeit vollständig aus[drückt], die möglichst vollständige Nachahmung des Wirklichen [—da]ß hingegen hier in dem Zustande der Kultur, wo jenes har-

[12]: harmonirendes B b. — 24: Statt B. — existirt B b. — 24–25: idea[lisch] B. — 26: realisirt B b. — 28: als B. — 32–33: ausdrückt, B b.

harmonische Zusammenwirken seiner ganzen Natur bloß eine Idee ist, die Erhebung der Wirklichkeit zum Ideal oder was auf eins hinausläuft, die *Darstellung des Ideals den Dichter machen* muß. Und dieß sind auch die zwey einzig möglichen Arten, wie sich überhaupt der poetische Genius äussern kann. Sie sind, wie man sieht, äusserst von einander verschieden, aber es giebt einen höhern Begriff, der sie beyde unter sich faßt, und es darf gar nicht befremden, wenn dieser Begriff mit der Idee der Menschheit in eins zusammenfiele.

Es ist hier der Ort nicht, diesen Gedanken, den nur eine eigene Ausführung in sein volles Licht setzen kann, weiter zu verfolgen. Wer aber nur irgend, dem Geiste nach, und nicht bloß nach zufälligen Formen eine Vergleichung zwischen alten und modernen Dichtern * anzustellen versucht, wird sich leicht von der Wahrheit desselben überzeugen können. Jene rühren uns durch Natur, durch sinnliche Wahrheit, durch lebendige Gegenwart; diese rühren uns durch Ideen.

Dieser Weg, den die neueren Dichter gehen, ist übrigens derselbe, den der Mensch überhaupt sowohl im Einzelnen als im Ganzen einschlagen muß. Die Natur macht ihn mit sich Eins, die Kunst trennt und entzweyet ihn, durch das Ideal kehrt er zur Einheit zurück. Weil aber das Ideal ein unendliches ist, das er niemals erreicht, so kann der kultivierte Mensch in *seiner* Art niemals vollkommen werden, wie doch der natürliche Mensch es in der seinigen zu werden vermag. Er müßte also dem letztern an Vollkommenheit



beide zu ihrer Art und zu ihrem Maximum stehen, geachtet wird. Vergleicht man hingegen die Arten selbst mit einander, so zeigt sich, daß das Ziel, zu welchem der Mensch durch Kultur strebt, demjenigen, welches er durch Natur erreicht, unendlich vorzuziehen ist. Der eine erhält also seinen Werth durch absolute Erreichung einer endlichen, der andre erlangt ihn durch Annäherung zu einer un'endlichen Größe. 5
Weil aber nur die letztere Grade und einen Fortschritt hat, so ist der relative Werth des Menschen, der in der Kultur begriffen ist, im Ganzen genommen, niemals bestimmbar, obgleich derselbe im einzelnen betrachtet sich in einem nothwendigen Nachtheil gegen denjenigen befindet, in welchem die Natur in ihrer ganzen Vollkommenheit wirkt. Insofern aber das letzte Ziel der Menschheit nicht anders als durch jene Fortschreitung zu erreichen ist, und der letztere nicht anders fortschreiten kann, als indem er sich kultiviert und folglich in den erstern übergeht, so ist keine Frage, welchem von beyden in Rücksicht auf jenes letzte Ziel der Vorzug gebühre.

Dasselbe, was hier von den zwey verschiedenen Formen der Menschheit gesagt wird, läßt sich auch auf jene beyden, ihnen entsprechenden, Dichterformen anwenden.

Man hätte deßwegen alte und moderne — naive und sentimentalische — Dichter entweder gar nicht, oder nur unter einem gemeinschaftlichen höhern Begriff (einen solchen giebt es wirklich) miteinander vergleichen sollen. Denn freylich, wenn man den Gattungsbegriff der Poesie zuvor einseitig aus den alten Poeten abstrahiert hat, so ist nichts leichter, aber auch nichts trivialer, als die modernen gegen sie herabzusetzen. Wenn man nur das Poesie nennt, was zu allen Zeiten auf die einfältige Natur gleichförmig wirkte, so kann es nicht anders seyn, als daß man den neuern Poeten gerade in ihrer eigensten und erhabensten Schönheit den Nahmen der Dichter wird streitig machen müssen, weil sie gerade hier nur zu dem Zögling der Kunst sprechen, und der einfältigen Natur nichts zu ' sagen haben. * Wessen Gemüth 6

* Moliere als naiver Dichter durfte es allenfalls auf den Ausspruch seiner Magd ankommen lassen, was in seinen Comödien stehen bleiben und wegfallen

1: beyde B. — 7: letzere B. — 9–10: Einzelnen B. — 10: betrachtet, Bb. — 14: kultivirt Bb. — 18: beyde, K. — entsprechende, K. — 22–23: mit einander Bb. — 24: abstrahirt Bb.

nicht schon zubereitet ist, über die Wirklichkeit hinaus ins Ideenreich zu gehen, für den wird der reichste Gehalt leerer Schein und der höchste Dichterschwung Ueberspannung seyn. Keinem Vernünftigen kann es einfallen, in demjenigen, worinn Homer groß ist, irgend einen Neuern ihm an die Seite stellen zu wollen, und es klingt lächerlich genug, wenn man einen Milton oder Klopstock mit dem Nahmen eines neuern Homer beehrt sieht. Eben so wenig aber wird irgend ein alter Dichter und am wenigsten Homer in demjenigen, was den modernen Dichter charakteristisch auszeichnet, die Vergleichung mit demselben aushalten können. Jener, möchte ich es ausdrücken, ist mächtig durch die Kunst der Begrenzung, dieser ist es durch die 7 Kunst des Unendlichen.

Und eben daraus, daß die Stärke des alten Künstlers (denn was hier von dem Dichter gesagt worden, kann unter den Einschränkungen, die sich von selbst ergeben, auch auf den schönen Künstler überhaupt ausgedehnt werden) in der Begrenzung bestehet, erklärt sich der hohe Vorzug, den die bildende Kunst des Alterthums über die der neueren Zeiten behauptet, und überhaupt das ungleiche Verhältniß des Werths, in welchem moderne Dichtkunst und moderne bildende Kunst zu beyden Kunstgattungen im Alterthum stehen. Ein Werk für das Auge findet nur in der Begrenzung seine Vollkommenheit; ein Werk für die Einbildungskraft kann sie auch durch das Unbegrenzte erreichen. In plastischen Werken hilft daher dem Neuern seine Ueberlegenheit in Ideen wenig; hier ist er genöthigt, das Bild



und sich folglich mit dem alten Künstler gerade in derjenigen Eigenschaft zu messen, worinn dieser seinen unabstreitbaren Vorzug hat. In poetischen Werken ist es anders, und siegen gleich die alten Dichter auch hier in der Einfalt der Formen und in dem was sinnlich darstellbar und *körperlich* ist, so kann der neuere sie wieder im Reichthum des Stoffes, in dem was undarstellbar und unaussprechlich ist, kurz, in dem was man in Kunstwerken *Geist* nennt, hinter sich lassen. *

'Da der naive Dichter bloß der einfachen Natur und Empfin- 8
dung folgt, und sich bloß auf Nachahmung ' der Wirklichkeit beschränkt, 9
so kann er zu seinem Gegenstand auch nur ein einziges Verhältniß haben, und es giebt, in *dieser* Rücksicht, für ihn keine Wahl der

* Individualität mit einem Wort ist der Charakter des Alten, und Idealität die Stärke des Modernen. Es ist also natürlich, daß in allem, was zur unmittel-
baren sinnlichen Anschauung gelangen und als Individuum wirken muß, ' der erste 8
über den zweyten den Sieg davon tragen wird. Eben so natürlich ist es auf der andern Seite, daß da wo es auf geistige Anschauungen ankommt und die Sinnenwelt überschritten werden soll und darf, der erste nothwendig durch die Schranken der Materie leiden, und eben weil er sich streng an diese bindet, hinter dem andern, der sich davon freyspricht, wird zurückbleiben müssen.

Nun entsteht natürlicherweise die Frage (die wichtigste, die überhaupt in einer Philosophie der Kunst kann aufgeworfen werden) ob und in wie fern in demselben Kunstwerke Individualität mit Idealität zu vereinigen sey — ob sich also (welches auf eins hinausläuft) eine Coalition des alten Dichtercharakters mit dem modernen gedenken lasse, welche, wenn sie wirklich statt fände, als der höchste Gipfel aller Kunst zu betrachten seyn würde. Sachverständige behaupten, daß dieses, in Rücksicht auf bildende Kunst, von den Antiken gewissermaaßen geleistet sey, indem hier wirklich das Individuum ideal sey und das Ideal in einem Individuum *erscheine*. Soviel ist indessen gewiß, daß in der Poesie dieser Gipfel noch keineswegs erreicht ist; denn hier fehlt noch sehr viel daran, daß das vollkommenste Werk, der Form nach, es auch dem Inhalte nach sey, daß es nicht bloß ein wahres und schönes *Ganze* sondern auch das möglichst *reichste* Ganze sey. Es sey dieß aber nun erreichbar und erreicht oder nicht, so ist es wenigstens die Aufgabe auch in der
Dichtkunst, das ideale zu individua'lisieren und das individuelle zu idealisieren. Der 9
moderne Dichter *muß* sich diese Aufgabe machen, wenn er sich überall nur ein höchstes und leztes Ziel seines Strebens gedenken soll. Denn, da er einerseits durch das Ideenvermögen über die Wirklichkeit hinausgetrieben, andrerseits aber durch den Darstellungstrieb beständig wieder zu derselben zurückgenöthiget wird, so geräth er in einen Zwiespalt mit sich selbst, der nicht anders als dadurch, daß er eine Darstellbarkeit des Ideals regulativ annimmt, beyzulegen ist.

4: dem, Bb. — 5: im] in KW. — 6: dem, Bb. — 7: dem, Bb. — 13–40: (Die Anmerkung fehlt Bb K W M.)

Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht sage ich bloß auf dem verschiedenen *Grad* einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahiert wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darinn zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser *reflektiert* über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen zu thun, und das gemischte Gefühl, das er erregt, wird immer von dieser doppelten Quelle zeugen.* Da also hier eine Mehrheit der

[redacted]

satyrisch oder sie wird (in einer weitern Bedeutung dieses
die sich nachher erklären wird) elegisch seyn; an eine von
 den Empfindungsarten wird jeder sentimentalische Dichter
l.

Satyrische Dichtung.

risch ist der Dichter, wenn er die Entfernung von der Natur
Widerspruch der Wirklichkeit mit dem Ideale (in der Wirkung
Gemüth kommt beydes auf eins hinaus) zu seinem Gegen-
acht. Dieß kann er aber sowohl ernsthaft und mit Affekt,
haft und mit Heiterkeit ausführen; je nachdem er entweder
he des Willens oder im Gebiethe des Verstandes verweilt.
chieht durch die strafende, oder pathetische, dieses durch
zhafte Satyre.

ng genommen verträgt zwar der Zweck des Dichters weder
der Strafe noch den der Belustigung. Jener ist zu ernst
Spiel, was die Poesie immer seyn soll; dieser ist zu frivol
Ernst, der allem poetischen Spiele zum Grund liegen soll.
e Widersprüche interessieren nothwendig unser Herz, und
so dem Gemüth seine Freyheit; und doch soll aus poetischen
n alles eigentliche Interesse, d. h. alle Beziehung auf ein
verbannt seyn. Verstandes-Widersprüche hingegen lassen 12
gleichgültig, und doch hat es der Dichter mit dem höchsten
des Herzens, mit der Natur und dem Ideal zu thun. Es

Behandlung. Der verschiedene Eindruck naiver Dichtungen beruht, (vorausgesetzt, daß man alles hinweg denkt, was daran dem Inhalt gehört, und jenen Eindruck nur als das reine Werk der poetischen Behandlung betrachtet) beruht sage ich bloß auf dem verschiedenen *Grad* einer und derselben Empfindungsweise; selbst die Verschiedenheit in den äußern Formen kann in der Qualität jenes ästhetischen Eindrucks keine Veränderung machen. Die Form sey lyrisch oder episch, dramatisch oder beschreibend; wir können wohl schwächer und stärker, aber (sobald von dem Stoff abstrahiert wird) nie verschiedenartig gerührt werden. Unser Gefühl ist durchgängig dasselbe, ganz aus Einem Element, so daß wir nichts darinn zu unterscheiden vermögen. Selbst der Unterschied der Sprachen und Zeitalter ändert hier nichts, denn eben diese reine Einheit ihres Ursprungs und ihres Effekts ist ein Charakter der naiven Dichtung.

'Ganz anders verhält es sich mit dem sentimentalischen Dichter. Dieser *reflektiert* über den Eindruck, den die Gegenstände auf ihn machen, und nur auf jene Reflexion ist die Rührung gegründet, in die er selbst versetzt wird, und uns versetzt. Der Gegenstand wird hier auf eine Idee bezogen, und nur auf dieser Beziehung beruht seine dichterische Kraft. Der sentimentalische Dichter hat es daher immer mit zwey streitenden Vorstellungen und Empfindungen, mit der Wirklichkeit als Grenze und mit seiner Idee als dem Unendlichen

Erfahrung. Bey der Darstellung empörender Wirklichkeit kommt daher alles darauf an, daß das Nothwendige der Grund sey, auf welchem der Dichter oder der Erzähler das Wirkliche aufträgt, daß er unser Gemüth für Ideen zu stimmen wisse. Stehen **wir** nur hoch in der Beurtheilung, so hat es nichts zu sagen, wenn auch der Gegenstand tief und niedrig, unter uns zurückbleibt. Wenn uns der Geschichtschreiber **Tacitus** den tiefen Verfall der Römer des ersten Jahrhunderts schildert, so ist es ein hoher Geist, der auf das Niedrige herabblickt, und unsere Stimmung ist wahrhaft poetisch, weil nur die Höhe, worauf er selbst steht und zu der er uns zu erheben wußte, seinen Gegenstand niedrig machte.

Die pathetische Satyre muß also jederzeit aus einem Gemüthe fliessen, welches von dem Ideale lebhaft durchdrungen ist. Nur ein herrschender Trieb nach Uebereinstimmung kann und darf jenes tiefe Gefühl moralischer Widersprüche und jenen glühenden Unwillen gegen 14 moralische Verkehrtheit erzeugen, welcher in einem Juvenal, Lucian, Dante, Swift, Young, Rousseau, Haller und andern zur Begeisterung wird. Die nehmlichen Dichter würden und müßten mit demselben Glück auch in den rührenden und zärtlichen Gattungen gedichtet haben, wenn nicht zufällige Ursachen ihrem Gemüth frühe diese bestimmte Richtung gegeben hätten; auch haben sie es zum Theil wirklich gethan. Alle die hier genannten lebten entweder in einem ausgearteten Zeitalter und hatten eine schauderhafte Erfahrung moralischer Verderbniß vor Augen, oder eigene Schicksale hatten Bitterkeit in ihre Seele gestreut. Auch der philosophische Geist, da er mit unerbittlicher Strenge den Schein von dem Wesen trennt, und in die Tiefen der Dinge dringet, neigt das Gemüth zu dieser Härte und Austerität, mit welcher Rousseau, Haller und andre die Wirklichkeit mahlen. Aber diese äusern und zufälligen Einflüsse, welche immer einschränkend wirken, dürfen höchstens nur die Richtung bestimmen, niemals den Innhalt der Begeisterung hergeben. Dieser muß in allen derselbe seyn, und, rein von jedem äusern Bedürfniß, aus einem glühenden Triebe für das Ideal hervorfliessen, welcher durchaus der

12: also B. — 13: fließen, B. — 16: Lucian,] fehlt B b K W M. — 16: Dante,] Young,] fehlt B b K W M. — 20—21: bestimmte B. — 29: äußern B, äussern b. — 31: Inhalt B b. — 32: äußern B b. — 33: hervorfließen, B b.

etwas meinen Begriff zu dem satirischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die tragische Kunst nur erhabene Seelen kleidet, so kann die komische Kunst nur einem schönen Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren erhabenen Gegenstand vor der Frivolität geschützt; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, müßte unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Innhalt veredelte, und das Subjekt des Dichters nicht sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Strebens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodere, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere aus-

[redacted]

der ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen, wozu soviel eben nicht gehöret; der andre muß sich gleich bleiben, er muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der andre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es, worinn sich der schöne Charakter von dem erhabenen unterscheidet. 16
In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen und mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Unendliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder Größe anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens aus jedem Zustande der Beschränkung sich reissen. Dieser ist also nur ruckweise und nur mit Anstrengung frey, jener ist es mit Leichtigkeit und immer.

Diese Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu nähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie bestimmt ist, die Gemüthsfreyheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam aufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen. In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreyheit künstlicherweise und als Experiment künstlich aufgehoben werden, weil sie in Herstellung derselben ihre poetische Kraft beweißt; in der Comödie hingegen muß verhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüthsfreyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegenstand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theoretisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille hätte, einen theoretischen, dieser, einen praktischen Stoff zu bearbeiten. Nicht das Gebieth aus welchem der Gegenstand genommen, sondern das Forum vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben tragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Raisonnement in Acht nehmen und immer das Herz interessieren, der Comiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand unterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch beständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst 17
ist natürlich auf beyden Seiten um so grösser, je mehr der Gegenstand des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum

2: andere B. — 10: reißen. B b. — 18: künstlich] fehlt B b K W M. — werden; B. — 19: beweist; B. — 24: hätte einen A. — 25: Gebiet, B, Gebieth, b. — 26: Forum, B b. — 28: interessiren, B b.

einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur *erhabene* Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem *schönen* Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Innhalt veredelte und das *Subjekt* des Dichters nicht sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere aus-

[redacted]

r ästhetischen Höhe erhalten. Jener darf einen Schwung nehmen,
ozu soviel eben nicht gehöret; der andre muß sich gleich bleiben,
r muß also schon dort seyn und dort zu Hause seyn, wohin der
ndre nicht ohne einen Anlauf gelangt. Und gerade das ist es,
orinn sich der schöne Charakter ' von dem erhabenen unterscheidet. 16
In dem ersten ist jede Größe schon enthalten, sie fließt ungezwungen
nd mühelos aus seiner Natur, er ist, dem Vermögen nach, ein Un-
ndliches in jedem Punkte seiner Bahn; der andere kann sich zu jeder
röße anspannen und erheben, er kann durch die Kraft seines Willens
us jedem Zustande der Beschränkung sich reissen. Dieser ist also nur
ückweise und nur mit Anstrengung frey, jener ist es mit Leichtigkeit
nd immer.

Diese Freyheit des Gemüths in uns hervorzubringen und zu
ähren, ist die schöne Aufgabe der Comödie, so wie die Tragödie be-
timmt ist, die Gemüthsfreyheit, wenn sie durch einen Affekt gewaltsam
ufgehoben worden, auf ästhetischem Weg wieder herstellen zu helfen.
In der Tragödie muß daher die Gemüthsfreyheit künstlicherweise und
ls Experiment künstlich aufgehoben werden, weil sie in Herstellung
erselben ihre poetische Kraft beweißt; in der Comödie hingegen muß
erhütet werden, daß es niemals zu jener Aufhebung der Gemüths-
reyheit komme. Daher behandelt der Tragödiendichter seinen Gegen-
tand immer praktisch, der Comödiendichter den seinigen immer theo-
etisch; auch wenn jener (wie Lessing in seinem Nathan) die Grille
ätte, einen theoretischen, dieser, einen praktischen Stoff zu bearbeiten.
icht das Gebieth aus welchem der Gegenstand genommen, sondern
as Forum vor welches der Dichter ihn bringt, macht denselben
ragisch oder komisch. Der Tragiker muß sich vor dem ruhigen Rai-
nnement in Acht nehmen und immer das Herz interessieren, der
omiker muß sich vor dem Pathos hüten und immer den Verstand
nterhalten. Jener zeigt also durch beständige Erregung, dieser durch
eständige Abwehrung der Leidenschaft seine Kunst; und diese Kunst 17
t natürlich auf beyden Seiten um so grösser, je mehr der Gegen-
and des Einen abstrakter Natur ist, und der des Andern sich zum

2: andere B. — 10: reißen. Bb. — 18: künstlich] fehlt B b K W M. —
rden; B. — 19: beweist; B. — 24: hätte einen A. — 25: Gebiet, B, Gebieth,
— 26: Forum, B b. — 28: interessiren, B b.

einzig wahre Beruf zu dem satyrischen wie überhaupt zu dem sentimentalischen Dichter ist.

Wenn die pathetische Satyre nur *erhabene* Seelen kleidet, so kann die spottende Satyre nur einem *schönen* Herzen gelingen. Denn jene ist schon durch ihren ernsten Gegenstand vor der Frivolität gesichert; aber diese, die nur einen moralisch gleichgültigen Stoff behandeln darf, würde unvermeidlich darein verfallen, und jede poetische Würde verlieren, wenn hier nicht die Behandlung den Innhalt veredelte und das *Subjekt* des Dichters nicht ' sein Objekt verträte. Aber nur dem schönen Herzen ist es verliehen, unabhängig von dem Gegenstand seines Wirkens, in jeder seiner Aeußerungen ein vollendetes Bild von sich selbst abzuprägen. Der erhabene Charakter kann sich nur in einzelnen Siegen über den Widerstand der Sinne, nur in gewissen Momenten des Schwunges und einer augenblicklichen Anstrengung kund thun; in der schönen Seele hingegen wirkt das Ideal als Natur, also gleichförmig, und kann mithin auch in einem Zustand der Ruhe sich zeigen. Das tiefe Meer erscheint am erhabensten in seiner Bewegung, der klare Bach am schönsten in seinem ruhigen Lauf.

Es ist mehrmals darüber gestritten worden, welche von beyden, die Tragödie oder die Comödie, vor der andern den Rang verdiene. Wird damit bloß gefragt, welche von beyden das wichtigere Objekt behandle, so ist kein Zweifel, daß die erstere den Vorzug behauptet; will man aber wissen, welche von beyden das wichtigere Subjekt erfodre, so muß der Ausspruch eben so entscheidend für die letztere aus-

[redacted]

:rbniß trift. „Unglückseliger," so beginnt er in seinem
as empörende Gemählde des damaligen Roms, „warum
ı das Licht der Sonne, Griechenland, und jenes glükliche
Freyheit, und kamst hieher in dieß Getümmel von pracht=
ſtbarkeit, von Aufwartungen und Gastmälern, von Syko=
chmeichlern, Giftmischern, Erbschleichern und falschen Freun=
ı." Bey solchen und ähnlichen Anläßen muß sich der hohe
Ge'fühls offenbaren, der allem Spiele, wenn es poetisch
ım Grunde liegen muß. Selbst durch den boßhaften Scherz,
ohl Lucian als Aristophanes den Sokrates mißhandeln,
ernste Vernunft hervor, welche die Wahrheit an dem
ächt, und für ein Ideal streitet, das sie nur nicht immer
Auch hat der erste von beyden in seinem Diogenes und
iesen Charakter gegen alle Zweifel gerechtfertigt; unter den
lchen großen und schönen Charakter drückt nicht Cer=
) jedem würdigen Anlaß in seinem Don Quixote aus,
errliches Ideal mußte nicht in der Seele des Dichters
einen Tom Jones und eine Sophia erschuf, wie
acher Yorik sobald er will unser Gemüth so groß und
bewegen. Auch in unserm Wieland erkenne ich diesen
Empfindung; selbst die muthwilligen Spiele seiner Laune
adelt die Grazie des Herzens; selbst in den Rhythmus
nges drückt sie ihr Gepräg, und nimmer fehlt ihm
gkraft, uns, sobald es gilt, zu dem Höchsten empor zu

er Voltairischen Satyre läßt sich kein solches Urtheil fällen.

er, A. — 5: Alexander, A. — 6: trifft. B. — „Unglückseliger, so B. —
r" u. s. w.] (Aus Wielands Uebersetzung des Lucian, Th. 1, S. 35.
Gemälde B. — 8: glückliche Bb. — 9: kammst A. — 14: boshaften
n den B. — 17: daß K. — 19: Demonax W M. — 20: Neuern, B.
!, sobald er will, Bb. — 31: Voltaire'schen K W M.

Zwar ist es auch bey diesem Schriftsteller einzig nur die Wahrh und Simplicität der Natur, wodurch er uns zuweilen poetisch rüh es sey nun, daß er sie in einem naiven Charakter wirklich errei wie mehrmal in seinem Ingenu, oder daß er sie, wie in sein Candide u. a. suche und räche. Wo keines von beyden der F ist, da kann er uns zwar als witziger Kopf belustigen, aber ge nicht als Dichter bewegen. Aber seinem Spott liegt überall zu we Ernst zum Grunde, und dieses macht seinen Dichterberuf mit Re verdächtig. Wir begegnen immer nur seinem Verstande, nicht sein Gefühl. Es zeigt sich kein Ideal unter jener luftigen Hülle, u kaum etwas absolut Festes in jener ewigen Bewegung. Seine wunde bare Mannichfaltigkeit in äusern Formen, weit entfernt für die inne Fülle seines Geistes etwas zu beweisen, legt vielmehr ein bedenklich Zeugniß dagegen ab, denn ungeachtet aller jener Formen hat er au nicht Eine gefunden, worinn er ein Herz hätte abdrücken könne Beynahe muß man also fürchten, es war in diesem reichen Geni nur die Armuth des Herzens, die seinen Beruf zur Satyre bestimmt Wäre es anders, so hätte er doch irgend auf seinem weiten W aus diesem engen Geleise treten müssen. Aber bey allem noch grosen Wechsel des Stoffes und der äusern Form sehen wir diese inne Form in ewigem, dürftigem Einerley wiederkehren, und troz sein voluminösen Laufbahn hat er doch den Kreis der Menschheit in si selbst nicht erfüllt, den man in den obenerwähnten Satyrikern m Freuden durchlaufen findet.

[redacted]

sie als wirklich vorgestellt werden. Das erste giebt die Elegie in engerer, das andre die Idylle in weitester Bedeutung.*

'Wie der Unwille bey der pathetischen und wie der Spott bey 22
der scherzhaften Satyre, so darf bey der Elegie die Trauer nur aus einer, durch das Ideal erweckten Begeisterung fließen. Dadurch allein

* Daß ich die Benennungen Satyre, Elegie und Idylle in einem weitern Sinne gebrauche, als gewöhnlich geschieht, werde ich bey Lesern, die tiefer in die Sache dringen, kaum zu verantworten brauchen. Meine Absicht dabey ist keineswegs die Grenzen zu verrücken, welche die bisherige Observanz sowohl der Satyre und Elegie als der Idylle mit gutem Grunde gesteckt hat; ich sehe bloß auf die in diesen Dichtungsarten herrschende Empfindungsweise, und es ist ja bekannt genug, daß diese sich keineswegs in jene engen Grenzen einschliessen läßt. Elegisch rührt uns nicht bloß die Elegie, welche ausschließlich so genannt wird; auch der dramatische und epische Dichter können uns auf elegische Weise bewegen. In der Meßiade, in Thomsons Jahrszeiten, im verlorenen Paradieß, im befreyten Jerusalem finden wir mehrere Gemählde, die sonst nur der Idylle, der Elegie, der Satyre eigen sind. Eben so, mehr oder weniger, fast in jedem pathetischen Gedichte. Daß ich aber die Idylle selbst zur elegischen Gattung rechne, scheint eher einer Rechtfertigung zu bedürfen. Man erinnere sich aber, daß hier nur von derjenigen Idylle die Rede ist, welche eine Species der sentimentalischen Dichtung ist, zu deren Wesen es gehört, daß die Natur der Kunst und das Ideal der Wirklichkeit entgegen gesetzt werde. Geschieht dieses auch nicht ausdrücklich von dem Dichter, und stellt er das Gemählde der unverdorbenen Natur oder des erfüllten Ideales rein und selbstständig vor unsere Au'gen, so ist jener Gegensatz doch in 22
seinem Herzen, und wird sich, auch ohne seinen Willen, in jedem Pinselstrich verrathen. Ja wäre dieses nicht, so würde schon die Sprache, deren er sich bedienen muß, weil sie den Geist der Zeit an sich trägt und den Einfluß der Kunst erfahren, uns die Wirklichkeit mit ihren Schranken, die Kultur mit ihrer Künsteley in Erinnerung bringen; ja unser eigenes Herz würde jenem Bilde der reinen Natur die Erfahrung der Verderbniß gegenüber stellen, und so die Empfindungsart, wenn auch der Dichter es nicht darauf angelegt hätte, in uns elegisch machen. Dieß letztere ist so unvermeidlich, daß selbst der höchste Genuß, den die schönsten Werke der naiven Gattung aus alten und neuen Zeiten dem kultivierten Menschen gewähren, nicht lange rein bleibt, sondern früher oder später von einer elegischen Empfindung begleitet seyn wird. Schließlich bemerke ich noch, daß die hier versuchte Eintheilung, eben deßwegen weil sie sich bloß auf den Unterschied in der Empfindungsweise gründet, in der Eintheilung der Gedichte selbst und der Ableitung der poetischen Arten ganz und gar nichts bestimmen soll; denn da der Dichter, auch in demselben Werke, keineswegs an dieselbe Empfindungsweise gebunden ist, so kann jene Eintheilung nicht davon, sondern muß von der Form der Darstellung hergenommen werden.

5: erweckten, B b. — 12: einschließen B b. — 15: Messiade, B, Meßiade, b. — verlornen B b. — Paradies, B. — 24: unsern B b. — 33: kultivirten B b. — 35: Dichter auch B. — 39: dieselbe Eintheilungsweise gebunden ist, so kann jene Empfindung B.

erhält die Elegie poetischen Gehalt, und jede andere Quelle derselben ist völlig unter der Würde der Dichtkunst. Der elegische Dichter sucht die Natur, aber in ihrer Schönheit, nicht bloß in ihrer Annehmlichkeit, in ihrer Uebereinstimmung mit Ideen, nicht bloß in ihrer Nachgiebigkeit gegen das Bedürfniß. Die Trauer über verlorne Freuden, über das aus der Welt verschwundene goldene Alter, über das entflohene Glück der Jugend, der Liebe u. s. w. kann nur alsdann der Stoff zu einer elegischen Dichtung werden, wenn jene Zustände sinnlichen Friedens zugleich als Gegenstände moralischer Harmonie sich vorstellen lassen. Ich kann deßwegen die Klaggesänge des Ovid, die er aus seinem Verbannungsort am Euxin anstimmt, wie rührend sie auch sind, und wie viel Dichterisches auch einzelne Stellen haben, im Ganzen nicht wohl als ein poetisches Werk betrachten. Es ist viel zu wenig Energie, viel zu wenig Geist und Adel in seinem Schmerz. Das Bedürfniß, nicht die Begeisterung stieß jene Klagen aus; es athmet darinn, wenn gleich keine gemeine Seele, doch die gemeine Stimmung eines edleren Geistes, den sein Schicksal zu Boden drückte. Zwar wenn wir uns erinnern, daß es Rom, und das Rom des Augustus ist, um das er trauert, so verzeyhen wir dem Sohn der Freude seinen Schmerz; aber selbst das herrliche Rom mit allen seinen Glückseligkeiten ist, wenn nicht die Einbildungskraft es erst veredelt, bloß eine endliche Größe, mithin ein unwürdiges Objekt für die Dichtkunst, die erhaben über alles, was die Wirklichkeit aufstellt, nur das Recht hat, um das Unendliche zu trauern.


[redacted]

nen Vergänglichkeit erweitert, und der gerührte Barde, den
ld des allgegenwärtigen Ruins verfolgt, schwingt sich zum
auf, um dort in dem Sonnenlauf ein Sinnbild des Unver=
en zu finden. *

h wende mich sogleich zu den neuern Poeten in der elegischen
j. Rousseau, als Dichter, wie als Philosoph, hat keine
Tendenz als die Natur entweder zu suchen, oder an der Kunst
en. Je nachdem sich sein Gefühl entweder bey der einen oder
tern verweilt, finden wir ihn bald elegisch gerührt, bald zu
lischer Satyre begeistert, bald, wie in seiner Julie, in das
r Idylle entzückt. Seine Dichtungen haben unwidersprechlich
n Gehalt, da sie ein Ideal behandeln, nur weiß er denselben
lf poetische ' Weise zu gebrauchen. Sein ernster Charakter läßt
r nie zur Frivolität herabsinken, aber erlaubt ihm auch nicht,
zum poetischen Spiel zu erheben. Bald durch Leidenschaft,
rch Abstraktion angespannt, bringt er es selten oder nie zu
etischen Freyheit, welche der Dichter seinem Stoff gegenüber
en, seinem Leser mittheilen muß. Entweder es ist seine kranke
blichkeit, die über ihn herrschet, und seine Gefühle bis zum
en treibt; oder es ist seine Denkkraft, die seiner Imagination
anlegt und durch die Strenge des Begriffs die Anmuth des
des vernichtet. Beyde Eigenschaften, deren innige Wechsel=
z und Vereinigung den Poeten eigentlich ausmacht, finden sich
sem Schriftsteller in ungewöhnlich hohem Grad, und nichts
als daß sie sich auch wirklich miteinander vereinigt äusserten,

Empfindsamkeiten sich mehr in sein Denken mischte. Daher ist auch in dem Werke, das er uns von der Menschheit aufstellt, auf die Schranken derselben zu viel, auf ihr Vermögen zu wenig Rücksicht genommen und überall mehr ein Bedürfniß nach physischer Ruhe als nach moralischer Uebereinstimmung darinn sichtbar. Seine leidenschaftliche Empfindsamkeit ist Schuld, daß er die Menschheit, um nur des Streits in derselben recht bald los zu werden, lieber zu der geistlosen Einförmigkeit des ersten Standes zurückgeführt, als jenen Streit in der geistreichen Harmonie einer völlig durchgeführten Bildung geendigt sehen, daß er die Kunst lieber gar nicht anfangen lassen, als ihre Vollendung erwarten will, kurz, daß er das Ziel lieber niedriger steckt, und das Ideal lieber herabsetzt, um es nur desto schneller, um es nur desto sicherer zu erreichen.

Unter Deutschlands Dichtern in dieser Gattung will ich hier nur * Hallers, Kleists und Klopstocks erwähnen. Der Charakter ihrer Dichtung ist sentimentalisch; durch Ideen rühren sie uns, nicht durch sinnliche Wahrheit, nicht sowohl weil sie selbst Natur sind, als weil sie uns für Natur zu begeistern wissen. Was indessen von dem Charakter sowohl dieser als aller sentimentalischen Dichter im Ganzen wahr ist, schließt natürlicherweise darum keineswegs das Vermögen aus, im Einzelnen uns durch naive Schönheit zu rühren: ohne das würden sie überall keine Dichter seyn. Nur ihr eigentlicher und herrschender Charakter ist es nicht, mit ruhigem, einfältigem und leichtem Sinn zu empfangen und das Empfangene eben so wieder darzustellen.

[redacted]

ch derselbe in seinem Gemüth reflektiert, was er als Zuschauer selbst darüber gedacht hat. Wenn Haller den Tod seiner Gattin ıert (man kennt das schöne Lied) und folgendermaaßen anfängt:

'Soll ich von deinem Tode singen 27
O Mariane welch ein Lied!
Wenn Seufzer mit den Worten ringen
Und ein Begriff den andern flieht ꝛc.

den wir diese Beschreibung genau wahr, aber wir fühlen auch, ıns der Dichter nicht eigentlich seine Empfindungen, sondern Gedanken darüber mittheilt. Er rührt uns deßwegen auch weit her, weil er selbst schon sehr viel erkältet seyn mußte, um ein ıuer seiner Rührung zu seyn.

Schon der größtentheils übersinnliche Stoff der Hallerischen und Theil auch der Klopstockischen Dichtungen schließt sie von der ı Gattung aus; sobald daher jener Stoff überhaupt nur poetisch itet werden sollte, so mußte er, da er keine körperliche Natur nen und folglich kein Gegenstand der sinnlichen Anschauung ı konnte, ins Unendliche hinübergeführt und zu einem Gegen= der geistigen Anschauung erhoben werden. Ueberhaupt läßt sich ı diesem Sinne eine didaktische Poesie ohne innern Widerspruch ; denn, um es noch einmal zu wiederhohlen, nur diese zwey besitzt die Dichtkunst; entweder sie muß sich in der Sinnenwelt ie muß sich in der Ideenwelt aufhalten, da sie im Reich der fe oder in der Verstandeswelt schlechterdings nicht gedeihen kann. ich gestehe es, kenne ich kein Gedicht in dieser Gattung, weder lterer noch neuerer Litteratur, welches den Begriff, den es be= et, rein und vollständig entweder bis zur Individualität herab bis zur Idee hinaufgeführt hätte. Der gewöhnliche Fall ist, es noch glücklich' geht, daß zwischen beyden abgewechselt wird, 28
nd daß der abstrakte Begriff herrschet, und daß der Einbildungs= welche auf dem poetischen Felde zu gebieten haben soll, bloß tet wird, den Verstand zu bedienen. Dasjenige didaktische

reflektirt, B. — 4: singen? Haller. — 5: Mariane! Haller. — 6: Wann — 7: flieht u. s. f. B b. — 10: deswegen B b. — 13: Stof B. — Haller'. . — 14: Klopstock'schen K. — 19: Anschauung B. — 21: wiederholen, B b.

[illegible] Sprache [illegible] Welt [illegible]schwundene Unschuld. [illegible] ist seine Klage, mit energ[illegible] [illegible] Satire [illegible] er die Verirrungen des Verstandes [illegible] Herzens und [illegible] den schönen Eindruck der Natur. Nur über[illegible] überall [illegible] der Begriff in seinen Gemählden, so wie in [illegible] der Verstand über die Empfindung den Meister spielt. [illegible] lehrt er durchgängig mehr als er darstellt, und stellt durchg[illegible] [illegible] mehr kräftigen als lieblichen Zügen dar. Er ist groß, [illegible] feurig, erhaben; zur Schönheit aber hat er sich selten oder ni[illegible] erhoben.

An Ideengehalt und an Tiefe des Geistes steht Kleist [illegible] Dichter um vieles nach; an Anmuth möchte er ihn übertreffen, [illegible] wir ihm anders nicht, wie zuweilen geschieht, einen Mangel a[illegible] einen Seite für eine Stärke auf der andern anrechnen. Klei[illegible] fühlvolle Seele schwelgt am liebsten im Anblick ländlicher Scene[illegible] Sitten. Er flieht gerne das leere Geräusch der Gesellschaft und im Schooß der leblosen Natur die Harmonie und den Frieden, er in der moralischen Welt vermißt. Wie rührend ist seine Seh[illegible] nach Ruhe! * Wie wahr und gefühlt, wenn er singt:

„O Welt du bist des wahren Lebens Grab.
Oft reitzet mich ein heisser Trieb zur Tugend,

* Man sehe das Gedicht dieses Nahmens in seinen Werken.

[1]: worin B. — [3]: Allgemeinen B. — [4]: Hallerschen B. Halle[illegible]

Für Wehmuth rollt ein Bach die Wang' herab,
Das Beyspiel siegt und du o Feur der Jugend.
Ihr trocknet bald die edeln Thränen ein.
Ein wahrer Mensch muß fern von Menschen seyn."

Aber hat ihn sein Dichtungstrieb aus dem einengenden Kreis der Verhältnisse heraus in die geistreiche Einsamkeit der Natur geführt, so verfolgt ihn auch noch biß hieher das ängstliche Bild des Zeitalters und leider auch seine Fesseln. Was er fliehet, ist in ihm, was er suchet, ist ewig ausser ihm; nie kann er den üblen Einfluß seines Jahrhunderts verwinden. Ist sein Herz gleich feurig, seine Phantasie gleich energisch genug, die todten Gebilde des Verstandes durch die Darstellung zu beseelen, so entseelt der kalte Gedanke eben so oft wieder die lebendige Schöpfung der Dichtungskraft, und die Reflexion stört das geheime Werk der Empfindung. Bunt zwar und prangend wie der Frühling, den er besang, ist seine Dichtung, seine Phantasie ist rege und thätig, doch möchte man sie eher veränderlich als reich, eher spielend als 'schaffend, eher unruhig fortschreitend als sammelnd und bildend nennen. Schnell und üppig wechseln Züge auf Züge, aber ohne sich zum Individuum zu concentrieren, ohne sich zum Leben zu füllen und zur Gestalt zu runden. Solange er bloß lyrisch dichtet und bloß bey landschaftlichen Gemählden verweilt, läßt uns theils die größere Freyheit der lyrischen Form, theils die willkührlichere Beschaffenheit seines Stoffs diesen Mangel übersehen, indem wir hier überhaupt mehr die Gefühle des Dichters als den Gegenstand selbst dargestellt verlangen. Aber der Fehler wird nur allzu merklich, wenn er sich, wie in seinem Cissides und Paches, und in seinem Seneka, herausnimmt, Menschen und menschliche Handlung darzustellen; weil hier die Einbildungskraft sich zwischen festen und nothwendigen Grenzen eingeschlossen sieht, und der poetische Effekt nur aus dem Gegenstand hervorgehen kann. Hier wird er dürftig, langweilig, mager und bis zum Unerträglichen frostig: ein warnendes Beyspiel für alle, die ohne innern Beruf aus dem Felde musikalischer Poesie in das

1: Für] Vor Kleist K. — 3: edlen Kleist B. — 5: (Absatz in K W M.) — 8: leider anch B. — 9: außer B b. — 19: concentriren, B b. — 20: So lange B b. — 27: Handlungen B b K W M.

Gebiet der bildenden sich versteigen. Einem verwandten Genie, dem Thomson, ist die nehmliche Menschlichkeit begegnet.

In der sentimentalischen Gattung und besonders in dem elegischen Theil derselben möchten wenige aus den neuern und noch wenigere aus den ältern Dichtern mit unserm Klopstock zu vergleichen seyn. Was nur immer, außerhalb den Grenzen lebendiger Form und außer dem Gebiete der Individualität, im Felde der Idealität zu erreichen ist, ist von diesem musikalischen Dichter geleistet. * Zwar würde man ihm großes Unrecht thun, ' wenn man ihm jene individuelle Wahrheit 31 und Lebendigkeit, womit der naive Dichter seinen Gegenstand schildert, überhaupt absprechen wollte. Viele seiner Oden, mehrere einzelne Züge in seinen Dramen und in seinem Messias stellen den Gegenstand mit treffender Wahrheit und in schöner Umgrenzung dar; da besonders, wo der Gegenstand sein eigenes Herz ist, hat er nicht selten eine große Natur, eine reitzende Naivetät bewiesen. Nur liegt hierinn seine Stärke nicht, nur möchte sich diese Eigenschaft nicht durch das Ganze seines dichterischen Kreises durchführen lassen. So eine herrliche Schöpfung die Messiade in musikalisch poetischer Rücksicht, nach der oben gegebenen Bestimmung, ist, so vieles läßt sie in plastisch poetischer noch zu wünschen übrig, wo man bestimmte und für die Anschauung bestimmte Formen erwartet. Bestimmt genug möchten vielleicht ' noch die Figuren in diesem Gedichte seyn, aber nicht : für die Anschauung; nur die Abstraktion hat sie erschaffen, nur die Abstraktion kann sie unterscheiden. Sie sind gute Exempel zu Be=

[redacted]

griffen, aber keine Individuen, keine lebende Gestalten. Der Einbildungskraft, an die doch der Dichter sich wenden, und die er durch die durchgängige Bestimmtheit seiner Formen beherrschen soll, ist es viel zu sehr freygestellt, auf was Art sie sich diese Menschen und Engel, diese Götter und Satane, diesen Himmel und diese Hölle versinnlichen will. Es ist ein Umriß gegeben, innerhalb dessen der Verstand sie nothwendig denken muß, aber keine feste Grenze ist gesetzt, innerhalb deren die Phantasie sie nothwendig darstellen müßte. Was ich hier von den Charakteren sage, gilt von allem, was in diesem Gedichte Leben und Handlung ist oder seyn soll; und nicht bloß in dieser Epopee, auch in den dramatischen Poesien unsers Dichters. Für den Verstand ist alles treflich bestimmt und begrenzet (ich will hier nur an seinen Judas, seinen Pilatus, seinen Philo, seinen Salomo, im Trauerspiel dieses Nahmens, erinnern), aber es ist viel zu formlos für die Einbildungskraft, und hier, ich gestehe es frey heraus, finde ich diesen Dichter ganz und gar nicht in seiner Sphäre.

Seine Sphäre ist immer das Ideenreich, und ins Unendliche weiß er alles, was er bearbeitet, hinüber zu führen. Man möchte sagen, er ziehe allem, was er behandelt, den Körper aus, um es zu Geist zu machen, so wie andre Dichter alles geistige mit einem Körper bekleiden. Beynahe jeder Genuß, den seine Dichtungen gewähren, muß durch eine Uebung der Denkkraft errungen werden; alle 33 Gefühle, die er, und zwar so innig und so mächtig in uns zu erregen weiß, strömen aus übersinnlichen Quellen hervor. Daher dieser Ernst, diese Kraft, dieser Schwung, diese Tiefe, die alles charakterisieren, was von ihm kommt; daher auch diese immerwährende Spannung des Gemüths, in der wir bey Lesung desselben erhalten werden. Kein Dichter (Young etwa ausgenommen, der darinn mehr fodert als Er, aber ohne es, wie er thut, zu vergüten) dürfte sich weniger zum Liebling und zum Begleiter durchs Leben schicken, als gerade Klopstock, der uns immer nur aus dem Leben herausführt, immer nur den Geist unter die Waffen ruft, ohne den Sinn mit der ruhi-

1: lebenden B b W M. — 11: Epopöe, W M. (Vgl. S. 35, 10 und 353, 15.) — 14: Nahmens erinnern) aber A, Nahmens erinnern), aber B b. — 19: hinüberzuführen. B b. — 21: andere B. — 26–27: charakterisiren, B b. — 29: Young B b.

gen Gegenwart eines Objekts zu erquicken. Keusch, überirrdisch, unkörperlich, heilig wie seine Religion ist seine dichterische Muse, und man muß mit Bewunderung gestehen, daß er, wiewohl zuweilen in diesen Höhen verirret, doch niemals davon herabgesunken ist. Ich bekenne daher unverhohlen, daß mir für den Kopf desjenigen etwas bange ist, der wirklich und ohne Affektation diesen Dichter zu seinem Lieblingsbuche machen kann; zu einem Buche nehmlich, bey dem man zu jeder Lage sich stimmen, zu dem man aus jeder Lage zurückkehren kann; auch, dächte ich, hätte man in Deutschland Früchte genug von seiner gefährlichen Herrschaft gesehen. Nur in gewissen exaltierten Stimmungen des Gemüths kann er gesucht und empfunden werden; deswegen ist er auch der Abgott der Jugend, obgleich bey weitem nicht ihre glücklichste Wahl. Die Jugend, die immer über das Leben hinausstrebt, die alle Form fliehet, und jede Grenze zu enge findet, ergeht sich mit Liebe und Lust in den endlosen Räumen, die ihr von diesem Dichter aufgethan werden. Wenn dann der Jüngling Mann wird, und aus dem Reiche der Ideen in die Grenzen der Erfahrung zurückkehrt, so verliert sich vieles, sehr vieles von jener enthusiastischen Liebe, aber nichts von der Achtung, die man einer so einzigen Erscheinung, einem so außerordentlichen Genius, einem so sehr veredelten Gefühl, die der Deutsche besonders einem so hohen Verdienste schuldig ist.

Ich nannte diesen Dichter vorzugsweise in der elegischen Gattung groß, und kaum wird es nöthig seyn, dieses Urtheil noch besonders zu rechtfertigen. Fähig zu jeder Energie und Meister auf dem ganzen [redacted]

so vorzüglich glücklich ist, für die zarten Empfindungen hingeben würde, welche in der Elegie an Ebert, in dem herrlichen Gedicht Bardale, den frühen Gräbern, der Sommernacht, dem Zürcher See und mehrern andern aus dieser Gattung athmen. So ist mir die Messiade als ein Schatz elegischer Gefühle und idealischer Schilderungen theuer, wie wenig sie mich auch als Darstellung einer Handlung und als ein episches Werk befriedigt.

Vielleicht sollte ich, ehe ich dieses Gebiet verlasse, auch noch an die Verdienste eines Uz, Denis, Geßner (in seinem Tod Abels), Jacobi, von Gerstenberg, eines Hölty, von Göckingk, und mehrerer andern in dieser Gattung erinnern, welche alle uns durch Ideen rühren, und, in der oben festgesetzten Bedeutung des Worts, sentimentalisch gedichtet haben. Aber mein Zweck ist nicht, eine Geschichte der deutschen Dichtkunst zu schreiben, sondern das oben gesagte durch einige Beyspiele aus unsrer Litteratur klar zu machen. Die Verschiedenheit des Weges wollte ich zeigen, auf welchem alte und moderne, naive und sentimentalische Dichter zu dem nehmlichen Ziele gehen — daß, wenn uns jene durch Natur, Individualität und lebendige Sinnlichkeit rühren, diese durch Ideen und hohe Geistigkeit eine eben so große, wenn gleich keine so ausgebreitete, Macht über unser Gemüth beweisen.

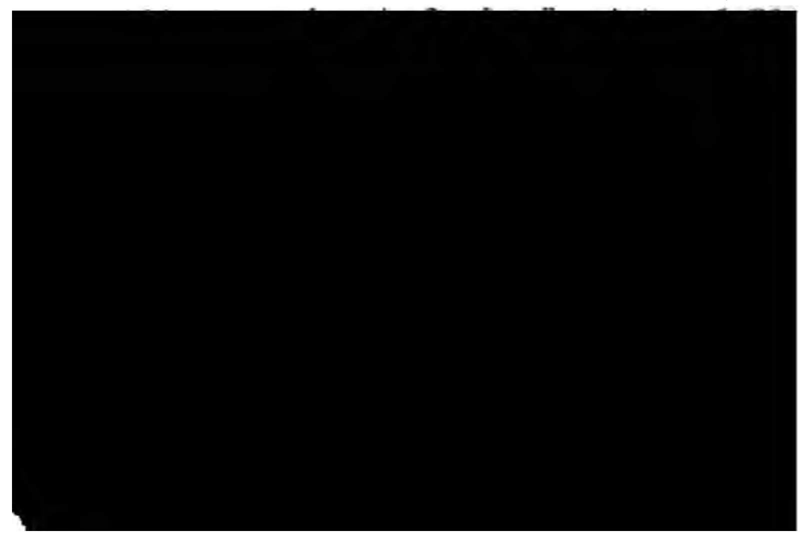
An den bisherigen Beyspielen hat man gesehen, wie der sentimentalische Dichtergeist einen natürlichen Stoff behandelt; man könnte aber auch interessiert seyn zu wissen, wie der naive Dichtergeist mit einem sentimentalischen Stoff verfährt. Völlig neu und von einer ganz eigenen Schwierigkeit scheint diese Aufgabe zu seyn, da in der alten und naiven Welt ein solcher Stoff sich nicht vorfand, in der neuen aber der Dichter dazu fehlen möchte. Dennoch hat sich das Genie auch diese Aufgabe gemacht, und auf eine bewundernswürdig glückliche Weise aufgelößt. Ein Charakter, der mit glühender Empfindung ein Ideal umfaßt, und die Wirklichkeit fliehet, um nach

4: mehrern andern B K] mehreren andern W M, mehrere andere A b. — 8: Gebiet A W M] Gedicht B b K. — 9—10: Abels) Jacobi, A. — 10: von B b (K hat beidemal von weggelassen). — 15: unserer B. — 19—20: Geistigkeit B b. — 22: Beispielen B. — 24: interessirt B b. — 26: seyn. A. — 28: darzu B. — 30: aufgelöst. B. — 31: flieht, B b.

einem wesenlosen Unendlichen zu ringen, der was er in sich sel hörlich zerstört, unaufhörlich ausser sich suchet, dem nur sein das Reelle, seine Erfahrun'gen ewig nur Schranken sind, der seinem eigenen Daseyn nur eine Schranke sieht, und auch billig ist, noch einreißt, um zu der wahren Realität durchzud dieses gefährliche Extrem des sentimentalischen Charakters ist eines Dichters geworden, in welchem die Natur getreuer und in irgend einem andern wirkt, und der sich unter moderner vielleicht am wenigsten von der sinnlichen Wahrheit der Ding

Es ist interessant zu sehen, mit welchem glücklichen Ins was dem sentimentalischen Charakter Nahrung giebt, im zusammengedrängt ist; schwärmerische unglückliche Liebe, Em keit für Natur, Religionsgefühle, philosophischer Contempla endlich, um nichts zu vergessen, die düstre, gestaltlose, schw Ossianische Welt. Rechnet man dazu, wie wenig empfehlen feindlich die Wirklichkeit dagegen gestellt ist, und wie von a alles sich vereinigt, den Gequälten in seine Idealwelt zur gen, so sieht man keine Möglichkeit, wie ein solcher Char einem solchen Kreise sich hätte retten können. In dem D nehmlichen Dichters kehrt der nehmliche Gegensatz, wi ganz verschiedenen Charakteren, zurück; selbst in seinem neu man stellt sich, so wie in jenem ersten, der poetisierende nüchternen Gemeinsinn, das Ideale dem Wirklichen, die Vorstellungsweise der objektiven — — aber mit welcher Be

[redacted]



Es ist oben bemerkt worden, daß die bloß leichte und joviale Gemüthsart, wenn ihr nicht eine innere Ideenfülle zum Grund liegt, noch gar keinen Beruf zur scherzhaften Satyre abgebe, so freygebig sie auch im gewöhnlichen Urtheil dafür genommen wird; eben so wenig Beruf giebt die bloß zärtliche Weichmüthigkeit und Schwermuth zur elegischen Dichtung. Beyden fehlt zu dem wahren Dichtertalente das energische Princip, welches den Stoff beleben muß, um das wahrhaft schöne zu erzeugen. Produkte dieser zärtlichen Gattung können uns daher bloß schmelzen und ohne das Herz zu erquicken und den Geist zu beschäftigen, bloß der Sinnlichkeit schmeicheln. Ein fortgesetzter Hang zu dieser Empfindungsweise muß zuletzt nothwendig den Charakter entnerven und in einen Zustand der Paßivität versenken, aus welchem gar keine Realität, weder für das äußre noch innre Leben, hervorgehen kann. Man hat daher sehr Recht gethan, jenes Uebel der Empfindeley* und weinerliche Wesen, welches durch Mißdeutung und Nachäffung einiger vortreflichen Werke, vor etwa achtzehn Jahren, in Deutschland überhand zu nehmen anfieng, mit unerbittlichem Spott zu verfolgen; obgleich die Nachgiebigkeit, die man gegen das nicht viel beßere Gegenstück jener elegischen Karrikatur, gegen das spaßhafte Wesen, gegen die herzlose Satyre, und die geist- 38
lose Laune** zu beweisen geneigt ist, deutlich genug an den Tag legt,

* „Der Hang, wie Herr Adelung sie definiert, zu rührenden sanften Empfindungen, ohne vernünftige Absicht und über das gehörige Maaß" — Herr Adelung ist sehr glücklich, daß er nur aus Absicht und gar nur aus vernünftiger Absicht empfindet.

** Man soll zwar gewissen Lesern ihr dürftiges Vergnügen nicht verkümmern, und was geht es zuletzt die Critik an, wenn es Leute giebt, die sich an dem schmutzigen Witz des Herrn Blumauer erbauen und erlustigen können. Aber die Kunstrichter wenigstens sollten sich enthalten, mit einer gewissen Achtung von Produkten zu sprechen, deren Existenz dem guten Geschmack billig ein Geheimniß bleiben sollte. Zwar ist weder wahres Talent noch Laune darinn zu verkennen, aber desto mehr ist zu beklagen, daß beydes nichts mehr gereiniget ist. Ich sage nichts von unsern deutschen Comödien; die Dichter mahlen die Zeit, in der sie leben.

3: freigebig Vb. — 5: und] mit V. — 8: Schöne V. — zärtlichen] natürlichen V. — 12: entnerven, Vb. — Passivität Vb. — 13: äußere Vb. — 14: innere Vb. — recht Vb. — 16: Misdeutung b. — vortrefflichen Vb. — 19: bessere Vb. — 20: spashafte Vb. — 20—21: geistlose] gestaltlose K. — 22: definirt V, definirt, b. — 23: Maaß" — V. — 26: gewißen b. — 28: belustigen Vb KW. — 31: wahres] fehlt Vb K W M. — 33: Komödien Vb. — [Hier stand

daß nicht aus ganz reinen Gründen dagegen geeifert worden ist. A der Wage des ächten Geschmacks kann das eine so wenig als d andere etwas gelten, weil beyden der ästhetische Gehalt fehlt, d nur in der innigen Verbindung des Geistes mit dem Stoff und i der vereinigten Beziehung eines Produktes auf das Gefühlvermög und auf das Ideenvermögen enthalten ist.

Ueber Siegwart und seine Klostergeschichte hat man gespott und die Reisen nach dem mittäglichen Frankreich werden b wundert; dennoch haben beyde Produkte gleich großen Anspruch a einen gewissen Grad von Schätzung, und gleich geringen auf ein u bedingtes Lob. Wahre, obgleich überspannte Empfindung macht d 'erstern Roman, ein leichter Humor und ein aufgeweckter feiner Ve stand macht den zweyten schätzbar; aber so wie es dem einen durcha an der gehörigen Nüchternheit des Verstandes fehlt, so fehlt es de andern an ästhetischer Würde. Der erste wird der Erfahrung gege über ein wenig lächerlich, der andere wird dem Ideale gegenüber be nahe verächtlich. Da nun das wahrhafte Schöne einerseits mit d Natur und andrerseits mit dem Ideale übereinstimmend seyn mu so kann der eine so wenig als der andre auf den Nahmen ein schönen Werks Anspruch machen. Indessen ist es natürlich und billi und ich weiß es aus eigner Erfahrung, daß der Thümmelische Roma mit großem Vergnügen gelesen wird. Da er nur solche Foderunge beleidigt, die aus dem Ideal entspringen, die folglich von dem größte Theil der Leser gar nicht, und von den beßern gerade nicht in solche



bloß schreibt, um zu gefallen, und bloß ließt, um sich ein Vergnügen zu machen.

Aber hat die poetische Litteratur nicht sogar klassische Werke aufzuweisen, welche die hohe Reinheit des Ideals auf ähnliche Weise zu beleidigen, und sich durch die Materialität ihres Inhalts von jener Geistigkeit, die hier von jedem ästhetischen Kunstwerk verlangt wird, sehr weit zu entfernen scheinen? Was selbst der Dichter, der keusche Jünger der Muse, sich erlauben darf, sollte das dem Romanschreiber, der nur sein Halbbruder ist und die Erde noch so sehr berührt, nicht 10 gestattet seyn? Ich darf dieser Frage hier um so weniger ausweichen, da sowohl im elegischen als im satyrischen Fache Meisterstücke vorhanden sind, welche eine ganz andre Natur, als diejenige ist, von der dieser Aufsatz spricht, zu suchen, zu empfehlen, und dieselbe nicht sowohl gegen die schlechten als gegen die guten Sitten zu vertheidigen das Ansehen haben. Entweder müßten also jene Dichterwerke zu verwerfen oder der hier aufgestellte Begriff elegischer Dichtung viel zu willkührlich angenommen seyn.

Was der Dichter sich erlauben darf, hieß es, sollte dem prosaischen Erzähler nicht nachgesehen werden dürfen? Die Antwort ist in der Frage schon enthalten: was dem Dichter verstattet ist, kann für den, der es nicht ist, nichts beweisen. In dem Begriffe des Dichters selbst und nur in diesem ligt der Grund jener Freyheit, die eine bloß verächtliche Licenz ist, sobald sie nicht aus dem Höchsten und Edelsten, was ihn ausmacht, kann abgeleitet werden.

Die Gesetze des Anstandes sind der unschuldigen Natur fremd; nur die Erfahrung der Verderbniß hat ihnen den Ursprung gegeben. Sobald aber jene Erfahrung einmal gemacht worden, und aus den Sitten die natürliche Unschuld verschwunden ist, so sind es heilige Gesetze, die ein sittliches Gefühl nicht verletzen darf. Sie gelten in einer künstlichen Welt mit demselben Rechte, als die Gesetze der Natur in der Unschuldwelt regieren. Aber eben das macht ja den Dichter aus, daß er alles in sich aufhebt, was an eine künstliche Welt erinnert, daß er die Natur in ihrer ursprünglichen Einfalt wieder in

1: liest, B b. — 6: Jedem B. — 8: Muse sich B. — 9: ist, B b. — 12: andere B b. — 22: liegt B b. (Vgl. S. 7, 4 und 492, 33.) — 27: einmahl B b. — 30: Rechte als B b.

sich herzustellen weiß. Hat er aber dieses gethan, so ist er auch eben 41 dadurch von allen Gesetzen losgesprochen, durch die ein verführtes Herz sich gegen sich selbst sicher stellt. Er ist rein, er ist unschuldig, und was der unschuldigen Natur erlaubt ist, ist es auch ihm; bist du, der du ihn liesest oder hörst, nicht mehr schuldlos, und kannst du es nicht einmal momentweise durch seine reinigende Gegenwart werden, so ist es **dein** Unglück und nicht das seine; du verlässest ihn, er hat für dich nicht gesungen.

Es läßt sich also, in Absicht auf Freyheiten dieser Art, folgendes festsetzen.

Für erste: nur die Natur kann sie rechtfertigen. Sie dürfen mithin nicht das Werk der Wahl und einer absichtlichen Nachahmung seyn, denn dem Willen, der immer nach moralischen Gesetzen gerichtet wird, können wir eine Begünstigung der Sinnlichkeit niemals vergeben. Sie müssen also **Naivetät** seyn. Um uns aber überzeugen zu können, daß sie dieses wirklich sind, müssen wir sie von allem übrigen, was gleichfalls in der Natur gegründet ist, unterstützt und begleitet sehen, weil die Natur nur an der strengen Consequenz, Einheit und Gleichförmigkeit ihrer Wirkungen zu erkennen ist. Nur einem Herzen, welches alle Künsteley überhaupt, und mithin auch da, wo sie nützt, verabscheut, erlauben wir, sich da, wo sie drückt und einschränkt, davon loszusprechen; nur einem Herzen, welches sich allen [redacted]

Idylle. 45

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sen-
lischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine
lich ere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt
De n Zeit vorbehalten.*

ube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Be-
hädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen
ohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt
Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung aus-
ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses ein-
nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des
hl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen
machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt —
as ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören

als muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie
ie drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt wer-
drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt,
haben, als die Empfindungsweise, welche sowohl jenen als 46
ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur
Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das
talischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey,
dem Begriff der letztern leichtlich deducieren.
entalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven,
rlichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen be-
en auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie
bemerkt worden ist, mit zwey streitenden Objekten, mit dem Ideale
it der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder
er als gerade die drey folgenden Verhältnisse denken lassen. Ent-
Widerspruch des wirklichen Zustandes oder es ist die Ueber-
esselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäf-
ist zwischen beyden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch
n Streits, durch die energische Bewegung, in dem andern
Harmonie des innern Lebens, durch die energische Ruhe
dritten wechselt Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Be-
reyfache Empfindungszustand giebt drey verschiedenen Dichtungs-
ng, denen die gebrauchten Benennungen Satyre, Idylle,
n entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung er-
ie, unter diesem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Ge-
von den Mitteln abstrahiert, wodurch sie dieselbe bewirken.
noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich

 B. — 23: deduciren. Bb. — 25: bleibt auf Ab. — 31–32:
: abstrahirt, Bb.

Wenn man mir sagt, daß unter dem hier gegebenen Maaßstab die meisten französischen Erzählungen in dieser Gattung, und die glücklichsten Nachahmungen derselben in Deutschland nicht zum besten bestehen möchten — daß dieses zum Theil auch der Fall mit manchen Produkten unsers anmuthigsten und geistreichsten Dichters seyn dürf'te, 4 seine Meisterstücke sogar nicht ausgenommen, so habe ich nichts darauf zu antworten. Der Ausspruch selbst ist nichts weniger als neu, und ich gebe hier nur die Gründe von einem Urtheil an, welches längst schon von jedem feineren Gefühle über diese Gegenstände gefällt worden ist. Eben diese Principien aber, welche in Rücksicht auf jene Schriften vielleicht allzu rigoristisch scheinen, möchten in Rücksicht auf einige andere Werke vielleicht zu liberal befunden werden; denn ich läugne nicht, daß die nehmlichen Gründe, aus welchen ich die verführerischen Gemählde des römischen und deutschen Ovid, so wie eines Crebillon, Voltaire, Marmontels (der sich einen moralischen Erzähler nennt), Laclos und vieler andern, einer Entschuldigung durchaus für unfähig halte, mich mit den Elegien des römischen und deutschen Properz, ja selbst mit manchem verschrienen Produkt des Diderot versöhnen; denn jene sind nur witzig, nur prosaisch, nur lüstern, diese sind poetisch, menschlich und naiv.*

sinnliche Karrikatur, ohne Wahrheit und ohne ästhetische Würde. Doch wird diese seltsame Produktion immer als ein Beyspiel des beynahe poetischen Schwungs, den die bloße Begier zu nehmen fähig war, merkwürdig bleiben.

* Wenn ich den unsterblichen Verfasser des Agathon, Oberon x. in dieser Ge- [redacted]

Idylle. 45

Es bleiben mir noch einige Worte über diese dritte Species sentimentalischer Dichtung zu sagen übrig, wenige Worte nur, denn eine ausführlichere Entwicklung derselben, deren sie vorzüglich bedarf, bleibt einer andern Zeit vorbehalten.*

erkennen glaube. Und gerade diese Kälte in der Darstellung ist ihnen in der Beurtheilung schädlich, weil nur die naive Empfindung dergleichen Schilderungen ästhetisch sowohl als moralisch rechtfertigen kann. Ob es aber dem Dichter erlaubt ist, sich bey Entwerfung des Plans einer solchen Gefahr in der Ausführung auszusetzen, und ob überhaupt ein Plan poetisch heißen kann, der, ich will dieses einmal zugeben, nicht kann ausgeführt werden, ohne die keusche Empfindung des Dichters sowohl als seines Lesers zu empören, und ohne beyde bey Gegenständen verweilen zu machen, von denen ein veredeltes Gefühl sich so gern entfernt — dieß ist es, was ich bezweifle und worüber ich gern ein verständiges Urtheil hören möchte.

* Nochmals muß ich erinnern, daß die Satyre, Elegie und Idylle, so wie sie hier als die drey einzig möglichen Arten sentimentalischer Poesie aufgestellt werden, mit den drey besondern Gedichtarten, welche man unter diesem Nahmen kennt, nichts gemein haben, als die *Empfindungswei'se*, welche sowohl jenen als 46
diesen eigen ist. Daß es aber, ausserhalb den Grenzen naiver Dichtung, nur diese dreyfache Empfindungsweise und Dichtungsweise geben könne, folglich das Feld sentimentalischer Poesie durch diese Eintheilung vollständig ausgemessen sey, läßt sich aus dem Begriff der letztern leichtlich deducieren.

Die sentimentalische Dichtung nehmlich unterscheidet sich dadurch von der naiven, daß sie den wirklichen Zustand, bey dem die letztere stehen bleibt, auf Ideen bezieht, und Ideen auf die Wirklichkeit anwendet. Sie hat es daher immer, wie auch schon oben bemerkt worden ist, mit zwey streitenden Objekten, mit dem Ideale nehmlich und mit der Erfahrung, zugleich zu thun, zwischen welchen sich weder mehr noch weniger als gerade die drey folgenden Verhältnisse denken lassen. Entweder ist es der *Widerspruch* des wirklichen Zustandes oder es ist die *Uebereinstimmung* desselben mit dem Ideal, welche vorzugsweise das Gemüth beschäftigt; oder dieses ist zwischen beyden getheilt. In dem ersten Falle wird es durch die Kraft des innern Streits, *durch die energische Bewegung*, in dem andern wird es durch die Harmonie des innern Lebens, *durch die energische Ruhe* befriedigt; in dem dritten *wechselt* Streit mit Harmonie, wechselt Ruhe mit Bewegung. Dieser dreyfache Empfindungszustand giebt drey verschiedenen Dichtungsarten die Entstehung, denen die gebrauchten Benennungen *Satyre*, *Idylle*, *Elegie* vollkommen entsprechend sind, sobald man sich nur an die Stimmung erinnert, in welche die, unter diesem Nahmen vorkommenden Gedichtarten das Gemüth versetzen, und von den Mitteln abstrahiert, wodurch sie dieselbe bewirken.

Wer daher hier noch fragen könnte, zu welcher von den drey Gattungen ich

4: Entwickelung B. — 23: deduciren. Bb. — 25: bleibt auf Ab. — 31–32: beschäftigr; B. — 40: abstrahirt, Bb.

Die poetische Darstellung unschuldiger und glücklicher M ist der allgemeine Begriff dieser Dichtungsart. Weil diese und dieses Glück mit den künstlichen Verhältnissen der größern und mit einem gewissen Grad von Ausbildung und Verfeiner verträglich schienen, so haben die Dichter den Schauplatz de aus dem Gedränge des bürgerlichen Lebens heraus in den Hirtenstand verlegt, und derselben ihre Stelle *vor dem* A der *Kultur* in dem kindlichen Alter der Menschheit ang Man begreift aber wohl, daß diese Bestimmungen bloß zufäl daß sie nicht als der Zweck der Idylle, bloß als das na Mittel zu demselben in Betrachtung kommen. Der Zweck überall nur der, den Menschen im Stand der Unschuld, d. h. i Zustand der Harmonie und des Friedens mit sich selbst u aussen darzustellen.

Aber ein solcher Zustand findet nicht bloß vor dem Anfa Kultur statt, sondern er ist es auch, den die Kultur, wenn si nur eine bestimmte Tendenz haben soll, als ihr letztes Zi

die Epopee, den Roman, das Trauerspiel u. a. m. zähle, der würde n und gar nicht verstanden haben. Denn der Begriff dieser letztern, als *Gedichtarten*, wird entweder gar nicht oder doch nicht allein durch di dungsweise bestimmt; vielmehr weiß man, daß solche in mehr als einer dungsweise, folglich auch in mehrern der von mir aufgestellten Dicht können ausgeführt werden.

Schließlich bemerke ich hier noch, daß, wenn man die sentimentalisch wie billig, für eine ächte Art (nicht bloß für eine Abart) und für eine Er



Zweck des Menschen ausgeben, vollkommen gegründet seyn.
Menschen der in der Kultur begriffen ist, liegt also unendlich
ran, von der Ausführbarkeit jener Idee in der Sinnenwelt,
r möglichen Realität jenes Zustandes eine sinnliche Bekräftigung
lten, und da die wirkliche Erfahrung, weit entfernt diesen
n zu nähren, ihn vielmehr beständig widerlegt, so kömmt auch
wie in so vielen andern Fällen, das Dichtungsvermögen der
ft zu Hülfe, um jene Idee zur Anschauung zu bringen und
m einzelnen Fall zu verwirklichen.

war ist auch jene Unschuld des Hirtenstandes eine poetische
ung, und die Einbildungskraft mußte sich mithin auch dort
höpferisch beweisen; aber ausserdem daß die Aufgabe dort un-
infacher und leichter zu lösen war, so fanden sich in der Er-
selbst schon die einzelnen Züge vor, die sie nur auszuwählen
ein Ganzes zu verbinden brauchte. Unter einem glücklichen
, in den einfachen Verhältnissen des ersten Standes, bey einem
kten Wissen wird die Natur leicht befriedigt, und der Mensch
ert nicht eher, als biß das Bedürfniß ihn ängstiget. Alle
die eine Geschichte haben, haben ein Paradies, einen Stand
schuld, ein goldnes Alter; ja jeder einzelne Mensch hat sein
s, sein goldnes Alter, dessen er sich, je nachdem er mehr
eniger poetisches in seiner Natur hat, mit mehr oder weniger
rung erinnert. Die Erfahrung selbst bietet also Züge genug

überliefert worden ist, ist es von unendlicher Wichtigkeit, die Gesetzgebung der Natur in einem reinen Exemplar wieder anzuschauen, und sich von den Verderbnissen der Kunst in diesem treuen Spiegel wieder reinigen zu können. Aber ein Umstand findet sich dabey, der den ästhetischen Werth solcher Dichtungen um sehr viel vermindert. Vor *den Anfang der Kultur* gepflanzt schließen sie mit den Nachtheilen zugleich alle Vortheile derselben aus, und befinden sich ihrem Wesen nach in einem nothwendigen Streit mit derselben. Sie führen uns also *theoretisch* rückwärts, indem sie uns *praktisch* vorwärts führen und veredeln. Sie stellen unglücklicherweise das Ziel *hinter* uns, dem sie uns doch *entgegen führen* sollten, und können uns daher bloß das traurige Gefühl eines Verlustes, nicht das fröhliche der Hofnung einflößen. Weil sie nur durch Aufhebung aller Kunst und nur durch Vereinfachung der menschlichen Natur ihren Zweck ausführen, so haben sie, bey dem höchsten Gehalt für das *Herz*, allzuwenig für den *Geist*, und ihr einförmiger Kreis ist zu schnell geendigt. Wir können sie daher nur lieben und aufsuchen, wenn wir der Ruhe bedürftig sind, nicht wenn unsre Kräfte nach Bewegung und Thätigkeit streben. Sie können nur dem kranken Gemüthe *Heilung*, dem gesunden keine *Nahrung* geben; sie können nicht beleben, nur besänftigen. Diesen in dem Wesen der Hirtenidylle gegründeten Mangel hat alle Kunst der Poeten nicht gut machen können.



das wahre Schöne niemals zu warten brauchen, sondern ihn vielmehr erzeugen.

Was ich hier an der Schäferidylle tadle, gilt übrigens nur von der sentimentalischen; denn der naiven kann es nie an Gehalt fehlen, da er hier *in der Form selbst* schon enthalten ist. Jede Poesie nehmlich muß einen unendlichen Gehalt haben, dadurch allein ist sie Poesie; aber sie kann diese Foderung auf zwey verschiedene Arten erfüllen. Sie kann ein Unendliches seyn, der Form nach, wenn sie ihren Gegenstand *mit allen seinen Grenzen* darstellt, wenn sie ihn individualisiert; sie kann ein Unendliches seyn der Materie nach, wenn sie von ihrem Gegenstand *alle Grenzen entfernt*, wenn sie ihn idealisiert; also entweder durch eine absolute Darstellung oder durch Darstellung eines Absoluten. Den ersten Weg geht der naive, den zweyten der sentimentalische Dichter. Jener kann also seinen Gehalt nicht verfehlen, so bald er sich nur treu an die Natur hält, welche immer durchgängig begrenzt, d. h. der Form nach unendlich ist. Diesem hingegen steht die Natur mit ihrer durchgängigen Begrenzung im We'ge, da er einen absoluten Gehalt in den Gegenstand 51
legen soll. Der sentimentalische Dichter versteht sich also nicht gut auf seinen Vortheil, wenn er dem naiven Dichter seine *Gegenstände abborgt*, welche an sich selbst völlig gleichgültig sind, und nur durch die Behandlung poetisch werden. Er setzt sich dadurch ganz unnöthiger Weise einerley Grenzen mit jenem, ohne doch die Begrenzung vollkommen durchführen und in der absoluten Bestimmtheit der Darstellung mit demselben wetteifern zu können; er sollte sich also vielmehr gerade in dem Gegenstand von dem naiven Dichter entfernen, weil er diesem, was derselbe in der Form vor ihm voraus hat, nur durch den Gegenstand wieder abgewinnen kann.

Um hievon die Anwendung auf die Schäferidylle der sentimentalischen Dichter zu machen, so erklärt es sich nun, warum diese Dichtungen bey allem Aufwand von Genie und Kunst weder für das Herz noch für den Geist völlig befriedigend sind. Sie haben ein Ideal ausgeführt und doch die enge dürftige Hirtenwelt beybehalten, da sie

10: individualisirt; B b. — 12: idealisirt; B b. (Zwei mir vorliegende Exemplare von A haben: „idealisiert;“, ein drittes: „idealisirt;“. — 22: setzt B. — 22–23: unnöthigerweise B b, unmöglicherweise K.

doch schlechterdings entweder für das Ideal eine andere Welt, oder für die Hirtenwelt eine andre Darstellung hätten wählen sollen. Sie sind gerade so weit ideal, daß die Darstellung dadurch an individueller Wahrheit verliert, und sind wieder gerade um so viel individuel, daß der idealische Gehalt darunter leidet. Ein *Geßnerischer* Hirte z. B. kann uns nicht als Natur, nicht durch Wahrheit der Nachahmung entzücken, denn dazu ist er ein zu ideales Wesen; eben so wenig kann er uns als ein Ideal durch das unendliche des Gedankens befriedigen, denn dazu ist er ein viel zu dürftiges Geschöpf. 52 Er wird also zwar *biß auf einen gewissen Punkt* allen Klassen von Lesern ohne Ausnahme gefallen, weil er das Naive mit dem Sentimentalen zu vereinigen strebt, und folglich den zwey entgegengesetzten Foderungen, die an ein Gedicht gemacht werden können, in einem gewissen Grade Genüge leistet; weil aber der Dichter, über der Bemühung, beydes zu vereinigen, keinem von beyden sein *volles Recht erweißt*, weder ganz Natur noch ganz Ideal ist, so kann er eben deßwegen vor einem strengen Geschmack nicht ganz bestehen, der in ästhetischen Dingen nichts halbes verzeyhen kann. Es ist sonderbar, daß diese Halbheit sich auch biß auf die Sprache des genannten Dichters erstreckt, die zwischen Poesie und Prosa unentschieden schwankt, als fürchtete der Dichter in gebundener Rede sich von der wirklichen Natur zu weit zu entfernen, und in ungebundener den poetischen



Vollkommenheit stehet, der sicherste Weg, beyde zugleich zu verfehlen. Fühlt sich der Moderne griechischen Geistes genug, um bey aller Widerspenstigkeit seines Stoffs mit den Griechen auf ihrem eigenen Felde, nehmlich im Felde naiver Dichtung, ' zu ringen, so thue er es ganz, 53
und thue es ausschließend, und setze sich über jede Foderung des sentimentalischen Zeitgeschmacks hinweg. Erreichen zwar dürfte er seine Muster schwerlich; zwischen dem Original und dem glücklichsten Nachahmer wird immer eine merkliche Distanz offen bleiben, aber er ist auf diesem Wege doch gewiß, ein ächt poetisches Werk zu erzeugen.* Treibt ihn hingegen der sentimentalische Dichtungstrieb zum Ideale, so verfolge er auch dieses ganz, in völliger Reinheit, und stehe nicht eher als bey dem Höchsten stille, ohne hinter sich zu schauen, ob auch die Wirklichkeit ihm nachkommen möchte. Er verschmähe den unwürdigen Ausweg, den Gehalt des Ideals zu verschlechtern, um es der menschlichen Bedürftigkeit anzupassen, und den Geist auszuschließen, um mit dem Herzen ein leichteres Spiel zu haben. Er führe uns nicht rückwärts in unsre Kindheit, um uns mit den kostbarsten Erwerbungen des Verstandes eine Ruhe erkaufen zu lassen, die nicht länger ' dauren kann als der Schlaf unsrer Geisteskräfte; sondern 54
führe uns vorwärts zu unsrer Mündigkeit, um uns die höhere Harmonie zu empfinden zu geben, die den Kämpfer belohnet, die den Ueberwinder beglückt. Er mache sich die Aufgabe einer Idylle, welche jene Hirtenunschuld auch in Subjekten der Kultur und unter allen Bedingungen des rüstigsten feurigsten Lebens, des ausgebreitetsten Denkens, der raffinirtesten Kunst, der höchsten gesellschaftlichen Verfeinerung ausführt, welche mit einem Wort, den Menschen, der

* Mit einem solchen Werke hat Herr Voß noch kürzlich in seiner Luise unsre deutsche Litteratur nicht bloß bereichert, sondern auch wahrhaft erweitert. Diese Idylle, obgleich nicht durchaus von sentimentalischen Einflüssen frey, gehört ganz zum naiven Geschlecht und ringt durch individuelle Wahrheit und gediegene Natur den besten griechischen Mustern mit seltnem Erfolge nach. Sie kann daher, was ihr zu hohem Ruhm gereicht, mit keinem modernen Gedicht aus ihrem Fache, sondern muß mit griechischen Mustern verglichen werden, mit welchen sie auch den so seltenen Vorzug theilt, uns einen reinen, bestimmten und immer gleichen Genuß zu gewähren.

19: dauern B. — kann, B b. — 20: Müdigkeit, K. — 26: Louise B.

nicht mehr nach Arkadien zurückkann, bis nach Elysium führe.

Der Begriff dieser Idylle ist der Begriff eines völlig aufgelößten Kampfes sowohl in dem einzelnen Menschen, als in der Gesellschaft, einer freyen Vereinigung der Neigungen mit dem Gesetze, einer zur höchsten sittlichen Würde hinaufgeläuterten Natur, kurz, er ist kein anderer als das Ideal der Schönheit auf das wirkliche Leben angewendet. Ihr Charakter besteht also darinn, daß aller Gegensatz der Wirklichkeit mit dem Ideale, der den Stoff zu der satyrischen und elegischen Dichtung hergegeben hatte, vollkommen aufgehoben sey, und mit demselben auch aller Streit der Empfindungen aufhöre. Ruhe wäre also der herrschende Eindruck dieser Dichtungsart, aber Ruhe der Vollendung, nicht der Trägheit; eine Ruhe, die aus dem Gleichgewicht nicht aus dem Stillstand der Kräfte, die aus der Fülle nicht aus der Leerheit fließt, und von dem Gefühl eines unendlichen Vermögens begleitet wird. Aber eben darum, weil aller Widerstand hinwegfällt, so wird es hier ungleich schwüriger, als in den zwey vorigen Dichtungsarten, die Bewegung hervorzubringen, ohne welche doch überall keine poetische Wirkung sich denken läßt. Die höchste Einheit muß seyn, aber sie darf der Mannichfaltigkeit nichts nehmen; das Gemüth muß befriedigt werden, aber ohne daß das Streben darum aufhöre. Die Auflösung dieser Frage ist es eigentlich, was die Theorie der Idylle zu leisten hat.

Ueber das Verhältniß beyder Dichtungsarten zu einander und ... Ideale ist in den vorhergehenden Untersuchungen ... Vgl. oben S. 256.

[redacted]

Dem naiven Dichter hat die Natur die Gunst erzeigt, immer als eine ungetheilte Einheit zu wirken, in jedem Moment ein selbstständiges und vollendetes Ganze zu seyn und die Menschheit, ihrem vollen Gehalt nach, in der Wirklichkeit darzustellen. Dem sentimentalischen hat sie die Macht verliehen oder vielmehr einen lebendigen Trieb eingeprägt, jene Einheit, die durch Abstraktion in ihm aufgehoben worden, aus sich selbst wieder herzustellen, die Menschheit in sich vollständig zu machen, und aus einem beschränkten Zustand zu einem unendlichen ′ überzugehen.* Der menschlichen Natur ihren völligen Ausdruck zu 76 geben ist aber die gemeinschaftliche Aufgabe beyder, und ohne das würden sie gar nicht Dichter heissen können; aber der naive Dichter hat vor dem sentimentalischen immer die sinnliche Realität voraus, indem er dasjenige als eine wirkliche Thatsache ausführt, was der andere nur zu erreichen strebt. Und das ist es auch, was jeder bey sich erfährt, wenn er sich beym Genusse naiver Dichtungen beobachtet. Er fühlt alle Kräfte seiner Menschheit in einem solchen Augenblick thätig, er bedarf ′ nichts, er ist ein Ganzes in sich selbst; ohne etwas 77 in seinem Gefühl zu unterscheiden, freut er sich zugleich seiner geistigen Thätigkeit und seines sinnlichen Lebens. Eine ganz andre Stimmung ist es, in die ihn der sentimentalische Dichter versetzt. Hier fühlt er bloß einen lebendigen *Trieb*, die Harmonie in sich zu erzeugen, welche er dort wirklich empfand, ein Ganzes aus sich zu machen, die Menschheit in sich zu einem vollendeten Ausdruck zu bringen. Daher

* Für den wissenschaftlich prüfenden Leser bemerke ich, daß beyde Empfindungsweisen, in ihrem höchsten Begriff gedacht, sich wie die erste und dritte Kategorie zu einander verhalten, indem die letztere immer dadurch entsteht, daß man die erstere mit ihrem geraden Gegentheil verbindet. Das Gegentheil der naiven Empfindung ist nehmlich der reflektierende Verstand, und die sentimentalische Stimmung ist das Resultat des Bestrebens, *auch unter den Bedingungen der Reflexion* die naive Empfindung, dem Innhalt nach, wieder herzustellen. Dieß würde durch das erfüllte Ideal geschehen, in welchem die Kunst der Natur wieder begegnet. Geht man jene drey Begriffe nach den Kategorien durch, so wird man die *Natur* und die ihr entsprechende naive Stimmung immer in der ersten, die Kunst als Aufhebung der Natur durch den frey wirkenden Verstand immer in der zweyten, endlich das *Ideal*, in welchem die vollendete Kunst zur Natur zurückkehrt, in der dritten Kategorie antreffen.

8: beschränkten B. — 11: heis-|sen A B b. — 28: reflektirende B b. — 29: ultat B. — 30: Inhalt B. — 35: *Ideal* in A.

ist hier das Gemüth in Bewegung, es ist angespannt, es schwankt zwischen streitenden Gefühlen; da es dort ruhig, aufgelößt, einig mit sich selbst und vollkommen befriedigt ist.

Aber wenn es der naive Dichter dem sentimentalischen auf der einen Seite an Realität abgewinnt, und dasjenige zur wirklichen Existenz bringt, wornach dieser nur einen lebendigen Trieb erwecken kann, so hat letzterer wieder den großen Vortheil über den erstern, daß er dem Trieb einen größeren Gegenstand zu geben im Stand ist, als jener geleistet hat und leisten konnte. Alle Wirklichkeit, wissen wir, bleibt hinter dem Ideale zurück; alles existierende hat seine Schranken, aber der Gedanke ist grenzenlos. Durch diese Einschränkung, der alles sinnliche unterworfen ist, leidet also auch der naive Dichter, da hingegen die unbedingte Freyheit des Ideenvermögens dem sentimentalischen zu statten kommt. Jener erfüllt zwar also seine Aufgabe, aber die Aufgabe selbst ist etwas begrenztes; dieser erfüllt zwar die seinige nicht ganz, aber die Aufgabe ist ein unendliches. Auch hierüber kann einen jeden seine eigne Erfahrung belehren. Von 78 dem naiven Dichter wendet man sich mit Leichtigkeit und Lust zu der lebendigen Gegenwart; der sentimentalische wird immer, auf einige Augenblicke, für das wirkliche Leben verstimmen. Das macht, unser Gemüth ist hier durch das Unendliche der Idee gleichsam über seinen natürlichen Durchmesser ausgedehnt worden, daß nichts vorhandenes es mehr ausfüllen kann. Wir versinken lieber betrachtend in uns selbst, wo wir für den aufgeregten Trieb in der Ideenwelt Nahrung finden;

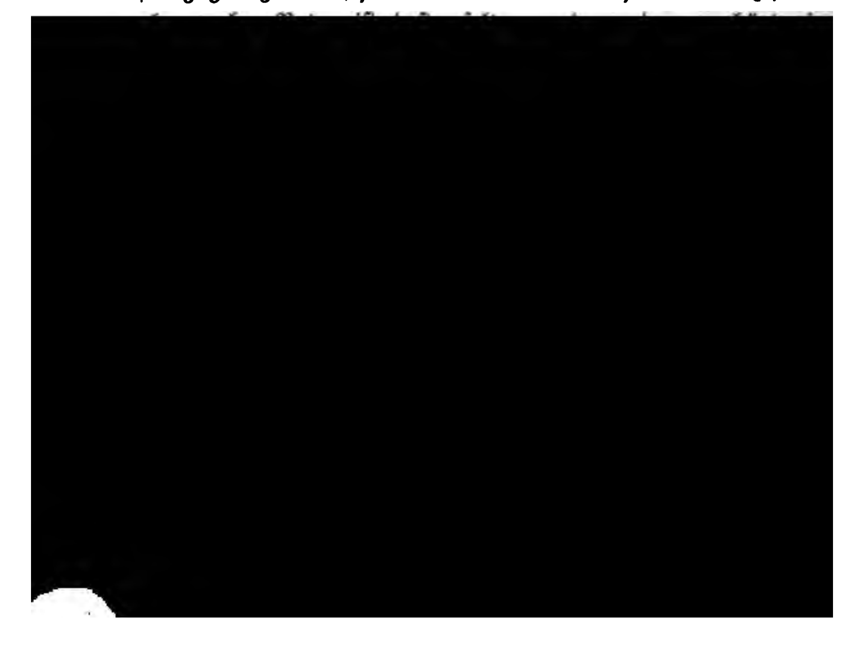
[redacted]

e Stärke und seine Grenze. Hat es also nicht gleich dichterisch
h. nicht gleich vollkommen menschlich empfunden, so kann dieser
ngel durch keine Kunst mehr nachgehohlt werden. Die Critik kann
nur zu einer Einsicht des Fehlers verhelfen, aber sie kann keine
önheit an dessen Stelle setzen. Durch seine Natur muß das naive
ie alles thun, durch seine Freyheit ' vermag es wenig; und es 79
seinen Begriff erfüllen, sobald nur die Natur in ihm nach einer
rn Nothwendigkeit wirkt. Nun ist zwar alles nothwendig, was
h Natur geschieht, und das ist auch jedes noch so verunglückte
duckt des naiven Genies, von welchem nichts mehr entfernt ist
Willkührlichkeit; aber ein andres ist die Nöthigung des Augen-
s, ein andres die innre Nothwendigkeit des Ganzen. Als ein
zes betrachtet ist die Natur selbstständig und unendlich; in jeder
elnen Wirkung hingegen ist sie bedürftig und beschränkt. Dieses
daher auch von der Natur des Dichters. Auch der glücklichste
ment, in welchem sich derselbe befinden mag, ist von einem vor-
gehenden abhängig; es kann ihm daher auch nur eine bedingte
thwendigkeit beygelegt werden. Nun ergeht aber die Aufgabe an
Dichter, einen einzelnen Zustand dem menschlichen Ganzen gleich
machen, folglich ihn absolut und nothwendig auf sich selbst zu
ünden. Aus dem Moment der Begeisterung muß also jede Spur
es zeitlichen Bedürfnisses entfernt bleiben, und der Gegenstand
bst, so beschränkt er auch sey, darf den Dichter nicht beschränken.
an begreift wohl, daß dieses nur in soferne möglich ist, als der
chter schon eine absolute Freyheit und Fülle des Vermögens zu dem
genstande mitbringt, und als er geübt ist, alles mit seiner ganzen
enschheit zu umfaßen. Diese Uebung kann er aber nur durch die
elt erhalten, in der er lebt, und von der er unmittelbar berührt
rd. Das naive Genie steht also in einer Abhängigkeit von der
Erfahrung, welche das sentimentalische nicht kennet. Dieses, wissen 80
ir, fängt seine Operation erst da an, wo jenes die seinige beschließt;
ine Stärke besteht darinn, einen mangelhaften Gegenstand aus sich
elbst heraus zu ergänzen, und sich durch eige Macht aus einem

[1]: dichterisch, B. — [3]: nachgeholt B b. — [10]: Produkt B b. — [12]: innere
. — [14]: beschränkt. B. — [27]: umfassen. B. — Diese B. — [30]: Dieses
issen A B b.

begrenzten Zustand in einen Zustand der Freyheit zu versetzen naive Dichtergenie bedarf also eines Beystandes von aussen, sentimentalische sich aus sich selbst nährt und reinigt; es m formreiche Natur, eine dichterische Welt, eine naive Menschh sich her erblicken, da es schon in der Sinnenempfindung sei zu vollenden hat. Fehlt ihm nun dieser Beystand von ausse es sich von einem geistlosen Stoff umgeben, so kann nur z geschehen. Es tritt entweder, wenn die Gattung bey ihm über ist, aus seiner *Art*, und wird sentimentalisch, um nur dicht seyn, oder, wenn der Artcharakter die Obermacht behält, es t seiner *Gattung*, und wird gemeine Natur, um nur N bleiben. Das *erste* dürfte der Fall mit den vornehmsten s talischen Dichtern in der alten römischen Welt und in neuere seyn. In einem andern Weltalter gebohren, unter einen Himmel verpflanzt, würden sie, die uns jetzt durch Ideen durch individuelle Wahrheit und naive Schönheit bezaubert Vor dem *zweyten* möchte sich schwerlich ein Dichter voll schützen können, der in einer gemeinen Welt die Natur ni lassen kann.

Die *wirkliche* Natur nehmlich; aber von dieser ' k *wahre* Natur, die das *Subjekt* naiver Dichtungen ist, ni fältig genug unterschieden werden. Wirkliche Natur existiert



Karrikaturen, die einen schon aus der wirklichen Welt herausängstigen, in der dichterischen sorgfältig aufbewahrt, und nach dem Leben kontersept zu sehen. Freylich darf der Dichter auch die schlechte Natur nachahmen und bey dem satyrischen bringt dieses ja der Begriff schon mit sich: aber in diesem Fall muß seine eigne schöne Natur den Gegenstand *übertragen*, und der gemeine Stoff den Nachahmer nicht mit sich zu Boden ziehen. Ist nur Er selbst, in dem Moment wenigstens wo er schildert, wahre menschliche Natur, so hat es nichts zu sagen, was er uns schildert: aber auch schlechterdings nur von einem solchen 82
können wir ein treues Gemählde der Wirklichkeit vertragèn. Wehe uns Lesern, wenn die Fratze sich in der Fratze spiegelt; wenn die Geißel der Satyre in die Hände desjenigen fällt, den die Natur eine viel ernstlichere Peitsche zu führen bestimmte; wenn Menschen, die, entblößt von allem, was man poetischen Geist nennt, nur das Affentalent gemeiner Nachahmung besitzen, es auf Kosten unsers Geschmacks gräulich und schrecklich üben!

Aber selbst dem wahrhaft naiven Dichter, sagte ich, kann die gemeine Natur gefährlich werden; denn endlich ist jene schöne Zusammenstimmung zwischen Empfinden und Denken, welche den Charakter desselben ausmacht, doch nur eine *Idee*, die in der Wirklichkeit nie ganz erreicht wird, und auch bey den glücklichsten Genies aus dieser Klasse wird die Empfänglichkeit die Selbstthätigkeit immer um etwas überwiegen. Die Empfänglichkeit aber ist immer mehr oder weniger von dem äussern Eindruck abhängig, und nur eine anhaltende Regsamkeit des produktiven Vermögens, welche von der menschlichen Natur nicht zu erwarten ist, würde verhindern können, daß der Stoff nicht zuweilen eine blinde Gewalt über die Empfänglichkeit ausübte. So oft aber dieß der Fall ist, wird aus einem dichterischen Gefühl ein gemeines.*

* Wie sehr der naive Dichter von seinem Objekt abhänge, und wie viel, ja wie alles auf sein Empfinden ankomme, darüber kann uns die alte Dichtkunst die besten Belege geben. So weit die Natur in ihnen und außer ihnen schön ist, sind es auch die Dichtungen der Alten; wird hingegen die Natur gemein, so ist auch 83
der Geist aus ihren Dichtungen gewichen. Jeder Leser von feinem Gefühl muß z. B. bey ihren Schilderungen der weiblichen Natur, des Verhältnisses zwischen

11: Lesern; A. — 12: den B b K W M] dem A (vielleicht kein Druckfehler). — 13–14: die entblößt B. — 28: ist wird A. — 32: besten B. — ausser B b.

Kein Genie aus der naiven Klasse, von Homer biß auf Bodmer herab, hat diese Klippe ganz vermieden; aber freylich ist sie denen am gefährlichsten, die sich einer gemeinen Natur von aussen zu erwehren haben, oder die durch Mangel an Disciplin von innen verwildert sind. Jenes ist Schuld, daß selbst gebildete Schriftsteller nicht immer von Plattheiten frey bleiben, und dieses verhinderte schon manches herrliche Talent, sich des Platzes zu bemächtigen, zu dem die Natur es berufen hatte. Der Komödiendichter, dessen Genie sich am meisten von dem wirklichen Leben nährt, ist eben daher auch am meisten der Plattheit ausgesetzt, wie auch das Beyspiel des Aristophanes und Plautus, und fast aller der spätern Dichter lehret, die in die Fußtapfen derselben getreten sind. Wie tief läßt uns nicht

beyden Geschlechtern und der Liebe insbesondere eine gewiße Leerheit und einen Ueberdruß empfinden, den alle Wahrheit und Naivetät in der Darstellung nicht verbannen kann. Ohne der Schwärmerey das Wort zu reden, welche freylich die Natur nicht veredelt sondern verläßt, wird man hoffentlich annehmen dürfen, daß die Natur in Rüksicht auf jenes Verhältniß der Geschlechter und den Affekt der Liebe eines edleren Charakters fähig ist, als ihr die Alten gegeben haben; auch kennt man die zufälligen Umstände, welche der Veredlung jener Empfindungen bey ihnen im Wege standen. Daß es Beschränktheit, nicht innere Nothwendigkeit war, was die Alten hierinn auf einer niedrigern Stuffe fest hielt, lehrt das Beyspiel neuerer Poeten, welche soviel weiter gegangen sind, als ihre Vorgänger, ohne doch die Natur zu übertreten. Die Rede ist hier nicht von dem, was sentimentalische Dichter aus diesem Gegenstande zu machen gewußt haben, denn diese gehen über die Natur hinaus in das idealische und ihr Beyspiel kann also gegen die Alten nichts beweisen; bloß davon ist die Rede, wie der nehmliche Gegenstand von wahrhaft naiven Dichtern, wie er z. B. in der Sakontala, in den Minne-



der erhabene *Shakespeare* zuweilen sinken, mit welchen Trivialitäten quälen uns nicht *Lope de Vega*, *Moliere*, *Regnard*, *Goldoni*, in welchen Schlamm zieht uns nicht *Holberg* hinab. *Schlegel*, einer der geistreich'sten Dichter unsers Vaterlands, an dessen 85 Genie es nicht lag, daß er nicht unter den ersten in dieser Gattung glänzt, *Gellert*, ein wahrhaft naiver Dichter, so wie auch *Rabener*, *Lessing* selbst, wenn ich ihn anders hier nennen darf, Lessing der gebildete Zögling der Critik, und ein so wachsamer Richter seiner selbst — wie büßen sie nicht alle, mehr oder weniger, den geistlosen Charakter der Natur, die sie zum Stoff ihrer Satyre erwählten. Von den *neuesten* Schriftstellern in dieser Gattung nenne ich keinen, da ich keinen ausnehmen kann.

Und nicht genug, daß der naive Dichtergeist in Gefahr ist, sich einer gemeinen Wirklichkeit allzusehr zu nähern — durch die Leichtigkeit, mit der er sich äusert, und durch eben diese größere Annäherung an das wirkliche Leben macht er noch dem gemeinen Nachahmer Muth, sich im poetischen Felde zu versuchen. Die sentimentalische Poesie, wiewohl von einer andern Seite gefährlich genug, wie ich hernach zeigen werde, hält wenigstens *dieses* Volk in Entfernung, weil es nicht jedermanns Sache ist, sich zu Ideen zu erheben; die naive Poesie aber bringt es auf den Glauben, als wenn schon die bloße Empfindung, der bloße Humor, die bloße Nachahmung wirklicher Natur den Dichter ausmache. Nichts aber ist widerwärtiger, als wenn der platte Charakter sich einfallen läßt, liebenswürdig und naiv seyn zu wollen; er, der sich in alle Hüllen der Kunst stecken sollte, um seine eckelhafte Natur zu verbergen. Daher denn auch die unsäglichen Platituden, welche sich die Deutschen unter dem Titel 86 von naiven und scherzhaften Liedern vorsingen lassen, und an denen sie sich bey einer wohlbesetzten Tafel ganz unendlich zu belustigen pflegen. Unter dem Freybrief der Laune, der Empfindung dultet man diese Armseligkeiten — aber einer Laune, einer Empfindung, die man nicht sorgfältig genug verbannen kann. Die Musen an der *Pleisse* bilden hier besonders einen eigenen kläglichen Chor, und ihnen wird

3–4: Schlegel] (Joh. Elias Schlegel). — 4: Vaterlandes, B. — 15: äußert, Bb. — 26: ekelhafte Bb. — 27: Platitüden, WM (vgl. S. 504, 17). — 30: duldet Bb.

von den Camönen an der Leine und Elbe in nicht bessern Akkorden geantwortet.* So witzig diese Scherze sind, so kläglich läßt sich der Affekt auf unsern tragischen Bühnen hören, welcher, an'statt die wahre 87
Natur nachzuahmen, nur den geistlosen und unedeln Ausdruck der wirklichen erreicht; so daß es uns nach einem solchen Thränenmahle gerade zu Muth ist, als wenn wir einen Besuch in Spitälern abgelegt oder Salzmanns menschliches Elend gelesen hätten. Noch viel schlimmer steht es um die satyrische Dichtkunst, und um den komischen Roman insbesondere, die schon ihrer Natur nach dem gemeinen Leben so nahe liegen, und daher billig, wie jeder Grenzposten, gerade in den besten Händen seyn sollten. Derjenige hat wahrlich den wenigsten Beruf der Mahler seiner Zeit zu werden, der das Geschöpf und die Karrikatur derselben ist; aber da es etwas so leichtes ist, irgend einen lustigen Charakter, wär es auch nur einen dicken Mann unter seiner Bekanntschaft aufzujagen, und die Fratze mit einer groben Feder auf dem Papier abzureissen, so fühlen zuweilen auch die geschwornen Feinde alles poetischen Geistes den Kitzel, in diesem Fache zu stümpern, und einen Zirkel von würdigen Freunden mit der schönen Geburt zu ergözen. Ein rein gestimmtes Gefühl freylich wird nie in Gefahr seyn, diese Erzeugniße einer gemeinen Natur

* Diese guten Freunde haben es sehr übel aufgenommen, was ein Recensent in der A. L. Z. vor etlichen Jahren an den Bürger'schen Gedichten getadelt hat; und der Ingrimm, womit sie wider diesen Stachel lecken, scheint zu erkennen zu geben, daß sie mit der Sache jenes Dichters ihre eigene zu verfechten glauben. Aber darinn irren sie sich sehr. Jene Rüge konnte bloß einem wahren Dichtergenie

mit den geistreichen Früchten des naiven Genies zu verwechseln; aber an dieser reinen Stimmung des Gefühls fehlt es eben, und in den meisten Fällen will man bloß ein Bedürfniß befriedigt haben, ohne daß der Geist eine Foderung machte. Der so falsch verstandene, wiewohl an sich wahre Begriff, daß man sich bey Werken des schönen Geistes erhohle, trägt das seinige redlich zu dieser Nachsicht 88
bey; wenn man es anders Nachsicht nennen kann, wo nichts höheres geahnet wird, und der Leser wie der Schriftsteller auf gleiche Art ihre Rechnung finden. Die gemeine Natur nehmlich, wenn sie angespannt worden, kann sich nur in der Leerheit erhohlen, und selbst ein hoher Grad von Verstand, wenn er nicht von einer gleichmäßigen Kultur der Empfindungen unterstützt ist, ruht von seinem Geschäfte nur in einem geistlosen Sinnengenuß aus.

Wenn sich das dichtende Genie über alle zufälligen Schranken, welche von jedem bestimmten Zustande unzertrennlich sind, mit freyer Selbstthätigkeit muß erheben können, um die menschliche Natur in ihrem absoluten Vermögen zu erreichen, so darf es sich doch auf der andern Seite nicht über die nothwendigen Schranken hinwegsetzen, welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich bringt; denn das Absolute, aber nur innerhalb der Menschheit, ist seine Aufgabe und seine Sphäre. Wir haben gesehen, daß das naive Genie zwar nicht in Gefahr ist, diese Sphäre zu überschreiten, wohl aber sie nicht ganz zu erfüllen, wenn es einer äussern Nothwendigkeit oder dem zufälligen Bedürfniß des Augenblicks zu sehr auf Unkosten der innern Nothwendigkeit Raum giebt. Das sentimentalische Genie hingegen ist der Gefahr ausgesetzt, über dem Bestreben, alle Schranken von ihr zu entfernen, die menschliche Natur ganz und gar aufzuheben, und sich nicht bloß, was es darf und soll, über jede bestimmte und begrenzte Wirklichkeit hinweg zu der absoluten Mög- 89
lichkeit zu erheben oder zu idealisiren, sondern über die Möglichkeit selbst noch hinauszugehen oder zu schwärmen. Dieser Fehler der Ueberspannung ist eben so in der specifischen Eigenthümlichkeit seines Verfahrens wie der entgegengesetzte der Schlaffheit in der

6: erhole, B b. — Seinige B. — 10: erholen, B b. — 14: zufällige K. — 20: Absolute aber A b. — Menschheit ist A B b. — 23: sie B. — 31: hinausgehen K. — 33: Schlaffheit, A B b.

eigenthümlichen Handlungsweise des naiven gegründet. Das nai Genie nehmlich läßt die *Natur* in sich unumschränkt walten, u da die Natur in ihren einzelnen zeitlichen Aeusserungen immer a hängig und bedürftig ist, so wird das naive Gefühl nicht immer e *altiert* genug bleiben, um den zufälligen Bestimmungen des Auge blicks widerstehen zu können. Das sentimentalische Genie hingeg verläßt die Wirklichkeit, um zu Ideen aufzusteigen und mit frey Selbstthätigkeit seinen Stoff zu beherrschen; da aber die Vernun ihrem Gesetze nach immer zum Unbedingten strebt, so wird das sent mentalische Genie nicht immer *nüchtern* genug bleiben, um sich u unterbrochen und gleichförmig innerhalb der Bedingungen zu halte welche der Begriff einer menschlichen Natur mit sich führt, und a welche die Vernunft auch in ihrem freyesten Wirken hier immer g bunden bleiben muß. Dieses könnte nur durch einen verhältnißm ßigen Grad von Empfänglichkeit geschehen, welche aber in dem sen mentalischen Dichtergeiste von der Selbstthätigkeit eben so sehr übe wogen wird, als sie in dem naiven die Selbstthätigkeit überwieg Wenn man daher an den Schöpfungen des naiven Genies zuweilen den *Geist* vermißt, so wird man bey den Geburten des sentimentalischen oft vergebens nach dem *Gegenstande* fragen. Beyde werden also, wiewohl auf ganz entgegengesetzte Weise, in den Fehler der *Leerheit* verfallen; denn ein Gegenstand ohne Geist und ein Geistesspiel ohne Gegenstand sind beyde ein Nichts in dem ästhetischen Urtheil.

Alle Dichter, welche ihren Stoff zu einseitig aus der Gedanken-

[redacted]

die menschliche Natur ganz und gar verlassen werden müßte, dann ist es nicht mehr ein poetischer, sondern ein überspannter Gedanke: vorausgesetzt nehmlich, daß er sich als darstellbar und dichterisch angekündiget habe; denn hat er dieses nicht, so ist es schon genug, wenn er sich nur nicht selbst widerspricht. Widerspricht er sich selbst, so ist er nicht mehr Ueberspannung, sondern Unsinn; denn was überhaupt nicht ist, das kann auch sein Maaß nicht überschreiten. Kündigt er sich aber gar nicht als ein Objekt für die Einbildungskraft an, so 91 ist er eben so wenig Ueberspannung; denn das bloße Denken ist grenzenlos und was keine Grenze hat, kann auch keine überschreiten. Ueberspannt kann also nur dasjenige genannt werden, was zwar nicht die logische aber die sinnliche Wahrheit verletzt, und auf diese doch Anspruch macht. Wenn daher ein Dichter den unglücklichen Einfall hat, Naturen, die schlechthin übermenschlich sind, und auch nicht anders vorgestellt werden dürfen, zum Stoff seiner Schilderung zu erwählen, so kann er sich vor dem Ueberspannten nur dadurch sicher stellen, daß er das Poetische aufgiebt und es gar nicht einmal unternimmt, seinen Gegenstand durch die Einbildungskraft ausführen zu lassen. Denn thäte er dieses, so würde entweder diese ihre Grenzen auf den Gegenstand übertragen, und aus einem absoluten Objekt ein beschränktes menschliches machen (was z. B. alle griechischen Gottheiten sind und auch seyn sollen); oder der Gegenstand würde der Einbildungskraft ihre Grenzen nehmen, d. h. er würde sie aufheben, worinn eben das Ueberspannte besteht.

Man muß die überspannte Empfindung von dem Ueberspannten in der Darstellung unterscheiden; nur von der ersten ist hier die Rede. Das Objekt der Empfindung kann unnatürlich seyn, aber sie selbst ist Natur, und muß daher auch die Sprache derselben führen. Wenn also das Ueberspannte in der Empfindung aus Wärme des Herzens und einer wahrhaft dichterischen Anlage fließen kann, so 92 zeugt das Ueberspannte in der Darstellung jederzeit von einem kalten Herzen und sehr oft von einem poetischen Unvermögen. Es ist also kein Fehler, vor welchem das sentimentalische Dichtergenie gewarnt werden müßte, sondern der bloß dem unberufenen Nachahmer desselben

21: griechische K. — 24: worin B. — 32: Vermögen. K.

drohet, daher er auch die Begleitung des Platten, Geistlosen, ja des Niedrigen keineswegs verschmäht. Die überspannte Empfindung ist gar nicht ohne Wahrheit, und als wirkliche Empfindung muß sie auch nothwendig einen realen Gegenstand haben. Sie läßt daher auch, weil sie Natur ist, einen einfachen Ausdruck zu, und wird vom Herzen kommend auch das Herz nicht verfehlen. Aber da ihr Gegenstand nicht aus der Natur geschöpft, sondern durch den Verstand einseitig und künstlich hervorgebracht ist, so hat er auch bloß logische Realität, und die Empfindung ist also nicht rein menschlich. Es ist keine Täuschung, was Heloise für Abelard, was Petrarch für seine Laura, was S. Preux für seine Julie, was Werther für seine Lotte fühlt, und was Agathon, Phanias, Peregrinus Proteus (den Wielandischen meyne ich) für ihre Ideale empfinden die Empfindung ist wahr, nur der Gegenstand ist ein gemachter und liegt ausserhalb der menschlichen Natur. Hätte sich ihr Gefühl bloß an die sinnliche Wahrheit der Gegenstände gehalten, so würde es jenen Schwung nicht haben nehmen können; hingegen würde ein bloß willkührliches Spiel der Phantasie ohne allen innern Gehalt auch nicht im Stande gewesen seyn, das Herz zu bewegen, denn das Herz wird nur durch Vernunft bewegt. Diese Ueberspannung verdient also Zurechtweisung, nicht Verachtung, und wer darüber spottet, mag sich wohl prüfen, ob er nicht vielleicht aus Herzlosigkeit so klug, aus Vernunftmangel so verständig ist. So ist auch die überspannte Zärtlichkeit im Punkt der Galanterie und der Ehre, welche die Ritter-

[redacted]

können mitgetheilt werden, wie doch die Erfahrung lehrt. Dasselbe
gilt auch von der moralischen und religiösen Schwärmerey, und von
der exaltierten Freyheits- und Vaterlandsliebe. Da die Gegenstände
dieser Empfindungen immer Ideen sind und in der äussern Erfahrung
nicht erscheinen, (denn was z. B. den politischen Enthusiasten bewegt,
ist nicht was er siehet, sondern was er denkt) so hat die selbstthätige
Einbildungskraft eine gefährliche Freyheit und kann nicht, wie in
andern Fällen, durch die sinnliche Gegenwart ihres Objekts in ihre
Grenzen zurückgewiesen werden. Aber weder der Mensch überhaupt
noch der Dichter insbesondre darf sich der Gesetzgebung der Natur 94
anders entziehen, als um sich unter die entgegengesetzte der Vernunft
zu begeben; nur für das Ideal darf er die Wirklichkeit verlassen,
denn an einem von diesen beyden Ankern *muß* die Freyheit bevestiget
seyn. Aber der Weg von der Erfahrung zum Ideale ist so weit, und
dazwischen liegt die Phantasie mit ihrer zügellosen Willkühr. Es ist
daher unvermeidlich, daß der Mensch überhaupt wie der Dichter ins-
besondere, wenn er sich durch die Freyheit seines Verstandes aus der
Herrschaft der Gefühle begiebt, ohne durch Gesetze der Vernunft dazu
getrieben zu werden, d. h. wenn er die Natur aus bloßer Freyheit
verläßt, solang *ohne Gesetz ist*, mithin der Phantasterey zum Raube
dahingegeben wird.

Daß sowohl ganze Völker als einzelne Menschen, welche der
sichern Führung der Natur sich entzogen haben, sich wirklich in diesem
Falle befinden, lehrt die Erfahrung, und eben diese stellt auch Bey-
spiele genug von einer ähnlichen Verirrung in der Dichtkunst auf.
Weil der ächte sentimentalische Dichtungstrieb, um sich zum idealen
zu erheben, über die Grenzen wirklicher Natur hinausgehen muß, so
geht der unächte über jede Grenze überhaupt hinaus, und überredet
sich, als wenn schon das wilde Spiel der Imagination die poetische
Begeisterung ausmache. Dem wahrhaften Dichtergenie, welches die
Wirklichkeit nur um der Idee willen verlässet, kann dieses nie oder
doch nur in Momenten begegnen, wo es sich selbst verloren hat; da
es hingegen durch seine Natur selbst zu einer überspannten Empfin- 95
dungsweise verführt werden kann. Es kann aber durch sein Beyspiel

3: exaltirten B b. — 13: bevestiget B b. — 15: Willkür. B. — 26: Idealen B. — nechte B. — 34: Beispiel B.

andre zur Phantasterey verführen, weil Leser von reger Phanta und schwachem Verstand ihm nur die Freyheiten absehen, die es s gegen die wirkliche Natur herausnimmt, ohne ihm bis zu seiner hoh innern Nothwendigkeit folgen zu können. Es geht dem sentimen lischen Genie hier, wie wir bey dem naiven gesehen haben. W dieses durch seine Natur alles ausführte, was es thut, so will d gemeine Nachahmer an seiner eigenen Natur keine schlechtere Fü rerinn haben. Meisterstücke aus der naiven Gattung werden dah gewöhnlich die plattesten und schmutzigsten Abdrücke gemeiner Natu und Hauptwerke aus der sentimentalischen ein zahlreiches Heer pha tastischer Produktionen zu ihrem Gefolge haben, wie dieses in d Litteratur eines jeden Volks leichtlich nachzuweisen ist.

Es sind in Rücksicht auf Poesie zwey Grundsätze im Gebrau die an sich völlig richtig sind, aber in der Bedeutung, worinn m sie gewöhnlich nimmt, einander gerade aufheben. Von dem erst „daß die Dichtkunst zum Vergnügen und zur Erhohlung diene" schon oben gesagt worden, daß er der Leerheit und Platitüde in p tischen Darstellungen nicht wenig günstig sey; durch den andern Grun satz „daß sie zur moralischen Veredlung des Menschen diene" wi das Ueberspannte in Schutz genommen. Es ist nicht überflüßig, beyd Principien, welche man so häufig im Munde führt, oft so gan un'richtig auslegt und so ungeschickt anwendet, etwas näher zu be leuchten.

Wir nennen Erhohlung den Uebergang von einem gewaltsamen

[redacted]

unsern natürlichen Zustand in ein unbegrenztes Vermögen zu jeder **menschlichen** Aeusserung und in die Fähigkeit über alle unsre Kräfte **mit gleicher Freyheit** disponiren zu können, so ist jede Trennung und **Vereinzelung** dieser Kräfte ein gewaltsamer Zustand, und das **Ideal** der Erhohlung ist die Wiederherstellung unseres Naturganzen nach einseitigen Spannungen. Das erste Ideal wird also lediglich durch das Bedürfniß der **sinnlichen** Natur, das zweyte wird durch die Selbstständigkeit der **menschlichen** aufgegeben. Welche von diesen beyden Arten der Erhohlung die Dichtkunst gewähren dürfe und müsse, möchte in der Theorie wohl keine Frage seyn; denn niemand wird gerne das Ansehen haben wollen, als ob er das Ideal der Menschheit dem Ideale der Thierheit nachzusetzen versucht seyn könne. Nichts destoweniger sind die Foderungen, welche man im wirklichen Leben 97
an poetische Werke zu machen pflegt, vorzugsweise von dem sinnlichen Ideal hergenommen, und in den meisten Fällen wird nach diesem — zwar nicht die **Achtung** bestimmt, die man diesen Werken erweißt, aber doch die **Neigung** entschieden und der **Liebling** gewählt. Der Geisteszustand der mehresten Menschen ist auf Einer Seite anspannende und erschöpfende **Arbeit**, auf der andern erschlaffender **Genuß**. Jene aber, wissen wir, macht das sinnliche Bedürfniß nach GeistesRuhe und nach einem Stillstand des Wirkens ungleich dringender als das moralische Bedürfniß nach Harmonie und nach einer absoluten Freyheit des Wirkens, weil vor allen Dingen erst die **Natur** befriediget seyn muß, ehe der **Geist** eine **Foderung** machen kann; dieser bindet und lähmt die moralischen Triebe selbst, welche jene Foderung aufwerfen mußten. Nichts ist daher der Empfänglichkeit für das wahre Schöne nachtheiliger als diese beyden nur allzugewöhnlichen Gemüthsstimmungen unter den Menschen, und es erklärt sich daraus, warum so gar wenige, selbst von den Beßern ja den Beßten, in ästhetischen Dingen ein Urtheil haben. Die Schönheit ist das Produkt der Zusammenstimmung zwischen dem Geist und den Sinnen, es spricht zu allen Vermögen des Menschen zugleich, und kann daher

2: Fähigkeit, B b. — 8: Selbstthätigkeit K W (vgl. unten S. 513). — 16: erweist, B b. — 18: mehrsten K, meisten M. — 21: Geistesruhe B b. — 24: befriedigt B b. — 29: Bessern, B, Beßern, b. — ja den Beßten,] fehlt B b K W M. — 30: ein richtiges Urtheil B b K W M.

nur unter der Voraussetzung eines vollständigen und freyen Gebrauchs aller seiner Kräfte empfunden und gewürdiget werden. Einen offenen Sinn, ein erweitertes Herz, einen frischen und ungeschwächten Geist muß man dazu mitbringen, seine ganze Natur muß man beysammen haben; welches keineswegs der Fall derjenigen ist, die durch abstraktes Denken in sich selbst getheilt, durch kleinliche Geschäftsformeln eingeengt, durch anstrengendes Aufmerken ermattet sind. Diese verlangen zwar nach einem sinnlichen Stoff, aber nicht um das Spiel der Denkkräfte daran fortzusetzen, sondern um es einzustellen. Sie wollen frey seyn, aber nur von einer Last, die ihre Trägheit ermüdete, nicht von einer Schranke, die ihre Thätigkeit hemmte.

Darf man sich also noch über das Glük der Mittelmäßigkeit und Leerheit in ästhetischen Dingen, und über die Rache der schwachen Geister an dem wahren und energischen Schönen verwundern? Auf Erhohlung rechneten sie bey diesem, aber auf eine Erhohlung nach ihrem Bedürfniß und nach ihrem armen Begriff, und mit Verdruß entdecken sie, daß ihnen jetzt erst eine Kraftäußerung zugemuthet wird, zu der ihnen auch in ihrem besten Moment das Vermögen fehlen möchte. Dort hingegen sind sie willkommen, wie sie sind, denn so wenig Kraft sie auch mitbringen, so brauchen sie doch noch viel weniger, um den Geist ihres Schriftstellers auszuschöpfen. Der Last des Denkens sind sie hier auf einmal entledigt, und die losgespannte [redacted]

enuß schöner Werke aufzusparen) ist der ästhetischen Urtheilskraft so enig günstig, daß unter den eigentlich beschäftigten Klassen nur ußerst wenige seyn werden, die in Sachen des Geschmacks mit Sicher- eit und, worauf hier so viel ankommt, mit Gleichförmigkeit urtheilen önnen. Nichts ist gewöhnlicher als daß sich die Gelehrten, den ge- ildeten Weltleuten gegenüber, in Urtheilen über die Schönheit die ichcrlichsten Blößen geben, und daß besonders die Kunstrichter von andwerk der Spott aller Kenner sind. Ihr verwahrloßtes, bald über- annteS bald rohes Gefühl leitet sie in den mehresten Fällen falsch, nd wenn sie auch zu Vertheidigung desselben in der Theorie etwas ufgegriffen haben, so können sie daraus nur technische (die Zweck- äßigkeit eines Werks betreffende) nicht aber ästhetische Urtheile lden, welche immer das Ganze umfassen müssen, und bey denen so die Empfindung entscheiden muß. Wenn sie endlich nur gut- illig auf die letztern Verzicht leisten und es bey den erstern bewen- en lassen wollten, so möchten sie immer noch Nutzen genug stiften, 100 der Dichter in seiner Begeisterung und der empfindende Leser im oment des Genusses das Einzelne gar leicht vernachläßigen. Ein sto lächerlicheres Schauspiel ist es aber, wenn diese rohen Naturen, e es mit aller peinlichen Arbeit an sich selbst höchstens zu Ausbil- ng einer einzelnen Fertigkeit bringen, ihr dürftiges Individuum n Repräsentanten des allgemeinen Gefühls aufstellen, und im Schweiß es Angesichts — über das Schöne richten.

Dem Begriff der Erhohlung, welche die Poesie zu gewähren e, werden, wie wir gesehen, gewöhnlich viel zu enge Grenzen ge- , weil man ihn zu einseitig auf das bloße Bedürfniß der Sinn- eit zu beziehen pflegt. Gerade umgekehrt wird dem Begriff der edlung, welche der Dichter beabsichten soll, gewöhnlich ein viel eiter Umfang gegeben, weil man ihn zu einseitig nach der bloßen bestimmt.

Der Idee nach geht nehmlich die Veredlung immer ins Unend- weil die Vernunft in ihren Foderungen sich an die nothwendigen ken der Sinnenwelt nicht bindet, und nicht eher als bey dem

ußerst B b. — 5: gewöhnlicher, B. — 8: verwahrlostes, B b. — 8–9: ntes B. — 9: mehrsten K, meisten M. — 15: dem erstern K. — 18: ver- n. B. — 28: beabsichtigen B b K W M.

Vollkommenen [illegible] nicht. Nichts, worüber sich noch etwas denken läßt, kann ihr Genüge leisten; vor ihrem strengen Richterstuhle entschuldigt kein Bedürfniß der endlichen Natur: sie erkennt keine andern Grenzen an, als des Gedankens, und von diesem wissen wir, daß er sich über alle Grenzen der Zeit und des Raumes schwingt. Ein solches Ideal der Veredlung, welches die Vernunft in ihrer rei'nen Gesetzgebung vorzeichnet, darf sich also der Dichter eben so wenig als das niedrige Ideal der Erhohlung, welches die Sinnlichkeit aufstellt, zum Zwecke setzen, da er die Menschheit zwar von allen zufälligen Schranken befreien soll, aber ohne ihren Begriff aufzuheben und ihre nothwendigen Grenzen zu verrücken. Was er über diese Linien hinaus sich erlaubt, ist Ueberspannung, und zu dieser eben wird er nur all[zu] leicht durch einen falsch verstandenen Begriff von Veredlung verleitet. Aber das schlimme ist, daß er sich selbst zu dem wahren Ideal mensch[licher] Veredlung nicht wohl erheben kann, ohne noch einige Schritte über dasselbe hinaus zu gerathen. Um nehmlich dahin zu gelangen, muß er die Wirklichkeit verlassen, denn er kann es, wie jedes Ideal, nur aus innern und moralischen Quellen schöpfen. Nicht in der Welt die ihn umgiebt und im Geräusch des handelnden Lebens, in seinem Herzen nur trifft er es an, und nur in der Stille einsamer Betrach=tung findet er sein Herz. Aber diese Abgezogenheit vom Leben wird nicht immer bloß die zufälligen — sie wird öfters auch die nothwen=digen und unüberwindlichen Schranken der Menschheit aus seinen Augen rücken, und indem er die reine Form sucht, wird er in Ge=fahr gerathen, allen Gehalt zu verlieren. Die Vernunft wird ihr Ge[illegible] von der Erfahrung treiben, und was der [illegible] Wege des Denkens aufgefunden, [illegible] Wege des Lebens [illegible]

[redacted]

Da es also weder dem arbeitenden Theile der Menschen über-
assen werden darf, den Begriff der Erhohlung nach seinem Bedürf=
:iß, nach dem contemplativen Theile, den Begriff der Veredlung nach
:inen Speculationen zu bestimmen, wenn jener Begriff nicht zu
hysisch und der Poesie zu unwürdig, dieser nicht zu hyperphysisch
nd der Poesie zu überschwenglich ausfallen soll — diese beyden Be=
riffe aber, wie die Erfahrung lehrt, das allgemeine Urtheil über
oesie und poetische Werke regieren, so müssen wir uns, um sie aus=
gen zu lassen, nach einer Klasse von Menschen umsehen, welche
hne zu arbeiten thätig ist, und idealisiren kann, ohne zu schwärmen;
elche alle Realitäten des Lebens mit den wenigstmöglichen Schranken
:sselben in sich vereiniget, und vom Strome der Begebenheiten ge=
agen wird, ohne der Raub desselben zu werden. Nur eine solche
lasse kann das schöne Ganze menschlicher Natur, welches durch jede
rbeit augenblicklich, und durch ein arbeitendes Leben anhaltend zer=
ört wird, aufbewahren, und in allem was rein menschlich ist durch
re Gefühle dem allgemeinen Urtheil Gesetze geben. Ob eine
lche Klasse wirklich existiere, oder vielmehr ob diejenige, welche unter
hnlichen äusern Verhältnissen wirklich existiert, diesem Begriffe auch 103
n innern entspreche, ist eine andre Frage, mit der ich hier nichts
u schaffen habe. Entspricht sie demselben nicht, so hat sie bloß sich
:lbst anzuklagen, da die entgegengesetzte arbeitende Klasse wenig=
tens die Genugthuung hat, sich als ein Opfer ihres Berufs zu be=
rachten. In einer solchen Volksklasse (die ich aber hier bloß als
Idee aufstelle, und keineswegs als ein Faktum bezeichnet haben will)
würde sich der naive Charakter mit dem sentimentalischen also ver=
einigen, daß jeder den andern vor seinem Extreme bewahrte, und
indem der erste das Gemüth vor Ueberspannung schützte, der an=
dere es vor Erschlaffung sicher stellte. Denn endlich müssen wir es
doch gestehen, daß weder der naive noch der sentimentalische Cha=
rakter für sich allein betrachtet, das Ideal schöner Menschlichkeit ganz
erschöpfen, das nur aus der innigen Verbindung beyder hervor=
gehen kann.

6: überschwänklich K, überschwänglich W M. — 16: allem, B b. — ist, B b. — 18: existire, B b. — 19: äußern B b. — existirt, B b. — 20: Innern B. — 30–31: Charakter, B b.

Verschiedenheit und Bedürftigkeit in demselben Grade merkli sie den poetischen Charakter ablegen; und dieß ' ist der Fa meinen Leben. Je tiefer sie zu diesem herabsteigen, desto v lieren sie von ihrem generischen Charakter, der sie einand bringt, biß zuletzt in ihren Karrikaturen nur der Artcharak bleibt, der sie einander entgegen setzt.

Dieses führt mich auf einen sehr merkwürdigen psych Antagonism unter den Menschen in einem sich kultivierend hundert: einen Antagonism, der, weil er radikal und in de Gemüthsform gegründet ist, eine schlimmere Trennung u Menschen anrichtet, als der zufällige Streit der Interessen j bringen könnte; der dem Künstler und Dichter alle Hofnung allgemein zu gefallen und zu rühren, was doch seine Aufgabe es dem Philosophen auch wenn er alles gethan hat, unmögli allgemein zu überzeugen, was doch der Begriff einer Philoso sich bringt, der es endlich dem Menschen im praktischen Leben vergönnen wird, seine Handlungsweise allgemein gebilliget z kurz einen Gegensatz, welcher Schuld ist, daß kein Werk des und keine Handlung des Herzens bey Einer Klasse ein entsch Glück machen kann, ohne eben dadurch bey der andern si Verdammungsspruch zuzuziehen. Dieser Gegensatz ist ohne Z alt, als der Anfang der Kultur und dürfte vor dem Ende schwerlich anders als in einzelnen seltenen Subjekten, deren es

gleich zu seinen Wirkungen auch diese gehört, daß ' er jeden Versuch 105
zu seiner Beylegung vereitelt, weil kein Theil dahin zu bringen ist, einen Mangel auf seiner Seite und eine Realität auf der andern einzugestehen, so ist es doch immer Gewinn genug, eine so wichtige Trennung bis zu ihrer letzten Quelle zu verfolgen, und dadurch den eigentlichen Punkt des Streits wenigstens auf eine einfachere Formel zu bringen.

Man gelangt am beßten zu dem wahren Begriff dieses Gegensatzes, wenn man, wie ich eben bemerkte, sowohl von dem naiven als von dem sentimentalischen Charakter absondert, was beyde poetisches haben. Es bleibt alsdann von dem erstern nichts übrig, als, in Rücksicht auf das theoretische, ein nüchterner Beobachtungsgeist und eine feste Anhänglichkeit an das gleichförmige Zeugniß der Sinne; in Rücksicht auf das praktische eine resignirte Unterwerfung unter die Nothwendigkeit (nicht aber unter die blinde Nöthigung) der Natur: eine Ergebung also in das, was ist und was seyn muß. Es bleibt von dem sentimentalischen Charakter nichts übrig, als (im theoretischen) ein unruhiger Speculationsgeist, der auf das Unbedingte in allen Erkenntnissen dringt, im praktischen ein moralischer Rigorism, der auf dem Unbedingten in Willenshandlungen bestehet. Wer sich zu der ersten Klasse zählt, kann ein Realist, und wer zur andern, ein Idealist genannt werden; bey welchen Namen man sich aber weder an den guten noch schlimmen Sinn, den man in der Metaphysik damit verbindet, erinnern darf.*

* Ich bemerke, um jeder Mißdeutung vorzubeugen, daß es ' bey dieser Ein- 106
theilung ganz und gar nicht darauf abgesehen ist, eine Wahl zwischen beyden, folglich eine Begünstigung des Einen mit Ausschließung des andern zu veranlassen. Gerade diese Ausschließung, welche sich in der Erfahrung findet, bekämpfe ich; und das Resultat der gegenwärtigen Betrachtungen wird der Beweiß seyn, daß nur durch die vollkommen gleiche Einschließung beyder dem Vernunftbegriffe der Menschheit kann Genüge geleistet werden. Uebrigens nehme ich beyde in ihrem würdigsten Sinn und in der ganzen Fülle ihres Begriffs, der nur immer mit der Reinheit desselben, und mit Beybehaltung ihrer specifischen Unterschiede bestehen kann. Auch wird es sich zeigen, daß ein hoher Grad menschlicher Wahrheit sich mit beyden verträgt, und daß ihre Abweichungen von einander zwar im einzelnen, aber nicht im Ganzen, zwar der Form aber nicht dem Gehalt nach eine Veränderung machen.

8: besten B. — 12: Theoretische, B. — 14: Praktische B. — 29: Beweis Bb. — 35: verträgt und B.

Da der Realist durch die Nothwendigkeit der Natur sich bestimm[redacted] ißt, der Idealist durch die Nothwendigkeit der Vernunft sich bestimmt, [redacted], o muß zwischen beyden dasselbe Verhältniß Statt finden, welche[redacted]s zwischen den Wirkungen der Natur und den Handlungen der Ver[redacted]nunft angetroffen wird. Die Natur, wissen wir, obgleich eine un[redacted]endliche Größe im Ganzen, zeigt sich in jeder einzelnen Wirkun[redacted]g abhängig und bedürftig; nur in dem All ihrer Erscheinungen drü[redacted]ckt sie einen selbstständigen großen Charakter aus. Alles individue[redacted]lle in ihr ist nur deßwegen, weil etwas anderes ist; nichts springt a[redacted]us sich selbst, alles nur aus dem vorhergehenden Moment hervor, [redacted]m zu einem folgenden zu führen. Aber eben diese gegenseitige [redacted]e-ziehung der Erscheinungen auf einander sichert einer jeden das [redacted]a-seyn durch das Daseyn der andern, und von der Abhängigkeit ihrer Wirkungen ist die Stätigkeit und Nothwendigkeit derselben unzertrenn-lich. Nichts ist frey in der Natur, aber auch nichts ist willkührlich in derselben.

Und gerade so zeigt sich der Realist, sowohl in seinem Wissen als in seinem Thun. Auf alles, was bedingungsweise existiert, erstreckt sich der Kreis seines Wissens und Wirkens, aber nie bringt er es auch weiter als zu bedingten Erkenntnissen, und die Regeln, die er sich aus einzelnen Erfahrungen bildet, gelten in ihrer ganzen Strenge genommen, auch nur Einmal; erhebt er die Regel des Augenblicks zu einem allgemeinen Gesetz, so wird er sich unausbleiblich in Irrthum stürzen. Will daher der Realist in seinem Wissen zu etwas bedingtem gelangen, so muß er es auf dem nehmlichen Wege ver- … die Natur ein unendliches wird, nehmlich auf dem … All der Erfahrung. Da aber d… wird, so ist e…

[redacted]

Was von dem Wissen des Realisten gilt, das gilt ' auch von 108
inem (moralischen) Handeln. Sein Charakter hat Moralität, aber
:ese liegt, ihrem reinen Begriffe nach, in keiner einzelnen That,
ur in der ganzen Summe seines Lebens. In jedem besondern Fall
irb er durch äusre Ursachen und durch äusre Zwecke bestimmt wer=
:n; nur daß jene Ursachen nicht zufällig, jene Zwecke nicht augen=
:icklich sind, sondern aus dem Naturganzen subjektiv fließen, und
uf dasselbe sich objektiv beziehen. Die Antriebe seines Willens sind
lso zwar in rigoristischem Sinne weder frey genug, noch moralisch
uuter genug, weil sie etwas anders als den blossen Willen zu ihrer
rsache und etwas anders als das blosse Gesetz zu ihrem Gegenstand
aben; aber es sind eben so wenig blinde und materialistische An=
:iebe, weil dieses andre das absolute Ganze der Natur, folglich etwas
:lbstständiges und nothwendiges ist. So zeigt sich der gemeine Menschen=
erstand, der vorzügliche Antheil des Realisten, durchgängig im Denken
nd im Betragen. Aus dem einzelnen Falle schöpft er die Regel
:ines Urtheils, aus einer innern Empfindung die Regel seines
:huns; aber mit glücklichem Instinkt weiß er von beyden alles Mo=
nentane und Zufällige zu scheiden. Bey dieser Methode fährt er im
Sanzen vortreflich und wird schwerlich einen bedeutenden Fehler sich
orzuwerfen haben; nur auf Größe und Würde möchte er in keinem
esondern Fall Anspruch machen können. Diese ist nur der Preiß
er Selbstständigkeit und Freyheit, und davon sehen wir in seinen
:inzelnen Handlungen zu wenige Spuren.

' Ganz anders verhält es sich mit dem Idealisten, der aus sich 109
selbst und aus der blossen Vernunft seine Erkenntnisse und Motive
nimmt. Wenn die Natur in ihren einzelnen Wirkungen immer ab=
hängig und beschränkt erscheint, so legt die Vernunft den Charakter
der Selbstständigkeit und Vollendung gleich in jede einzelne Handlung.
Aus sich selbst schöpft sie alles, und auf sich selbst bezieht sie alles.
Was durch sie geschieht, geschieht nur um ihrentwillen; eine absolute
Größe ist jeder Begriff den sie aufstellt, und jeder Entschluß den sie
bestimmt. Und eben so zeigt sich auch der Idealist, soweit er diesen

5: äußre b, äußere B. — 6: zufällig; B. — 11: bloße B. — 22: Preis Bb. — 26: bloßen B. — 32: Begriff, Bb. — Entschluß, Bb.

Nahmen mit Recht führt, in seinem Wissen, wie in seinem Thun. Nicht mit Erkenntnissen zufrieden, die bloß unter bestimmten Voraussetzungen gültig sind, sucht er biß zu Wahrheiten zu dringen, die nichts mehr voraussetzen und die Voraussetzung von allem andern sind. Ihn befriedigt nur die philosophische Einsicht, welche alles bedingte Wissen auf ein unbedingtes zurückführt, und an dem Nothwendigen in dem menschlichen Geist alle Erfahrung bevestiget; die Dinge, denen der Realist sein Denken unterwirft, muß Er Sich, seinem Denkvermögen unterwerfen. Und er verfährt hierinn mit völliger Befugniß, denn wenn die Gesetze des menschlichen Geistes nicht auch zugleich die Weltgesetze wären, wenn die Vernunft endlich selbst unter der Erfahrung stünde, so würde auch keine Erfahrung möglich seyn.

Aber er kann es biß zu absoluten Wahrheiten gebracht haben, und dennoch in seinen Kenntnissen dadurch nicht viel gefördert seyn. Denn alles freylich steht zuletzt unter nothwendigen und allgemeinen Gesetzen, aber nach zufälligen und besondern Regeln wird jedes einzelne regiert; und in der Natur ist alles einzeln. Er kann also mit seinem philosophischen Wissen das Ganze beherrschen, und für das Besondre, für die Ausübung, dadurch nichts gewonnen haben: ja, indem er überal auf die *obersten* Gründe dringt, durch die alles möglich wird, kann er die *nächsten* Gründe, durch die alles wirk [redacted]

In der moralischen Beurtheilung wird man bey dem Idealisten
eine reinere Moralität im Einzelnen, aber weit weniger moralische
Gleichförmigkeit im Ganzen, finden. Da er nur in so fern Idealist
heißt, als er aus reiner Vernunft seine Bestimmungsgründe nimmt,
die Vernunft aber in jeder ihrer Aeuserungen sich absolut beweißt, 111
so tragen schon seine einzelnen Handlungen, sobald sie über'haupt nur
moralisch sind, den ganzen Charakter moralischer Selbstständigkeit
und Freyheit, und giebt es überhaupt nur im wirklichen Leben eine
wahrhaft sittliche That, die es auch vor einem rigoristischen Urtheil
bliebe, so kann sie nur von dem Idealisten ausgeübt werden. Aber
je reiner die Sittlichkeit seiner einzelnen Handlungen ist, desto zu-
fälliger ist sie auch; denn Stätigkeit und Nothwendigkeit ist zwar der
Charakter der Natur aber nicht der Freyheit. Nicht zwar, als
ob der Idealism mit der Sittlichkeit je in Streit gerathen könnte,
welches sich widerspricht; sondern weil die menschliche Natur eines
consequenten Idealism gar nicht fähig ist. Wenn sich der Realist,
auch in seinem moralischen Handeln, einer physischen Nothwendigkeit
ruhig und gleichförmig unterordnet, so muß der Idealist einen
Schwung nehmen, er muß augenblicklich seine Natur exaltieren, und
er vermag nichts, als insofern er begeistert ist. Alsdann freylich
vermag er auch desto mehr, und sein Betragen wird einen Charakter
von Hoheit und Größe zeigen, den man in den Handlungen des
Realisten vergeblich sucht. Aber das wirkliche Leben ist keineswegs
geschickt, jene Begeisterung in ihm zu wecken und noch viel weniger
sie gleichförmig zu nähren. Gegen das Absolutgroße, von dem er
jedesmal ausgeht, macht das Absolutkleine des einzelnen Falles, auf
den er es anzuwenden hat, einen gar zu starken Absatz. Weil
sein Wille der Form nach immer auf das Ganze gerichtet ist, so 112
will er ihn, der Materie nach, nicht auf Bruchstücke richten, ' und
doch sind es mehrentheils nur geringfügige Leistungen, wodurch er
seine moralische Gesinnung beweisen kann. So geschieht es denn
nicht selten, daß er über dem unbegrenzten Ideale den begrenzten
Fall der Anwendung übersiehet, und von einem Maximum erfüllt, das

2: im Einzelnen, B K W M] in einzelnen, A b. — 5: Aeußerungen B b. — beweist, B b. — 13: Natur, B. — 19: exaltiren, B b. — 20: in sofern B b. — 24: wel-|ken B, we-|cken b. — 33: und, b.

Minimum verabsäumt, aus dem allein doch alles Große in der Wirklichkeit erwächst.

Will man also dem Realisten Gerechtigkeit wiederfahren lassen, so muß man ihn nach dem ganzen Zusammenhang seines Lebens richten; will man sie dem Idealisten erweisen, so muß man sich an einzelne Aeusserungen desselben halten, aber man muß diese erst herauswählen. Das gemeine Urtheil, welches so gern nach dem einzelnen entscheidet, wird daher über den Realisten gleichgültig schweigen, weil seine einzelnen Lebensakte gleich wenig Stoff zum Lob und zum Tadel geben; über den Idealisten hingegen wird es immer Parthey ergreifen, und zwischen Verwerfung und Bewunderung sich theilen, weil in dem einzelnen sein Mangel und seine Stärke liegt.

Es ist nicht zu vermeiden, daß bey einer so großen Abweichung in den Principien beyde Partheyen in ihren Urtheilen einander nicht oft gerade entgegengesetzt seyn, und, wenn sie selbst in den Objekten und Resultaten übereinträfen, nicht in den Gründen auseinander seyn sollten. Der Realist wird fragen, *wozu eine Sache gut* sey? und die Dinge nach dem, was sie werth sind, zu taxiren wissen: der Idealist wird fragen, *ob sie gut sey?* und die Dinge nach dem taxiren, was sie würdig sind. Von dem was seinen Werth und 113 Zweck in sich selbst hat (das Ganze jedoch immer ausgenommen) weiß und hält der Realist nicht viel; in Sachen des Geschmacks wird er dem Vergnügen, in Sachen der Moral wird er der Glückseligkeit das [redacted]

, Unabhängigkeit von dem Zustand ist diesem das höchste
d dieser charakteristische Unterschied läßt sich durch ihr beyder-
denken und Handeln verfolgen. Daher wird der Realist seine
ıg immer dadurch beweisen, daß er giebt, der Idealist da-
ıß er empfängt; durch das, was er in seiner Großmuth
, verräth jeder, was er am höchsten schätzt. Der Idealist
Mängel seines Systems mit seinem Individuum und seinem
Zustand bezahlen, aber er achtet dieses Opfer nicht; der
üßt die Mängel des seinigen mit seiner persönlichen Würde,
erfährt nichts von diesem Opfer. Sein System bewährt ' sich 114
, wovon er Kundschaft hat, und wornach er ein Bedürfniß
: — was bekümmern ihn Güter, von denen er keine Ahnung
die er keinen Glauben hat? Genug für ihn, er ist im Be-
Erde ist sein, und es ist Licht in seinem Verstande, und Zu-
it wohnt in seiner Brust. Der Idealist hat lange kein so
hicksal. Nicht genug, daß er oft mit dem Glücke zerfällt,
versäumte, den Moment zu seinem Freunde zu machen, er
uch mit sich selbst, weder sein Wissen, noch sein Handeln
ı Genüge thun. Was er von sich fodert, ist ein Unendliches,
hränkt ist alles, was er leistet. Diese Strenge, die er gegen
t beweißt, verläugnet er auch nicht in seinem Betragen gegen
Er ist zwar großmüthig, weil er sich Andern gegenüber seines
ums weniger erinnert, aber er ist öfters unbillig, weil er
ividuum eben so leicht in andern übersieht. Der Realist hin-
weniger großmüthig, aber er ist billiger, da er alle Dinge
ihrer Begrenzung beurtheilt. Das Gemeine, ja selbst
rige im Denken und Handeln kann er verzeyhen, nur das
liche, das Eccentrische nicht; der Idealist hingegen ist ein
ıer Feind alles Kleinlichen und Platten, und wird sich
it dem Extravaganten und Ungeheuren versöhnen, wenn
von einem großen Vermögen zeugt. Jener beweißt sich als
ıfreund, ohne eben einen sehr hohen Begriff von den Men-
ıd der Menschheit zu haben; dieser denkt von der Mensch-

ustande B b. — 18: selbst; B. — 21: beweist, B b. — 22: gegenüber,
7: verzeihen, B. — 23: Willkürliche, B. — Excentrische K W M. — 30:
n B. — 31: beweist B b.

heit so groß, daß ' er darüber in Gefahr kommt, die Menschen zu verachten.

Der Realist für sich allein würde den Kreis der Menschheit nie über die Grenzen der Sinnenwelt hinaus erweitert, nie den menschlichen Geist mit seiner selbstständigen Größe und Freyheit bekannt gemacht haben; alles Absolute in der Menschheit ist ihm nur eine schöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerey, weil er den Menschen niemals in seinem reinen Vermögen, immer nur in einem bestimmten und eben darum begrenzten Wirken erblickt. Aber der Idealist für sich allein würde eben so wenig die sinnlichen Kräfte cultiviert und den Menschen als Naturwesen ausgebildet haben, welches doch ein gleich wesentlicher Theil seiner Bestimmung, und die Bedingung aller moralischen Veredlung ist. Das Streben des Idealisten geht viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinaus; für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen; und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist. Die Welt wie der Realist sie um sich herum bilden möchte, und wirklich bildet, ist ein wohlangelegter Garten, worinn alles nützt, alles seine Stelle verdient, und was nicht Früchte trägt verbannt ist; die Welt unter den Händen des Idealisten ist eine weniger benutzte aber in einem größeren Charakter ausgeführte Natur. Jenem fällt es nicht ein, daß der Mensch noch zu etwas anderm da seyn ' könne, als wohl und zufrieden zu 116 leben; und daß er nur deßwegen Wurzeln schlagen soll, um seinen Stamm in die Höhe zu treiben. Dieser denkt nicht daran, daß er

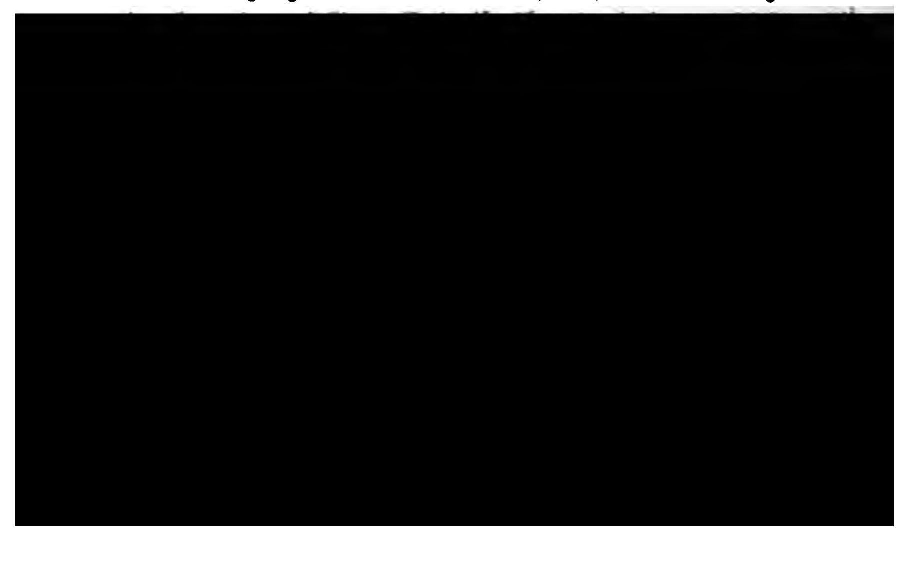
[redacted]

eile sich schuldig, und sie beweißt, wenn es bis jetzt noch zweifel-
ft geblieben seyn könnte, zugleich die Einseitigkeit beyder Systeme
d den reichen Gehalt der menschlichen Natur. Von dem Idealisten
rauch ich es nicht erst insbesondere darzuthun, daß er nothwendig
us seinem System treten muß, sobald er eine bestimmte Wirkung
ezweckt; denn alles bestimmte Daseyn steht unter zeitlichen Bedingungen
und erfolgt nach empirischen Gesetzen. In Rücksicht auf den Realisten
hingegen könnte es zweifelhafter scheinen, ob er nicht auch schon inner-
halb seines Systems allen nothwendigen Foderungen der Menschheit
Genüge leisten kann. Wenn man den Realisten fragt: warum thust
u was recht ist und leidest was nothwendig ist? so wird er im Geist
eines Systems darauf antworten: weil es die Natur so mit sich 117
ringt, weil es so seyn muß. Aber damit ist die Frage noch keines-
egs beantwortet, denn es ist nicht davon die Rede, ' was die
atur mit sich bringt, sondern was der Mensch will, denn er kann
auch nicht wollen, was seyn muß. Man wird ihn also wieder
agen können: warum willst du denn, was seyn muß? Warum unter-
irft sich dein freyer Wille dieser Naturnothwendigkeit, da er sich ihr
en so gut, (wenn gleich ohne Erfolg, von dem hier auch gar nicht
Rede ist) entgegensetzen könnte, und sich in Millionen deiner
über derselben wirklich entgegensetzt? Du kannst nicht sagen, weil
andern Naturwesen sich derselben unterwerfen, denn du allein
t einen Willen, ja du fühlst, daß deine Unterwerfung eine frey-
ige seyn soll. Du unterwirfst dich also, wenn es freywillig ge-
ht, nicht der Naturnothwendigkeit selbst, sondern der Idee der-
n; denn jene zwingt dich bloß blind, wie sie den Wurm zwingt,
m Willen aber kann sie nichts anhaben, da du, selbst von ihr
lmt, einen andern Willen haben kannst. Woher bringst du aber
Idee der Naturnothwendigkeit? aus der Erfahrung doch wohl
die dir nur einzelne Naturwirkungen aber keine Natur (als
s) und nur einzelne Wirklichkeiten aber keine Nothwendigkeit
Du gehst also über die Natur hinaus, und bestimmst dich

eweist, B b. — 4: darzuthun, A. — 8: zweifelhaft erscheinen, W. —
B b. — 16—17: Man kann ihn also wieder fragen: B b K W M. —
n] Warum B b. — 22: andere K. — 29: Naturnothwendigkeit; A. —
virkungen, B.

idealisch, so oft du entweder moralisch handeln oder nur nic blind leiden willst. Es ist also offenbar, daß der Realist würdig handelt, als er seiner Theorie nach zugiebt, so wie der Ideal erhabener denkt, als er handelt. Ohne es sich selbst zu gestehen, weißt jener durch die ganze Haltung seines Lebens die Selbstständ keit, dieser durch einzelne Handlungen die Bedürftigkeit der men lichen Natur.

Einem aufmerksamen und partheylosen Leser werde ich der hier gegebenen Schilderung (deren Wahrheit auch derjenige gestehen kann, der das Resultat nicht annimmt) nicht erst zu weisen brauchen, daß das Ideal menschlicher Natur unter bey vertheilt, von keinem aber völlig erreicht ist. Erfahrung und Vernunft haben beyde ihre eigene Gerechtsame, und keine kann in das Gebiet der andern einen Eingriff thun, ohne entweder für den innern oder äussern Zustand des Menschen schlimme Folgen anzurichten. Die Erfahrung allein kann uns lehren, was unter gewissen Bedingungen ist, was unter bestimmten Voraussetzungen erfolgt, was zu bestimmten Zwecken geschehen muß. Die Vernunft allein kann uns hingegen lehren, was ohne alle Bedingung gilt, und was nothwendig seyn muß. Maßen wir uns nun an, mit unserer bloßen Vernunft über das äußre Daseyn der Dinge etwas ausmachen zu wollen, so treiben wir bloß ein leeres Spiel und das Resultat wird auf Nichts hinauslaufen; denn alles Daseyn steht unter Bedingungen und die Vernunft bestimmt unbedingt. Lassen


[redacted]

inen moralischen Werth und dem Idealisten einen Erfahrungsgehalt zugestanden, aber bloß insofern beyde nicht ganz consequent verfahren und die Natur in ihnen mächtiger wirkt als das System. Obgleich aber beyde gegen das Ideal vollkommener Menschheit verlieren, so ist zwischen beyden doch der wichtige Unterschied, daß der Realist zwar dem Vernunftbegriff der Menschheit in keinem einzelnen Falle Genüge leistet, dafür aber dem Verstandesbegriff derselben auch niemals widerspricht, der Idealist hingegen zwar in einzelnen Fällen dem höchsten Begriff der Menschheit näher kommt, dagegen aber nicht selten sogar unter dem niedrigsten Begriffe derselben bleibet. Nun kommt es aber in der Praxis des Lebens weit mehr darauf an, daß das Ganze gleichförmig menschlich gut als daß das Einzelne zufällig göttlich sey — und wenn also der Idealist ein geschikteres Subjekt ist, uns von dem was der Menschheit möglich ist, einen großen Begriff zu erwecken und Achtung für ihre Bestimmung einzuflößen, so kann nur der Realist sie mit Stätigkeit in der Erfahrung ausführen, und die Gattung in ihren ewigen Grenzen erhalten. Jener ist zwar ein edleres aber ein ungleich weniger vollkommenes Wesen; dieser erscheint zwar durchgängig weniger edel, aber er ist dagegen desto vollkommener; denn das Edle liegt schon in dem Beweis eines großen Vermögens, aber das Vollkommene liegt in der Haltung des Ganzen und in der wirklichen That. 120

Was von beyden Charakteren in ihrer beßten Bedeutung gilt, das wird noch merklicher in ihren beyderseitigen Karrikaturen. Der wahre Realism ist wohlthätiger in seinen Wirkungen und nur weniger edel in seiner Quelle; der falsche ist in seiner Quelle verächtlich und in seinen Wirkungen nur etwas weniger verderblich. Der wahre Realist nehmlich unterwirft sich zwar der Natur und ihrer Nothwendigkeit; aber der Natur als einem Ganzen, aber ihrer ewigen und absoluten Nothwendigkeit, nicht ihren blinden und augenblicklichen Nöthigungen. Mit Freyheit umfaßt und befolgt er ihr Gesetz, und immer wird er das individuelle dem allgemeinen unterordnen;

²: in sofern B b. — ³—⁴: Obgleich aber beyde dem Ideal vollkommener Menschheit nicht ganz entsprechen, so B b K W M. — ¹³: geschickteres B b. — uns] und B. — von dem, B b. — ²³: besten B. — ²⁵: wohlthätig B b B. — ³⁰: Nothwendigkeit nicht A. — ³²: Individuelle B. — Allgemeinen B.

daher kann es auch nicht fehlen, daß er mit dem ächten Idealisten in dem endlichen Resultat übereinkommen wird, wie verschieden auch der Weg ist, welchen beyde dazu einschlagen. Der gemeine Empiriker hingegen unterwirft sich der Natur als einer Macht, und mit wahlloser blinder Ergebung. Auf das Einzelne sind seine Urtheile, seine Bestrebungen beschränkt; er glaubt und begreift nur was er betastet; er schätzt nur, was ihn sinnlich verbessert. Er ist daher auch weiter nichts, als was die äusern Eindrücke zufällig aus ihm machen wollen, seine Selbstheit ist unterdrückt, und als Mensch hat er absolut keinen Werth und keine Würde. Aber als Sache ist er noch immer etwas, er kann noch immer zu etwas gut seyn. Eben die Natur, der er sich blindlings über'liefert, läßt ihn nicht ganz sinken; ihre ewigen 12
Grenzen schützen ihn, ihre unerschöpflichen Hülfsmittel retten ihn, sobald er seine Freyheit nur ohne allen Vorbehalt aufgiebt. Obgleich er in diesem Zustand von keinen Gesetzen weiß, so walten diese doch unerkannt über ihm, und wie sehr auch seine einzelnen Bestrebungen mit dem Ganzen im Streit liegen mögen, so wird sich dieses doch unfehlbar dagegen zu behaupten wissen. Es giebt Menschen genug, ja wohl ganze Völker, die in diesem verächtlichen Zustande leben, die bloß durch die Gnade des Naturgesetzes, ohne alle Selbstheit bestehen, und daher auch nur zu etwas gut sind, aber daß sie auch nur leben und bestehen beweißt, daß dieser Zustand nicht ganz ge-

[redacted]

gar nichts und dient auch zu gar nichts. Aber eben darum,
die Phantasterey keine Ausschweifung der Natur sondern der 122
eit ist, also aus einer an sich achtungswürdigen Anlage ent=
t, die ins unendliche perfektibel ist, so führt sie auch zu einem
ichen Fall in eine bodenlose Tiefe, und kann nur in einer
r Zerstörung sich endigen.

Natur, W.

XXI.

[redacted] über den Dilettantismus.

[redacted] unschuldiger, ja er wirkt bildend in solchen Künsten, wo

[redacted] Schaden fürs Ganze.		Alte Zeit Neue Zeit in Deutschland.		Ausland.
[redacted]	Mittelmäßigkeit.	Pedantismus.	Schöngeisterei.	Französische Ausbildung in eigener Sprache (?). Latein der Engländer (?).
[redacted] Formen.	Falsche Kennerschaft.		Zeichnen nach der Natur.	Frankreich. Migniatur. England Landschaften und Skizzen.
[redacted] augenblick- Verbindung [redacted] Interesse.	Schlechte Nachbarschaft. Leerheit.	Größerer Einfluß aufs leidenschaftliche Leben durch tragbare Saiteninstrumente. Medium der Galanterie.	Klimpern.	Besonderer Fall in Italien, wo die größere Vocalität der Nation der Pfuscherei mehr widerstrebt. Gilt auch von bildenden Künsten.
[redacted] mit [redacted]	Unmäßigkeit und wildes Vergnügen.	Charakter und symbolische Bedeutung.	Bauerntanz.	Französische Tänze gesellig u. anständig. Refrains. Englische freier, ohne Refrains sans façon. In Italien herrscht noch das Charakteristische und ist mehr Beziehung auf Kunst. Polnischer Tanz eine anständige Promenade in vornehmer Gesellschaft. Fandango und formalischer Tanz mechanisch, künstlich und sinnlich.
[redacted] nur in [redacted] Verhält- [redacted] statt.	Nicht nützlich und nicht schön. Perennirende Unform und Verderbniß des Geschmacks.	Keine Liebhaberei. Handwerk.	Reisen nach Italien und Frankreich und besonders Gartenliebhaberei haben diesen Dilettantismus sehr befördert.	
[redacted] Local.	Vorliebnehmen mit dem Schein. Vermischung von Kunst und Natur.	Bloße Rücksicht auf die Pflanzung selbst; Nützlichkeit.	Engl. Geschmack. Chinesischer.	

ethe erzählt in seinen Tag- und Jahresheften (Goethe's Werke in Duodez S. 84): „Erwarben nun auf diese Weise die Weimar'schen Kunstfreunde ges Zutrauen in der Außenwelt, so war auch Schiller aufgeregt, unab- e Betrachtung über Natur, Kunst und Sitten gemeinschaftlich anzustellen. lten wir immer mehr die Nothwendigkeit von tabellarischer und symboli- ehandlung. Wir zeichneten zusammen jene Temperamentsrose wiederholt, r nützliche und schädliche Einfluß des Dilettantismus auf alle Künste ward sch weiter ausgearbeitet, wovon die Blätter beidhandig noch vorliegen. upt wurden solche methodische Entwürfe durch Schiller's philosophischen gsgeist, zu welchem ich mich symbolisirend hinneigte, zur angenehmsten ltung. Man nahm sie von Zeit zu Zeit wieder auf, prüfte sie, stellte sie d so ist denn auch das Schema der Farbenlehre öfters bearbeitet worden." den nun das Goethe'sche Schema über Dilettantismus in den Künsten in . Band seiner Werke (S. 264 ff.), und das Schiller'sche erscheint hier zum al gedruckt. Goethe's Entwurf ist (vielleicht durch die ausarbeitende Hand, in der Folgezeit an ihn gelegt wurde) weit ausgeführter und reicher an hen und treffenden Bemerkungen, wogegen sich Schiller's tabellarische Ueber- rch begriffsmäßige Bestimmtheit entschieden auszeichnet (s. Schillers Leben , S. 116). Auch in das Schiller'sche Schema trug Goethe Einiges ein. B. sind die Worte: Hervorbringung, Ausübung unter der Rubrik f von Goethe's Hand; auf der Rückseite des Foliobogens steht von Goethe ben:

strieb:	4. Bildungstrieb:
Poesie.	Architektur.
	Gartenkunst.
2. Lusttrieb:	Theater.
Musik.	Poesie,
Tanz.	Zeichnung,
	Malerei,
3. Nachahmungstrieb:	Skulptur,
Zeichnung.	Architektur,
Malerei.	Gartenkunst,
Skulptur.	Musik,
	Tanz,
	Theater.

les Andere ist von Schiller geschrieben. Unten auf derselben Rückseite hat r's Bedienter Rudolph das Datum angemerkt: Jena, den 3. Mai 1799.] H.

XI. H: Hoffmeister, Nachlese 4, 572—574.

XXII.

An den Herausgeber der Propyläen. 146

Ich komme von Betrachtung der Bilder zurück, die durch Ihre zwey letzten Preißaufgaben veranlaßt wurden, und noch lebhaft mit diesen Eindrücken beschäftigt, versuche ich es, die Gedanken zu ordnen und auszusprechen, welche diese interessanten Kunsterscheinungen in mir aufgeregt haben. Werke der Einbildungskraft haben das Eigenthümliche, daß sie keinen müßigen Genuß zulassen, sondern den Geist des Beschauers zur Thätigkeit aufreizen. Das Kunstwerk führt auf die Kunst zurück, ja es bringt erst die Kunst in uns hervor.

Sie hatten es zwar bey diesen Preißaufgaben nur auf den Künstler abgesehen; aber auch dem bloßen Beschauer haben Sie durch dieses Institut eine reiche Quelle von Vergnügen und Belehrung eröfnet. Diese neunzehn und wieder diese neun Ausführungen des nehmlichen Gegenstandes gewähren ein ganz eignes Interesse des *Verstandes*, wovon freylich derjenige keinen Begriff hat, der sich [redacted]

Zuerst ein Wort von den Preißaufgaben selbst. In Sachen der
nen Kunst wird die Möglichkeit nur durch die That bewiesen; aus
riffen kann man höchstens voraus wissen, daß ein gegebenes Thema
künstlerischen Darstellung nicht widerstreitet. Der Erfolg hat die
hl der beiden Süjets gerechtfertigt, denn aus beyden sind wirklich,
er geschickten Händen, sprechende, selbstständige und anmuthige
lder geworden.

Obgleich die Kunst unzertrennlich und eins ist, und beyde, Phan-
ie und Empfindung, zu ihrer Hervorbringung thätig seyn müssen,
giebt es doch Kunstwerke der Phantasie und Kunstwerke der Em-
indung, je nachdem sie sich einem dieser beyden ästhetischen Pole
zugsweise nähern; zu einer von beiden Klassen aber muß jedes
nstliche und poetische Werk sich bekennen, oder es hat gar keinen
unstgehalt. Sie haben bey diesen zwey Preißaufgaben dafür gesorgt,
ß jeder Künstler in seiner Sphäre beschäftigt würde, und derjenige,
n die Natur reich genug ausstattete, auf beyden Feldern der Kunst
änzen konnte.

Hectors Abschied qualifizirte sich zu einem naiven und seelenvollen
mpfindungsgemählde; der Raub der Pferde des Rhesus, ein Nacht-
ld, war zu einem küh'nen, kraftvollen Phantasiebilde geeignet. 148
yde Aufgaben konnten, in Absicht auf den innern Kunstgehalt, für
eichbedeutend gelten, und mochten für die Ausführung, im Ganzen
nommen, gleich viel oder wenig Schwierigkeiten darbieten. Das
aturell und die Neigung des Künstlers mußte also die Wahl ent-
heiden, und es ließ sich voraussehen, wohin sich das Uebergewicht
igen würde. Der erste Gegenstand spricht an das Herz und der
eutsche hat seinen schätzbaren Charakter auch bey dieser Gelegenheit
cht verläugnet.

Indem die Gegenstände gegeben wurden, waren die Momente
r Handlung und die Motive unentschieden gelassen; hier also war
s Feld der Erfindung. Zwey Helden, dem Begriffe gemäß den wir
s von Diomed und Ulysses bilden, zeigen sich in der Finsterniß
Nacht in dem trojanischen Lager, wo thrazische Krieger mit ihrem
tige schlafend liegen. Indem Diomed die Schlafenden erwürgt,

1 u. 14: Preisaufgaben B b. — 5: beyden B. — 12: beyden B. — 31: gemäß, B.

Eindruck auf das Gefühl machen; die nächtliche Ermordung Menschen hat etwas Schändendes für einen Helden. wel'cher ermordet wird, wurde dadurch die Hauptperson, leid wurde interessirt und das Bild bekam einen patheti rakter, den es durchaus nicht haben sollte. Wählte hi Künstler den Augenblick nach der That, wo beyde Helde Entfernung denken, so kam ein ganz anderer Geist in das Das Gefühlempörende wurde mit Schatten bedeckt, die waren nur als Masse noch übrig, ohne daß ein Einzelne selben einen Anspruch an unsre Theilnahme machte; wir sc unmittelbar an, sondern erfahren nur durch einen Schlu im Schlaf ermordet worden, und was die Hauptsache ist, Diomed sind dann die eigentlichen Helden des Bildes, Kühnheit die uns interessirt, ihr glückliches Entkommen, beschäftiget.

Aber auch so wird dem Bilde noch immer ein wesent der sinnlichen Bedeutsamkeit und der Würde abgehen. Diomed werden immer nur als zwey nächtliche Mörder u erscheinen, die Handlung wird also, auch wenn sie ihr verliert, wenigstens gemein und gleichgültig für uns se muß geschehen, um die Helden, um ihre That empor zu geschieht durch die Gegenwart und den Antheil einer Gö Künstler durfte diese nicht weit suchen; auch im Hom die Pallas und treibt beyde Helden zu eilen. Durch

Nothwendigkeit der Flucht ' sinnlich klar wird, und für die Ausführung 150 des Bildes entsteht der große Gewinn, daß die nächtliche Scene mit einem göttlichen Licht kann erleuchtet werden.

Einen Künstler, der keinen tiefen Gedankengehalt in sein Bild zu legen wußte, konnte, bei der zweiten Aufgabe, schon der Effekt der Massen und Kontraste anlocken und bei der Ausführung befriedigen. Der geschickte Verfertiger des Bildes No. 5., wo in der Mitte des Ganzen zwey milchweiße Pferde sich erheben, Diomed im Hintergrund noch in dem Morden begriffen ist, und beyde Helden als Nebenfiguren gegen die Thiere verschwinden, scheint sich bloß mit einer angenehmen Wirkung der Schatten und Lichter begnügt zu haben. Das Bild ist sanft und gefällig für's Auge, aber der Gedanke ist gemein und der Künstler hat von seinem Gegenstand nur das nächste prosaische ergriffen. Denn warum zwey Heldenfiguren hervorrufen und durch Ankündigung einer bedeutenden That Erwartung erregen, wenn es um nichts weiter zu thun ist, als was auch durch eine gefällige Anordnung von Stilleleben geleistet werden kann? Es war übrigens kein Wunder, daß eben dieses Bild bei vielen Zuschauern die Palme davon trug. Die Wirkung des Gefälligen ist unfehlbar, es setzt nichts voraus, und läßt sich völlig gedankenlos genießen.

Zwey andere größere Bilder (No. 3 und 4.) desselben Inhalts stellen gleichfalls nur den Augenblick der Ermordung dar. Der König liegt noch schlafend, das Schwerdt ist über ihm gezückt, Ulysses hat sich der Pferde bemächtigt. Die Ausführung ist kräftiger, die Handlung reicher, als bey dem vorerwähnten Bilde, die Hel'den sind den 151 Pferden nicht aufgeopfert. Aber der Gedanke erhebt sich nicht über das Gemeine, das Bild spricht bloß zu dem Auge, ohne die Imagination anzuregen, und die geschickte fleißige Ausführung kann den fehlenden Geist nicht ersetzen.

Zwey andere Bilder (No. 6 und 7.) zeigen uns zwar schon die Göttin, aber ihre Gegenwart erhebt das Bild nicht, ob sie gleich eine höhere Intention des Künstlers verräth. Der Moment ist bedeutender, die Ermordung ist geschehen; auf dem einen, wo die Figuren bloß im Umriß gezeichnet sind, hat sich Ulyß auf eins der Pferde

5: bey der zweyten B. — 6: bey B b. — 7: Rn. B. — 13: von seinen A. — 17: Stillleben K W. — 18: bey B. — 25: bei b.

... ... das Schwert in die S
stecken. Bedeutend erhebt die Göttin den Zeigefinger der rech
um ihn zu warnen und mit der ausgestreckten Linken zeig
den Weg. Ulysses den Bogen in der Hand hält die sich bä
Pferde am Zügel und strebt schon in einer raschen Beweg
nach dem säumenden Gefährten zurückschauend. Beyde Hel
nackt, nur ein Mantel flattert um den eilenden Ulyß und ei
Fell hängt über den Rücken des Diomedes. Jener, desse
gezeichnete Figur am meisten hervordringt, bringt in das G
lebhafte Bewegung, welche gegen die sinnende Ruhe des I
einen vielleicht nur zu starken Abstich macht.

Mit diesem Bilde sind wir in die geistige Welt der K
getreten. Das gemeine Wirkliche ist uns aus den Augen gerü
das Bedeutende ist aufgenommen. Noch um einen Schritt w
das Reich der Einbildungskraft führt uns der andere (No. 1
dem sich diese Gallerie der Rhesusbilder würdig abschließt.

Der vorige Künstler hatte uns das trojanische Lager gege
uns mit einem engen Raum umschränkt, indem er die Scene b
Mauern von Troja begrenzte. Ein glücklicher Gedanke des geg
gen hingegen war es, die griechischen Zelte und Schiffe in die T
Bildes zu setzen, aus dem wir dadurch gleichsam herausgetrieb
den. Er öfnet mit einem kühnen Griff seinen Schauplatz u
übersehen zugleich die Scene der Handlung und das Ziel der
Drei Punkte des Bildes ziehen uns sogleich durch an

schiedene Mittel an. Das Auge, welches zuerst dem lebhaftesten Lichte folgt, fällt auf eine mahlerische, schön pyramidenförmig geordnete Masse von vier milchweißen Pferden, welche Ulysses eben fort treiben will. Er wendet dem Zuschauer den Rücken, nur der Kopf ist ein wenig nach der Scene gedreht. Sein Mantel, so wie die Mähnen und Decken der Pferde sind in einer fliegenden Bewegung; dieser hellglänzenden und rasch bewegten Gruppe setzt sich die ruhige dunkle 153 Masse leblos liegender Körper im Vordergrund und die stillliegende Ferne des Hintergrundes schön entgegen.

Sobald der erste gewaltsame Sinnenreiz nachläßt, so wendet sich der Verstand zu dem Bedeutungsvollen; dieß findet er hier sehr geistreich in der Mitte des Bildes. Diomedes, in eine Löwenhaut gehüllt, den Schild in der linken Hand, steht an dem Wagen des Rhesus, den er mit der Rechten anfaßt, als ob er sich denselben zueignen wollte. An dem Rade des Wagens liegt der Erschlagene, durch die neben ihm liegende Helmkrone kenntlich, in schön verkürzter Lage hingestreckt. So rasch sich Ulyß und die Pferde bewegen, so ruhig steht Diomedes, nur das Gesicht ist unzufrieden nach der Erscheinung zur Linken hingerichtet.

Hier schwebt in einer Wolkenumgebung, schlank und schön gebildet, Minerva herab und bedeutet mit ausgestreckter Rechten den Säumenden, fortzueilen. Die Wolke in der sie erscheint, wälzt sich mahlerisch wie ein daherströmender Nebel um den Wagen des Rhesus herum und faßt auf diese Art die ganze Mordscene mit einem geheimnißvollen Vorhange ein, der sich nur auf der rechten Seite öfnet, um den Blick nach dem griechischen Schifflager zu erweitern. Alle Parthien des Bildes schmelzen in einer angenehmen Harmonie von Licht und Schatten und Reflexen ineinander.

Man erfährt bey diesem Bilde den heitern Einfluß einer phantasiereichen Kunst, nach Kunstideen ist Alles gewählt und geordnet, nichts einzelnes ist der gemeinen Wirklichkeit abgeborgt, alles repräsentirt 154 nur und hat nur Daseyn für den Gedanken und durch denselben.

Es ließ sich für diese beyden Aufgaben von einer doppelten Seite her Gefahr befürchten.

3: forttreiben B b. — 11: Bedeutungsvollen: B b. — 22: Wolke, B. — 25: öffnet, B b.

konnte ein Künstler von gewöhnlichem Schlag nicht viel ab
und eben dieß scheint die meisten von diesem Süjet zurück
zu haben.

Der Abschied des Hectors ist schon als Stoff und oh
Zusatz der Kunst ein rührender Gegenstand, und konnte n
mäßigen Aufwand von Phantasie, selbst durch naive Wah
sprechendes Bild abgeben. Aber hier war der sentimen
Hang der Nation und des Zeitalters zu fürchten, welcher zum
Verderben aller bildenden Kunst auch auf diesem Felde wie
poetischen überhand genommen hat. Ein weinerlicher Hector
zerfließende Andromache waren zu fürchten und sie sind a
ausgeblieben. Ich bezeichne die Werke nicht, da sie sich l
selbst heraus finden.

Es war in diesem einfach scheinenden Stoff ein doppelt
hältniß auszudrücken; Hector sollte als liebender Gatte und
licher Vater erscheinen. Nicht leicht war die Aufgabe, jedem
Verhältnisse sein volles Recht anzuthun, ohne gegen die Ein
Bildes zu verstoßen. Eines mußte nothwendig zur Haupts
macht werden, weil keine doppelte Handlung von gleicher
tung erlaubt war, und die Kunst bestand darin, die prägnan
wählen.

Einige der concurrirenden Künstler haben sich begnügt, d
Abschied des Gatten von der Gattin vorzustellen, und sind

ist so jugendlich und weichlich gehalten, daß man bloß den Abschied zweyer Liebenden vor sich zu sehen glaubt. Dieß ist unstreitig der unglücklichste Einfall, der sich am weitesten von der Aufgabe entfernt; denn an den Krieger und den Held, der der Schirm seiner Vaterstadt seyn soll, ist hier nun gar nicht zu denken. Es ist auf eine Rührung angelegt, die diesem Stoffe ganz und gar fremd ist.

Andre schlugen den entgegengesetzten Weg ein; indem sie den Vater ausschließend mit dem Kinde beschäftigen, lassen sie die Mutter und Gattin eine untergeordnete Rolle spielen. Diese entfernten sich weniger von dem Geist der Forderung, weil der Ausdruck des väterlichen Characters sich mit dem männlichen Ernst des ' Helden sehr 156 wohl verträgt. Und da die Mutter sich durch sich selbst schon in die Handlung einmischen kann, so konnte sie nicht bedeutungslos erscheinen.

Auf einem der vorzüglichsten Stücke in der Sammlung (No. 24.), einem Oehlgemählde, scheint der Künstler beabsichtigt zu haben, Mutter und Kind in Einer Umarmung zusammen zu fassen. Hector breitet seine Arme nach dem Kinde aus, das auf den Armen der Wärterin vor ihm zurückflieht, während daß sich Andromache zwischen diesen, nach dem Kinde ausgestreckten Armen, an seinen Leib schmiegt; aber er selbst zeigt sich keineswegs mit ihr beschäftigt, seine ganze Bewegung bezieht sich auf das Kind, sie scheint überflüssig und eher ein Hinderniß zu seyn.

Nun war die zweyte Frage, für das Pathetische der Situation den wahrsten und zugleich würdigsten Ausdruck zu finden — denn es sollte der Abschied eines Helden seyn, der Gattin und Kind zurückläßt um in eine Todesgefahr zu gehen; man sollte einen letzten ewigen Abschied ahnden. Auf der andern Seite sollte sich der Held über den Schmerz erhaben zeigen, Andromache sollte sich auch in dieser schmerzlichen Situation seiner werth beweisen, unser Herz sollte nicht zerrissen, sondern durch die Rührung selbst gestärkt und erhoben werden.

Einer der concurrirenden Künstler (No. 13.), dem die Natur

4: Helden, M. (Vgl. I, 344. 347. 383 und oben S. 355, 26.) — 8: ausschlies-|send B b. — 9: entfernen B W. — 11: Charakters B. — 16: Oelgemählde, B. — 26–27: zurückläßt, B b. — 28: ahnen. K M.

einen bessern Sinn und ein schönes naives Gefühl verliehe die Stärke und Tiefe der Empfindungen scheint versagt zu hal sich auf die einfachste Weise aus der Verlegenheit gezogen, i die ganze Episode in eine zärtliche Familienscene verwandelt von dem tragischen Inhalt der Situation wenig oder gar n führen ist. Hector unterhält sich mit dem Kinde, das auf der Arm der Wärterin ist und sich vor dem Vater zu scheuen schei Amme deutet mit einer werbenden Bewegung auf den Vater, sie das Kind mit demselben bekannt machen wollte. An andre Seite schmiegt sich Andromache; er hat ihr den ein [illegible] hingegeben, indem er den andern dem Kinde schn entgegenstreckt. Jede der drey Figuren belebt ein naiver, glücklich gemischter Ausdruck, ein freundliches Lächeln spielt Mund des Hectors, und Andromache's seelenvoller Blick sc zwischen Freuden und Thränen. Alles accordirt zu einer lieblichen Gruppe und bricht das Gemüth schnell und entschei Man läßt augenblicklich von der Strenge der Kunstfoderunge weil man einer schönen Natur begegnet, und wird unwillig ü [illegible] Tadler, der die Zeichnung, die Farbengebung und di malerische Anlage fehlerhaft und außerdem das Bild mit Unsc [illegible] überladen findet. Denn der Künstler schien das Heroisc er in die Handlung selbst nicht zu legen wußte, in der Um anschaulich zu machen und erfüllt deswegen den Rand der B und Thürme, unter welchen die Scene vorgeht, mit einer

[redacted]

(No. 19.) scheint eine gewisse kranke Blässe zu schaden, welche dadurch entsteht, daß die Zeichnung zum Theil colorirt ist und auf einen Farbeneffekt Anspruch macht, aber gerade da, wo die energische Farbe verlangt wird, die todte Kreide gebraucht worden ist.

Mehrere und zwar die geschicktesten Meister lassen ihren Helden sich an die Götter wenden und das Kind ihrem Schutz übergeben. Diese Handlung ist schicklich, ausdrucksvoll und edel. Das Vertrauen auf die Götter erlaubt einen muthigen, heitern und selbst im Affekt beruhigten Ausdruck und die Handlung erhält dadurch einen feyerlichen Character. Das Kind auf den Armen des Vaters, besonders wenn es hoch empor gehalten wird, wie auf den zwey vorzüglichsten (No. 25 und 26.) Bildern in dieser Reihe der Fall ist, bildet einen bedeutenden Gipfel der Gruppe. Das Kind wird uns zugleich zu einem Symbol der hülflosen Stadt, beyde scheint Hector in die Hand der Götter zu geben.

Es finden sich zwey, nach Art der Basreliefs gearbeitete Bilder (No. 20 und 21.), wo der Künstler im Geist der alten Bildhauerwerke des Pathetischen nicht bedurfte, um bedeutend zu seyn. Ernst und ruhig steigt der gewaffnete Hector die Stufen seines Hauses herab, sein Körper ist schon den Kriegern zugewendet, die mit dem 159
Schlachtroß auf ihn warten. Nur das Gesicht kehrt sich nach der Andromache, die sich mit leidender Miene an ihn anschmiegt und ihn nicht lassen will. Ihr zur Seite steht die Wärterin, das Kind auf den Armen, mit noch andern Jungfrauen. Ganz mit der weisen Bedeutsamkeit der Alten hat uns hier der Künstler die Situation mehr durch symbolische Zeichen als durch Nachahmung des Wirklichen vorgebildet. Alles stellt mehr vor als es ist; es gilt zwar für sich selbst und weis't doch auf etwas andres hin, es ist nur der sinnvolle Buchstabe, in welchem der Geist verhüllt liegt. Die weibliche Reihe mit dem Kinde bedeutet uns das Innere eines Hauses, welches von dem Hausvater jetzt verlassen wird. Die Krieger gegenüber mit ihren Waffen und dem wartenden Streitroß rufen uns die unerbittliche Nothwendigkeit in die Seele. Das ernste doch nicht traurige Herabsteigen des Helden steht ihm wohl an; er braucht nicht die Götter, er ruht

1: (No. 19) B. — 7: und] uns B. — 10: Charakter. B. — 12: ist; A. — 21: warten | Nur B.

die gelungenste Figur des Bildes geworden. Hier in corp konnte ' der Künstler der beliebten Natürlichkeit mit dem n Nachtheile folgen, obgleich der gute Geschmack auch hier ei Behandlung zur Pflicht machte. Von der stupiden Gleichgülti bis zur koketten Leichtfertigkeit ist sie auf diesen Bildern dur worden. Diesen letztern Charakter trägt sie auf einer bunt g Zeichnung, die ich Ihnen hier nur durch die zwey unschickli brachten Säulen, die das Thor versperren, bezeichnet haben wil Bild ist auf das gefälligste, nach Art eines bunten englischen stichs, behandelt, die Figur der Andromache voll Anmuth, di aber besonders geistreich gedacht. Nur einen Hector wußte der sich nicht zu denken und sich überhaupt nicht zu der Höhe seines standes zu erheben.

Dagegen ist auf den zwey vorhin erwähnten Bildern, in Hektor seinen Sohn zum Himmel emporhält, die Amme ein bedeutender und integranter Theil der Handlung und zu der des Ganzen veredelt. Auf dem einen (No. 23.) steht sie in ei geistreich gedachten Stellung abgewendet und es ist dem Kün lungen, uns gerade durch das, was er verhüllte, desto t rühren. Auf dem andern Bilde (No. 26.), dessen ich nachh umständlicher gedenken werde, hat ihr der Künstler eine noch wenn nicht zu große Bedeutung gegeben.

Bey dieser Abschiedsscene Hektors war das Lokale keines wichtig und die Handlung konnte nur vermittelst desselben ih

janische Thor verlegen und je sprechender er die Umgebung machte, desto mehr Ausdruck kam in die Handlung. Es ist daher nicht zu billigen, daß auf einigen Bildern die Scene an eine ganz öde und gleichgültige Stelle an der Stadtmauer verlegt ist. Die Handlung entbehrt dadurch ihren bedeutenden Hintergrund und ihren öffentlichen Charakter, der jenen alten Zeiten so gemäß ist; obgleich das andre Extrem, wo der Künstler einen opernmäßigen Hofstaat um seine Personen herum verbreitet, noch weit mehr Tadel verdient.

Man hat alle Ursache, sich über den Fleiß, über die Kunstfertigkeit, über das Sentiment, über den Geist und Geschmack zu erfreuen, die bey diesen Bildern, bald mehr bald weniger verbunden, zur Erscheinung gekommen sind. Von der Gefühlsinnigkeit an, bey welcher die Kunst anfängt, bis zu der heitern Imagination, wodurch sie sich frey und selbstständig erklärt, und zu der geistreichen vollendenden Anmuth, wodurch sie sich, auf ihrem weiten Weg, wieder zur Natur zurück findet, sind Proben gegeben worden. Mehrere dieser Bilder sind wahrhaft schön gedachte Ganze, andre empfehlen sich durch irgend eine glückliche Anlage, oder durch eine erworbene Fertigkeit, einige durch ein vollendetes Talent in Absicht auf gewisse Theile der mahlerischen Ausführung. Wenn man aber alle der Reihe nach durchlaufen hat, so wird man zuletzt mit erhöhter Zufriedenheit zu (No. 26.) der braunen Zeichnung, wie sie das Publikum nannte, ehe man den Namen des Künstlers, Hrn. Nahls, ' erfuhr, zurückkehren, 162
welche auch den Blick zuerst angezogen hat.

Hector hebt den Astyanax mit einem heitern Blick des Vertrauens zu den Göttern empor. Andromache, eine schöne Gestalt im Geist der Antiken gezeichnet, lehnt sich an die rechte Seite des Helden, auf ihm als ihrem Gotte scheint sie zu ruhen, kein Ausdruck des Schmerzens entstellt ihre reinen Züge. Zur Linken Hectors in weiterem Abstand von ihm und durch den Helm, der auf dem Boden liegt, von ihm geschieden, kniet die Wärterin, das heitre Gebet des Helden mit einem schmerzvollen Flehen aus tiefer geängsteter Brust begleitend. Auf sie, als die niedrigere Natur, hat der weise Künstler die ganze

1: verlegen, B b. — 14: erklärt und A B b. — vollendenden] (Einige späte Drucke lesen ganz unnöthig: vollendeten.) — 22: wie das Publikum sie nannte, B b K B M. — 29: im weitern M. — 30: liegt von A b.

Schaale der Leidenschaft ausgegossen, die er für diese Scen hielt; aber in ihrem Affekt ist nichts unwürdiges, es ist Heftige der Inbrunst, was ihn bezeichnet. Die Handlung unter dem Thor, dessen edle Architektur würdig zum Ganzen Hinter der Amme öfnet sich dasselbe in einem schönen freyen man sieht den Wagen Hectors, der Führer hält die Pferde Krieger ist näher getreten und setzt die Hauptscene mit der H des Hintergrundes in Verbindung.

Dieß ist der poetische Gedanke des Bildes; aber der ed die Einheit, die leichte Hand, die Reinlichkeit und Anmuth Behandlung kann nur empfunden, nicht durch Worte aus werden. Man fühlt sich thätig, klar und entschieden; die Wirkung die die plastische Kunst bezweckt. Das Auge wird und erquickt, die Phantasie belebt, der Geist aufgeregt, de erwärmt und entzündet, der Verstand beschäftigt und befriedi

5: öffnet Bb. — 13: Wirkung, B.



XIII.

Dramatische Preißaufgabe.

Durch den glücklichen Erfolg der bisherigen Preisaufgaben, in Absicht auf bildende Kunst, hat man sich bewogen gefunden, etwas ähnliches auch auf dem Felde der *Poesie*, und zwar der *dramatischen*, zu versuchen, welche gegenwärtig im Besitz ist am meisten unter allen poetischen Gattungen auf den Volksgeschmack zu wirken.

Man giebt hierbey dem Lustspiel den Vorzug vor dem Trauerspiel, weil an Jenem überhaupt noch ein größerer Mangel ist und das Neue darin am meisten gefodert wird. Denn ob wir gleich an guten Tragödien vielleicht noch ärmer sind, so kann unsre Bühne sich hier weit mehr als dort durch das Ausland, ja selbst durch das Alterthum bereichern und das Vortreffliche in dieser Gattung veraltet nie, da die *Leidenschaften* auf der unbeweglichen Base der menschlichen Natur gegründet und folglich weit beständiger sind als die 170
Sitten, die jedes Land und jeder Zeitmoment verändert.

Man klagt mit Recht, daß die reine Comödie, das lustige Lustspiel, bey uns Deutschen durch das sentimentalische zu sehr verdrängt worden und es ist allerdings ein herrschender Fehler auf unserer komischen Bühne, daß das Interesse noch viel zu sehr aus der Empfindung und aus sittlichen Rührungen geschöpft wird. Das Sittliche aber so wie das Pathetische macht immer ernsthaft und jene geistreiche Heiterkeit und Freiheit des Gemüths, welche in uns hervorzubringen das schöne Ziel der Comödie ist, läßt sich nur durch eine absolute moralische Gleichgültigkeit erreichen; es sey nun, daß der Gegenstand selbst schon diese Eigenschaft habe, oder daß der Dichter die Kunst

XXIII. Propyläen. Dritten Bandes Zweites Stück. Tübingen. 1800. S. 169 bis 171

besitze, die moralische Tendenz seines Stoffs durch die Behandlu
zu überwinden.

Man unterscheidet aber auch in der reincomischen Gattung n
Characterstücke und Intriguenstücke; und es ist eine alte, ni
ungegründete Bemerkung, daß der deutsche Genius in jener erst
Klasse nie sehr glänzend erscheinen wird. Characterstücke stell
uns entweder Gattungen (die Molierische Comödie) oder Indiv
duen (die englische Comödie) dar. Für die letztere ist der deuts
Character zu arm, und für die erste, kältere Gattung ist der Ze
moment vorüber. Die Charactercomödie erfordert im Ganzen ei
größere Fülle des Genies von Seiten des Dichters und von Seit
des Schauspielers ein tieferes Studium, als man in unsern Tage
glaubt voraussetzen zu dürfen.

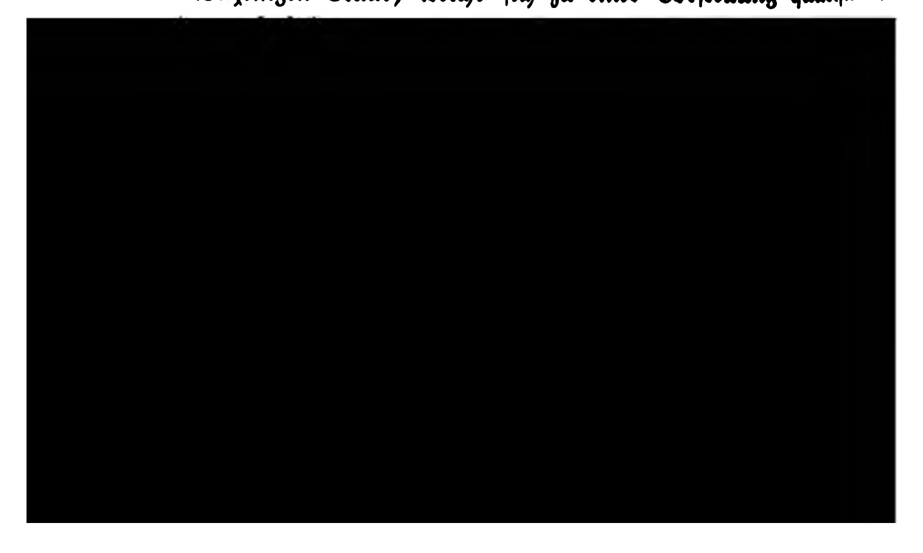
Es bleibet also nur das Feld der Intriguenstücke offen, da
Feld ist reich und nicht so leicht als das der Characterstücke zu er-
schöpfen.

In dem Intriguenstücke sind die Charactere bloß für die Begeben-
heiten, in dem Characterstücke sind die Begebenheiten für die Charactere
erfunden. Das Genie wird das Vorzügliche beyder Gattungen au
eine glückliche Art zu vereinigen wissen.

Ein Preiß von Dreißig Dukaten wird hiermit auf
das beste Intriguenstück gesetzt.

Die Manuscripte werden vor der Mitte Septembers erwartet.

Diejenigen Stücke, welche sich zu einer Vorstellung qualificiren,


[redacted]

XXIV.

Aus Schillers Nachlaß.

1. Methode.

rrecht, Politik, Moral, Aesthetik, wie gut sie sich auch im usnehmen, gestatten so wenig Anwendung auf Welt, Leben schöpfung. Kommt es nicht daher, [daß] weil der Philosoph Gesetzen und rationalen Principien, die Natur aber immer n Gewalten und von der That ausgeht?

Philosoph kommt freilich am besten zu seinem Zweck wenn nschen gleich als vernünftig voraussezt; aber der Mensch ernünftig, er wird es erst spät und wenn die Welt schon ist. Der Mensch ist mächtig, gewaltsam, er ist listig und reich seyn lang eh er vernünftig wird. Aus dieser seiner nicht aus seiner vernünftigen müßte das Naturrecht und deduciert werden, wenn durch sie das Leben erklärt nd wenn sie einen wirksamen Einfluß aufs Leben haben

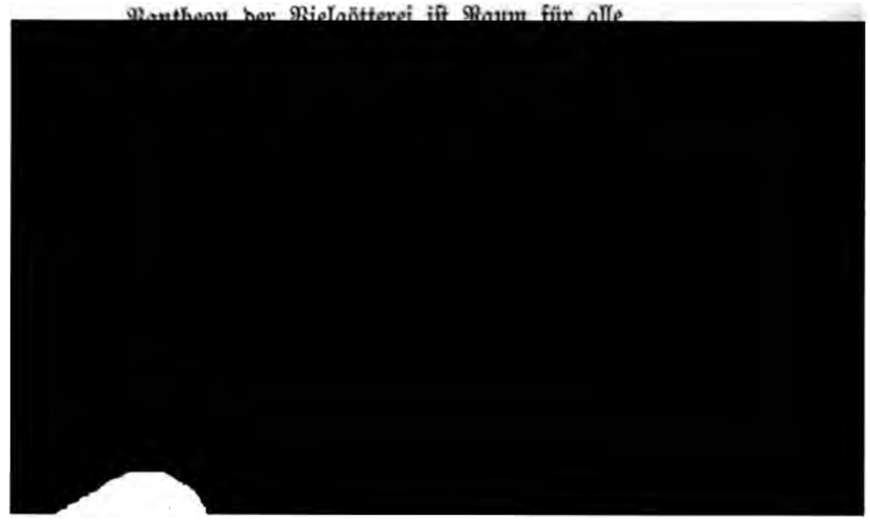
---

2. Bildungsstuffen.

abe oft bemerkt, daß die Halbkenner und unreifen Köpfe er zu befriedigen sind als die Meister und die Kenner, bei h immer eine gewisse Großmuth und Liberalität des Urtheils n Schauspielhause z. B. geben sich die leztern dem Künstler Werk bereitwillig hin, da die erstern sich zur Wehre setzen lle Art widerstreben. Bei Kunstausstellungen freut sich der ter über die kleinste Spur des Guten, er sucht sie auf, da ng nur das fehlerhafte sucht und findet. So ists in der

ganzen Welt. Wer reich ist und innere Fülle besizt kann auch dern geben, ohne daß er sich dadurch arm macht. Wer [sich] a selbst arm [fühlt] ist, der fühlt sich einen Augenblick reich, w er andern nimmt.

[Der Künstler wird daher] So findet man den Menschen Durchschnitt auf diesen drei Stuffen der Bildung. Auf der er wo seine Cultur noch nicht angefangen, ist er bloß sinnlich rühr ohne Reflexion, die Neuheit erweckt ihn, die Abwechßlung ergözt i ihn reizt das Glänzende, aber auch an dem baroken, grotesken, s samen, abentheuerlichen findet er Vergnügen. Er ist ganz ohne W und alles erfreut ihn, was ihn beschäftigt. Gutes und Schlecht wird in diesem Zustand mit gleicher Zufriedenheit von ihm a genommen, er ist dankbar für jede Gabe, das feierliche und d läppische findet ' bei ihm gleichen Eingang. Gott Vater und Han wurst kann man ihm beide gegen einander stellen. Glücklich ist de Schauspieldirector der ein solches Publicum antrift. Er ist willkomm mit allem was er bringt. Der Prediger auf der Kanzel kann sic kein besseres wünschen. In diesem Zustande befinden sich im Ganze noch viele Städte Deutschlands, selbst von den größten, gegenüber der Kunst und den Schriftstellern. Deßwegen haben wir in Deutsch land so viele große Genies, so viele vortrefliche Männer und Werke. Es geht den Deutschen mit berühmten Nahmen, wie dem alten heid nischen Römer mit den Gottheiten. Er nimmt alle bereitwillig auf, den Jupiter der Griechen und den Anubis der Egypter, in dem weiten Pantheon der Vielgötterei ist Raum für alle.



es ist der Reichthum welcher groß thun will. Deßwegen
der Wilde Ringe in Nasen, Ohren und Lippen, tattowirt
sich Lippen und Nägel, besteckt sich mit bunten Steinen,
: mit Knochen und Zähnen. Aber von allem diesen ist kein
zu einem freien Wohlgefallen an der schönen Gestalt.
erlich würde der Mensch je das Schöne gesucht haben, wenn
: schon als fertig vorgefunden hätte, ohne es zu suchen.
: fängt immer mit der That an. In Ländern, wo die
öne Gestalten erzeugt, entstand auch die Foderung des
das Ideal, welches man in sich trägt, bildet sich nach den
, die man empfangen. Und in solchen Ländern, wo es
zu schönen Gestalten bringt, schafft sie auch edlere Organisa=
hier wo der Mensch schöner gebaut ist, ist er auch zärter
mpfänglicher, geistreicher. Hier also findet sich das Subjekt
t und umgekehrt. Es ist eine Form da, den Sinn zu
d zu stimmen. Es ist ein Sinn da, die schöne Form zu

den Korbartigen Hütten und den schmutzigen Zelten von
n, unter welchen sich der Wilde so erbärmlich behilft —
iechischen Säulenordnung, zu den Tempeln und Portikus,
in Schritt!
Reinlichkeit

---

4. Tragödie und Comödie.

Gemüth in Freiheit zu setzen, erzielen beide, die Comödie
aber durch die moralische Indifferenz, die Tragödie
Autonomie.
er Comödie muß alles von dem moralischen Forum auf das
spielt werden, denn das moralische erlaubt keine Indifferenz.
die Comödie etwas, was unser moralisches Gefühl inter=
liegt ihr ob, es zu neutralisieren, d. i. es in die Klasse
Dinge zu versetzen, welche nach der Causalitæt nothwendig

. oben S. 460, Z. 19 ff.)

Undank z. B. ist an sich etwas, was unser moralisches Ge affiziert. Undank kann tragisch behandelt werden, so im Lear Undank der Töchter gegen den Vater, und da ist es eine moral Rührung. Wir werden dadurch moralisch verlezt, das kann und uns nicht erspart werden, denn die Tragödie fodert daß wir leid durch den Schmerz führt sie uns zur Freiheit.

Undank kann aber auch in der Comödie behandelt werden, dann muß [sie] er als eine natürliche Sache erscheinen; und w wir in der Tragödie mit demjenigen Mitleiden haben, der Und erleidet, so muß uns die Comödie den lächerlich machen, welcher D erwartet.

Man hat den Moliere getadelt, daß er in dem Tartuffe Heuchler zum Gegenstand einer Comödie gemacht; ein Charakter immer Abscheu errege und folglich für die Heiterkeit des Lustsp nicht geeignet sey. Wenn Moliere wirklich durch Darstellung sein Heuchlers unsre Indignation, unsern Abscheu erregt, so hat er fr lich unrecht und in diesem Fall hätte ihn der Genius der Comöd verlassen. Auch den Heuchler kann die Comödie behandeln, aber dan muß es so geschehen, daß nicht er abscheulich, sondern die welche betrügt lächerlich werden.

Welche von beiden, die Comödie oder die Tragödie, höher ste ist öfters gefragt worden. Man müßte untersuchen, welche das Höhe erzielt, aber dann wird man finden daß beide [auf] aus so ver schiedenen Punkten ausgehen und nach so verschiedenen Punkte

[redacted]

nicht, weil wir mit nichts zu kämpfen hatten, aber hier müssen wir
ken und bedürfen also der Kraft. Die Tragödie macht uns nicht
Göttern, weil Götter nicht leiden können, sie macht uns zu
Heroen d. i. zu göttlichen Menschen oder wenn man will zu lei=
nden Göttern zu Titanen. Prometheus, der Held einer der schönsten
ragödien, ist gewissermaßen ein Sinnbild der Tragödie selbst.

---

5. Nathan der Weise.

Lessing hat im Saladin gar keinen Sultan geschildert, und doch
die Intention Saladins mit Nathan, wie er ihm die Frage wegen
r drey Religionen vorlegt, ganz sultanisch. Deßwegen erscheint uns
ses Motiv plump ja ganz unpassend, es gehört einem andern Sa-
din zu als wie wir ihn im Stück sehen. Der Dichter hat nicht
standen, jene derbe Farbe zu vertreiben, und die Handlungsweise
s historischen Saladins mit dem Saladin seines Stücks zu verein=
ren. Daß Saladin bloß aus Eingebung der Sittah handelt ist
ß ein Behelf, der die Sache um nichts besser macht.

---

6. Zwei Blättchen aus den ästhetischen Vorlesungen.

. . . .

nlichen letzten Grund der ganzen Sinnenwelt an und denken uns
se in ihrer Totalität als bloße Darstellung [dieser denken] eines
telligibeln Substrats welches selbst nicht erkannt und in keiner
schauung kann gegeben werden. Ist aber die unendliche Sinnen=
lt nur Darstellung dieser Idee des Uebersinnlichen, so ist diese Idee
r sich selbst eine Größe, die dem unendlichen gleich ist, und ein
egenstand, der diese Idee in uns rege macht, wird die Vorstellung
r Unendlichkeit mit sich führen. Das Unendliche ist aber absolut,
cht komparativ, groß. Mit ihm verglichen ist jede andere Größe
in. Ein solcher Gegenstand wird also das AbsolutGroße in unser
müth rufen, er wird erhaben seyn.

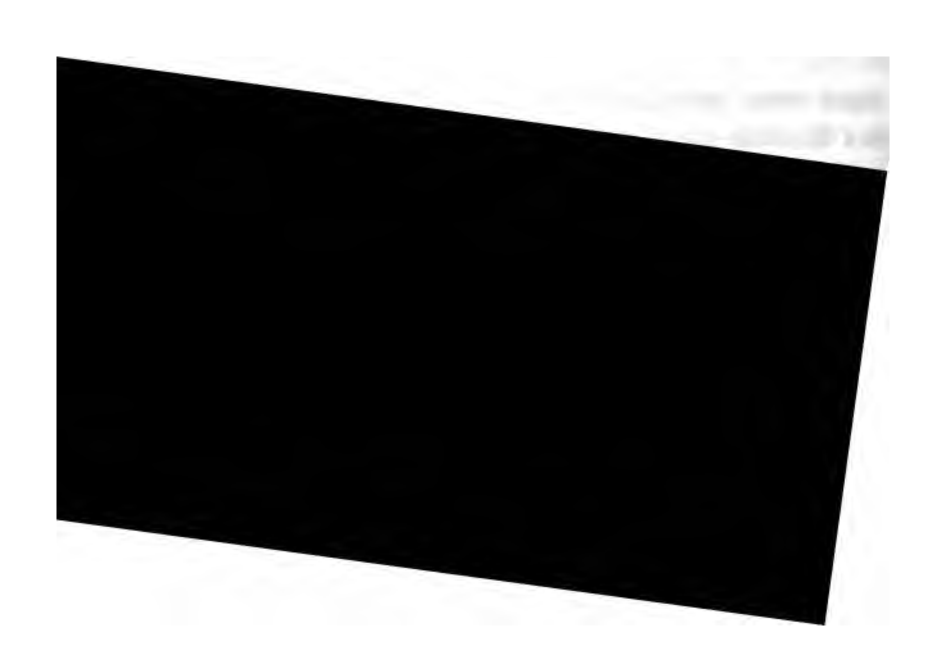
. . . .

. . . .

kraft bei Großen Vorstellungen ist schon das vorigemal aus
worden.

In der Auffassung und Aneinanderreihung der ei
Glieder eines Quantums schreitet die Einbildungskraft von sel
ohne dazu eine besondre Vernunftvorschrift nöthig zu haben
ohne durch eine subjektive Grenze gehindert zu werden ins Une
fort. Der Verstand leitet sie durch Zahlbegriffe, mit deren H
jedes auch noch so kleine Maaß jeder noch so ungeheuren Grö
adequat machen kann. Das Maaß wird von ihrer selbst herge
und die Zahlbegriffe die der Verstand gibt, bestimmen wiev
dises Maaß in dem Quantum, welches gemessen werden soll,
halten ist.

. . . .



Anhang. Zweifelhaftes.

1. Kants philosophische Religionslehre.

Ohne Druckort: Ueber Imm. Kants philosophische Religionslehre. Briefe an einen Freund. 1793. 32 S. 8.

Brief, welcher einen kurzen Auszug oder eigentlicher nur
een aus jedem Abschnitt des genannten Werkes mit einigen
ien Bemerkungen, Zweifeln und Einwürfen enthält, war,
f. sagt), bloß zum Privatgebrauch eines Freundes bestimmt,
erk wegen vieler Geschäfte nicht lesen konnte, und daher
uptideen durch einen Auszug zu erfahren wünschte. Der
t des kantischen Werks ist zwar sehr gedrängt, aber doch
ßlich dargestellt. Desto mehr muß man sich wundern, daß
ungen nicht allezeit treffend sind, und gewisse Sätze nur
ezweifeln oder bestreiten, weil sie der Vf. nicht verstand.
Begriff vom radikalen Bösen wird erinnert: durch die An-
r bösen Maxime werde das Böse nicht erklärt, weil dar-
icht erhelle, warum der freye Wille die Uebertretung des
d nicht vielmehr die Befolgung desselben in seine Maxime
das Böse sey schon erklärt, wenn man sage: Vernunft und
erfordern oft entgegengesetzte Sachen, wird jene dieser
et, so ist es eine böse Handlung.
aber diese Handlung moralisch seyn soll: so muß sie durch
schehen, und setzt also eine Maxime voraus.
so unerheblich sind die Einwürfe gegen den Satz: das radi-
inn nicht in der Sinnlichkeit gedacht werden, denn es wäre

emeine Literatur-Zeitung. Mittwochs, den 6. August 1794. Nr. 256.
36. — Vgl. Briefwechsel mit Körner 3, 75 f. Tomaschek S. 240 f.
5.

sonst nicht verschuldet. Der Vf. fragt unter andern: ob der Grund des Bösen eben verschuldet seyn müsse. Und doch ist leicht einzusehen, daß, wenn der Grund des Bösen nicht verschuldet ist, es auch das aus jener Quelle entspringende Böse nicht seyn kann, woraus dann ferner folgte, daß es gar kein moralisches Böse gebe.

Wenn der Vf. die Verpflichtung aus dem ethischen Naturstand in ein ethisches gemeines Wesen überzugehen, bezweifelt, und zwar aus dem Grunde, weil in beiden Zuständen eben dieselbe Vernunft eben dasselbe Gesetz vorschreibe, und eben dieselbe Freyheit angenommen werden müsse, und daher die Verpflichtung und die Hindernisse zu einem guten Lebenswandel in beiden gleich stark seyen: so hat er nicht daran gedacht, daß die Hindernisse, durch welche die Menschen unter einander die Erfüllung ihrer Pflichten erschweren, nach und nach aufhören müssen, wenn sie sich verbinden mit vereinten Kräften das Reich Gottes herbeyzuführen, oder mit andern Worten, die moralische Gesinnung in jedem andern zu beleben, zu stärken, und auszubreiten.

Uebrigens ist der Vf. in den meisten Punkten mit Kant einverstanden und überzeugt, daß nicht nur die Religion, sondern auch der christliche Glaube durch Kants Werk viel gewonnen habe und in Zukunft noch mehr gewinnen werde. Durch dieses Geständniß unterscheidet er sich von denjenigen gelehrten Katholiken, welche nach S. 5. den Umsturz der Religion und Jakobinische Grundsätze aus der Kantischen Philosophie wittern; nur drückt er sich auf eben derselben Seite [redacted]

2. Patriotismus und Kosmopolitismus.

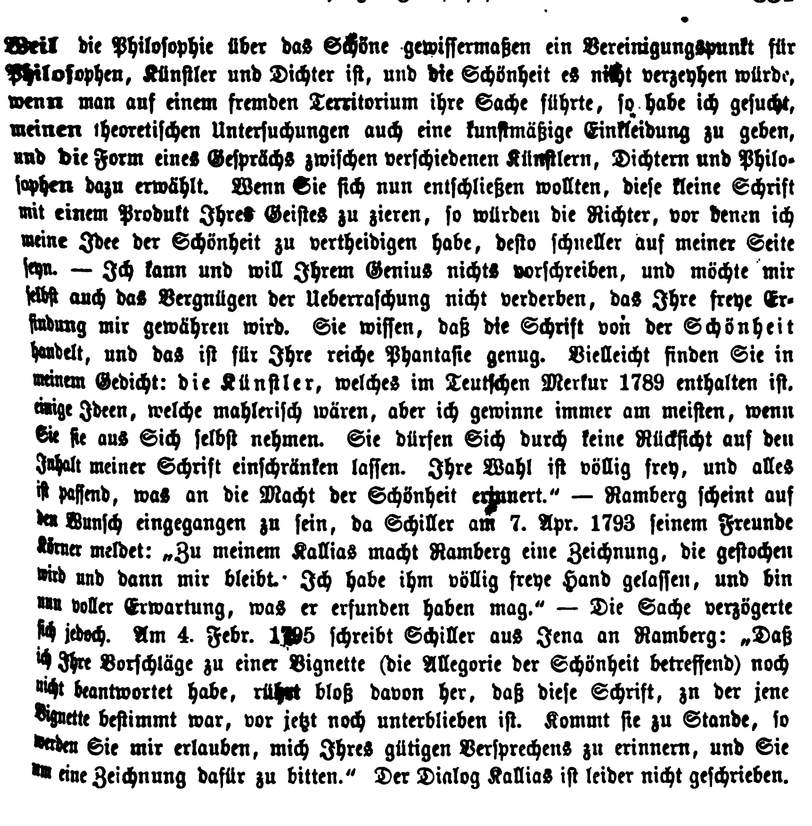
Den ersten Keim des empirischen Begriffs von *Vaterlands-
be*, — eines Worts, das vielleicht nie so sehr gemißbraucht
den ist, als zu unsern Zeiten, dessen eigenthümlicher Sinn also
ig bestimmt zu werden verdient, — findet Rec. in der Anhänglich-
an den *Grund und Boden*, auf welchem der Mensch geboren
rde, sich nährte und erwuchs. Von diesem dehnte er sich auf die
sellschaftliche Verbindung mit den auf demselben Boden leben-
n Menschen, und von diesen auf die *bürgerliche oder Staats-
rfassung*, zu welcher dieser Boden mit seinen Bewohnern gehört,
s. Nach dieser letztern Ausdehnung des Begriffs beruht der Patrio-
smus auf der Anhänglichkeit an die Gegenden und deren Bewohner,
unter einer und derselben *Staatsverfassung* stehen. Daß
nicht *unter einem und demselben* Regenten heißen könne,
hellet daraus, daß mehrere Länder eines und desselben Regenten
n verschiedener Verfassung seyn können, deren jede nur den Be-
ohnern ihres Landes, denen der übrigen aber nicht gefällt. Der
triotismus dieser letztern Art kann keinen festen und dauerhaften
und haben, so lange jene Anhänglichkeit ein Werk der bloßen Ge-
hheit ist, mit denselben Menschen an demselben Orte oder in dem-
n Lande zu leben, und mit ihnen auf irgend eine beliebige Weise
t zu werden; denn man kann sich gar leicht an andere Menschen,
dere Oerter und Gegenden und an andere Regierungsweisen
en, man kann überzeugt werden, daß das bürgerliche System,
hem wir leben, ungleich unvollkommner und mangelhafter sey,
ere, die wir kennen; jede Veränderung unserer Gesinnungen
nsere Mitbürger, jeder Gedanke an schönere und fruchtbarere
, bessere Regierungen und Staatsverfassungen, würde also
ere Anhänglichkeit an unser Vaterland erschüttern. Oder,
and für sein Vaterland und die Verfassung desselben, un-
rer Gebrechlichkeit, die er entweder nicht bemerkte oder nicht

ng einer Recension in der Allgem. Literaturzeitung 1794, 11. August
. 377—378, über das Buch: Von der Liebe des Vaterlandes. Ein
istorischer Versuch. Wien, b. Stahel, 1793. 2 Bde. 8. Der
der Recension enthält die Inhaltsangabe mit einigen Gegen-
— [6]: an dem A.

[illegible] eingesogen, so würde sein Patriotismus nur blind seyn, und dieser erlöschen, sobald ihm die Augen aufgingen. Die Anhänglichkeit an unser Vaterland kann also nur dann von Beständigkeit seyn, wenn sie eine Wirkung der Ueberzeugung ist, daß durch die politische Verfassung, unter welcher wir leben, nicht allein der Zweck des Staats, nemlich die Sicherung der natürlichen und unverlierbaren, so wie der im Staate wohl erworbenen Rechte, durch äußere Zwangsgesetze, sondern auch der Endzweck aller Staatsverfassung, nemlich die Erziehung der Menschen zu einem Zustande, in welchem sie, unabhängig von äußern Zwangsgesetzen, in einem bloß gesellschaftlichen Verhältnisse, ihren eigennützigen Trieb durch das Gesetz ihrer eigenen Vernunft einschränken und regieren, am zuverlässigsten befördert und erreicht wird. Und einen solchen letzten Zweck aller Staatsverfassung müssen wir setzen, so lange er noch möglich ist, und der Staat noch als bloßes Mittel zu einem höhern Zweck gedacht werden kann. Der Patriotismus besteht nach allem diesem in der aus der Ueberzeugung von der Güte und Zweckmäßigkeit unserer Staatsverfassung entspringenden thätigen Anhänglichkeit an dieselbe. Je gegründeter jene Ueberzeugung ist, desto wahrer und ächter wird auch der Patriotismus seyn; aber mit der Erreichung jenes Endzwecks aller Staatsverfassung wird er auch aufhören, und der Kosmopolitismus, als eine in demselben Verhältnisse höhere Tugend, in welchem der durch den Staat zu bewirkende Zustand (das goldne Zeitalter der Dichter) vorzüglicher ist, als jener, an dessen Stelle treten.

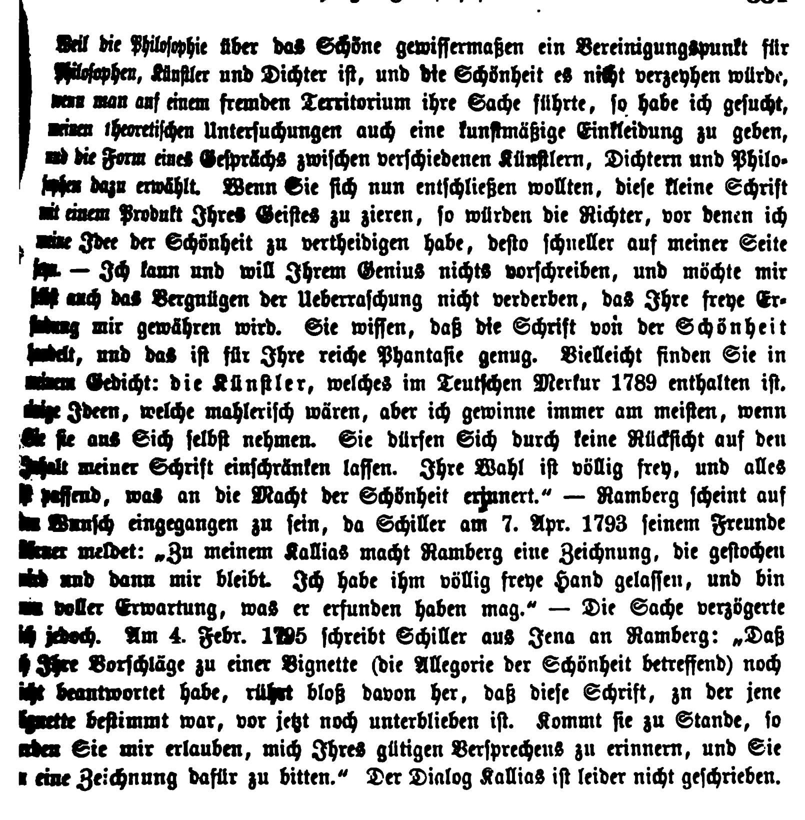






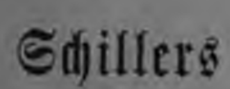
Weil die Philosophie über das Schöne gewissermaßen ein Vereinigungspunkt für Philosophen, Künstler und Dichter ist, und die Schönheit es nicht verzeyhen würde, wenn man auf einem fremden Territorium ihre Sache führte, so habe ich gesucht, meinen theoretischen Untersuchungen auch eine kunstmäßige Einkleidung zu geben, und die Form eines Gesprächs zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen dazu erwählt. Wenn Sie sich nun entschließen wollten, diese kleine Schrift mit einem Produkt Ihres Geistes zu zieren, so würden die Richter, vor denen ich meine Idee der Schönheit zu vertheidigen habe, desto schneller auf meiner Seite seyn. — Ich kann und will Ihrem Genius nichts vorschreiben, und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Ueberraschung nicht verderben, das Ihre freye Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug. Vielleicht finden Sie in meinem Gedicht: die Künstler, welches im Teutschen Merkur 1789 enthalten ist, einige Ideen, welche mahlerisch wären, aber ich gewinne immer am meisten, wenn Sie sie aus Sich selbst nehmen. Sie dürfen Sich durch keine Rücksicht auf den Inhalt meiner Schrift einschränken lassen. Ihre Wahl ist völlig frey, und alles ist passend, was an die Macht der Schönheit erinnert." — Ramberg scheint auf den Wunsch eingegangen zu sein, da Schiller am 7. Apr. 1793 seinem Freunde Körner meldet: „Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freye Hand gelassen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag." — Die Sache verzögerte sich jedoch. Am 4. Febr. 1795 schreibt Schiller aus Jena an Ramberg: „Daß ich Ihre Vorschläge zu einer Vignette (die Allegorie der Schönheit betreffend) noch nicht beantwortet habe, rührt bloß davon her, daß diese Schrift, zu der jene Vignette bestimmt war, vor jetzt noch unterblieben ist. Kommt sie zu Stande, so werden Sie mir erlauben, mich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern, und Sie um eine Zeichnung dafür zu bitten." Der Dialog Kallias ist leider nicht geschrieben.





Weil die Philosophie über das Schöne gewissermaßen ein Vereinigungspunkt für Philosophen, Künstler und Dichter ist, und die Schönheit es nicht verzeyhen würde, wenn man auf einem fremden Territorium ihre Sache führte, so habe ich gesucht, meinen theoretischen Untersuchungen auch eine kunstmäßige Einkleidung zu geben, und die Form eines Gesprächs zwischen verschiedenen Künstlern, Dichtern und Philosophen dazu erwählt. Wenn Sie sich nun entschließen wollten, diese kleine Schrift mit einem Produkt Ihres Geistes zu zieren, so würden die Richter, vor denen ich meine Idee der Schönheit zu vertheidigen habe, desto schneller auf meiner Seite seyn. — Ich kann und will Ihrem Genius nichts vorschreiben, und möchte mir selbst auch das Vergnügen der Ueberraschung nicht verderben, das Ihre freye Erfindung mir gewähren wird. Sie wissen, daß die Schrift von der Schönheit handelt, und das ist für Ihre reiche Phantasie genug. Vielleicht finden Sie in meinem Gedicht: die Künstler, welches im Teutschen Merkur 1789 enthalten ist, einige Ideen, welche mahlerisch wären, aber ich gewinne immer am meisten, wenn Sie sie aus Sich selbst nehmen. Sie dürfen Sich durch keine Rücksicht auf den Inhalt meiner Schrift einschränken lassen. Ihre Wahl ist völlig frey, und alles ist passend, was an die Macht der Schönheit erinnert." — Ramberg scheint auf den Wunsch eingegangen zu sein, da Schiller am 7. Apr. 1793 seinem Freunde Körner meldet: „Zu meinem Kallias macht Ramberg eine Zeichnung, die gestochen wird und dann mir bleibt. Ich habe ihm völlig freye Hand gelassen, und bin nun voller Erwartung, was er erfunden haben mag." — Die Sache verzögerte sich jedoch. Am 4. Febr. 1795 schreibt Schiller aus Jena an Ramberg: „Daß ich Ihre Vorschläge zu einer Vignette (die Allegorie der Schönheit betreffend) noch nicht beantwortet habe, rührt bloß davon her, daß diese Schrift, zu der jene Vignette bestimmt war, vor jetzt noch unterblieben ist. Kommt sie zu Stande, so werden Sie mir erlauben, mich Ihres gütigen Versprechens zu erinnern, und Sie um eine Zeichnung dafür zu bitten." Der Dialog Kallias ist leider nicht geschrieben.





Schillers

sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Elfter Theil.

Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1871.

Schillers

sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Im Verein mit

A. Ellissen, R. Köhler, W. Müldener, H. Oesterley, H. Sauppe
und W. Vollmer

von

Karl Goedeke.

Elfter Theil.

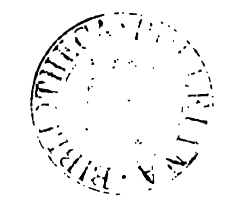
[redacted]

Schillers
sämmtliche Schriften.

Historisch-kritische Ausgabe.

Elfter Theil.

Gedichte.



Herausgegeben

von

Karl Goedeke.

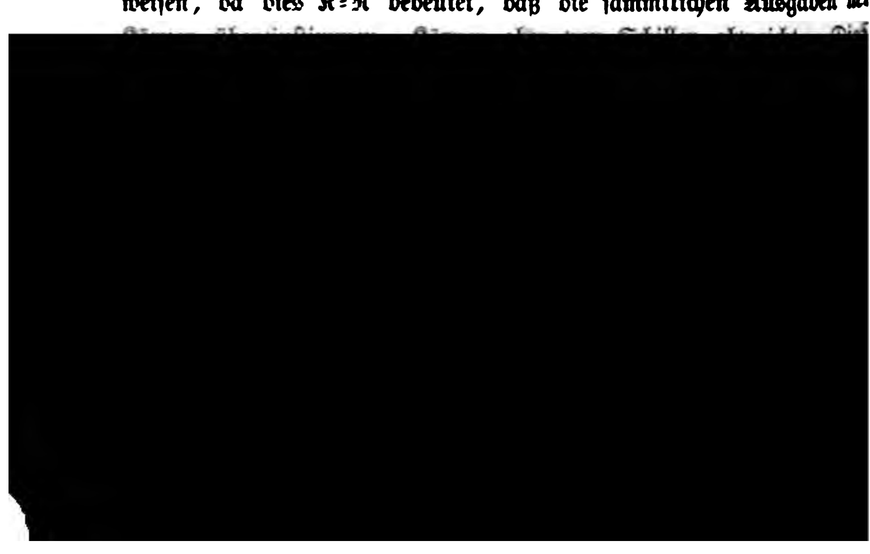
Stuttgart.
Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung.
1871.

[redacted]

Vorwort.

)er gegenwärtige elfte Theil von Schillers sämmtlichen Schriften,) bearbeitet habe, enthält die sämmtlichen Gedichte aus der Zeit usenalmanachs und der Horen, denen einige Umarbeitungen älterer ie in den letzten Lebensjahren des Dichters entstandenen und Theil in Taschenbüchern zerstreuten, so wie einige lyrische Stücke inen dramatischen Schöpfungen angeschlossen sind. Die Anord- folgt streng der Chronologie. Bei den meisten stand mit Hülfe ignen Angaben des Dichters das Jahr, bei vielen auch der t und der Tag der Entstehung zu ermitteln. Nur da, wo e Gruppen in den Urkunden zusammengestellt waren, wie bei otivtafeln, den Xenien, den Räthseln und Parabeln, sind diese menstellungen geschont, so daß z. B. die Räthsel, die in die 1801—1804 fallen, gleich beim Jahre 1801 gesammelt sind. nnerhalb der einzelnen Jahre sind einzelne Gruppen, bei denen itstehungszeit der einzelnen Stücke sich nach Monat und Tag mit voller Bestimmtheit ermitteln ließ, nach äußeren formellen en gebildet worden. Bei den Gedichten, die in den Musen- achen und Horen erschienen, sind stets die ersten Drucke zum e gelegt, bei den späteren die Redactionen, wie sie in Schillers tsammlung erschienen, oder wo diese nicht hinreichte, die ersten : oder die Sammlung der Werke, die Körner besorgte. Die lung ist, so weit die Quellen reichen, vollständig, nicht nur hl nach, sondern auch in Bezug auf die Geschichte jedes Wortes. mmtlichen Nachlesen, Nachträge und die ganze Literatur dieser ld fortan entbehrlich. Die Arbeiten der Commentatoren werden it sein. Ich hoffe im Gegentheil, durch die bequeme und voll- e Sammlung des Stoffes, Arbeiten dieser Art erleichtert zu Erst jetzt läßt sich eine Geschichte des Textes erkennen, die den größeren und wichtigeren Stücken bis in die Kleinigkeiten

der Schreibung und Interpunction durchgeführt habe. Mit dem h gefundenen Apparat kann sich jeder Leser jede benutzte Ausgabe s vollständig reconstruieren und anstatt der einfachen Schillerschen Int punction die spätere logisch ausgedachte, die den Text reichlich m Kolon, Semikolon, Ausrufungszeichen und Gedankenstrich ausgezi hat, vergleichen. Von diesen Dingen abgesehen hat der Text s Schillers Tode nur in einigen Ausnahmefällen eine tiefergehen Aenderung in Worten oder Lauten erlitten und ich, der ich Geschichte des Textes auf das genaueste verfolgt habe, muß bekenn daß die vielen lauten Klagen über die Verwahrlosung desselben völl unbegründet sind. Daß hin und wider eine Lesart eingeschlichen, di nicht von Schiller herrührt, soll nicht geleugnet werden; aber di Behauptung, daß sich grobe Fehler durch alle Ausgaben schleppten, is völlig grundlos. Wenn sich einmal hold statt mild eingedrängt hatte ist das Versehen sofort bei der nächsten Redaction verbessert worden Dagegen habe ich gefunden, daß bei Gelehrten, die sich mit Vorlieb über die schlechten Texte beklagen, eine Abweichung von dem Urkund lichen und Beglaubigten zu den erlaubten Dingen gerechnet zu sein scheint. Es war nur eine Pflicht der Gerechtigkeit, hier gelegentlic ein Exempel zu statuieren. Auch die häufigen Klagen über die Re daction, welche Körner den Werken Schillers gewidmet hat, finde ic unbegründet. Er ist der eigentliche Schöpfer des Textes, wie die f unendlich oft vorkommenden Bezeichnungen K=R in den Noten, be weisen, da dies K=R bedeutet, daß die sämmtlichen Ausgaben mi


[redacted]

mir die Gestaltung eines Textes für den allgemeinen Gebrauch obläge, mich aus Gründen der inneren und äußeren Kritik auf Körners Seite stellen müssen. Aus welchen Quellen er schöpfte, weisen die Bearbeitungen der einzelnen Werke meistens nach; bei den Gedichten zeigt sich, daß er die damals neueste Ausgabe, die freilich nach Schillers Tode erschienen war, zum Grunde legte und daß alle späteren Herausgeber von ihm abhängig sind, bis Joachim Meyer zuerst 1844 in den Werken, dann entschiedener in der Miniaturausgabe der Gedichte 1845 zu den ersten Ausgaben zurückkehrte, manche Irrthümer verbesserte, Einiges 1860 und 1862 in den Werken änderte oder zurücknahm, im Großen und Ganzen aber wie alle seine Vorgänger von Körner abhängig blieb. Aus seinen Vorarbeiten für eine kritische Ausgabe der Gedichte läßt sich nicht erkennen, daß er eine andere Ordnung als die überkommene einzuführen beabsichtigt hätte. Er hatte sich in seinem Handexemplare eine Auswahl von Varianten an den Rand geschrieben, die nur die ersten Drucke, Körners Ausgabe und mitunter die Ausgabe der Werke von 1838, die mit der Quartausgabe von 1840 stimmt, in ihren Kreis gezogen hatten. Eine ähnliche Vorarbeit habe ich darin nicht finden können. Ich war auf die Quellen selbst angewiesen, und ich würde dieselben auch unter andern Umständen von Grund aus neu verglichen haben. Das Verzeichniß derselben habe ich den Gedichten vorangesetzt. Den genaueren Verhalt legen die Anmerkungen dar. Ich meine die unter dem Texte, nicht die am Schlusse des Bandes, die der weiteren Erörterung chronologischer Daten und dem Nachweise von Schillers nächsten Quellen bei einzelnen stofflichen Gedichten gewidmet sind. Die paar hinzugefügten Anmerkungen über weitere Verbreitung des Stoffes sollen nur Fingerzeige für die Freunde dieser Literatur geben. Es wäre leicht gewesen, dieselben weiter auszuführen und Bogen mit den Sagen aller Länder und Zeiten zu füllen, die an sich sehr lehrreich sein könnten, nur mit Schiller und seinen Werken nichts gemein haben. Lediglich in dem Falle, wo, wie beim Taucher, die nächste Quelle nicht zu ermitteln war, ist der Stoff aus Werken beigebracht, die für Schillers eventuellen Quelle sein konnten. Bei einer einzigen Ballade, dem Ritter Toggenburg, ist es mir nicht gelungen, eine vorschillersche Aufzeichnung ausfindig zu machen; ich war gezwungen eine spätere Bearbeitung,



Gedichte von Schiller. Für einen freundschaftlichen Zirkel
Erlangen 1793" (4 Bogen 8. mit lateinischen Lettern) mi
mung „Seinen Freunden W." Es knüpft sich daran die
Abdruck dieser Gedichte sei von dem damaligen Meister
Walther, während Schillers Aufenthalt in Erlangen, fü
besorgt. Es müßte dies im Sommer 1793 gewesen sein,
auf der Reise nach Heilbronn war; aber da er über Heidel
wird er schwerlich Erlangen berührt haben. Auch spricht d
der Gedichte *) nicht für einen freimaurerischen Herausg
Lied an die Freude fehlte darin; der neueren größeren Schö
Künstler, wird nicht gedacht. Die Sammlung war für d
ausgestattet und mochte nicht gerade veranstaltet sein, u
damit zu machen. Aber sie trat einem Plane Schillers en
im Sommer 1793 eine sehr schöne Edition seiner Gedichte
in Leipzig veranstalten wollte (an Körner 3, 76 und
Sammlung sollte nicht über zwanzig Stücke enthalten und
neun oder zehn Bogen betragen. Er bat Körner, ihm,
neuen abgesehen, die Auswahl vorzuschlagen, und diese
Anthologie nicht zur Hand hatte, setzte siebenzehn auf
1: Die Künstler; 2: Götter Griechenlands; 3: Freude; 4
tion; 5: Freigeisterei der Leidenschaft; 6: „an deinem Ge
7: Freundschaft; 8: Vorwurf an Laura; 9: Phantasie
10: Laura am Clavier; 11: Geheimniß der Reminiscenz;
an die Liebe; 13: Brutus und Cäsar: 14: die Warzen:

Blumen; 16: Elegie am Grabe eines Jünglings; 17: die gelehrte Frau. Alle diese Gedichte, mit Ausnahme des sechsten, sind bekannt. Nur das „an deinem Geburtstage", das den Reigen der aus der Anthologie entlehnten eröffnet, hat zu abenteuerlichen Deutungen Anlaß gegeben; es soll darunter das berufne Octobergedicht gemeint sein, da sich Schiller im November geboren war. Es liegt auf der flachen Hand, daß darunter das letzte Gedicht der Anthologie, die Winternacht (S. 533), verstanden war. — Schiller vermißte in der Liste nur einige, die ihm der Erhaltung werth schienen; er erklärte Hektor und Andromache für eines seiner besten und meinte, auch Amalie im Garten verdiene Pardon; unter den Liedern an Laura sei die Entzückung vergessen, welches eins der fehlerfreisten sei; dagegen hatte er Lust, Laura am Clavier aufzuopfern. Die Götter Griechenlands waren damals in der Umarbeitung und wahrscheinlich auch die übrigen Gedichte der Anthologie, die Gnade fanden. Diese Stücke sind deshalb der gegenwärtigen Sammlung vorangestellt, obgleich sie erst 1800—1803 erschienen. Sie zeigen am deutlichsten, wie Schiller seine Jugendversuche betrachtete, auch die besten; ohne gründliche Neugestaltung schienen sie ihm der Aufbewahrung für den poetischen Genuß nicht würdig. — Aus der Sammlung, bei der ihm völlig freie Hand gelassen war, wurde jedoch damals nichts. Auch ruhte die Speculation einstweilen. Als aber Schiller in den Musenalmanachen und den Horen seinen lyrischen Reichthum in überraschender Weise entfaltete, glaubten die Nachdrucker, seine Früchte einfahren zu müssen, die, bei seiner Sorglosigkeit, sonst verderben könnten. Unter des Dichters Augen, in Jena selbst, schien ihm ein Buchhändler diesen Liebesdienst zu erweisen. Denn es kamen „Sämmtliche Gedichte von Friedrich Schiller, Professor in Jena, Erster Band, mit dem Portrait des Verfassers, Jena und Weimar, 1800", heraus, denen im Jahre 1801 der zweite Theil (Jena und Leipzig) und der dritte Band (Jena und Weimar) folgten. Aber der Nachdruck war doch nicht so frech, sich in Jena selbst hervorzuwagen; es war der Buchhändler Theodor Franz Behrens in Frankfurt, der in der Ober-Post-Amts-Zeitung vom 19. Mai 1800 (Nr. 79) unter seinem Namen die anonyme Sammlung anpries, in deren Vorrede er sich durch die Herausgabe ein Verdienst um seine Zeitgenossen zu erwerben

glaubte. „Vielleicht, heißt es weiter, wird endlich der Verf
durch selbst bewogen, den überall zerstreuten Kindern seines
mehr Aufmerksamkeit zu schenken, und sie unter seiner vä
Obhut dem Publikum vorzustellen. Geschieht es, dann ist de
zweck des Herausgebers dieser Sammlung erreicht." Indeß
der verdienstvolle Mann doch noch eine besondere Empfehlun
Diebstahls im Rückhalt, denn er fährt fort: „Da es übrig
wahrscheinlich ist, daß der Verfasser eine strengere Wahl b
selbst besorgten Ausgabe treffen wird, so behält die vorliegende
immer ihren Werth, da sie neben den vollendetsten Meist
zugleich auch die charaktervollen Erstlinge unsers Lieblingsdicht
hält." An sich war das nicht unrichtig, und Schiller selbst ha
Nachdruck (wie Goethe den himburgischen) für einzelne neue Bearb
zur Grundlage benutzt. Der Nachdruck war jedoch nicht vol
wimmelte von Fehlern und war um so unverschämter, da Schi
Schluß seines Musenalmanachs für 1799, also schon im Herb
eine Ausgabe seiner Gedichte durch folgende Notiz angekündig

> Bei Herrn Crusius in Leipzig erscheint auf Michaeli
> eine Sammlung meiner Gedichte von mir selbst aus
> verbessert und mit neuen vermehrt.
>
> Schill

Die Sammlung selbst verzögerte sich und war eben für de
vorbereitet, als jener Nachdrucker die seinige anzeigte. Den
des rechtmäßigen Verlegers, öffentlich etwas dagegen zu erklär



des Lesers, der sich oft auch das unvollkommene nicht gern entreißen läßt, weil es ihm durch irgend eine Beziehung oder Erinnerung lieb geworden ist, und selbst das Fehlerhafte bezeichnet wenigstens eine Stufe in der Geistesbildung des Dichters.

Der Verfasser dieser Gedichte hat sich, so wie alle seine übrigen Kunstgenossen vor den Augen der Nation und mit derselben gebildet; er wüßte auch keinen, der schon vollendet aufgetreten wäre. Er trägt also kein Bedenken, sich dem Publicum auf einmal in der Gestalt darzustellen, in welcher er nach und nach vor demselben schon erschienen ist. Er freut sich, daß ihm das vergangene vorüber ist, und insofern er sie überwunden hat, mag er auch seine Schwächen nicht bereuen.

Möchte diese rechtmäßige, correkte und ausgewählte Sammlung diejenige endlich verdrängen, welche vor einigen Jahren von den Gedichten des Verfassers in drei Bänden erschienen ist, und ungeachtet eines unverzeihlich fehlerhaften Drucks und eines schmutzigen Aeußern zur Schande des guten Geschmacks und zum Schaden des rechtmäßigen Verlegers dennoch Käufer findet.

Weimar in der Ostermesse 1803.

Der Druck der ersten Auflage wurde unter Schillers Augen in [...]a von Göpferdt besorgt und Schiller selbst las Correctur und Re[...]ionen (vgl. die Anmerkung zum Pilgrim Nr. 126.), daher denn [...]h, mit Ausnahme eines Falles in der ersten Redaction der Götter [...]iechenlands, wo Tochter für Töchter steht, ein entschiedener Druck[...]ler in keinem von beiden Theilen nachzuweisen ist. Was die [...]ordnung des Stoffes betrifft, so ist ein anderes Princip nicht zu [...]ennen, als die Sammlung bunt und abwechselnd zu machen, um [...] Leser durch Zusammenstellung des Gleichartigen nicht zu ermüden; [...]tike und moderne Formen wechseln, zwischen die Balladen sind [...] fremdartige didaktische Distichen gestellt, die nadowessische Todten[...]ge steht zwischen dem Epigramm deutsche Treue und dem Liede [...]ffnung; auch die chronologische Folge ist nicht als Princip der [...]ordnung angenommen, da dicht nebeneinander stehende Gedichte [...]en, sechzehen Jahre auseinanderliegen.

Schiller selbst mag diese Ordnung für keine glückliche gehalten [...]en. Als sein Verleger ihm eine mit Kupfern auszustattende

Prachtausgabe vorschlug, gieng er darauf ein und ordnete die einzelnen Gedichte in vier Bücher, deren jedes gleichartige Stücke, Lieder, Romanzen und Balladen, elegische Formen und dergleichen enthielt. Das Manuscript von der Hand seines treuen Dieners Rudolph sehr correkt und deutlich geschrieben, jedoch nicht zu Ende geführt, hat sich im Besitz der Familie erhalten, hat aber nicht den Werth, der ihm wohl hie und da beigelegt ist. Die einzelnen Stücke, mit Ausnahme der kleineren distichischen Gedichte, die sämmtlich zu den Votivtafeln gestellt wurden, liegen auf losen Blättern in Umschlägen, die von Schillers Hand als Erstes—Viertes Buch bezeichnet sind. Da das Manuscript seit sechzig und mehr Jahren durch viele blätternde Hände gegangen, würde nicht einmal Sicherheit darüber bestehen, daß z. B. das 2. Buch für die Romanzen und Balladen bestimmt gewesen, — denn wie leicht konnte der Inhalt des einen Umschlages mit einem andern vertauscht werden! — wenn sich nicht zufällig ein Foliobogen erhalten hätte, auf dem Schiller den Inhalt der einzelnen Bücher zu verzeichnen angefangen — ich mag nicht entscheiden, ob auch vollendet — hatte. Prüft man die Handschrift (G) genauer, so vermindert sich ihr Werth noch mehr, da sie nichts ist, als eine getreue Abschrift von Gedichten, welche die zweite Auflage des ersten und die erste des zweiten Theils enthielt, denen einige in Taschenbüchern zerstreute Gedichte beigefügt sind. Nur bei einzelnen Gedichten hat Schiller corrigiert, jedoch auch hier nicht immer so, daß man eine letzte Redaction darin erkennen kann. Ich verweise auf den Alpenjäger, wo durch die Correctur [redacted]

›em durch das ganze Mittelalter und die neuere Zeit gebräuchliche
ne Damon im Texte des Gedichtes zu nennen war. Es scheint
ch völlig ungeeignet, den millionenmal gelesenen und declamirten
ros nach einem halben Jahrhundert lediglich deshalb zu vertreiben,
: Schiller in einer nicht druckfertig gewordenen Handschrift einen
ern Namen dafür an die Stelle setzte; ganz ungerechtfertigt war
: die Einführung eines Phintias, von dessen Existenz Schiller so wenig
ußt hat, als seine Vorgänger, die den Stoff erzählten oder poetisch
zestalten versuchten. Correkturen dieser Art darf man sich gegen
n Dichter von Schillers Bedeutung nicht gestatten, wenn man den
rlegenen Genius nicht auf die niedrige Schulbank herabsetzen will.
Nach Schillers Tode erschien im rechtmäßigen Verlage noch eine
lage (g), die sich schon einige Freiheiten in Bezug auf Schrei=
g und Interpunction erlaubte. Diesen Druck legte Körner als
neuesten zum Grunde bei der Redaction der Gedichte, die er im
en, dritten und neunten Bande der Werke, nach den von ihm
gestellten drei Perioden des Dichters, mittheilte. Er schaltete einige
: Schiller übergangene kleine Gedichte ein, theilte hin und wider
re Lesarten mit und führte ein strengeres Interpunctionssystem ein.
ne Anordnung erhielt sich bis auf die neueste Zeit. Nur hielten
spätere Herausgeber nicht mehr für erforderlich, die von Schiller
› Körner im Inhaltsverzeichniß den einzelnen Gedichten beige=
en Zahlen der Entstehungsjahre zu wiederholen, wodurch dann
ends die ältesten und neuesten Gedichte auf dieselbe Stufe gerückt
rden und die fortschreitende Entwicklung des Dichters innerhalb
einzelnen Perioden unbezeichnet blieb. Diesem Uebelstand half
h J. Meyer nicht ab, der die Werke seit 1844 und die Gedichte
dem folgenden Jahre für den Druck revidierte und sehr viel kleine
rthümer verbesserte. Er mußte das große Publikum im Auge
en und hatte also um die Geschichte des Textes sich nur in sehr
chränkter Weise zu bekümmern, so daß er von den älteren Lesarten
› hergebrachten Textes nur an besonders merkwürdigen Stellen
chenschaft gab. Er erlaubte sich eine Vermehrung der Schiller'schen
mmlung, indem er ein mindestens zweifelhaftes Gedicht einschaltete,
hrend er eine ganze Reihe unzweifelhaft echter, die Schiller und
rner übergangen hatten, gleichfalls unberücksichtigt ließ. Dies



fanden sich einzelne Blätter, die ich dem gegenwärtigen T
beifügen zu müssen. Es sind theils bloße Entwürfe,
für künftige Gedichte, theils begonnene Ausführungen.
an den Schluß gesetzt. Nur mit den Fragmenten aus Do
ich unter den Gedichten selbst einreihte (Nr. 77), habe ich
Ausnahme gemacht, weil sich die Entstehungszeit genau f
und weil Don Juan Schillers erster Versuch in der
war und als solcher besondere Aufmerksamkeit verdient.
daraus, wie leicht und zugleich wie schwer ihm die Arbei
gieng. Wenn ihn eine Stimmung für einen Stoff ergr
ihm das Ganze rasch in poetischer Gestalt auf, aber von d
Anschauung bis zur Erweckung einer poetischen Anschauung
und Leser war ein weiter Weg, auf dem die Kleinigkeiten
die strophische Form, die Ermittlung geschickter Uebergäng
Schwierigkeiten boten. Selbst wenn die Dichtungen schon
Sinne fertig waren, genügten sie dem Dichter nicht immer.
der Art sehen wir bei den Kranichen des Ibycus, die Goe
kürzern Fassung mitgetheilt wurden. Ich habe die später
Strophen nachgewiesen. Aehnliches begegnet bei andern
z. B. Hero und Leander, bei dem Liede: Sehnsucht u. s. w
an den betreffenden Stellen die Nachweise gegeben sind.

Göttingen, 24. Juni 1867.

K. Go

Inhalt.

Seite

...en älterer Gedichte.

...Griechenlands. 1788—1793 3
...s Abschied. 1780—1793 8
...l. 1780—1793 9
...lumen. 1780—1793 10

...übrigen leichteren Umarbeitungen sind im 1. 4. 6. Theile gedruckt.)

...gedruckte Gedichte.

...mbuch-Impromptu (In das Folio-Stammbuch eines Kunst-...s). 1793 12
... des Lebens. An ***. 1795. Juni 12

... dem Musenalmanach für 1796.

...h des Confucius. 1795 14
...lacht des Gesanges. 1795 15
... jungen Freundin ins Stammbuch. 1788—1795 17
...s in der Dienstbarkeit (Pegasus im Joche). 1795 19
...deale. 1795 23
...deale. (Zweite Redaction 1795—1800) 27
...letaphysiker. 1795 31
... der Frauen. 1795. August 32
...ort an die Proselytenmacher. 1795 37
...ort an die Proselytenmacher. (Zweite Redaction 1795—1799) 37
...ind in der Wiege. 1795 38
...s. 1795 38
...nwandelbare. 1795 39
...n Herkules. 1795 39
...anz. 1795 40
...anz. (Zweite Redaction 1795—1799) 41
...a. 1795 43
...land und seine Fürsten. 1795 43
...lelende Knabe. 1795 43
...itter des Spitals zu Jerusalem (Die Johanniter). 1795 . 44
...ämann. 1795 45
...ei Tugendwege. 1795 45
...aufmann. 1795 45
...ste Staat. 1795 46
...us. 1795 46

Se

32. Der Abend, nach einem Gemählde. 1795. . . . .
33. Stanzen an den Leser. (Abschied vom Leser.) 1795 . . . . .

Gedichte aus den Horen 1795. Stück 9—12.

34. Das verschleierte Bild zu Sais. 1795 . . . .
35. Das Reich der Schatten. 1795. August. (Das Reich der Formen. — Das Ideal und das Leben.) . . . .
36. Die Theilung der Erde. 1795. October . . . .
37. Die Theilung der Erde. (Zweite Redaction. 1795—1799) . . .
38. Die Thaten der Philosophen. (Die Weltweisen.) 1795. October.
39. Natur und Schule. (Der Genius.) 1795. September . . .
40. Der philosophische Egoist. 1795 . . . .
41. Die Antike an einen Wanderer aus Norden. (Die Antike an den nordischen Wandrer.) 1795 . . . .
42. Deutsche Treue. 1795 . . . .
43. Weisheit und Klugheit. 1795. . . . .
44. An einen Weltverbesserer. 1795. August . . . .
45. Das Höchste. 1795 . . . .
46. Ilias. 1795 . . . .
47. Unsterblichkeit. 1795 . . . .
48. Elegie. 1795 . . . .
49. Der Spaziergang. (Zweite Redaction der Elegie. 1795—1799.) .
50. Theophanie. 1795 . . . .
51. Einem jungen Freunde, als er sich der Weltweisheit widmete. 1795. November . . . .
52. Archimedes und der Schüler. 1795. November . . . . . .
53. Menschliches Wissen. 1795 . . . .
54. Die Dichter der alten und der neuen Welt. (Die Sänger der Vorwelt.) 1795 . . . .

[redacted]

Seite

...ische Romanhelden 100
...rrer Cyllenius 100
...iden 101
...rste Schule 101
...eutsche Baulustige 101
...ie 101
...Abwechslung 101
...Zeitpunkt 101
...es Zeitalter 101
...s von den Grazien 101
...s Jerusalem von dem... 102
...unst zu lieben 102
...er zu Breslau 102
... . 102
... . 102
...unverzeihliche 102
...sche Reimer 102
...Paul Richter 102
...nen Lobredner 103
...licher Einfall 103
...og 103
...thek schöner Wissenschaften (die
...ben) 103
...ie 103
...westen Geschmacksrichter . . . 103
...swätzer und Schmierer 103
...onverte 104
...wisse Collegen 104
...Herren R. O. P. 104
...ommissarius des jüngsten Ge-
. . . . 104
...und seine Ausleger 104
... . 104
...todblinden 104
...iter 104
...rift und der Buchstabe 105
...schaftliches Genie 105
...rnierten Köpfe 105
...tenpflicht 105
...ihr 105
...chaft 105
...nt 105
...rzweilige Philosoph 105
...ter Beruf 106
...ilosophische Gespräch 106
...rivilegium 106
...rischer Zodiakus 106
des Widders 106
des Stiers 106
des Fuhrmanns 106
der Zwillinge 106
des Bärs 107
des Krebses 107
des Löwen 107
der Jungfrau 107
des Raben 107
der Berenice 107

Seite

79. Zeichen der Waage 107
80. Zeichen des Scorpions 108
81. 108
82. Zeichen des Schützen 108
83. Gans 108
84. Zeichen des Steinbocks 108
85. Zeichen des Pegasus 108
86. Zeichen des Wassermanns 108
87. Eridanus 108
88. Fische 109
89. Der fliegende Fisch 109
90. Glück auf den Weg 109
91. Die Aufgabe 109
92. Wohlfeile Achtung 109
93. Revolutionen 109
94. Partheygeist 109
95. Das deutsche Reich 110
96. Deutscher Nationalcharacter . . . 110
97. Rhein (Die Flüsse) 110
98. Rhein und Mosel 110
99. Donau in B** 110
100. Donau in O** 110
101. Mayn 110
102. Saale 110
103. Ilm 111
104. Pleisse 111
105. Elbe 111
106. Spree 111
107. Weser 111
108. Gesundbrunnen zu *** 111
109. P** bey N*** 111
110. Die **chen Flüsse 112
111. Salzach 112
112. Der anonyme Fluß 112
113. Les fleuves indiscrets 112
114. An den Leser 112
115. Gewissen Lesern 112
116. Dialogen aus dem Griechischen . . . 112
117. Der Ersatz 112
118. Der moderne Halbgott 113
119. Charis 113
120. Nachbildung der Natur 113
121. Nachäffer 113
122 Klingklang 113
123 An gewisse Umschöpfer 113
124. Aufmunterung 113
125. Das Brüderpaar 114
126. K** (N**) 114
127. An die Moralisten 114
128. Der Leviathan und die Epigramme . 114
129. Louise von Voß 114
130. Jupiters Kette 114
131. Aus einer der neuesten Episteln . . 115
132. B**s Taschenbuch 115
133. Ein deutsches Meisterstück 115
134. Unschuldige Schwachheit 115
135. Das neueste aus Rom 115

Seite
136. Deutsches Lustspiel 115
137. Das Mährchen 116
138. Frivole Neugier 116
139. Beyspielsammlung 116
140. Mit Erlaubniß 116
141. Der Sprachforscher 116
142. Geschichte eines dicken Mannes . . . 116
143. Anecdoten von Friedrich II. 116
144. Litteraturbriefe 117
145. Gewisse Melodien 117
146. Ueberschriften dazu 117
147. Der böse Geselle 117
148. Karl von Karlsberg 117
149. Schriften für Damen und Kinder . 117
150. Dieselbe 117
151. Gesellschaft von Sprachfreunden . . 118
152. Der Purist 118
153. Vernünftige Betrachtung 118
154. An ** 118
155. An *** 118
156. Garve 118
157. Auf gewisse Anfragen 119
158. Stoßgebet 119
159. Distinctionszeichen 119
160. Die Addressen 119
161. Schöpfung durch Feuer 119
162. Mineralogischer Patriotismus . . . 119
163. Kurze Freude 119
164. Triumph der Schule 119
165. Die Möglichkeit 120
166. Wiederholung 120
167. Wer glaubts? 120
168. Der Welt Lauf 120
169. Hoffnung 120
170. Exempel 120
171. Der letzte Märtyrer 120
172. Menschlichkeiten 120
173. Und abermals Menschlichkeiten . . . 120
[redacted]

Seite
191. Der Quellenforscher 123
192. Derselbe 123
193. N. Reisen XI. Band 123
194. Der Glückliche 123
195. Verkehrte Wirkung 123
196. Pfahl im Fleisch 123
197. Die Horen an Nicolai 123
198. Fichte und Er 124
199. Briefe über ästhetische Bildung . . . 124
200. Modephilosophie 124
201. Das grobe Organ 124
202. Der Lastträger 124
203. Die Waidtasche 124
204. Das Unentbehrliche 124
205. Die Xenien 124
206. Lucri bonus odor 124
207. Vorsatz 125
208. Nur Zeitschriften 125
209. Das Motto 125
210. Der Wächter Zions 125
211. Verschiedene Dressuren 125
212. Böse Gesellschaft 125
213. An die Obern 125
214. Baalspfaffen 125
215. Verfehlter Beruf 126
216. An mehr als Einen 126
217. Das Requisit 126
218. Verdienst 126
219. Umwälzung 126
220. Der Halbvogel 126
221. Der letzte Versuch 126
222. Kunstgriff 126
223. Dem Großsprecher 126
224. Mottos 127
225. Sein Handgriff 127
226. Die Mitarbeiter 127
227. Unmögliche Vergeltung 127
228. Das züchtige Herz 127
[redacted]

		Seite
248.	Vossens Almanach	129
249.	Schillers Almanach von 1796	130
250.	Das Paket	130
251.	Das Journal Deutschland	130
252.	Reichsanzeiger	130
253.	A. d. Ph.	130
254.	A. D. B.	131
255.	A. d. J.	131
256.	Deutsche Monatschrift	131
257.	G. d. Z.	131
258.	Urania	131
259.	Merkur	131
260.	Horen. Erster Jahrgang	131
261.	Minerva	131
262.	Journal des Luxus und der Moden	132
263.	Dieser Musenalmanach	132
264.	Der Wolfische Homer	132
265.	M***	132
266.	Herr Leonhard **	132
267.	Pantheon der Deutschen I. Band	132
268.	Borussias	132
269.	Guter Rath	133
270.	Reinecke Fuchs	133
271.	Menschenhaß und Reue	133
272.	Schinks Faust	133
273.	An Madame B** und ihre Schwestern	133
274.	Amansaris und Amanda	133
275.	B**	133
276.	Erholungen. Zweytes Stück	134
277.	Moderecension	134
278.	Dem Zudringlichen	134
279.	Höchster Zweck der Kunst	134
280.	Zum Geburtstag	134
281.	Unter vier Augen	134
282.	Charade	134
283.	Frage in den Reichsanzeiger	134
284.	Göschen an die deutschen Dichter	135
285.	Verleger von P** Schriften	135
286.	Josephs II. Dictum, an die Buchhändler	135
287.	Preisfrage der Akademie nützlicher Wissenschaften	135
288.	G. G.	135
289.	Hörsäle auf gewissen Universitäten	135
290.	Der Virtuose	136
291.	Sachen so gesucht werden	136
292.	Französische Lustspiele von Dyk	136
293.	Buchhändler Anzeige	136
294.	Auction	136
295.	Gottesurtheil	136
296.	Sachen so gestohlen worden	136
297.	Antwort auf obigen Avis	137
298.	Schauspielerin	137
299.	Professor Historiarum	137
300.	Recension	137
301.	Litterarischer Adreßcalender	137
302.	Neueste Kritikproben	137

		Seite
303.	Eine zweyte	137
304.	Eine dritte	137
305.	Schillers Würde der Frauen	138
306.	Pegasus, von eben demselben	138
307.	Das ungleiche Verhältniß	138
308.	Neugier	138
309.	Jeremiaden aus dem Reichsanzeiger (309—318: Jeremiade)	138
310.	Böse Zeiten	138
311.	Scandal	138
312.	Das Publicum im Gedränge	139
313.	Das goldne Alter	139
314.	Comödie	139
315	Alte deutsche Tragödie	139
316.	Roman	139
317	Deutliche Prosa	139
318.	Chorus	139
319.	Gelehrte Zeitungen	139
320.	Die zwey Fieber (320—322. Griechheit)	140
321.	Griechheit	140
322.	Warnung	140
323.	Ueberbreitung und Einseitigkeit	140
324.	Neueste Behauptung	140
325.	Griechische und moderne Tragödie	140
326.	Entgegengesetzte Wirkung	140
327.	Die höchste Harmonie	140
328.	Aufgelöstes Räthsel	141
329.	Gefährliche Nachfolge	141
330.	Geschwindschreiber	141
331.	Die Sonntagskinder (331—330 Die Sonntagskinder)	141
332.	Xenien	141
333.	Muse	141
334.	Acheronta movebo	141
335.	Sterilemque tibi Proserpina vaccam	142
336.	Elpänor	142
337.	Unglückliche Eilfertigkeit	142
338.	Achilles	142
339.	Trost	142
340.	Seine Antwort	142
341.	Frage	142
342.	Antwort	143
343.	Frage	143
344.	Antwort	143
345.	Ajax	143
346.	Tantalus	143
347.	Phlegyasque miserrimus omnes admonet	143
348.	Die dreyfarbige Kokarde	143
349.	Agamemnon	144
350.	Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme	144
351.	Sisyphus	144
352.	Sulzer	144
353.	Haller	144
354.	Moses Mendelsohn	144
355.	Der junge Werther	144

Seite
356. L*** 145
357. Dioscuren 145
358. Unvermuthete Zusammenkunft . . 145
359. Der Leichnam 145
360. Peregrinus Proteus 145
361. Lucian von Samosata 145
362. Geständniß 145
363. Alcibiades 145
364. Martial 146
365. Xenien 146
366. Rhapsoden (366—368: die Homeriden) 146
367. Viele Stimmen 146
368. Rechnungsfehler 146
369. Einer aus dem Chor 146
370. Vorschlag zur Güte 146
371. Philosophen, (371—389: die Philosophen) 146
372. Aristoteles 147
373. Dringend 147
374. Einer aus dem Haufen 147
375. Ich (Lehrling) 147
376. Ein zweyter 147
377. Ein dritter 147
378. Ein Vierter 147
379. Ein Fünfter 147
380. Ein Sechster 147
381. Ein Siebenter 148
382. Ich. (Lehrling) 148
383. Ein Achter 148
384. Ich. (Lehrling) 148
385. David Hume 148

386. Rechtsfrage . . . .
387. Puffendorf . . . .
388. Gewissensscrupel . . . .
389. Decisum. (Entscheidung) . . . .
390. Hercules. (390—412: Shakespears Schatten. Parodie) . . . . . .
391. Heracliden . . . .
392. „Pure Manier“ . . . .
393. Er . . . .
394. Ich . . . .
395. Er . . . .
396. Ich . . . .
397. Er . . . .
398. Ich . . . .
399. Er . . . .
400. Ich . . . .
401. Er . . . .
402. Ich . . . .
403. Er . . . .
404. Ich . . . .
405. Er . . . .
406. Ich . . . .
407. Er . . . .
408. Ich . . . .
409. Er . . . .
410. Ich . . . .
411. Er . . . .
412. Er . . . .
413. Muse zu den Xenien . . . . . .
414. An die Freyer . . . .

61. Aus dem Xenienmanuscript 153

1. Allgemeine Litteratur Zeitung . 153
23. E. v. B. . . . .

	Seite			Seite
oetische Erdichtung und Wahrheit	159	49.	Unger über seine Verlagsschriften	160
iocrates	159	50.	An die Frommen	160
iocrates	159			

setzung der Gedichte aus dem Musenalmanach für 1797.

.	Vielen. 1—18	161
.	Einer	164
.	Tabulae votivae	166

Votivtafeln)	166	46.	Fratzen	173
Die verschiedene Bestimmung	166	47.	Moral der Pflicht und der Liebe	173
Das Belebende	167	48.	Der Philosoph und der Schwärmer	173
Zweyerley Wirkungsarten	167	49.	Das irdische Bündel	173
Unterschied der Stände	167	50.	Der wahre Grund	173
Das Werthe und Würdige	167	51.	Die Triebfedern	174
Der moralische und der schöne Charakter	167	52.	An die Mystiker	174
Die moralische Kraft	167	53.	Licht und Farbe	174
Mittheilung	168	54.	Wahrheit	174
In *	168	55.	Schönheit	174
In **	168	56.	Aufgabe	174
In ***	168	57.	Bedingung	174
Das blinde Werkzeug	168	58.	Das eigne Ideal	175
Wechselwirkung	168	59.	Schöne Individualität	175
In die Muse	168	60.	Der Vorzug	175
Der Philister. (Der gelehrte Arbeiter)	169	61.	Die Erzieher	175
Das ungleiche Schicksal. (Die Gunst der Musen)	169	62.	Die Mannichfaltigkeit	175
Pflicht für jeden	169	63.	Das Göttliche	176
Der schöne Geist und der Schöngeist	169	64.	Verstand	176
Philister und Schöngeist	169	65.	Phantasie	176
Die Uebereinstimmung	169	66.	Dichtungskraft	176
Natur und Vernunft	170	67.	Der Genius	176
Der Schlüssel	170	68.	Der Nachahmer und der Genius	176
Das Subjekt	170	69.	Genialität	177
Glaubwürdigkeit	170	70.	Witz und Verstand	177
Was nutzt	170	71.	Aberwitz und Wahnwitz	177
Was schadet	170	72.	Der Unterschied	177
Zucht	170	73.	Die schwere Verbindung	177
Das Schooßkind	171	74.	Korrektheit	177
Trost	171	75.	Lehre an den Kunstjünger	177
Die Zergliederer	171	76.	Das Mittelmäßige und das Gute	178
Metaphysiker und Physiker. (Die Forscher)	171	77.	Das Privilegium	178
Die Versuche	171	78.	Die Sicherheit	178
Die Quellen	171	79.	Das Naturgesetz	178
Empiriker	171	80.	Vergebliches Geschwätz	178
Theoretiker	171	81.	Genialische Kraft	178
Letzte Zuflucht	172	82.	Delikatesse im Tadel	178
Die Systeme	172	83.	Wahl	179
Die Philosophien	172	84.	Sprache	179
Die Vielwisser	172	85.	An den Dichter	179
Kein Glaube	172	86.	Der Meister	179
Moralische Schwätzer	172	87.	Dilettant	179
Meine Antipathie	172	88.	Der berufene Richter	180
Der Strengling und der Frömmling	173	89.	Der berufene Leser	180
Sycophagen	173	90.	An ****	180
		91.	Das Mittel	180
		92.	Die Unberufenen	180
		93.	Die Belohnung	180

Seite

94. Das gewöhnliche Schicksal 181
95. Der Weg zum Ruhme 181
96. Bedeutung 181
97. An die Moralisten 181
98. An die Muse 181
99. Die Kunstschwätzer 181
100. Deutsche Kunst 181
101. Todte Sprachen 182
102. Deutscher Genius 182
103. Guter Rath 182

65. Vermischte Epigramme 1—36 183

1. Politische Lehre 183
2. Die beste Staatsverfassung 183
3. An die Gesetzgeber 183
4. Würde des Menschen 183
5. Majestas populi 184
6. Das Ehrwürdige 184
7. Jetzige Generation 184
8. Falscher Studiertrieb 184
9. Jugend 184
10. Quelle der Verjüngung 185
11. Der Aufpasser 185
12. Der Naturkreis 185
13. Der epische Hexameter. (Kleinigkeiten) 185
14. Das Distichon 185
15. Die achtzeilige Stanze 186
16. Der Homeruskopf als Siegel . . . 186
17. Der Genius mit der umgekehrten Fackel 186
18. Macht des Weibes 186
19. Tugend des Weibes 187
20. Weibliches Urtheil 187
21. Forum des Weibes 187
22. Das weibliche Ideal. An Amanda . 187
23. Die schönste Erscheinung 188
24. An die Astronomen 188
25. An die Astronomen. (Zweite Redaction) 188
26. Innerer Werth und äußere Erscheinung. (Inneres und Aeußeres). . 188
27. Freund und Feind 189
28. Der griechische Genius an Meyer, in Italien 189
29. Erwartung und Erfüllung 189
30. Das gemeinsame Schicksal 189
31. Menschliches Wirken 189
32. Der Vater 190
33. Liebe und Begierde 190
34. Güte und Größe 190
35. Der Fuchs und der Kranich. An F. Nicolai 190
36. Das Geschenk. 1796, März . . . 191

66. Pompeji und Herkulanum. 1796. August 192
67. Die Geschlechter. 1796 195
68. Das Mädchen aus der Fremde. 1796 197
69. Klage der Ceres. 1796. Juni 199
70. Der Besuch. 1796 204
71. Dithyrambe (andre Form des Besuchs) 205
72. Das Spiel des Lebens. 1796. October. (Erster Druck fehlt). . 206

[redacted]

Seite			Seite
1. Die Urne und das Skelet	256	5. Das Thor	257
2. Der Obelisk	256	6. Die Peterskirche	257
3. Der Triumphbogen	256	7. Das Regiment	257
4. Die schöne Brücke. (Sept. 1795) . .	256		

86. Die Worte des Glaubens. 1797 258
87. Licht und Wärme. 1797 260
8. Breite und Tiefe. 1797 261
9. Das Geheimniß. 1797 262
0. Hofnung. 1797 264
1. Die Begegnung. 1797 265
2. An Demoiselle Slevoigt. 1797. October. (Nicht im Musenalmanach) 267

chte aus dem Musenalmanach für 1799.

1. Das Glück. 1798. 269
. Der Kampf mit dem Drachen. Romanze. 1798. August . . . 272
. Die Bürgschaft. Ballade. 1798. August. (Damon und Pythias) 284
. Des Mädchens Klage. 1798. September. 290
. Bürgerlied. (Das Eleusische Fest.) 1798. September 292

rente Gedichte.

. Zu Loders Geburtstage. 1799. Februar 300
. Nänie (Nenie). 1799 302
. Die drey Alter der Natur 303
. Tonkunst 303
. Der Gürtel 303

chte aus dem Musenalmanach für 1800.

. Spruch des Konfucius. 1799 (?) 304
. Das Lied von der Glocke. 1799 305

rente Gedichte der letzten Jahre.

. Die Worte des Wahns. 1799 320
. An Göthe, als er den Mahomet des Voltaire auf die Bühne brachte. 1800. Januar 322
. Aus Macbeth. 1800 326

. Der Fischer 326
. Lied des Pförtners 328

Die deutsche Muse. 1800 329
Die Antiken zu Paris. 1800 330
Stammbuchblatt für August v. Goethe. 1800. 17. December . . 331
Der Antritt des neuen Jahrhunderts. An ***. 1801 332
Sehnsucht. 1801 334
Das Mädchen von Orleans. 1801 336
Hero und Leander. Ballade. 1801. Juni 337
Parabeln und Räthsel, 1–15. 1801—1804 348

s Jahr. 1801	348	5. [Der Schalttag.] 1802. Februar .	351
s Auge. 1801	349	6. Der Blitz. 1802. Februar	352
r Pflug. 1801	350	7. Der Funke. 1802. April	353
r Regenbogen. 1802. Februar .	351	8. Tag und Nacht. 1802. April . . .	354

Seite

9. Das Schiff. 1802. April 354
10. Das Fernrohr. 1803. März . . . 355
11. Mond und Sterne. 1803. März . 355
12. Das Weltgebäude. 1803. März . . 356
13. Die Farben. 1804. Januar . . . 356
14. Der Schatten an der Sonnenuhr. 1804. Januar 357
15. Die chinesische Mauer. 1804. Januar 358

116. Die Gunst des Augenblicks. 1802 359
117. Dem Erbprinzen von Weimar. 1802. Februar 361
118. An die Freunde. 1802. Februar 363
119. Die vier Weltalter. (Der Sänger.) 1802. Februar 365
120. Kassandra. 1802. Februar—August 368
121. Thekla. Eine Geisterstimme. 1802. September 373
122. Kampf und Ergebung. (1802?) 375
123. Punschlied. 1803 376
124. Der Jüngling am Bache. 1803 377
125. In ein Stammbuch. (1803?) 379
126. Der Pilgrim. 1803. April 380
127. Der Graf von Habsburg. Ballade. 1803. April 382
128. Punschlied im Norden zu singen. 1803. April 387
129. Das Siegesfest. (Helden vor Troja.) 1803. Mai 390
130. Aus Wilhelm Tell. 1803 396

1. Fischerknabe 396
2. Hirte 396
3. Alpenjäger 397
4. Jägerliedchen 397
5. Barmherzige Brüder 398

131. Berglied. 1804. Januar 399
132. Wilhelm Tell. 1804. April 401
133. Der Alpenjäger. 1804. Juli 402
134. Einem Freunde ins Stammbuch. 1805. März 404

Aus Schillers Nachlaß. I—X. 405
Zweifelhafte und unechte Gedichte 419
Aus den zwey Emilien 423
1. Lied 423
2. Grabschrift 423
3. Der Klosterbruder 424



Gedichte.

(1793—1805.)

A. B. C. D. E: Die ersten Drucke der Gedichte im Musenalmanach für 1796 bis 1800, den Horen 1795, dem Taschenbuch für Damen, Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen, dem Taschenbuch der Liebe und Freundschaft, dem Morgenblatt, der Dresdner Morgenzeitung, Schillers Turandot, Macbeth, Tell u. s. w. Die betreffende Quelle ist jedesmal genauer angegeben. — G: 1. 2. Gedichte von Friederich Schiller. Erster. Zweiter Theil. Leipzig 1800–1803. Bey Siegfried Lebrecht Crusius. — g: 1. 2. Gedichte. Zweite Auflage. 1804 bis 1805. — H: Manuscript für die beabsichtigte Prachtausgabe, von Rudolphs Hand mit wenigen Correcturen Schillers. — h: 1. 2. Gedichte. Dritte Auflage. 1807—1808. — K: Schillers Werke (herausgegeben von Körner). Neunter Band. Erste Abtheilung. 1814. 8°. — L: Schillers Werke. 1. 2. Bändchen. 1817. 16°. — B: Schillers Werke. 1. Band. 1835. 8°. — Q: Schillers Werke in Einem Bande. 1840. 4°. — W: Schillers Werke in 10 Bänden. Bd. 1. 1844. — I: Gedichte von Friedrich von Schiller. Erster. Zweiter Band. 1845. 16°. — M: Schillers Werke in 12 Bänden. Erster Band. 1860. 8°. — N: Schillers Werke in 12 Bänden. Erster Band. 1862. gr. 8°. (W-N sind von Joachim Meyer besorgt.) — X: E. Boas, Schiller und Goethe im Xenienkampf. — X: E. Boas, Xenienmanuscript. Die beiden letztern sind nur bei den Xenien und Votivtafeln benutzt. — Abweichungen der Schreibung, Interpunction und Apostrophirung sind nicht immer angemerkt.

1. Die Götter Griechenlandes. 281

Da ihr noch die schöne Welt regieret,
An der Freude leichtem Gängelband
Selige Geschlechter noch geführet,
Schöne Wesen aus dem Fabelland!
Ach, da euer Wonnedienst noch glänzte,
Wie ganz anders, anders war es da!
Da man deine Tempel noch bekränzte,
Venus Amathusia!

Da der Dichtung zauberische Hülle
Sich noch lieblich um die Wahrheit wand —
Durch die Schöpfung floß da Lebensfülle,
Und was nie empfinden wird, empfand.
An der Liebe Busen sie zu drücken,
Gab man höhern Adel der Natur,
Alles wies den eingeweihten Blicken
Alles eines Gottes Spur.

Wo jetzt nur, wie unsre Weisen sagen, 282
Seelenlos ein Feuerball sich dreht,
Lenkte damals seinen gold'nen Wagen
Helios in stiller Majestät.

gl. VI, 21. — G: 1, 281. — g: 1, 281. — G: 4. Buch. — g: 1, 281.
3, 405. — L: 1, 177. — B: 1, 109. — Q: 21. — W: 1, 117. —
100. — M: 1, 66. — N: 1, 64. — [12]: Lebensfülle (ohne ,) WM. —
, Q. — [16]: Blicken, K-N. — [18]: sagen (ohne ,) G. — [20]: goldnen B-N.



Eure Tempel lachten gleich Palläſten,
Euch verherrlichte das Heldenſpiel
An des Iſthmus kronenreichen Feſten,
Und die Wagen donnerten zum Ziel.
Schön geſchlung'ne ſeelenvolle Tänze
Kreiſ'ten um den prangenden Altar,
Eure Schläfe ſchmückten Siegeskränze,
Kronen euer duftend Haar.

Das Evoe muntrer Thyrſusſchwinger 284
Und der Panther prächtiges Geſpann
Meldeten den großen Freudebringer,
Faun und Satyr taumeln ihm voran,
Um ihn ſpringen raſende Mänaden,
Ihre Tänze loben ſeinen Wein,
Und des Wirthes braune Wangen laden
Luſtig zu dem Becher ein.

Damals trat kein gräßliches Gerippe
Vor das Bett des Sterbenden. Ein Kuß
Nahm das letzte Leben von der Lippe,
Seine Fackel ſenkt' ein Genius.
Selbſt des Orkus ſtrenge Richterwaage
Hielt der Enkel einer Sterblichen,
Und des Thrakers ſeelenvolle Klage
Rührte die Erinnyen.

Seine Freuden traf der frohe Schatten
In Elyſiens Haynen wieder an,
Treue Liebe fand den treuen Gatten
Und der Wagenlenker ſeine Bahn,

ten gLQ-N. — 54: geſchlung'ne, B, geſchlungne, Q-N. — 55: Kreisten
ltar; K-M. — 60: -bringer; LQ-M. — 61: voran; LMN, voran! WM.
rbenden; ein Kuß Q. — 70: -wage gK-N. — 73: Erinyen. N. —
K-N. — an; K-M. — 76: Gatten, Q-N. — 77: Bahn. B, Bahn; MN.

Linus' Spiel tönt die gewohnten Lieder,
In Alcestens Arme sinkt Admet,
Seinen Freund erkennt Orestes wieder,
Seine Pfeile Philoktet.

Höh're Preise stärkten da den Ringer
Auf der Tugend arbeitvoller Bahn,
Großer Thaten herrliche Vollbringer
Klimmten zu den Seligen hinan.
Vor dem Wiederforderer der Todten
Neigte sich der Götter stille Schaar,
Durch die Fluthen leuchtet dem Piloten
Vom Olymp das Zwillingspaar.

Schöne Welt, wo bist du? Kehre wieder
Holdes Blüthenalter der Natur!
Ach nur in dem Feenland der Lieder
Lebt noch deine fabelhafte Spur.
Ausgestorben trauert das Gefilde,
Keine Gottheit zeigt sich meinem Blick,
Ach von jenem lebenwarmen Bilde
Blieb der Schatten nur zurück.

Alle jene Blüthen sind gefallen
[redacted]



Unbewußt der Freuden, die sie schenket,
Nie entzückt von ihrer Herrlichkeit,
Nie gewahr des Geistes, der sie lenket,
Sel'ger nie durch meine Seligkeit,
Fühllos selbst für ihres Künstlers Ehre,
Gleich dem todten Schlag der Pendeluhr,
Dient sie knechtisch dem Gesetz der Schwere
Die entgötterte Natur.

Morgen wieder neu sich zu entbinden,
Wühlt sie heute sich ihr eig'nes Grab,
Und an ewig gleicher Spindel winden
Sich von selbst die Monde auf und ab.
Müßig kehrten zu dem Dichterlande 287
Heim die Götter, unnütz einer Welt,
Die, entwachsen ihrem Gängelbande,
Sich durch eig'nes Schweben hält.

Ja sie kehrten heim und alles Schöne
Alles Hohe nahmen sie mit fort,
Alle Farben, alle Lebenstöne,
Und uns blieb nur das entseelte Wort.
Aus der Zeitfluth weggerissen schweben
Sie gerettet auf des Pindus Höhn,
Was unsterblich im Gesang soll leben
Muß im Leben untergehn.

[illegible] schenken g. — 112: Schwere, V M N, Schwere — Q W M. — 115: eignes [illegible] — 121: eignes V-N. — 122: Ja, K-N. — heim, und V-N. — Schöne, [illegible]-N. — 126: Zeitflut L V Q W M. — weggerissen, V-N. — 127: Höhn; [illegible] N, Höhn: Q W M. — 128: leben, L-N.

2. Hektors Abschied.

Andromache.

Will sich Hektor ewig von mir wenden,
Wo Achill mit den unnahbar'n Händen
Dem Patroklus schrecklich Opfer bringt?
Wer wird künftig deinen Kleinen lehren
Speere werfen und die Götter ehren,
Wenn der finstre Orkus dich verschlingt?

Hektor.

Theures Weib gebiete deinen Thränen,
Nach der Feldschlacht ist mein feurig Sehnen,
Diese Arme schützen Pergamus.
Kämpfend für den heil'gen Heerd der Götter
Fall ich, und des Vaterlandes Retter
Steig' ich nieder zu dem styg'schen Fluß.

Andromache.

[redacted]

Hektor.

All mein Sehnen will ich, all mein Denken,
In des Lethe stillen Strom versenken,
Aber meine Liebe nicht.
Horch! der Wilde tobt schon an den Mauern,
Gürte mir das Schwerdt um, laß das Trauern,
Hektors Liebe stirbt im Lethe nicht.

---

3. Amalia. 78

Schön wie Engel voll Wallhallas Wonne,
Schön vor allen Jünglingen war er,
Himmlisch mild sein Blick wie Maiensonne,
Rückgestrahlt vom blauen Spiegelmeer.

Seine Küsse — Paradiesisch Fühlen!
Wie zwo Flammen sich ergreifen, wie
Harfentöne in einander spielen
Zu der himmelvollen Harmonie —

Stürzten, flogen, schmolzen Geist und Geist zusammen,
Lippen, Wangen brannten, zitterten,
Seele rann in Seele — Erd und Himmel schwammen
Wie zerronnen um die Liebenden!

Er ist hin — vergebens ach vergebens 79
Stöhnet ihm der bange Seufzer nach!
Er ist hin und alle Lust des Lebens,
Wimmert hin in ein verlor'nes Ach!

…: Denken (ohne ,) BN. — 28: Schwert GgLB-N. — Trauern! K-N.
3. Vgl. I, 128. II, 109. — G: 2, 78 — g: 2, 78. — Fehlt G, war aber … Aufnahme bestimmt. — g: 2, 78. — K: 1, 3. — L: 1, 69. — B: 1, 5. … Q: 1. — W: 1, 38. — M: 1, 4. — M: 1, 4. — N: 1, 4. — 4: Blick, K-N. — 6: paradiesisch ggQ-N. — 7: zwo G-N. — 10: zusammen (ohne ,) g. …: Erd' K-N. — 14: vergebens, gg-N. — ach, KLB, ach! Q-N. — 16: hin, K-N. — Lust g. — Lebens (ohne ,) ggBQ-N. — 17: verlornes Q-N.

4. Die Blumen.

Kinder der verjüngten Sonne,
Blumen der geschmückten Flur,
Euch erzog zu Lust und Wonne,
Ja euch liebte die Natur.
Schön das Kleid mit Licht gesticket,
Schön hat Flora euch geschmücket
Mit der Farben Götterpracht,
Holde Frühlingskinder klaget,
Seele hat sie euch versaget
Und ihr selber wohnt in Nacht.

Nachtigall und Lerche singen
Euch der Liebe selig Loos,
Gaukelnde Sylphiden schwingen
Buhlend sich auf eurem Schooß.
[redacted] Kelches Krone
[redacted]



Aber hat aus Nannys Blicken
  Mich der Mutter Spruch verbannt,
Wenn euch meine Hände pflücken
  Ihr zum zarten Liebespfand,
Leben, Sprache, Seelen, Herzen,
Stumme Boten süßer Schmerzen
  Goß euch dieß Berühren ein,
Und der mächtigste der Götter
Schließt in eure stillen Blätter
  Seine hohe Gottheit ein.

---

bespfand? K.Q. — 29: dies K.N. — Die Umarbeitungen andrer Gedichte I. 3. 4. 6. Theile an den betreffenden Stellen nachgewiesen.

5. Stammbuch-Impromptu.

Die Weisheit wohnte sonst auf großen Foliobogen,
Der Freundschaft war ein Taschenbuch bestimmt;
Jetzt, da die Wissenschaft in's Klein're sich gezogen,
Und leicht, wie Kork, in Almanachen schwimmt,
Hast du, ein hochbeherzter Mann,
Dies ungeheure Haus den Freunden aufgethan.
Wie? Fürchtest du denn nicht, ich muß dich ernstlich
An so viel Freunden allzuschwer zu tragen?

---

6. Poesie des Lebens.

An ***

[redacted]

Ins grenzenlose Reich der Möglichkeiten trug,
Die Gegenwart mit strengen Fesseln binden,
Er lernt sich selber überwinden,
Ihn wird das heilige Gebot
Der Pflicht, das furchtbare der Noth
Nur desto unterwürfger finden,
Wer schon der Wahrheit milde Herrschaft scheut,
Wie trägt er die Nothwendigkeit?"

So rufst du aus und blickst, mein strenger Freund,
Aus der Erfahrung sicherm Porte
Verwerfend hin auf alles, was nur scheint. 203
Erschreckt von deinem ernsten Worte
Entflieht der Liebesgötter Schaar,
Der Musen Spiel verstummt, es ruhn der Horen Tänze,
Still traurend nehmen ihre Kränze
Die Schwester Göttinnen vom schön gelockten Haar,
Apoll zerbricht die goldne Leyer,
Und Hermes seinen Wunderstab,
Des Traumes rosenfarbner Schleyer
Fällt von des Lebens bleichem Antlitz ab.
Die Welt scheint was sie ist, ein Grab.
Von seinen Augen nimmt die zauberische Binde
Cytherens Sohn, die Liebe sieht,
Sie sieht in ihrem Götterkinde
Den Sterblichen, erschrickt und flieht,
Der Schönheit Jugendbild veraltet,
Auf deinen Lippen selbst erkaltet
Der Liebe Kuß und in der Freude Schwung
Ergreift dich die Versteinerung.

---

ränzenlose KLQWMM. — 10: binden: BQWM, binden; MN. — 11: über-
n; KLBQWM. — 14: unterwürf'ger G-N. — 16: Nothwendigkeit?" G-Q.
: Freund. W. — 23: trauernd KLBQWMN. — 25: Leier MN. —
chleier gG-KB-N. — 28: ab, G-N. — 31: Cytherens Sohn; die Liebe
l, Sohn: die Q. — sieht, (nicht gesperrt) G-N. — 33: flieht; B. — 36: Kuß,
)-N.

7. Spruch des Confucius.

Dreyfach ist der Schritt der Zeit.
Zögernd kommt die Zukunft hergezogen,
Pfeilschnell ist das Jetzt entflogen,
Ewig still steht die Vergangenheit.

Keine Ungeduld beflügelt
Ihren Schritt, wenn sie verweilt.
Keine Furcht, kein Zweifeln zügelt
Ihren Lauf, wenn sie enteilt.
Keine Reu, kein Zaubersegen
Kann die stehende bewegen.

Möchtest du beglückt und weise
Endigen des Lebens Reise?
Nimm die Zögernde zum Rath,
Nicht zum Werkzeug deiner That.
Wähle nicht die Fliehende zum Freund,
Nicht die Bleibende zum Feind.

[redacted]

8. Die Macht des Gesanges. 1

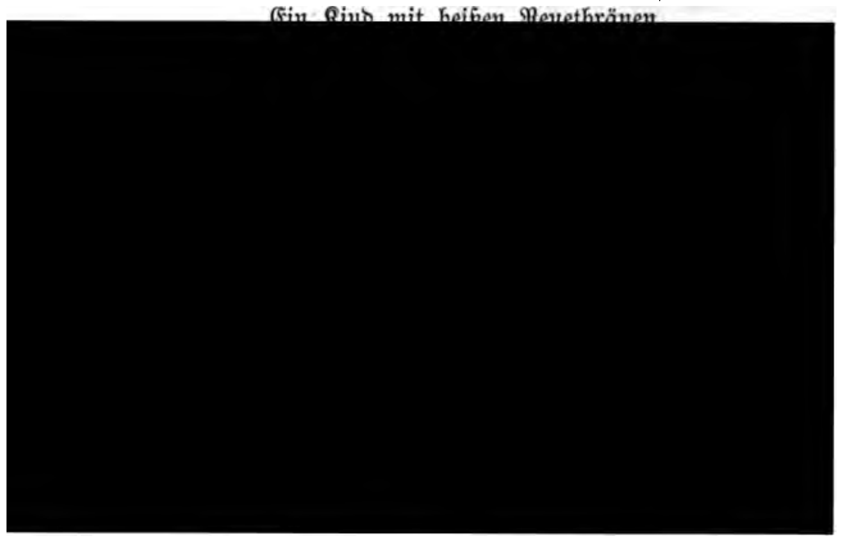
Ein Regenstrom aus Felsenrissen,
Er kommt mit Donners Ungestüm,
Bergtrümmer folgen seinen Güssen,
Und Eichen stürzen unter ihm.
Erstaunt mit wollustvollem Grausen
Hört ihn der Wanderer und lauscht,
Er hört die Flut vom Felsen brausen,
Doch weiß er nicht, woher sie rauscht;
So strömen des Gesanges Wellen
Hervor aus nie entdeckten Quellen.

Verbündet mit den furchtbarn Wesen,
Die still des Lebens Faden drehn,
Wer kann des Sängers Zauber lösen,
Wer seinen Tönen widerstehn?
Wie mit dem Stab des Götterboten 2
Beherrscht er das bewegte Herz,
Er taucht es in das Reich der Todten,
Er hebt es staunend himmelwärts,
Und wiegt es zwischen Ernst und Spiele
Auf schwanker Leiter der Gefühle.

ısenalmanach f. 1796. S. 1–3. — G: 2, 73 ff. — g: 2, 73 ff. —
— g: 2, 73 ff. — K: 9, 1, 185 f. — L: 2, 189 f. — B: 1, 405 f.
3: 1, 352 f — M: 2, 163 f. — M: 1, 327 f. — N: 1, 316 ff.
issen — Q. — [3]: Ungestüm; KLB. — [5]: ihm, GgK, ihm; QWMMN.
nt, BQWMMN. — [8]: Fluth ggKLMN. — [9]: rauscht, GggK,
MMN. — [12]: furchtbar'n GggKL. — [13]: dreh'n, L. — [15]: wider-
KL. — [16]: In g beginnt eine neue Seite; die Zeile ist, wie der
: neuen Strophe eingerückt, ebenso K, der also g abdrucken ließ. —
LBQWMN. — [19]: himmelwärts (ohne Komma) ggKLQ.

. Wie wenn auf einmal in die Kreise
Der Freude, mit Gigantenschritt,
Geheimnißvoll nach Geisterweise
Ein ungeheures Schicksal tritt.
Da beugt sich jede Erdengröße
Dem Fremdling aus der andern Welt,
Des Jubels nichtiges Getöse
Verstummt, und jede Larve fällt,
Und vor der Wahrheit mächt'gem Siege
Verschwindet jedes Werk der Lüge.

So raft von jeder eiteln Bürde,
Wenn des Gesanges Ruf erschallt,
Der Mensch sich auf zur Geisterwürde,
Und tritt in heilige Gewalt;
Den hohen Göttern ist er eigen,
Ihm darf nichts irrdisches sich nahn,
Und jede andre Macht muß schweigen,
Und kein Verhängniß fällt ihn an,
Es schwinden jedes Kummers Falten,
So lang des Liedes Zauber walten.

Und wie nach hofnungslosem Sehnen,
Nach langer Trennung bitterm Schmerz,

[redacted]

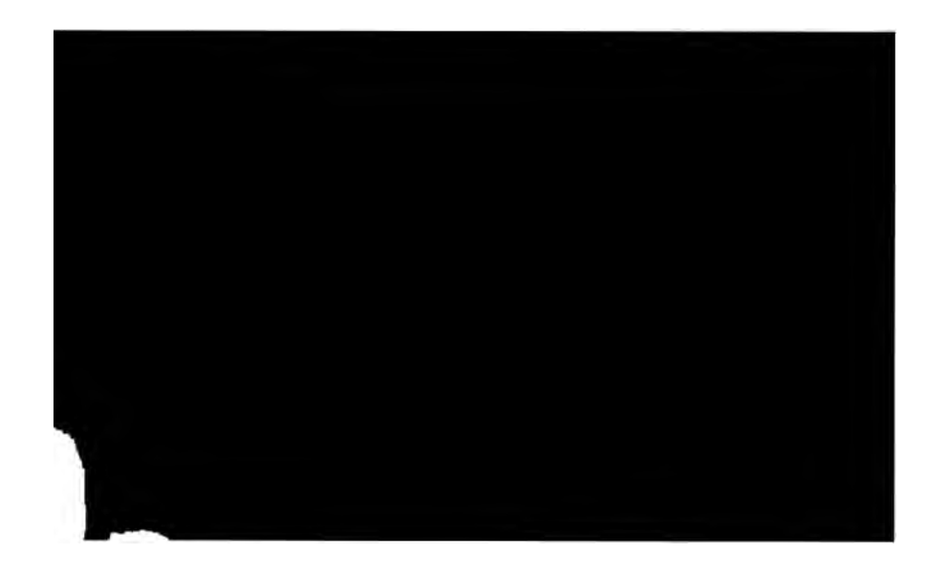
9. Einer jungen Freundin ins Stammbuch. 36

Ein blühend Kind, von Grazien und Scherzen
Umhüpft, so Freundin spielt um dich die Welt.
Doch so, wie sie sich mahlt in deinem Herzen,
In deiner Seele schönen Spiegel fällt,
So ist sie nicht. Die stillen Huldigungen,
Die deines Herzens Adel dir errungen,
Die Wunder, die du selbst gethan,
Die Reize, die dein Daseyn ihm gegeben,
Die rechnest du für Reize diesem Leben,
Für schöne Menschlichkeit uns an.
Dem holden Zauber nie entweyhter Jugend,
Dem Talismann der Unschuld und der Tugend,
Den will ich sehn, der diesem trotzen kann.

Froh taumelst du im süßen Ueberzählen
Der Blumen, die um deine Pfade blühn,
Der Glücklichen, die du gemacht, der Seelen, 37
Die du gewonnen hast, dahin.
Sey glücklich in dem lieblichen Betruge,
Nie stürze von des Traumes stolzem Fluge
Ein trauriges Erwachen dich herab.

. Theil VI, 20. — B: Musenalmanach für 1796, S. 36 f. — G: 2
g: 2, 119 f. — (fehlt G). — g: 2, 119 f. — K: 3, 435. L: 1, 207.
, 138. — Q: 27. — W: 1, 140. — M: 1, 129. — Mr: 1, 83 f. —
f. — [1]: Freundinn KL. — in's KLB. — [3]: Umhüpft, so, BWMMrN,
— so Q. — Freundinn KL. — Welt, Ggg, Welt; KLBQWMMrN.
lt gKLBQWMMrN. — [5]: fällt — QW. — [9]: Dasein gN. — [12]: ent-
gKLBQWMMrN. — [13]: Tugend -- QW. — [14]: kann! BQW. —
KN. — Betruge! KLBQW.

Den Blumen gleich, die deine Beete schmücken,
So pflanze sie — nur den entfernten Blicken;
Betrachte sie, doch pflücke sie nicht ab.
Geschaffen, nur die Augen zu vergnügen,
Welk werden sie zu deinen Füßen liegen.
Je näher dir, je näher ihrem Grab!



10. Pegasus in der Dienstbarkeit. 62

Auf einem Pferdemarkt — vielleicht zu Haymarket,
Wo andre Dinge noch in Waare sich verwandeln,
Bracht' einst ein hungriger Poet
Der Musen Roß, es zu verhandeln.

Hell wieherte der Hippogryph,
Und bäumte sich in prächtiger Parade,
Erstaunt blieb jeder stehn, und rief:
Das edle, königliche Thier! Nur Schade,
Daß seinen schlanken Wuchs ein häßlich Flügelpaar
Entstellt! Den schönsten Postzug würd' es zieren.
Die Raçe, sagen sie, sey rar,
Doch wer wird durch die Luft kutschieren?
Und keiner will sein Geld verlieren.
Ein Pachter endlich faßte Muth.
Die Flügel zwar, spricht er, die schaffen keinen Nutzen,
Doch die kann man ja binden oder stutzen, 63
Dann ist das Pferd zum Ziehen immer gut.
Ein zwanzig Pfund, die will ich wohl dran wagen;
Der Täuscher, hoch vergnügt die Waare loszuschlagen,
Schlägt hurtig ein. „Ein Mann, ein Wort,"
Und Hans trabt frisch mit seiner Beute fort.

A: Musenalm. f. 1796. S. 62—67. — G: 1, 187 ff. — g: 1, 187 ff. —
— g: 1, 187 ff. — K: 9, 1, 280 ff. — L: 2, 284 ff. — B: 1, 498 ff.
98 f. — W: 1, 409 ff. — M: 2, 234 ff. — M: 1, 386. — N: 1, 373.
Pegasus im Joche. G-N. — 2: Haymarket — B. — 7: Parade; K-N. —
er K-M — stehn und B-N. — 12: Race G-LQ-N. — 13: kutschiren g.
Keiner K-Q. — 15: fasste KL. — 16: Nutzen; B-N. — 18: gut; BQ. —
gen. BQ. — 20: vergnügt, die B-N. — 21: Wort!" B-N.

Das edle Thier wird eingespannt.
Doch fühlt es kaum die ungewohnte Bürde,
So rennt es fort mit wilder Flugbegierde,
Und wirft, von edelm Grimm entbrannt,
Den Karren um an eines Abgrunds Rand.
Schon gut, denkt Hans. Allein darf ich dem tollen Thiere
Kein Fuhrwerk mehr vertraun. Erfahrung macht schon klug.
Doch morgen fahr ich Paßagiere,
Da stell' ich es als Vorspann in den Zug.
Die muntre Krabbe soll zwei Pferde mir ersparen,
Der Koller giebt sich mit den Jahren.

Der Anfang gieng ganz gut. Das leicht beschwingte Pferd
Belebt der Klepper Schritt, und pfeilschnell fliegt der Wagen.
Doch was geschieht? Den Blick den Wolken zugekehrt,
Und ungewohnt, den Grund mit festem Huf zu schlagen,
Verläßt es bald der Räder sichre Spur,
Und treu der stärkeren Natur
Durchrennt es Sumpf und Moor, geackert Feld und Hecken[redacted]
Der gleiche Taumel faßt das ganze Postgespann,
Kein Rufen hilft, kein Zügel hält es an,
Bis endlich, zu der Wandrer Schrecken,
Der Wagen wohl gerüttelt und zerschellt,
Auf eines Berges steilem Gipfel hält.
[redacted]

ie Probe wird gemacht. Bald ist das schöne Thier,
h noch drei Tage hingeschwunden,
um Schatten abgezehrt. Ich habs, ich habs gefunden,
tuft Hans. Jetzt frisch, und spannt es mir
Gleich vor den Pflug mit meinem stärksten Stier.

Gesagt, gethan. In lächerlichem Zuge
Erblickt man Ochs und Flügelpferd am Pfluge.
Unwillig steigt der Greif, und strengt die letzte Macht
Der Sehnen an, den alten Flug zu nehmen.
Umsonst, der Nachbar schreitet mit Bedacht,
Und Phöbus stolzes Roß muß sich dem Stier bequemen,
Bis nun, vom langen Widerstand verzehrt, 66
Die Kraft aus allen Gliedern schwindet,
Von Gram gebeugt das edle Götterpferd
Zu Boden stürzt, und sich im Staube windet.

Verwünschtes Thier! bricht endlich Hansens Grimm
ut scheltend aus, indem die Hiebe flogen.
o bist du denn zum Ackern selbst zu schlimm,
ich hat ein Schelm mit dir betrogen.

Indem er noch in seines Zornes Wut
e Peitsche schwingt, kommt flink und wohlgemuth
n lustiger Gesell die Straße hergezogen.
e Zitter klingt in seiner leichten Hand,
nd durch den blonden Schmuck der Haare
chlingt zierlich sich ein goldnes Band.
Wohin, Freund, mit dem wunderlichen Paare?
Ruft er den Bau'r von weitem an.
Der Vogel und der Ochs an Einem Seile, 67
Ich bitte dich, welch ein Gespann!

: Ehe gg, Eh' LBQ. — drey KL. — 55: Stier! Q-N. — 57: Pfluge! B. — reif und BW-N. — 61: Phöbus' WMN. — 62: Wiederstand G. — 65: stürzt BMN. — 67: flogen; B. — 68: schlimm; KL. — 70: Wuth g-N. — ither W-N. — 77: Baur QWM. — Weitem KLBQ. — 78: an einem , an einem Q-N. — 79: Gespann: g.

Willst du auf eine kleine Weile
Dein Pferd zur Probe mir vertraun,
Gieb acht, du sollst dein Wunder schaun!

Der Hippogryph wird ausgespannt,
Und lächelnd schwingt sich ihm der Jüngling auf d
Kaum fühlt das Thier des Meisters sichre Hand,
So knirscht es in des Zügels Band,
Und steigt, und Blitze sprühn aus den beseelten B
Nicht mehr das vor'ge Wesen, königlich,
Ein Geist, ein Gott, erhebt es sich,
Entrollt mit einem mal in majestätschen Wogen
Der Schwingen Pracht, schießt brausend himmelan,
Und eh der Blick ihm folgen kann,
Verschwindet es am fernen Aetherbogen.



11. Die Ideale. 135

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Die schöne Frucht, die kaum zu keimen
Begann, da liegt sie schon erstarrt!
Mich weckt aus meinen frohen Träumen
Mit rauhem Arm die Gegenwart.

Die Wirklichkeit mit ihren Schranken 136
Umlagert den gebundnen Geist,
Sie stürzt, die Schöpfung der Gedanken,
Der Dichtung schöner Flor zerreißt.
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebahr,
Der feindlichen Vernunft zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

A: Musenalmanach f 1796. S. 135—140. — G: 1, 42—46. — Hier
rgleichung zwischen A und G; die Vergleichung zwischen G bis N bei der
m Redaktion. — 14–21: fehlt G. — 24: Der rauhen Wirklichkeit zum
G 16.

Wie einst mit flehendem Verlangen
Den Stein Pygmalion umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlangen meiner Liebe Knoten
Sich um die Säule der Natur,
Bis durch das starre Herz der Todten
Der Strahl des Lebens zuckend fuhr.

Bis warm von sympathetischem Triebe,
Sie freundlich mit dem Freund empfand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächtgem Streben
Die enge Brust ein kreißend All,
Heraus zu treten in das Leben
In That und Wort, in Bild und Schall.

[redacted]

s warfen Steine, Felsenlasten 138
Ind Wälder sich in seine Bahn,
r aber stürzt mit stolzen Masten
ich rauschend in den Ozean.

So sprang, vom kühnen Muth beflügelt,
in reißend bergab rollend Rad,
on keiner Sorge noch gezügelt,
er Jüngling in des Lebens Pfad.
is an des Äthers bleichste Sterne
rhub ihn der Entwürfe Flug,
ichts war so hoch, und nichts so ferne,
ohin ihr Flügel ihn nicht trug.

Wie leicht ward er dahin getragen,
as war dem Glücklichen zu schwer!
ie tanzte vor des Lebens Wagen
ie luftige Begleitung her!
ie Liebe mit dem süßen Lohne,
as Glück mit seinem goldnen Kranz,
er Ruhm mit seiner Sternenkrone, 139
ie Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte
erloren die Begleiter sich,
ie wandten treulos ihre Schritte,
nd einer nach dem andern wich.
eichtfüßig war das Glück entflogen,
es Wissens Durst blieb ungestillt,
es Zweifels finstre Wetter zogen
ich um der Wahrheit Sonnenbild.

ng, G. 42. — 59: Beglückt in seines Traumes Wahn, G. 43. —
ng in des Lebens Bahn. G. 45. — 63: Erhob G. 47. — 70—73: Liebe..
.. Wahrheit (nicht gesperrt) G. 54—57.

Des Ruhmes Dunstgestalt berührte
Die Wahrheit, da verschwand der Trug
Der Liebe süßen Traum entführte
Ach, allzuschnell der Hore Flug.
Und immer stiller ward's, und immer
Verlassner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimm
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bei mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest,
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand,

Und du, die gern sich mit ihr gattet,
Wie sie der Seele Sturm beschwört,
Beschäftigung, die nie ermattet,
[redacted]

12. Die Ideale. 42

So willst du treulos von mir scheiden
Mit deinen holden Phantasien,
Mit deinen Schmerzen, deinen Freuden,
Mit allen unerbittlich fliehn?
Kann nichts dich, Fliehende! verweilen,
O! meines Lebens goldne Zeit?
Vergebens, deine Wellen eilen
Hinab ins Meer der Ewigkeit.

Erloschen sind die heitern Sonnen,
Die meiner Jugend Pfad erhellt,
Die Ideale sind zerronnen,
Die einst das trunkne Herz geschwellt,
Er ist dahin, der süße Glaube
An Wesen, die mein Traum gebahr,
Der rauhen Wirklichkeit zum Raube,
Was einst so schön, so göttlich war.

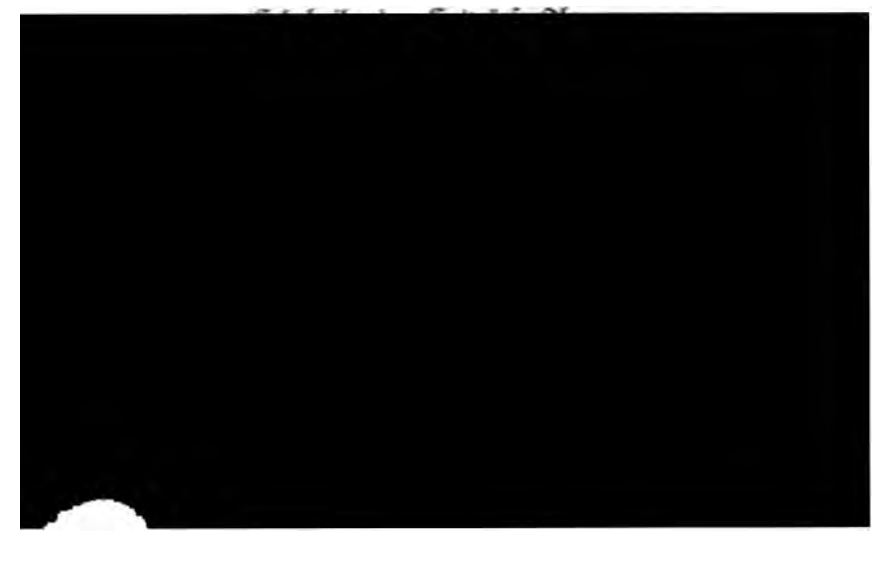
Wie einst mit flehendem Verlangen 43
Pygmalion den Stein umschloß,
Bis in des Marmors kalte Wangen
Empfindung glühend sich ergoß,
So schlang ich mich mit Liebesarmen
Um die Natur, mit Jugendlust,
Bis sie zu athmen, zu erwarmen
Began an meiner Dichterbrust,

• 42—46. — g: 1, 42—46. — G: 4. Buch. — g: 1, 42—46. —
) ff. — L: 2, 20 ff. — B: 1, 244 ff. — Q: 48 f. — W: 1, 225 ff.
ff. — M: 1, 188 ff. — N: 1, 184 ff. — [3]: Fantasien, Q. —
e, Q-N. — [7]: O, meines Q, O meines W M. — [8]: Vergebens!
— [9]: in's B. — [11]: erhellt; Q-N. — [13]: geschwellt; Q-N. — [14]: da-
t. — [15]: gebar, g K-N. — [18]: fliehendem K L. — [19]: Pigmalion B. —
B. — [25]: Dichterbrust, g K L W M N], Dichterbrust. G g G B M.

Und theilend meine Flammentriebe
Die Stumme eine Sprache fand,
Mir wiedergab den Kuß der Liebe,
Und meines Herzens Klang verstand;
Da lebte mir der Baum, die Rose,
Mir sang der Quellen Silberfall,
Es fühlte selbst das Seelenlose
Von meines Lebens Wiederhall.

Es dehnte mit allmächt'gem Streben
Die enge Brust ein kreisend All,
Heraus zu treten in das Leben
In That und Wort, in Bild und Schall.
Wie groß war diese Welt gestaltet,
So lang die Knospe sie noch barg,
Wie wenig, ach! hat sich entfaltet,
Dieß wenige, wie klein und karg.

Wie sprang, von kühnem Muth beflügelt,
Beglückt in seines Traumes Wahn,
Von keiner Sorge noch gezügelt,
Der Jüngling in des Lebens Bahn.
Bis an des Aethers bleichste Sterne



[redacted]

Die Liebe mit dem süßen Lohne,
Das Glück mit seinem goldnen Kranz,
Der Ruhm mit seiner Sternenkrone,
Die Wahrheit in der Sonne Glanz!

Doch ach! schon auf des Weges Mitte 45
Verloren die Begleiter sich,
Sie wandten treulos ihre Schritte,
Und einer nach dem andern wich.
Leichtfüßig war das Glück entflogen,
Des Wissens Durst blieb ungestillt,
Des Zweifels finstre Wetter zogen
Sich um der Wahrheit Sonnenbild.

Ich sah des Ruhmes heil'ge Kränze
Auf der gemeinen Stirn entweiht,
Ach! allzuschnell nach kurzem Lenze
Entfloh die schöne Liebeszeit.
Und immer stiller ward's und immer
Verlaßner auf dem rauhen Steg,
Kaum warf noch einen bleichen Schimmer
Die Hoffnung auf den finstern Weg.

Von all dem rauschenden Geleite,
Wer harrte liebend bey mir aus?
Wer steht mir tröstend noch zur Seite,
Und folgt mir bis zum finstern Haus?
Du, die du alle Wunden heilest, 46
Der Freundschaft leise zarte Hand,
Des Lebens Bürden liebend theilest,
Du, die ich frühe sucht' und fand.

i (ohne Punkt) B. — 58: Doch, Q-N. — 59: sich; K L B. — 67: Stirn'
t. — entweiht. K-N. — 68: Ach, allzuschnell, nach B-N. — 69: Liebes-
— 71: Verlass'ner K L B Q, Verlassner W M M N. — Steg; K-N. —
t. — 79: leise, zarte B-N. — 81: fand, Q.



13. Der Metaphysiker. 171

„Wie tief liegt unter mir die Welt,
Kaum seh ich noch die Menschlein unten wallen!
Wie trägt mich meine Kunst, die Höchste unter allen,
So nahe an des Himmels Zelt!“
So ruft von seines Thurmes Dache
Der Schieferdecker, so der kleine große Mann
Hans Metaphysikus in seinem Schreibgemache.
Sag an, du kleiner großer Mann,
Der Thurm, von dem dein Blick so vornehm niederschauet,
Wovon ist er — worauf ist er erbauet?
Wie kamst du selbst hinauf, — und seine kahlen Höhn,
Wozu sind sie dir nütz, als in das Thal zu sehn?

---

l: Musenalm f. 1796. S. 171. — G: 1, 199. — g: 1, 199. — fehlt G. , 1 9. — K: 9, 1, 276. — L: 2, 280. — V: 1, 494. — Q: 97. — 406 f. — M: 2, 231. — M: 1, 384. — N: 1, 370. — [2]: Welt! K-N. l-N. — höchste V-N. — [9]: Sag' L-N. — [12]: Höh'n, G-L.

14. Würde der Frauen.

Ehret die Frauen! Sie flechten und weben
Himmlische Rosen ins irrdische Leben,
Flechten der Liebe beglückendes Band.
Sicher in ihren bewahrenden Händen
Ruht, was die Männer mit Leichtsinn verschwende-
Ruhet der Menschheit geheiligtes Pfand.

Ewig aus der Wahrheit Schranken
Schweift des Mannes wilde Kraft,
Und die irren Tritte wanken
Auf dem Meer der Leidenschaft.
Gierig greift er in die Ferne,
Nimmer wird sein Herz gestillt,
Rastlos durch entlegne Sterne
Jagt er seines Traumes Bild.

14. A: Musenalm. f. 1796. S. 186—192. — G: 1, 330. — g: 1, 330. — Buch. — g: 1, 330. — K: 9, 1, 187 ff. — L: 2, 191 ff. — B: 1, B: 1, 354 ff. — M: 2, 165 ff. — M: 1, 128 ff. — 1795 an Reichardt, am 29. Aug. an Humboldt 1795), Humboldt an Schiller: ist sehr gut. Ich
[redacted]

Aber mit zauberisch fesselndem Blicke
Winken die Frauen den Flüchtling zurücke,
Warnend zurück in der Gegenwart Spur. 187
In der Mutter bescheidener Hütte
Sind sie geblieben mit schamhafter Sitte,
Treue Töchter der frommen Natur.

Feindlich ist des Mannes Streben,
Mit zermalmender Gewalt
Geht der Wilde durch das Leben,
Ohne Rast und Aufenthalt.
Was er schuf, zerstört er wieder,
Nimmer ruht der Wünsche Streit,
Nimmer, wie das Haupt der Hyder
Ewig fällt und sich erneut.

Aber zufrieden mit stillerem Ruhme.
Brechen die Frauen des Augenblicks Blume,
Pflegen sie sorgsam mit liebendem Fleiß,
Freier in ihrem gebundenen Wirken
Reicher, als er in des Denkens Bezirken,
Und in der Dichtung unendlichem Kreis.

Seines Willens Herrscherfiegel 188
Drückt der Mann auf die Natur,
In der Welt verfälschtem Spiegel
Sieht er Seinen Schatten nur,
Offen liegen ihm die Schätze
Der Vernunft, der Phantasie,
Nur das Bild auf seinem Netze,
Nur das Nahe kennt er nie.

dem Flüchling M. — 20: schaamhafter G g b. — 24: wilde G-N. — cher K L. — 34: Reicher als er in G g G g, Reicher, als er, in K L Q W M M N. nkens A] Wissens G-N. — Bezirken (ohne Komma) G-N. — 36—49: fehlt g M N, in K L B Q W M unter dem Texte. — 37: Natur; K-M. — 39: seinen — nur. K-M. — 41: Phantasie; K-B W M, Fantasie; Q.

Aber die Bilder, die ungewiß wanken
Dort auf der Flut der bewegten Gedanken,
In des Mannes verdüstertem Blick,
Klar und getreu in dem sanfteren Weibe
Zeigt sie der Seele krystallene Scheibe,
Wirft sie der ruhige Spiegel zurück.

Immer widerstrebend, immer
Schaffend, kennt des Mannes Herz
Des Empfangens Wonne nimmer,
Nicht den süßgetheilten Schmerz,
Kennet nicht den Tausch der Seelen,
Nicht der Thränen sanfte Lust,
Selbst des Lebens Kämpfe stählen
Fester seine feste Brust.

Aber wie, leise vom Zephyr erschüttert,
Schnell die Äolische Harfe erzittert,
Also die fühlende Seele der Frau.
Zärtlich geängstigt vom Bilde der Qualen,
Wallet der liebende Busen, es strahlen
Perlend die Augen von himmlischem Thau.

In der Männer Herrschgebiete
Gilt der Stärke stürmisch Recht,
[redacted]

Mit dem Schwerdt beweist der Scythe,
Und der Perser wird zum Knecht.
Es befehden sich im Grimme
Die Begierden — wild und roh!
Und der Eris rauhe Stimme
Waltet, wo die Charis floh.

Aber mit sanftüberredender Bitte 190
Führen die Frauen den Zepter der Sitte,
Löschen die Zwietracht, die tobend entglüht,
Lehren die Kräfte, die feindlich sich hassen,
Sich in der lieblichen Form zu umfassen,
Und vereinen, was ewig sich flieht.

Seiner Menschlichkeit vergessen,
Wagt des Mannes eitler Wahn
Mit Dämonen sich zu messen,
Denen nie Begierden nahn.
Stolz verschmäht er das Geleite
Leise warnender Natur,
Schwingt sich in des Himmels Weite,
Und verliert der Erde Spur.

Aber auf treuerem Pfad der Gefühle
Wandelt die Frau zu dem göttlichen Ziele,
Das sie still, doch gewisser erringt,
Strebt, auf der Schönheit geflügeltem Wagen
Zu den Sternen die Menschheit zu tragen, 191
Die der Mann nur ertödtend bezwingt.

Auf des Mannes Stirne thronet
Hoch als Königinn die Pflicht,
Doch die Herrschende verschonet
Grausam das Beherrschte nicht.

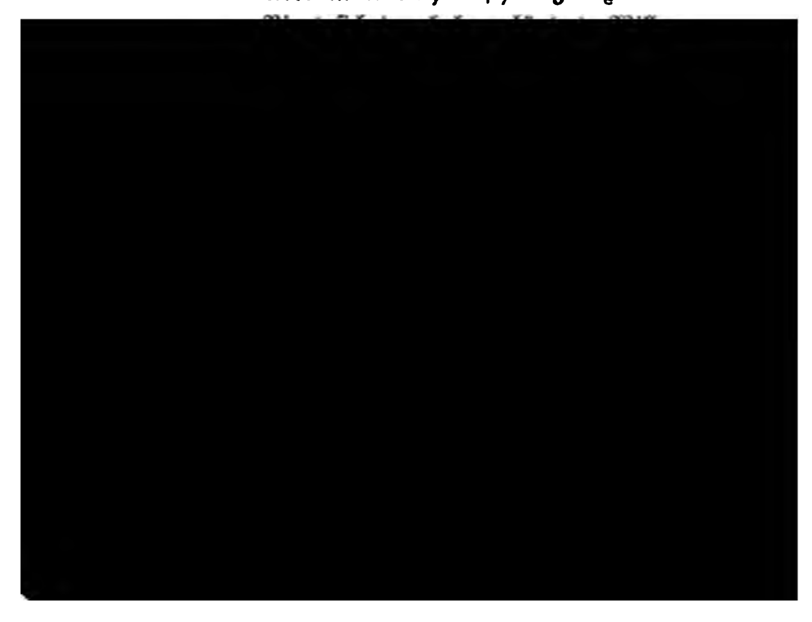
…erdt A g] Schwert G G g K L B Q W M M N. — beweist‸ G g G g. — …en wild und roh, G-N. — 71: Waltet wo G g G g. — 72: sanft über- …-N. — 73: den Scepter G-N. — 78—119: fehlen G g G g M N, in … M unter dem Texte. — 78: vergessen (ohne Komma) K L. — 93: Hoch, …, B Q W M. — Pflicht; K-M.

Des Gedankens Sieg entehret
Der Gefühle Widerstreit,
Nur der ewge Kampf gewähret
Für des Sieges Ewigkeit.

Aber für Ewigkeiten entschieden
Ist in dem Weibe der Leidenschaft Frieden;
Der Nothwendigkeit heilige Macht
Hütet der Züchtigkeit köstliche Blüthe,
Hütet im Busen des Weibes die Güte,
Die der Wille nur treulos bewacht.

Aus der Unschuld Schooß gerissen
Klimmt zum Ideal der Mann
Durch ein ewig streitend Wissen,
Wo sein Herz nicht ruhen kann,
Schwankt mit ungewissem Schritte,
Zwischen Glück und Recht getheilt,
Und verliert die schöne Mitte,
Wo die Menschheit fröhlich weilt.

Aber in kindlich unschuldiger Hülle



[redacted]

15. Ein Wort an die Proselytenmacher.

Nur Etwas Erde außerhalb der Erde,
Sprach jener weise Mann, und staunen sollet ihr,
Wie leicht ich sie bewegen werde!
Daneben liegts, ihr Herrn. Vergönnet mir
Nur einen Augenblick aus Mir herauszutreten,
Gleich will ich Euren Gott anbeten!

---

16. An die Proselytenmacher. 198

Ein weniges Erde beding ich mir außer der Erde,
Sprach der göttliche Mann, und ich bewege sie leicht.
Einen Augenblick nur vergönnt mir außer mir selber
Mich zu begeben und schnell will ich der Eurige seyn.

---

17. Das Kind in der Wiege.

Glücklicher Säugling! Dir ist ein unendlicher Raum noch die Wiege,
Werde Mann, und dir wird eng die unendliche Welt.

---

18. Odysseus.

Alle Gewässer durchkreuzt' Odysseus, die Heimat zu finden,
Durch der Scylla Gebell, durch der Charybde Gefahr,
Durch die Schrecken des feindlichen Meers, durch die Schrecken des Landes,
Selbst in des Aïdes Reich führt ihn die irrende Fahrt.
Endlich trägt das Geschick ihn schlafend an Ithakas Küste,
Er erwacht, und erkennt jammernd das Vaterland nicht!



20. Zeus zu Herkules.

t aus meinem Nektar hast du dir Gottheit getrunken.
Deine Götterkraft wars, die dir den Nektar errang.

21. Der Tanz.

Sieh, wie sie durcheinander in kühnen Schlangen sich winden,
Wie mit geflügeltem Schritt schweben auf schlüpfrigem Plan.
Seh' ich flüchtige Schatten von ihren Leibern geschieden?
Ist es Elysiums Hain, der den Erstaunten umfängt?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft schwim
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
Hüpft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischen Wellen,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
Keinen drängend, von keinem gedrängt, mit besonnener Eile,
Schlüpft ein liebliches Paar dort durch des Tanzes Gewühl.
Vor ihm her entsteht seine Bahn, die hinter ihm schwindet,
Leis wie durch magische Hand öfnet und schließt sich der Weg.
Sieh! jetzt verliert es der suchende Blick. Verwirrt durcheinander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.

[redacted]

, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
Lenkt die brausende Lust, und die gesetzlose zähmt.
› der Wohllaut der großen Natur umrauscht dich vergebens?
Dich ergreift nicht der Strom dieser harmonischen Welt?
it der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen?
Richt der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
htende Sonnen wälzt in künstlich schlängelnden Bahnen?
handelnd fliehst du das Maaß, das du im Spiele doch ehrst?

22. Der Tanz. 12

he wie schwebenden Schritts im Wellenschwung sich die Paare
Drehen, den Boden berührt kaum der geflügelte Fuß.
' ich flüchtige Schatten, befreit von der Schwere des Leibes?
Schlingen im Mondlicht dort Elfen den luftigen Reihn?
:, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch in die Luft fließt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Flut,
ft der gelehrige Fuß auf des Takts melodischer Woge,
Säuselndes Saitengetön hebt den ätherischen Leib.
o, als wollt es mit Macht durchreissen die Kette des Tanzes
Schwingt sich ein holdes Paar dort in den dichtesten Reihn.
tell vor ihm her entsteht ihm die Bahn, die hinter ihm schwindet, 13
Wie durch magische Hand öffnet und schließt sich der Weg.
h! Jetzt schwand es dem Blick, in wildem Gewirr durch einander
Stürzt der zierliche Bau dieser beweglichen Welt.
n, dort schwebt es frohlockend herauf, der Knoten entwirrt sich,
Nur mit verändertem Reiz stellet die Regel sich her.

2. G: 1, 12—14. — g: 1, 12—14. — G: 3. Buch Nr. 2. — g: 1, 12—14. K: 9, 1, 216—217. — L: 2, 219—220. — B: 1, 432—433. — Q: 85—86. W: 1, 369—370. — M: 2, 184—186. — M: 1, 343—344. — N: 1, 2—333. — 2: Siehe, wie K-N. — 3: Drehen! K-N. — 4: befreyt K L. — Flut. g, Fluth, L N, Flut: Q. — 8: Tacts W M. — Woge; K-N. — 10: Jetzt, L — wollt' K-N. — durchreißen K-N. — Tanzes, K-N. — 11: holdes G] higes g-N. — 12: schwindet; K L B Q. — 13: öffnet g-N. — 14: Blick; K-N. sich; K-N.

Ewig zerstört, es erzeugt sich ewig die drehende Schöpfung,
  Und ein stilles Gesetz lenkt der Verwandlungen Spiel.
Sprich wie geschieht's, daß rastlos erneut die Bildungen schwanken
  Und die Ruhe besteht in der bewegten Gestalt?
Jeder ein Herrscher, frei, nur dem eigenen Herzen gehorchet,
  Und im eilenden Lauf findet die einzige Bahn?
Willst du es wissen? Es ist des Wohllauts mächtige Gottheit,
  Die zum geselligen Tanz ordnet den tobenden Sprung,
Die, der Nemesis gleich, an des Rhythmus goldenem Zügel
  Lenkt die brausende Lust und die verwilderte zähmt;
Und dir rauschen umsonst die Harmonieen des Weltalls,
  Dich ergreift nicht der Strom dieses erhabnen Gesangs,
Nicht der begeisternde Takt, den alle Wesen dir schlagen,
  Nicht der wirbelnde Tanz, der durch den ewigen Raum
Leuchtende Sonnen schwingt in kühn gewundenen Bahnen?
  Das du im Spiele doch ehrst, fliehst du im Handeln, das Maa



23. Würden. 48

e die Säule des Lichts auf des Baches Welle sich spiegelt,
Hell wie von eigener Glut flammt der vergoldete Saum,
er die Welle flieht mit dem Strom, durch die glänzende Straße
Drängt eine andre sich schon, schnell wie die erste zu fliehn.
beleuchtet der Würden Glanz den sterblichen Menschen,
Nicht der Mensch, nur der Platz, den er durchwandelte, glänzt.

---

24. Deutschland und seine Fürsten. 53

oße Monarchen erzeugtest du, und bist ihrer würdig,
Den Gebietenden macht nur der Gehorchende groß.
er versuch es, o Deutschland, und mach' es deinen Beherrschern
Schwerer, als Könige groß, leichter, nur Menschen zu seyn!

---

25. Der spielende Knabe. 79

iele, Kind, in der Mutter Schooß! Auf der heiligen Insel
Findet der trübe Gram, findet die Sorge dich nicht

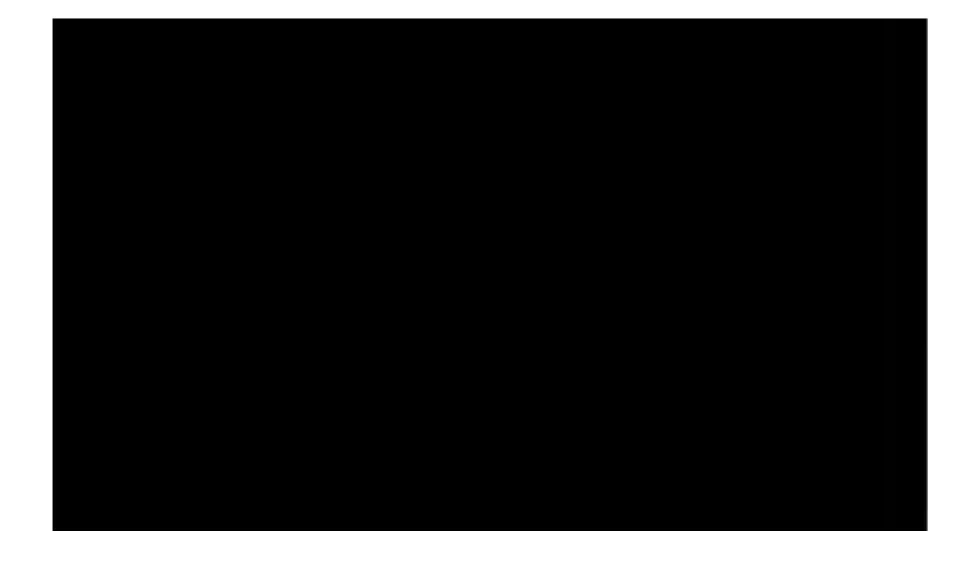
23. A: Musenalm. f. 1796. S. 48. — G: 1, 194. — g: 1, 194. — G: 3. Buch. g: 1, 194. — K: 9, 1, 236. — L: 2, 239. — B: 1, 452. — Q: 89. — : 1, 381. — M: 2, 200. — M: 1, 356. — N: 1, 344. — ²: spiegelt — B M N. — ³: Gluth M. — Saum; Q-N. — ⁴: Well' entführet der G-N. — andere g. — schnell, wie die erste, zu fliehn — Q W M N, schnell, wie die ste, zu fliehn. M. — ⁶: Menschen; K L B W-N, Menschen: Q. — ⁷: Nicht Er st, G g G g K L, Nicht er selbst, B-N. — Platz, A] Ort, G-N.
24. A: Musenalm. für 1796. S. 53. — fehlt G-Q. — W: 1, 397. — M: 2, 0. — M: 1, 373. — N: 1, 360. — ⁴: versuch' W-N. — ⁵: sein M N.
25. A: Musenalm. f. 1796. S. 79—80. — G: 2, 117. — g: 2, 117. — lt G. — g: 2, 117. — K: 9, 1, 212. — L: 2, 215. — B: 1, 428. — 85. — W: 1, 367. — M: 2, 182. — M: 1, 341. — N: 1, 330. — ²: Schoß! L Q. — ³: nicht.] in A G ohne Interpunktion; nicht, g g, nicht; K L B Q.

Liebend halten die Arme der Mutter dich über dem Abgrund,
Und in das flutende Grab lächelst du schuldlos hinab.
Spiele, liebliche Unschuld! Noch ist Arkadien um dich,
Und die freie Natur folgt nur dem fröhlichen Trieb,
Noch erschafft sich die üppige Kraft erdichtete Schranken,
Und dem willigen Muth fehlt noch die Pflicht und der Zweck.
Spiele, bald wird die Arbeit kommen, die hagre, die ernste, 80
Und der gebietenden Pflicht mangeln die Lust und der Muth.

---

26. Die Ritter des Spitals zu Jerusalem. 90

Herrlich kleidet sie euch, des Kreuzes furchtbare Rüstung,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Akkon und Rhodus beschützt,
Durch die syrische Wüste den bangen Pilgrim geleitet,
Und mit der Cherubim Schwerdt steht vor dem heiligen Grab.
Aber schöner kleidet euch doch die Schürze des Wärters,
Wenn ihr, Löwen der Schlacht, Söhne des edelsten Stamms,
Dient an des Kranken Bett', dem Lechzenden Labung bereitet,
Und die ruhmlose Pflicht christlicher Milde vollbringt.
Religion des Kreuzes, nur du verknüpftest, in Einem 91
Kranze, der Demuth und Kraft doppelte Palme zugleich!


[redacted]

27. Der Sämann. 97

! voll Hofnung vertraust du der Erde den goldenen Saamen
nd erwartest im Lenz fröhlich die keimende Saat.
in die Furche der Zeit bedenkst du dich Thaten zu streuen,
ie, von der Weisheit gesät, still für die Ewigkeit blühn?

---

28. Die zwei Tugendwege. 110

sind der Pfade, auf welchen der Mensch zur Tugend emporstrebt.
chließt sich der eine dir zu, thut sich der andre dir auf.
ndelnd erringt der Glückliche sie, der Leidende duldend.
ohl dem, den sein Geschick liebend auf beiden geführt!

---

29. Der Kaufmann. 144

in segelt das Schiff? Es trägt Sidonische Männer,
ie von dem frierenden Nord bringen den Bernstein, das Zinn.
z' es gnädig, Neptun, und wiegt es schonend, ihr Winde,
n bewirthender Bucht rausch' ihm ein trinkbarer Quell.
) gehört der Kaufmann, ihr Götter. Er steuert nach Gütern,
ber, geknüpft an sein Schiff, folget das Gute ihm nach.

. A: Musenalm. f. 1796. S. 97. — G: 1, 186. — g: 1, 186. — G: 3. Buch.
: 1, 186. — K: 9, 1, 194. — L: 2, 198. — B: 1, 414. — Q: 82. — W:
58. — M: 2, 171. — M: 1, 332. — N: 1, 321. — [2]: Siehe, G-N. —
ung G-N. — [5]: Die von der Weisheit gesät still G g G g K L.
. A: Musenalm. f. 1796. S. 110. — G: 1, 206. — g: 1, 206. — G:
uch. — g: 1, 206. — K: 9, 1, 235. — L: 2, 238. — B: 1, 451. — Q:
— W: 1, 381. — M: 2, 200. — M: 1, 355 f. — N: 1, 344. — [1]: zwey
L — [2]: Zwey G K L. — Pfade A] Wege G-N. — emporstrebt, G g G g,
nstrebt; K-N. — [4]: Handelnd .. duldend. (ungesperrt) G-N. — [5]: dem, A]
G-N. — beyden K L. — geführt. G g G g.
: A: Musenalm. f. 1796. S. 144. — G: 1, 185. — g: 1, 185. — G: 3. Buch.
: 1, 185. — K. 9, 1, 195. — L: 2, 199. — B: 1, 414. — Q: 82. —
1, 359. — M: 2, 171. — M: 1, 332. — N: 1, 322. — [2]: sidonische G-N.
: Trag G g G g. — [6]: Euch ihr Götter gehört der Kaufmann. Güter zu
Geht er, doch an sein Schiff, knüpfet das Gute sich an. G-N (von K an
derte Interpunction).

Die Muse schweigt, mit jungfräulichen Wangen,
Erröthen im verschämten Angesicht,
Tritt sie vor dich, ihr Urtheil zu empfangen,
Sie achtet es, doch fürchtet sie es nicht.
Des Guten Beifall wünscht sie zu erlangen,
Den Wahrheit rührt, den Flimmer nicht besticht,
Nur wem ein Herz, empfänglich für das Schöne,
Im Busen schlägt, ist werth, daß er sie kröne.

Nicht länger wollen diese Lieder leben,
Als bis ihr Klang ein fühlend Herz erfreut,
Mit schönern Phantasieen es umgeben,
Zu höheren Gefühlen es geweiht;
Zur fernen Nachwelt wollen sie nicht schweben,
Sie tönten, sie verhallen in der Zeit.
Des Augenblickes Lust hat sie gebohren,
Sie fliehen fort im leichten Tanz der Horen.

33. A: Musenalmanach f. 1796. S. 203—204 (letztes Stück vor E
grammen aus Venedig). — G: 1, 334 f. — g: 1, 334 f. — G. —
— K: 9, 1, 292. — L: 2, 296. — B: 1, 518. — Q: 101. — W:
M: 2, 250. — M: 1, 401 f. — N: 1, 388. — An Körner 25. Sept. 1
Stanzen an den Leser sollen den Almanach, den mein Gedicht: die
Gesanges eröffnet, beschließen" (3, 293). **Abschied vom Leser.** G g g K
Sängers **Abschied.** G M M N. — [3]: schweigt; mit K L B W M - N, —

Der Lenz erwacht, auf den erwärmten Triften
Schießt frohes Leben jugendlich hervor,
Die Staude würzt die Luft mit Nektardüften,
Den Himmel füllt ein muntrer Sängerchor,
Und jung und alt ergeht sich in den Lüften,
Und freuet sich, und schwelgt mit Aug' und Ohr.
Der Lenz entflieht! Die Blume schießt in Saamen,
Und keine bleibt von allen, welche kamen.

Jung und Alt K-R. — 23: sich und Q-R. — 24: Samen g K-R.

34. Das verschleierte Bild zu Sais.

Ein Jüngling, den des Wissens heißer Durst
Nach Sais in Egypten trieb, der Priester
Geheime Weißheit zu erlernen, hatte
Schon manchen Grad mit schnellem Geist durcheilt,
Stets riß ihn seine Forschbegierde weiter,
Und kaum besänftigte der Hierophant
Den ungeduldig strebenden. „Was hab' ich,
Wenn ich nicht Alles habe, sprach der Jüngling,
Giebts etwa hier ein Weniger und Mehr?
Ist deine Wahrheit wie der Sinne Glück
Nur eine Summe, die man größer, kleiner
Besitzen kann und immer doch besitzt?
Ist sie nicht eine einzge, ungetheilte?
Nimm einen Ton aus einer Harmonie,
Nimm eine Farbe aus dem Regenbogen,
Und alles was dir bleibt ist Nichts, solang
[redacted]

keine bleibt von allen, welche kamen.

Führt unfreywillig ihn der scheue Tritt.
Leicht ward es ihm die Mauer zu ersteigen,
Und mitten in das Innre der Rotonde
Trägt ein beherzter Sprung den Wagenden.

Hier steht er nun, und grauenvoll umfängt
Den Einsamen die Lebenlose Stille,
Die nur der Tritte hohler Wiederhall
In den geheimen Grüften unterbricht.
Von oben durch der Kuppel Oefnung wirft
Der Mond den bleichen silberblauen Schein,
Und furchtbar wie ein gegenwärtger Gott
Erglänzt durch des Gewölbes Finsternisse
In ihrem langen Schleier die Gestalt.

Er tritt hinan mit ungewissem Schritt,
Schon will die freche Hand das Heilige berühren,
Da zuckt es heiß und kühl durch sein Gebein,
Und stößt ihn weg mit unsichtbarem Arme.
Unglücklicher, was willst du thun? So ruft
In seinem Innern eine treue Stimme.
Versuchen den Allheiligen willst du?
Kein Sterblicher, sprach des Orakels Mund,
Rückt diesen Schleier, biß ich selbst ihn hebe.

[redacted]

es, die man mir verhüllt?

ẞ mit der Gottheit aus, versetzt
hant. Kein Sterblicher, sagt sie,
ı Schleier, biß ich selbst ihn hebe.
ıit ungeweihter schuldger Hand
n verbotnen früher hebt,
die Gottheit" —

Nun?

„Der sieht die Wahrheit"

er Orakelspruch! Du selbst
also niemals ihn gehoben?

rlich nicht! Und war auch nie dazu

96

Das faß ich nicht. Wenn von der Wahrheit
ıünne Scheidewand mich trennte —

Gesetz, fällt ihm sein Führer ein.
mein Sohn als du es meynst
ıünne Flor — Für deine Hand
, doch Zentner schwer für dein Gewissen."

ng gieng gedankenvoll nach Hause,

35. Das Reich der Schatten.

Ewig klar und spiegelrein und eben
Fließt das zephyrleichte Leben
Im Olymp den Seligen dahin.
Monde wechseln und Geschlechter fliehen,
Ihrer Götterjugend Rosen blühen
Wandellos im ewigen Ruin.
Zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden
Bleibt dem Menschen nur die bange Wahl.
Auf der Stirn des hohen Uraniden
Leuchtet ihr vermählter Strahl.

Führt kein Weg hinauf zu jenen Höhen?
Muß der Blume Schmuck vergehen,
Wenn des Herbstes Gabe schwellen soll?
Wenn sich Lunens Silberhörner füllen,
Muß die andre Hälfte Nacht umhüllen,
Wird die Strahlenscheibe niemals voll?
Nein, auch aus der Sinne Schranken führen
Pfade aufwärts zur Unendlichkeit.
Die von ihren Gütern nichts berühren,
Fesselt kein Gesetz der Zeit.

[redacted]

Wollt ihr schon auf Erden Göttern gleichen,
Frey seyn in des Todes Reichen,
Brechet nicht von seines Gartens Frucht.
An dem Scheine mag der Blick sich weiden,
Des Genußes wandelbare Freuden
Rächet schleunig der Begierde Flucht.
Selbst der Styx, der neunfach sie umwindet,
Wehrt die Rückkehr Ceres Tochter nicht,
Nach dem Apfel greift sie und es bindet
Ewig sie des Orkus Pflicht.

Nur der Körper eignet jenen Mächten, 3
Die das dunkle Schicksal flechten,
Aber frey von jeder Zeitgewalt,
Die Gespielin seliger Naturen
Wandelt oben in des Lichtes Fluren,
Göttlich unter Göttern, die Gestalt.
Wollt ihr hoch auf ihren Flügeln schweben,
Werft die Angst des Irrdischen von euch,
Fliehet aus dem engen dumpfen Leben
In der Schönheit Schattenreich!

Und vor jenen fürchterlichen Schaaren
Euch auf ewig zu bewahren,
Brechet muthig alle Brücken ab.
Zittert nicht, die Heimat zu verlieren,
Alle Pfade, die zum Leben führen,
Alle führen zum gewissen Grab.

gg G B Q W M M N. — sein M N. — 24: Frucht! K-N. — 25: weiden;
; Genusses G-N. — 29: nicht; K.-N. — 30: sie, und B Q W M M N,
vgl. Briefw. m. Humboldt S. 192; Lessings Nathan 3, 1: Wem eignet
ist das für ein Gott, Der einem Menschen eignet? (Sämmtl. Schriften
55.) — 33: flechten; K.-N. — 34: frei g g G B-N. — 35: Gespielen
ren, K-N. — 37: Göttern die B, — Gestalt G-N. — 39: Irdischen
euch! K-N. — 40: engen dumpfen] stürmevollen b. — 41: In des
eich! G-N. — 42–61: fehlt G g g G M N, in K L B Q W M unter dem
: vor B Q W M (so in A im Druckfehlerverzeichniß corrigiert); von
Scharen L. — 45: verlieren; K L B W M, verlieren: Q. — 47: gewißen B.

Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seyd,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweye
Diese Freystatt, keine Reue,
Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
Die Unsterbliche herunter stieg.

[redacted]

Wehet hier des Sieges duftger Kranz.
Mächtig, selbst wenn eure Sehnen ruhten,
Reißt das Schicksal euch in seine Fluten,
Euch die Zeit in ihren Wirbeltanz.
Aber sinkt des Muthes kühner Flügel
Bey der Schranken peinlichem Gefühl,
Dann erblicket von der Schönheit Hügel
Freudig das erflogne Ziel.

Wenn es gilt, zu herrschen und zu schirmen,
Kämpfer gegen Kämpfer stürmen
Auf des Glückes, auf des Ruhmes Bahn,
Da mag Kühnheit sich an Kraft zerschlagen,
Und mit krachendem Getös die Wagen
Sich vermengen auf bestäubtem Plan.
Muth allein kann hier den Dank erringen,
Der am Ziel des Hippodromes winkt,
Nur der Starke wird das Schicksal zwingen,
Wenn der Schwächling untersinkt.

Aber der, von Klippen eingeschlossen,
Wild und schäumend sich ergossen,
Sanft und eben rinnt des Lebens Fluß 6
Durch der Schönheit stille Schattenlande,
Und auf seiner Wellen Silberrande
Mahlt Aurora sich und Hesperus.
Aufgelößt in zarter Wechselliebe,
In der Anmuth freyem Bund vereint,
Ruhen hier die ausgesöhnten Triebe,
Und verschwunden ist der Feind.

Wehe B, Flattre b. — duftger A] duft'ger G-N, Lorbeer B. — 75: Mächtig auch eure B. — 76: Schicksal AB] Leben G-N. — Fluthen, LMN. — 79: Bei BQWMMN. — peinlichen B. — 80: erblicke (als Druckfehler angezeigt) A. — Schönheit Spiegel b. — 81: Fröhlich das erreichte Ziel. B, erflog'ne GggGKLB. gilt zu B. — 84: Bahn: Q. — 89: winkt. KLBQWMN. — 92: einge-t, B. — 93: ergoßen, B. — 95: Komma fehlt B. — 97: Malt BQWMMN, as B. — 98: Aufgelöst BKLBQWMN, Aufgelöst Ggg, Aufgelößt G. — , zarte B, Wechseltriebe, b. — 99: freiem ggGBQWMMN, freyen B.

Opfert freudig auf, was ihr besessen,
Was ihr einst gewesen, was ihr seyd,
Und in einem seligen Vergessen
Schwinde die Vergangenheit.

Keine Schmerzerinnerung entweyhe
Diese Freystatt, keine Reue,
Keiner Sorge, keiner Thräne Spur.
Losgesprochen sind von allen Pflichten,
Die in dieses Heiligthum sich flüchten,
Allen Schulden sterblicher Natur.
Aufgerichtet wandle hier der Sklave,
Seiner Fesseln glücklich unbewußt,
Selbst die rächende Erinne schlafe
Friedlich in des Sünders Brust.

Jugendlich, von allen Erdenmaalen
Frey, in der Vollendung Strahlen
Schwebe hier der Menschheit Götterbild,
Wie des Lebens schweigende Phantome
Glänzend wandeln an dem styg'schen Strome,
Wie sie stand im himmlischen Gefild,
Ehe noch zum traurgen Sarkophage
[redacted] Unsterbliche herunter stieg.
[redacted] des Kampfes Waage
[redacted]

Trägt kein Nachen, keiner Brücke Bogen,
Und kein Anker findet Grund.

Aber flüchtet aus der Sinne Schranken
In die Freyheit der Gedanken,
Und die Furchterscheinung ist entflohn,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen;
Nehmt die Gottheit auf in euren Willen,
Und sie steigt von ihrem Weltenthron.
Des Gesetzes strenge Feßel bindet
Nur den Sklavensinn, der es verschmäht,
Mit des Menschen Widerstand verschwindet
Auch des Gottes Majestät.

Wenn der Menschheit Leiden euch umfangen,
Wenn Laokoon der Schlangen

: in B auf einem halben Quartblatt desselben Papieres wie das übrige pt aufgeklebt, um die frühere Fassung der Strophe zu verdecken; diese der Briefwechsel mit W. v. Humboldt S. 190 ff. zu vergleichen) lautet:

Aber laßt die Wirklichkeit zurücke,
Reißt euch loß vom Augenblicke,
Und kein Grenzenloses schreckt euch mehr,
Und der ewge Abgrund wird sich füllen,
Nehmt das Heilge auf in euren Willen,
Und des Weltenrichters Thron steht leer.
Mit der Willkühr ist der Zwang vernichtet,
Mit dem Zweifel schwindet das Gebot,
Mit der Schuld der Reine, der sie richtet,
Mit dem Endlichen der Gott.

eit GggGBQWMMN. — [135]: ew'ge G-N. — [136]: euern ggGKLB. essel G-N. — [139]: verschmäht; K-N, verschmäht. Humboldt S. 191 (im t jedoch wie K-N). — (In dem Briefwechsel mit Humboldt S. 190—191 z ausgefallen. Es heißt im Msp.: „Mir däucht, daß die Freiheit der n doch weit mehr auf das ästhetische, als auf das rein moralische hin-dieses wird durch den Begriff rein und jenes durch den Begriff frey eise bezeichnet.") — [143]: Laokoon A (im Druckfehlerverzeichniß) MMN] ms Sohn A (im Texte) BGgGgKLBQW; ein Druckfehler war B nicht. Unter Priams Sohn braucht man nicht gerade einen leiblichen denken, sondern kann die Bezeichnung in übertragnem Sinne des kindlichen ses des Unterthanen zum Könige, Vater, auffassen. Schiller vergaß die he Berichtigung Humboldts bald wieder, da es ihm nicht darauf ankam. 4: den Schlangen Unterliegt mit nahmenlosen Schmerz, B.

Sich erwehrt mit namenlosem Schmerz,
Da empöre sich der Mensch! Er schlage
An des Himmels Wölbung seine Klage,
Und zerreisse euer fühlend Herz!
Der Natur furchtbare Stimme siege,
Und der Freude Wange werde bleich,
Und der heilgen Sympathie erliege
Das Unsterbliche in euch!

Aber in den heitern Regionen,
Wo die Schatten selig wohnen,
Rauscht des Jammers trüber Sturm nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Thräne fließt hier mehr dem Leiden,
Nur des Geistes tapfrer Gegenwehr.
Lieblich wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duftgem Thau,
Schimmert durch der Wehmut düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.

Tief erniedrigt zu des Feigen Knechte
Gieng in ewigem Gefechte
Einst Alcid des Lebens schwere Bahn,
Rang mit Hydern und umarmt' den Leuen,
Stürzte sich, die Freunde zu befreyen,



Biß der Gott, des Irrdischen entkleidet,
Flammend sich vom Menschen scheidet,
Und des Aethers leichte Lüfte trinkt.
Froh des neuen ungewohnten Schwebens
Fließt er aufwärts, und des Erdenlebens
Schweres Traumbild sinkt und sinkt und sinkt.
Des Olympus Harmonien empfangen
Den Verklärten in Kronions Saal,
Und die Göttin mit den Rosenwangen
Reicht ihm lächelnd den Pokal.

172: Gott, (ungesperrt) G-N. — Irdischen G-N. — 173: Menschen (ungesperrt) G-N. — 176: Fliegt er Q W, Steigt er b. — 177: Traumbild sinkt, und B. — 179: Verklärten] Entzückten b. — Chronions A B G g G, in A ist unter den Druckfehlern Kronions zu lesen vorgeschrieben. — 180: Göttinn G g G L. — 181: in A zwar ohne Unterschrift, wie alle Beiträge zu den Horen, aber im Inhaltsverzeichniß als „von Schiller“ bezeichnet. — Schiller sandte das Gedicht am 9. Aug. 1795 an Humboldt (Briefw. S. 125 ff., Kalender); am 7. Sept. an Körner.

36. Die Theilung der Erde.

Da! Nehmt sie hin, die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
Den Menschenkindern zu. Nehmt! Sie soll euer seyn.
Euch schenk ich sie zum ewgen Lehen,
Doch theilt euch brüderlich darein!

Da griff, was Hände hatte, zu, sich einzurichten,
Es regte sich geschäftig Jung und Alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
Der Junker birschte durch den Wald.

Der Kaufmann füllte hurtig sein Gewölb, die Scheune
Der Fermier, das Faß der Seelenhirt,
Der König sagte: Jeglichem das Seine:
Und mein ist — was geärntet wird!

Ganz spät erschien, nachdem die Theilung längst geschehen,
Auch der Poet, (er kam aus weiter Fern)
Ach! Da war überall nichts mehr zu sehen,
[redacted]

Wenn du zu lang dich in der Träume Land verweilet,
  Antwortete der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
  „Ich war, sprach der Poet, bey dir.“

„Mein Auge hieng an deinem Stralenangesichte,
  „An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
„Verzeyh dem Geiste, der von deinem Lichte
  „Berauscht, das Irrdische verlor!“

Was kann ich thun, spricht Zevs. Die Welt ist weggegeben,
  Der Herbst, die Jagd, der Markt ist nicht mehr mein.
Willst du in meinem Himmel mit mir leben?
  So oft du kommst, er soll dir offen seyn.

---

37. Die Theilung der Erde. 30

Nehmt hin die Welt! rief Zeus von seinen Höhen
  Den Menschen zu, nehmt, sie soll euer seyn.
Euch schenk ich sie zum Erb' und ew'gen Lehen,
  Doch theilt euch brüderlich darein.

Da eilt was Hände hat, sich einzurichten,
  Es regte sich geschäftig jung und alt.
Der Ackermann griff nach des Feldes Früchten,
  Der Junker birschte durch den Wald.

ntwortet' ihm der G. — 26: Das Komma fehlt G. — 28: Verzeih G. — n G. — 30: Was thun, spricht Zeus! G. — 32: leben, G. — Schiller the, 16. Oct. 1795 (N. 112): „Hier erhalten Sie einige Schnurren von ie Theilung der Erde hätten Sie billig in Frankfurt auf der Zeile vom aus lesen sollen, wo eigentlich das Terrain dazu ist.“ — Im „Inhalt des Jahrgangs 1795“ der Horen steht: „Theilung der Erde. Anonym.“
: 1, 30 f. — G: 1, 30 f. — G: 4. Buch. — g: 1, 30 f. — K: 9, 1, — L: 2, 141 f. — B: 1, 362 f. — Q: 71. — W: 1, 320 f. — M: f. — M: 1, 292 f. — N: 1, 282 f. — Vgl. die vorige Nummer. — Menschen zu. Nehmt! Sie G. — zu; K-WMN. — sein. MN. — B-N. — „Erb' und“ fehlt G. — Lehen; K-N. — 6: Da lief was tte zu, sich G — Da eilt, K-M, Da eilt' M. — 7: Jung B-N. — Alt. lt, B, Alt: Q. — 8: Ackersmann BQ.

Der Kaufmann nimmt, was seine Speicher fassen,
Der Abt wählt sich den edeln Firnewein,
Der König sperrt die Brücken und die Straßen,
Und sprach, der Zehente ist mein.

Ganz spät, nachdem die Theilung längst geschehen,
Naht der Poet, er kam aus weiter Fern'.
Ach! da war überall nichts mehr zu sehen,
Und alles hatte seinen Herrn!

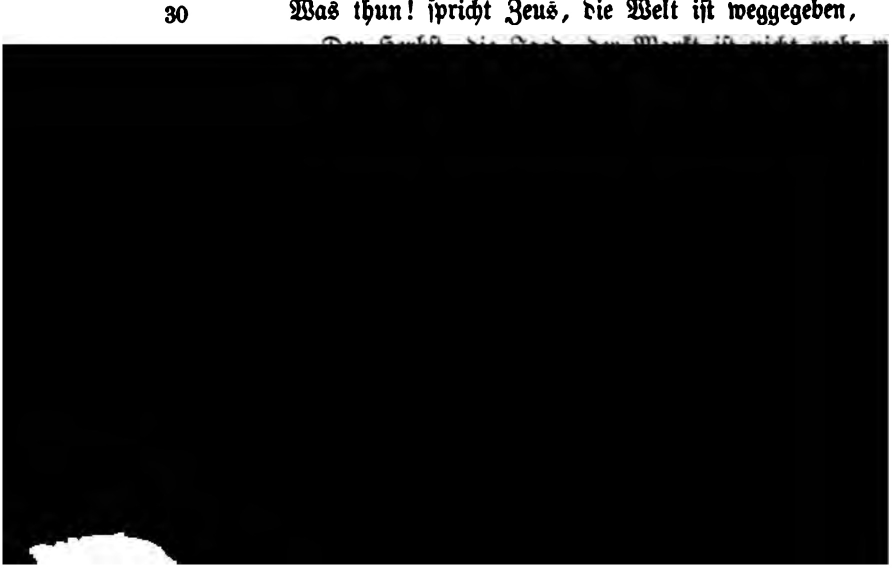
Weh mir! So soll ich denn allein von allen
Vergessen seyn, ich, dein getreuster Sohn?
So ließ er laut der Klage Ruf erschallen,
Und warf sich hin vor Jovis Thron.

Wenn du im Land der Träume dich verweilet,
Versetzt der Gott, so hadre nicht mit mir.
Wo warst du denn, als man die Welt getheilet?
Ich war, sprach der Poet, bey dir.

Mein Auge hieng an deinem Angesichte,
An deines Himmels Harmonie mein Ohr,
Verzeih dem Geiste, der, von deinem Lichte
Berauscht, das Irdische verlor!

Was thun! spricht Zeus, die Welt ist weggegeben,

[redacted]



38. Die Thaten der Philosophen. 29

Den Satz, durch welchen alles Ding
Bestand und Form empfangen,
Den Nagel, woran Zeus den Ring
Der Welt, die sonst in Scherben gieng,
Vorsichtig aufgehangen,
Den nenn ich einen großen Geist,
Der mir ergründet, wie er heißt,
Wenn Ich ihm nicht drauf helfe.
Er heißt: Zehn ist nicht Zwölfe.

Der Schnee macht kalt, das Feuer brennt,
Der Mensch geht auf zwey Füssen,
Die Sonne scheint am Firmament,
Das kann, wer auch nicht Logik kennt,
Durch seine Sinne wissen.
Doch wer Philosophie studiert,
Der weiß, daß wer verbrennt, nicht friert,
Weiß, daß das Nasse feuchtet
Und daß das Helle leuchtet.

ren. 1795. 11. St. S. 29—30. — G: 2, 113 ff. — g: 2, 113 ff.
g: 2, 118 ff. — K: 9, 1, 277. — L: 2, 281. — B: 1, 495. —
: 1, 407. — M: 2, 232. — M: 1, 384. — N: 1, 371. — [1]: Die
G-N. — [2]: Der Satz, G-N. — [3]: empfangen; Q. — [4]: Der G-N.
R N] so die Verbesserungen in A; Kloben A-W. — [5]: ging g-N.
ingen — Q. — [7]: nenn' g-N. — [9]: ich Q, ich W-N. — helfe —
zwei g g B-N. — Füßen g g K B-N. — [13]: Firmament — Q. —
ie A] Metaphysik G-N. — studirt, g-M. — [17]: daß, wer K-N.

Homerus singt sein Hochgedicht,
Der Held besteht Gefahren,
Der brave Mann thut seine Pflicht,
Und that sie, ich verhehl es nicht,
Eh noch Weltweise waren,
Doch hat Genie und Herz vollbracht,
Was Lock' und Leibnitz nie gedacht,
Sogleich wird auch von diesen
Die Möglichkeit bewiesen.

Im Leben gilt der Stärke Recht,
Dem Schwachen trotzt der Kühne,
Wer nicht gebieten kann, ist Knecht;
Sonst geht es ganz erträglich schlecht
Auf dieser Erdenbühne.
Doch wie es wäre, fieng der Plan
Der Welt nur erst von vornen an,
Ist in Moralsystemen
Ausführlich zu vernehmen.

„Der Mensch bedarf des Menschen sehr
Zu seinem großen Ziele,
Nur in dem Ganzen wirket er,
Viel Tropfen geben erst das Meer,
Viel Wasser treibt die Mühle.



Doch weil, was ein Professor spricht,
Nicht gleich zu allen dringet,
So übt Natur die Mutterpflicht,
Und sorgt, daß nie die Kette bricht,
Und daß der Reif nie springet.
Einstweilen bis den Bau der Welt
Philosophie zusammenhält,
Erhält sie das Getriebe
Durch Hunger und durch Liebe.

---

en K-M. — 49: Natur (nicht gesperrt) g-Q. — 50: nie] nicht B. —
weilen, bis K-N. — 54: sie (nicht gesperrt) g-Q. — Schiller an Goethe
1795 (Nr. 112. S. 101): „Hier erhalten Sie einige Schnurren von
e Theilung der Erde . . Bei dem andern Stück habe ich mich über den
Widerspruchs lustig gemacht; die Philosophie erscheint immer lächerlich,
aus eigenen Mitteln, ohne ihre Abhängigkeit von der Erfahrung zu
das Wissen erweitern und der Welt Gesetze geben will.“ In A wird das
n Inhaltsverzeichniß, wie die Theilung der Erde, „Anonym“ bezeichnet.

39. Natur und Schule. 89

„Ist es denn wahr, sprichst du, was der Weisheit Meister mich lehren
Was der Lehrlinge Schaar sicher und fertig beschwört;
Kann die Wissenschaft nur zum wahren Frieden mich führen,
Nur des Systemes Gebälk stützen das Glück und das Recht?
Muß ich dem Trieb mistraun, der leise mich warnt, dem Gesetze,
Das du selber, Natur, mir in den Busen geprägt,
Biß auf die ewige Schrift die Schul' ihr Siegel gedrücket,
Und der Formel Gefäß bindet den flüchtigen Geist?
Sage du mirs, du bist in diese Tiefen gestiegen,
Aus dem modrigten Grab kamst du erhalten zurück,
Dir ist bekannt was die Gruft der dunkeln Wörter bewahret,
Ob der Lebenden Trost dort bey den Mumien wohnt?
Muß ich wandeln den nächtlichen Weg? Mir graut, ich bekenn' es, 90
Wandeln will ich ihn doch, führt er zu Wahrheit und Recht."
Freund, du kennst doch die goldene Zeit, (Es haben die Dichter
Manche Sage von ihr rührend und einfach erzählt.)
[redacted]

noch das große Gesetz, das oben im Sonnenlauf waltet,
nd verborgen im Ey reget den hüpfenden Punkt,
Nothwendigkeit stilles Gesetz, das stätige, gleiche,
uch der menschlichen Brust freyere Wellen bewegt,
ein sichres Gefühl noch treu, wie am Uhrwerk der Zeiger,
uf das Wahrhaftige nur, nur auf das Ewige wies?
war kein Profaner, kein Eingeweihter zu sehen,
as man lebendig empfand, ward nicht bey Todten gesucht.
h verständlich für jegliches Herz war die ewige Regel, 91
leich verborgen der Quell, dem sie belebend entfloß.
die glückliche Zeit ist nicht mehr. Vermessene Willkühr
it der getreuen Natur göttlichen Einklang entweiht.
igt fließt der himmlische Strom in schuldigen Herzen,
uter wird er und rein nur an dem Quell noch geschöpft.
r Quell, tief unten im Schacht des reinen Verstandes,
rn von der Leidenschaft Spur, rieselt er silbern und kühl.
der Sinne wildem Geräusch verschwand das Orakel,
ur in dem stilleren Selbst hört es der horchende Geist.
die Wissenschaft nur vermag den Zugang zu öfnen,
nd den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.
beschwört es der Forscher, der reines Herzens hinabsteigt
nd die verlorne Natur giebt ihm die Weißheit zurück.
du, Glücklicher, nie den schützenden Engel verloren, 92
ie des frommen Instinkts liebende Warnung verwirkt,
hlt in dem keuschen Auge noch treu und rein sich die Wahrheit,
önt ihre Stimme dir noch hell in der kindlichen Brust,

: Ei B-N. — 22: Noch der Nothwendigkeit G-N. — stetige Q W M. — reiere g G g B-N. — 24: Da nicht irrend der Sinn und treu, wie der Zeiger Uhrwerk, g G g K-N. — 25: wies? — g-N. — 27: gesucht, Q, gesucht; K. — 30: nicht mehr. A] dahin! G-N. — Willkür g K L Q W M M N. — öttlichen Frieden gestört. G-N. — 32—39:

Das entweihte Gefühl ist nicht mehr Stimme der Götter,
Und das Orakel verstummt in der entadelten Brust.
Nur in dem stilleren Selbst vernimmt es der horchende Geist noch,
Und den heiligen Sinn hütet das mystische Wort.

Nur in W M ist die ursprüngliche Lesart der Horen unter dem Texte mit-ilt. — 41: Weisheit G-N. — 43: Instincts W M M N. — 44: Malt B-N. : ihre Stimme A] ihr Rufen G-N.

Schweigt noch in dem zufriednen Gemüth des Zweifels Empörung,
Wird sie, weißt du's gewiß, schweigen auf ewig wie heut,
Wird der Empfindungen Streit nie eines Richters bedürfen,
Nie den hellen Verstand trüben das tückische Herz,
Nie der verschlagene Witz des Gewißens Einfalt bestricken
Niemals, weißt du's gewiß, wanken das ewige Steur?
O dann gehe du hin in deiner köstlichen Unschuld,
Dich kann die Wissenschaft nichts lehren. Sie lerne von dir!
Jenes Gesetz, das mit eisernem Stab den Sträubenden lenket,
Dir gilt es nicht. Was du thust, was dir gefällt, ist Gesetz.
Herrschen wird durch die ewige Zeit, wie Polyklets Regel,
Was du mit heiliger Hand bildest, mit heiligem Mund
Redest, wird die Herzen der Menschen allmächtig bewegen,
Du nur merkst nicht den Gott, der dir im Busen gebeut,
Nicht des Siegels Gewalt, das alle Geister dir beuget,
Einfach gehst du und still durch die eroberte Welt;
Aber blind erringst du, was wir im Lichte verfehlen,
Und dem spielenden Kind glückt, was dem Weisen mislingt.

---

40. Der philosophische Egoist. 126

den Säugling gesehn, der, unbewußt noch der Liebe,
hn wärmet und wiegt, schlafend von Arme zu Arm
, biß bey der Leidenschaft Ruf der Jüngling erwachet,
des Bewußtseyns Bliz dämmernd die Welt ihm erhellt?
eine Mutter gesehn, wenn sie Schlummer dem Kinde
mit dem eigenen Schlaf, und für das Sorglose sorgt,
iit ihrem eigenen Leben die zitternde Flamme,
nit der Sorge selbst sich für die Sorge belohnt?
lästerst die grosse Natur, die bald Kind und bald Mutter
empfänget, jezt giebt, nur durch Bedürfniß besteht?
nügsam willst du dem schönen Ring dich entziehen, 127
Geschöpf an Geschöpf reyht in vertraulichem Bund,
u Armer, stehen allein und allein durch dich selber,
durch der Kräfte Tausch selbst das Unendliche steht?

---

oren 1795. St. 9. S. 126—127. — G: 1, 192 f. — g: 1, 192 f. ł. — g: 1, 192 f. — K: 9, 1, 224. — L: 2, 227. — V: 1, 440. W: 1, 374. — M: 2, 192. — M: 1, 348 f. — N: 1, 337. (Auch erke aufgenommen 17, 245. Erinner. 3, 147.) — 4: bis G-N. — bei 5: Bewusstseyns KL, Bewußtseins MN. — 6: Hast du die Mutter . sie süßen Schlummer dem Liebling G-N. — 7: und für das Träu-nende MN) sorgt, G-N. — 8: Mit dem eigenen Leben ernährt die mme, G-N, — zitternden A (unter den Druckfehlern verbessert). — -N. — 11: gibt K-N. — besteht?] entsteht? V. — 12: Selbst ge- — 13: reiht g-N. — Bund? K-N. — 14: Willst, du Armer, MN] Willst du, Armer, VQ, Willst du Armer M. — allein (un- N. — Hoffmeister Nachlese 3, 51: „Im vorletzten Verse muß inter-pen: Willst du Armer stehen, allein 2c." Es muß nicht!

41. Die Antike 128

an einen Wanderer aus Norden.

Ueber Ströme hast du gesetzt und Meere durchschwommen,
Ueber der Alpen Gebirg trug dich der schwindliche Steg,
Mich in der Nähe zu schauen und meine Schöne zu preisen,
Die der begeisterte Ruf rühmt durch die staunende Welt;
Und nun stehst du vor mir, du darfst mich heilge berühren,
Aber bist du mir jetzt näher und bin ich es dir?
Hinter dir liegt zwar dein nebligter Pol und dein eiserner Himmel,
Deine arkturische Nacht flieht vor Ausoniens Tag,
Aber hast du die Alpenwand des Jahrhunderts gespalten,
Die zwischen dir und mir finster und traurig sich thürmt?
Hast du von deinem Herzen gewälzt die Wolke des Nebels, 129
Die von dem wundernden Aug' wälzte der fröhliche Strahl?
Ewig umsonst umstrahlt dich in mir Joniens Sonne,
Den verdüsterten Sinn bindet der nordische Fluch.

---

42. Deutsche Treue. 130

Um den Scepter Germaniens stritt mit Ludwig dem Bayer
Fridrich aus Habspurgs Stamm, beyde gerufen zum Thron,

[redacted]

en Prinzen Oesterreichs führt das neidische Kriegsglück
)ie Fesseln des Feinds, der ihn im Kampfe bezwingt.
m Thron erkauft er die Freyheit; sein Wort muß er geben,
den Sieger das Schwerdt gegen die Freunde zu ziehn;
)as er in Banden gelobt, kann er frey nicht erfüllen,
e, da stellt er aufs neu willig den Banden sich dar.
rührt umhalßt ihn der Feind, sie wechseln von nun an
der Freund mit dem Freund traulich die Becher des Mahls,
t Arme schlummern auf Einem Lager die Fürsten, 131
noch blutiger Haß grimmig die Völker zerfleischt.
Friderichs Heer muß Ludwig ziehen. Zum Wächter
rns läßt er den Feind, den er bestreitet, zurück.
lich! So ists! Es ist wirklich so. Man hat mirs geschrieben"
der Pontifex aus, als er die Kunde vernahm.

---

43. Weißheit und Klugheit. 132

t du Freund die erhabensten Höhn der Weißheit erfliegen,
ag es auf die Gefahr, daß dich die Klugheit verlacht.
kurzsichtige sieht nur das Ufer, von welchem du scheidest,
nes nicht, wo dereinst landet dein muthiger Flug.

---

er den Austrier führt, den Jüngling, das neidische Kriegsglück G-N.
lit dem Throne kauft er sich los, sein Wort G-N. — 12: umhalst g,
K L, umhalst B Q W-N. — 14: in Arme G-N. und in A (Arm in
tter den Druckfehlern verbessert: Arm in Arme. — einem B Q, einem
- 16: Friedrichs K-N. — 18: ist's G-N. — so! B Q W M M N. — mir's
- geschrieben" (ohne Punkt) A] mit Punkt G-N.
: Horen. 1795. St. 9. S. 132. — G: 1, 310. — g: 1, 310. — G:
— g: 1, 310. — K: 9, 1, 243. — L: 2, 246. — B: 1, 460. — Q: 91.
l, 385. — M: 2, 206. — M: 1, 361. — N: 1, 349. In G-N unter
otafeln. — Weisheit G-N. — 2: Höh'n G-L, Weisheit G-N. — 4: kurz-
rsprünglich: verzagte (Brief an Humboldt.) — Ufer das dir zurückflieht, G-N.

44. An einen Weltverbesserer. 133

Alles, sagst du mir, opfert' ich hin, der Menschheit zu helfen,
Eitel war der Erfolg, Haß und Verfolgung der Lohn.
Soll ich dir sagen, Freund, wie Ich mit Menschen es halte?
Traue dem Spruche! Noch nie hat mich der Führer getäuscht.
Von der Menschheit — du kannst von ihr nie groß genug denken;
Wie du im Busen sie trägst, prägst du in Thaten sie aus.
Auch dem Menschen, der dir im engen Leben begegnet,
Reich' ihm, wenn er sie mag, freundlich die helfende Hand.
Nur für Regen und Thau und fürs Wohl der Menschengeschlechter
Laß du das liebe Geschick walten wie gestern so heut.

---

45. Das Höchste. 134

Suchst du das Höchste, das Größte? Die Pflanze kann es dich lehren.
Was sie willenlos ist, sey du es wollend — das ists!

---

44. A: Horen. 1795. St. 9. S. 133. — G: 1, 312. — g: 1, 312. — G: Buch 3. — g: 1, 312. — K: 9, 1, 244. — L: 2, 247. — B: 1, 461. — Q: 91. — W: 1, 386. — M: 2, 207. — M: 1, 362. — N: 1, 350. In G·R unter den Votivtafeln. — (Herders Werke 17, 260, ebenso in Erinnerungen [redacted]



46. Ilias. 135

Immer zerreisset den Kranz des Homer, und zählet die Väter
Des vollendeten ewigen Werks!
Hat es doch Eine Mutter nur und die Züge der Mutter,
Deine unsterblichen Züge, Natur.

---

47. Unsterblichkeit. 136

›r dem Tod erschrickst du? Du wünschest unsterblich zu leben?
Leb' im Ganzen! Wenn Du lange dahin bist, es bleibt.

A: Horen. 1795. St. 9. S. 135. — (Fehlt G g G g.) — K: 9, 1, 204. —
208. — B: 1, 421. — Q: 83. — W: 1, 363. — M: 2, 177. — M: 1,
— N: 1, 326. — Vgl. Anmerkungen. — [2]: Homer und Q W M N. —
ne Q W M M N. — nur, und K L B.

A: Horen. 1795. St. 9. S. 136. — (Fehlt G g G g). — K: 9, 1, 238.
2, 240. — B: 1, 454. — Q: 90. — W: 1, 382. — M: 2, 202. — M:
7. — N: 1, 346. — [2]: du? A] du! K-N.

18. Elegie. 72

Sey mir gegrüßt mein Berg mit dem röthlich stralenden Gipfel,
Sey mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
Dich auch grüß ich lachende Flur, euch säuselnde Linden,
Und den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
Ruhige Bläue dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich entflohen des Zimmers Gefängnis
Und dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir,
Deiner Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend,
Und den durstigen Blick labt das energische Licht,
Kräftig brennen auf blühender Au die wechselnden Farben,
Aber der reizende Streit löset in Wohllaut sich auf,
Frey, mit weithin verbreitetem Teppich empfängt mich die Wiese, 73
Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summen geschäftige Bienen, mit zweifelndem Flügel
Wiegt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee,
Durch die Lüfte spinnt sich der Sonnenfaden, und zeichnet
[redacted]

ch umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor.
r verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
r plötzlich zerreißt die Hülle. Der offene Wald giebt 74
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
absehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
f an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fliessender Spiegel vorbey.
ter mir seh ich endlos den Aether und über mir endlos,
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
r zwischen der ewigen Höh und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
hend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal,
e Linien, die des Landmanns Eigenthum scheiden,
n den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt,
ndliche Schrift des Gesetzes, des Menschenerhaltenden Gottes,
it aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand, 75
in freyeren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
t verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf
end, ein schimmernder Streif, die Länder verknüpfende Straße,
dem ebenen Strom gleiten die Flöße dahin,
ertönt der Heerden Geläut im belebten Gefilde,
den Wiederhall weckt einsam des Hirten Gesang,
Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab,
ich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
rankt sich der Weinstock empor an dem niedrigen Fenster,
marmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum,

— 36: S 34. — Vgl. an Humb. 325. — 42: S 40. — 48—49: Vgl.
— 56: S 54.

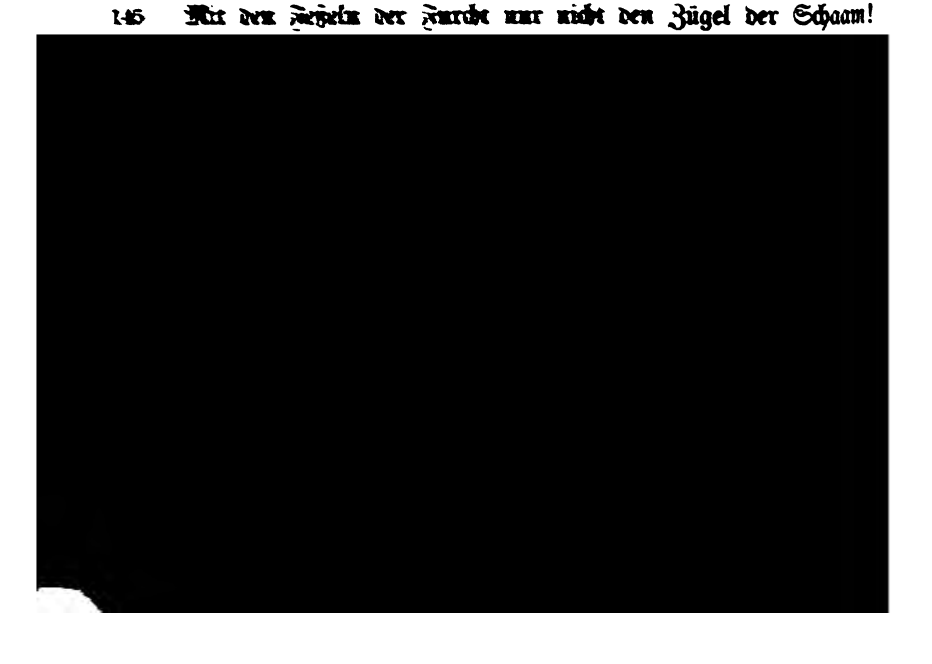
Glückliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freyheit erwachet,
Theilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
Deine Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf,
Gleich, wie dein Tagewerk, windet dein Leben sich ab:
Aber wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremd
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
Spröde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
Und das gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reyht.
Stände seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
Ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude,
Leyht nur dem Ganzen, empfängt nur von dem Ganzen den Rei
Regel wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
Dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an,
Majestätisch verkündigen ihn die beleuchteten Kuppeln,
Aus dem felsigten Kern hebt sich die thürmende Stadt.
In die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen,
Aber die Andacht leyht höheres Leben dem Stein.
Näher gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn,
Reger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
Sieb, da entbrennen in feurigem Kampf die eifernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.
Tausend Hände belebt Ein Geist, in tausend Brüsten
Schlägt, von Einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,

[redacted]

ige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
ernen Inseln des Meers sandtet ihr Wahrheit und Kunst,
je sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren, 78
elden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
den Mauren erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
lickten dem Zuge nach, bis ihn die Ferne verschlang,
nd stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder,
lehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
: ward euch und Sieg, doch nur der Ruhm kam zurücke,
urer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
mderer, kommst du nach Sparta, gieb Kunde dorten, du habest
Uns hier liegen gesehn, wie das Gesetz es befahl"
et sanft ihr Theuren! Von eurem Blute begossen
rünet der Oelbaum, es keimt lustig die köstliche Saat.
nter entbrennt, des Eigenthums froh, das freye Gewerbe,
lus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
hend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
och von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
dem Bruche wiegt sich der Fels, vom Hebel beflügelt, 79
ı der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
ibers Ambos ertönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
ter der nervigten Faust sprützen die Funken des Stahls,
end umwindet der goldene Lein die tanzende Spindel,
ch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
uf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
iehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
von dem thürmenden Mast wehet der festliche Kranz.
wimmeln von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte,
ner Sprachen Gewirr braußt in das wundernde Ohr.
Stapel schüttet die Aernten der Erde der Kaufmann,
m glühenden Stral Afrikas Boden gebiert,

. — 96–97: Vgl. an Humb. 326. — 99: Vgl. an Humb. 325.
16. — Vgl. an Humb. 323. — 102: G 98. — 104: G 100. —
— 112: G 108. — 119: G 115. — 120: G 116. — Vgl. an Humb.

Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret dem Talente das Glück die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit gesäugt wachsen die Künste empor,
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet das fühlende Holz,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken jonischen Säulen
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,
Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemache zeichnet bedeutende Zirkel
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Elemente Gewalt auf verbindender Waage,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leiht dem stummen Gedanken die Presse,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch. Der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Schaam!



Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke,
:rgiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
n der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
des freyen Gefühls göttliches Vorrecht hinweg,
ichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle
:r Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt,
Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet,
giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund,
ihnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge,
st die Schaale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn.
Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
esetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
ihre, Jahrhunderte mag die Mumie dauren 83
er Sitten, des Staats kernlose Hülse bestehn,
Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen
s hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
lassen zugleich von dem Führer von aussen und innen,
er Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht,
jerin, die das eiserne Gitter durchbrochen,
es numidischen Walds plötzlich und schrecklich gedenkt,
mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
ı der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
et euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,

Nimmet der Freye den Freyen zum bildenden Führer sich nehmen
Nur was in ruhiger Form sicher und ewig besteht.
Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüßige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft vorwärts und rückwärts den Sch
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzet der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf biß zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Arbeit und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mit des Lebens furchtbarem Bild mich schaudernd ergriffen,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner von deinem reinen Altare nehm ich mein Leben,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederhohlter Gestalt wälzen die Thaten sich um.
Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,

[redacted]

49. Der Spaziergang. 49

nir gegrüßt mein Berg mit dem röthlich stralenden Gipfel,
ɔ mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint,
auch grüß ich belebte Flur, euch säuselnde Linden,
d den fröhlichen Chor, der auf den Aesten sich wiegt,
ɪe Bläue dich auch, die unermeßlich sich ausgießt
ɪ das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
um mich, der endlich entflohn des Zimmers Gefängniß
d dem engen Gespräch freudig sich rettet zu dir,
r Lüfte balsamischer Strom durchrinnt mich erquickend, 50
d den durstigen Blick labt das energische Licht,
ig auf blühender Au erglänzen die wechselnden Farben,
er der reizende Streit löset in Anmuth sich auf,
empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
rch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
ich summt die geschäftige Bien', mit zweifelndem Flügel
gt der Schmetterling sich über dem röthlichten Klee,
d trifft mich der Sonne Pfeil, still liegen die Weste,
der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
ßt braußt's aus dem nahen Gebüsch, tief neigen der Erlen
n sich, und im Wind wogt das versilberte Gras,

1, 49. — g: 1, 49. — G: 3. Buch. — g: 1, 49. — K: 9, 1, 161 ff. 64 ff. — B: 1, 383. — Q: 74—77. — W: 1, 334 ff. — M: 2, 139. 306 ff. — N: 1, 297. — Die ältere Form, die zuerst in den Horen ist vorher ganz mitgetheilt; auf die Lesarten derselben ist hier mit A - 1: Elegie. A. — 2: Sei MN. — gegrüßt, K-N. — Gipfel! B-N. KN. — mir, Sonne, K-N. — bescheint! K-N. — 4: grüß' L-N. — belebte] lachende A. — euch, K-N. — 5: wiegt. LB. — 6: Bläue, der, B-N. — entflohen A. — Gefängnis A. — 9: Gespräch, B-N , dir: Q, dir. W-N. — 11: Licht. K-N. — 12: Kräftig brennen auf die wechselnden A. — 13: Anmuth] Wohllaut A. — auf. K.-N. — W-N. — 15: Pfad. W-N. — 16: summen geschäftige Bienen, A. M. — 17: röthlichen g-Q. — Klee, | Durch die Lüfte spinnt sich en, und zeichnet | Einen farbigten Weg weit in den Himmel d trift A. — 20: braust's g g B M, braust's K L Q W M N. —

Mich umfängt ambrosische Nacht; in duftende Kühlung 51
Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein,
In des Waldes Geheimniß entflieht mir auf einmal die Landschaft,
Und ein mystischer Pfad leitet mich steigend empor.
Nur verstohlen durchdringt der Zweige laubigtes Gitter
Sparsames Licht, und es blickt lachend das Blaue herein.
Aber plötzlich zerreißt der Flor. Der geöffnete Wald giebt
Ueberraschend des Tags blendendem Glanz mich zurück.
Unabsehbar ergießt sich vor meinen Blicken die Ferne,
Und ein blaues Gebirg endigt im Dufte die Welt.
Tief an des Berges Fuß, der gählings unter mir abstürzt,
Wallet des grünlichten Stroms fließender Spiegel vorbey.
Endlos unter mir seh' ich den Aether, über mir endlos, 52
Blicke mit Schwindeln hinauf, blicke mit Schaudern hinab,
Aber zwischen der ewigen Höh' und der ewigen Tiefe
Trägt ein geländerter Steig sicher den Wandrer dahin.
Lachend fliehen an mir die reichen Ufer vorüber,
Und den fröhlichen Fleiß rühmet das prangende Thal.
Jene Linien, sieh! die des Landmanns Eigenthum scheiden,
In den Teppich der Flur hat sie Demeter gewirkt.
Freundliche Schrift des Gesetzes, des Menschenerhaltenden Gottes,
Seit aus der ehernen Welt fliehend die Liebe verschwand,
Aber in freyeren Schlangen durchkreuzt die geregelten Felder
Jetzt verschlungen vom Wald, jetzt an den Bergen hinauf

[redacted]

ntre Dörfer bekränzen den Strom, in Gebüschen verschwinden
ndre, vom Rücken des Bergs stürzen sie gäh dort herab.
barlich wohnet der Mensch noch mit dem Acker zusammen,
eine Felder umruhn friedlich sein ländliches Dach,
ulich rankt sich die Reb' empor an dem niedrigen Fenster,
inen umarmenden Zweig schlingt um die Hütte der Baum.
kliches Volk der Gefilde! Noch nicht zur Freyheit erwachet,
heilst du mit deiner Flur fröhlich das enge Gesetz.
ne Wünsche beschränkt der Aernten ruhiger Kreislauf, 54
Wie dein Tagewerk, gleich, windet dein Leben sich ab!
r wer raubt mir auf einmal den lieblichen Anblick? Ein fremder
Geist verbreitet sich schnell über die fremdere Flur!
öde sondert sich ab, was kaum noch liebend sich mischte,
nd das Gleiche nur ist's, was an das Gleiche sich reyht.
nde seh ich gebildet, der Pappeln stolze Geschlechter
ziehn in geordnetem Pomp vornehm und prächtig daher,
el wird alles und alles wird Wahl und alles Bedeutung,
dieses Dienergefolg meldet den Herrscher mir an.
ngend verkündigen ihn von fern die beleuchteten Kuppeln,
us dem felsigten Kern hebt sich die thürmende S t a d t.
die Wildniß hinaus sind des Waldes Faunen verstoßen, 55
ber die Andacht leyht höheres Leben dem Stein.
er gerückt ist der Mensch an den Menschen. Enger wird um ihn
eger erwacht, es umwälzt rascher sich in ihm die Welt.
, da entbrennen in feurigem Kampf die eisernden Kräfte,
Großes wirket ihr Streit, größeres wirket ihr Bund.

: Munt're B. — 53: Dach; W-N. — 54: Traulich rankt sich der Weinstock r A 56. — 56: Freiheit gGgB-N. — 58: Ernten B-N. — 59: Gleich, dein Tagewerk, windet A 61. — ab: A 61. — 60: Einmal Q. — 63: Und gleiche A 65. — reiht. gGgK-N. — 64: seh' gL-MN. — 65: daher. W-N. aher, | Unbemerkt entfliehet dem Blick die einzelne Staude, | Leyht nur dem gen, empfängt nur von dem Ganzen den Reiz.| Regel A 68—69. — 66: Alles.. ..Alles B, Alles,..Alles...Alles QWM, alles, M, Wahl, QW, Bedeu-; LW-N. — 67: Dienergefolg' BQ. — 68: Majestätisch verkündigen ihn eleuchteten A 72. — 69: felsigen LBQ. — 70: Faune Q. — 71: leiht gGg-N. : u m (gesperrt) A 76. —..ihn (ohne Komma) GM. — 73: i n (gesperrt) A 77. : Sieh' Q. — entbrannten B. — 75: Größeres K-N.

Tausend Hände belebt Ein Geist, hoch schläget in tausend
Brüsten, von einem Gefühl glühend, ein einziges Herz,
Schlägt für das Vaterland und glüht für der Ahnen Gesetze,
Hier auf dem theuren Grund ruht ihr verehrtes Gebein.
Nieder steigen vom Himmel die seligen Götter, und nehmen
In dem geweihten Bezirk festliche Wohnungen ein,
Herrliche Gaben bescheerend erscheinen sie; Ceres vor allen 56
Bringet des Pfluges Geschenk, Hermes den Anker herbey,
Bacchus die Traube, Minerva des Oelbaums grünende Reiser,
Auch das kriegrische Roß führet Poseidon heran,
Mutter Cybele spannt an des Wagens Deichsel die Löwen,
In das gastliche Thor zieht sie als Bürgerinn ein.
Heilige Steine! Aus euch ergossen sich Pflanzer der Menschheit,
Fernen Inseln des Meers sandtet ihr Sitten und Kunst,
Weise sprachen das Recht an diesen geselligen Thoren,
Helden stürzten zum Kampf für die Penaten heraus.
Auf den Mauren erschienen, den Säugling im Arme, die Mütter,
Blickten dem Heerzug nach, bis ihn die Ferne verschlang.
Betend stürzten sie dann vor der Götter Altären sich nieder, 57
Flehten um Ruhm und Sieg, flehten um Rückkehr für euch.
Ehre ward euch und Sieg, doch der Ruhm nur kehrte zurücke,
Eurer Thaten Verdienst meldet der rührende Stein:
„Wanderer, kommst du nach Sparta, verkündige dorten, du habest
[redacted]

Munterer entbrennt, des Eigenthums froh, das freye Gewerbe,
Aus dem Schilfe des Stroms winket der bläulichte Gott.
Zischend fliegt in den Baum die Axt, es erseufzt die Dryade,
Hoch von des Berges Haupt stürzt sich die donnernde Last.
Aus dem Felsbruch' wiegt sich der Stein, vom Hebel beflügelt, 58
In der Gebirge Schlucht taucht sich der Bergmann hinab.
Mulcibers Ambos tönt von dem Takt geschwungener Hämmer,
Unter der nervigten Faust sprützen die Funken des Stahls,
Glänzend umwindet der goldne Lein die tanzende Spindel,
Durch die Saiten des Garns sauset das webende Schiff,
Fern auf der Rhede ruft der Pilot, es warten die Flotten,
Die in der Fremdlinge Land tragen den heimischen Fleiß,
Andre ziehn frohlockend dort ein, mit den Gaben der Ferne,
Hoch von dem ragenden Mast wehet der festliche Kranz.
Siehe da wimmeln die Märkte, der Krahn von fröhlichem Leben,
Seltsamer Sprachen Gewirr braust in das wundernde Ohr.
Auf den Stapel schüttet die Aerndten der Erde der Kaufmann, 59
Was dem glühenden Stral Afrikas Boden gebiert,
Was Arabien kocht, was die äußerste Thule bereitet,
Hoch mit erfreuendem Gut füllt Amalthea das Horn.
Da gebieret das Glück dem Talente die göttlichen Kinder,
Von der Freyheit gesäugt wachsen die Künste der Lust.
Mit nachahmendem Leben erfreuet der Bildner die Augen,
Und vom Meißel beseelt redet der fühlende Stein,
Künstliche Himmel ruhn auf schlanken ionischen Säulen
Und den ganzen Olymp schließet ein Pantheon ein,

[illegible]: freie g G g B-N. — 103: bläuliche g-Q. — 104: erseufzt] ersäuft K L. [illegible]: Aus dem Bruche wiegt sich der Fels, vom A 110. — Felsbruch g G g-N. , beflügelt; Q-N, beflügelt (ohne Komma, Druckfehler) K. — 108: ertönt A [illegible] — Hämmer; Q. — 109: nervigen K-Q. — spritzen g-N. — 110: goldene [illegible] N. — Spindel; Q. — 111: Schiff. B-N. — 113: Fleiß; Q-N. — 114: [illegible] g-W. — 115: ragenden] thürmenden A 119. — 116: Siehe, da K-N. — [illegible] von fröhlichem Leben die Krahne, die Märkte, A 120. — 117: Gewirr' [illegible] — braust B Q W M N. — 118: Ernten B-N. — 119: Afrika's W M. — 122: gebiert dem Talente das Glück die A 126. — 123: Freiheit g G g B-N. — [illegible]] empor. A 127. — 125: Und von Dädal beseelt redet das fühlende Holz, [illegible] — Und, vom Q — Meisel g-B — beseelt, Q. — Stein; Q — Stein. [illegible] — 126: jonischen A G g K-N. — 127: (Pantheon) ein. K L B W-N, ein; Q.

Leicht wie der Iris Sprung durch die Luft, wie der Pfeil von der Senne,
Hüpfet der Brücke Joch über den brausenden Strom.
Aber im stillen Gemach entwirft bedeutende Zirkel 60
Sinnend der Weise, beschleicht forschend den schaffenden Geist,
Prüft der Stoffe Gewalt, der Magnete Hassen und Lieben,
Folgt durch die Lüfte dem Klang, folgt durch den Aether dem Strahl,
Sucht das vertraute Gesetz in des Zufalls grausenden Wundern,
Sucht den ruhenden Pol in der Erscheinungen Flucht.
Körper und Stimme leyht die Schrift dem stummen Gedanken,
Durch der Jahrhunderte Strom trägt ihn das redende Blatt.
Da zerrinnt vor dem wundernden Blick der Nebel des Wahnes
Und die Gebilde der Nacht weichen dem tagenden Licht.
Seine Fesseln zerbricht der Mensch, der Beglückte! Zerriß er
Mit den Fesseln der Furcht nur nicht den Zügel der Schaam!
Freiheit ruft die Vernunft, Freiheit die wilde Begierde, 61
Von der heil'gen Natur ringen sie lüstern sich los.
Ach, da reissen im Sturm die Anker, die an dem Ufer
Warnend ihn hielten, ihn faßt mächtig der flutende Strom,
Ins Unendliche reißt er ihn hin, die Küste verschwindet,
Hoch auf der Fluten Gebirg wiegt sich entmastet der Kahn,
Hinter Wolken erlöschen des Wagens beharrliche Sterne,
Bleibend ist nichts mehr, es irrt selbst in dem Busen der Gott.
Aus dem Gespräche verschwindet die Wahrheit, Glauben und Treue
Aus dem Leben, es lügt selbst auf der Lippe der Schwur.

[redacted]

In der Herzen vertraulichsten Bund, in der Liebe Geheimniß
  Drängt sich der Sykophant, reißt von dem Freunde den Freund,
Auf die Unschuld schielt der Verrath mit verschlingendem Blicke, 62
  Mit vergiftendem Biß tödtet des Lästerers Zahn.
Feil ist in der geschändeten Brust der Gedanke, die Liebe
  Wirft des freyen Gefühls göttlichen Adel hinweg,
Deiner heiligen Zeichen, o Wahrheit, hat der Betrug sich
  Angemaßt, der Natur köstlichste Stimmen entweiht,
Die das bedürftige Herz in der Freude Drang sich erfindet,
  Kaum giebt wahres Gefühl noch durch Verstummen sich kund.
Auf der Tribune prahlet das Recht, in der Hütte die Eintracht,
  Des Gesetzes Gespenst steht an der Könige Thron,
Jahre lang mag, Jahrhunderte lang die Mumie dauern,
  Mag das trügende Bild lebender Fülle bestehn,
Bis die Natur erwacht, und mit schweren ehernen Händen 63
  An das hohle Gebäu rühret die Noth und die Zeit,
Einer Tygerin gleich, die das eiserne Gitter durchbrochen
  Und des numidischen Wald's plötzlich und schrecklich gedenkt,
Aufsteht mit des Verbrechens Wuth und des Elends die Menschheit,
  Und in der Asche der Stadt sucht die verlorne Natur.
O so öffnet euch Mauren, und gebt den Gefangenen ledig,
  Zu der verlassenen Flur kehr' er gerettet zurück!

Schleyer zerreißt die Schaam, Asträa die Binde, | Und der freche Gelust spottet der Nemesis Zaum, | In der A 158—159. — 156: Freund. B W-N, Freund; Q. — 157: freien gGgB-N — göttliches Vorrecht A 165. — 158: Keine Zeichen mehr findet die Wahrheit, verpraßt hat sie alle, A 166. — 159: Alle der Trug, der Natur köstlichste Töne entehrt, A 167. — 160: Die das Sprachbedürftige Herz in der Freude erfindet, A 168. — erfindet; K-N. — 161: gibt gK-N. — Verstummung B. — kund; Q. — kund. | Leben wähnst du noch immer zu sehn, dich täuschen die Züge, | Hohl ist die Schaale, der Geist ist aus dem Leichnam geflohn. | Auf der Tribune A 170—171. — 164: Lange Jahre, Jahrhunderte mag die Mumie dauren A 174. — 165: Mag der Sitten, des Staats kernlose Hülle bestehn, A 175. — 166: Biß A 176. — schweren, B-N. — 167: rührt B. — Zeit — Q. — Zeit, | Biß, verlassen zugleich von dem Führer von aussen und innen, | Von der Gefühle Geleit, von der Erkenntnisse Licht, | Eine A 178 f. — 168: Eine Tygerin, die A 180. — Tigerinn gG, Tigerin g-N. — 169: Walds B-N. — gedenkt; KB, gedenkt — Q. — 170: Menschheit (ohne Komma) Q. — 171: O, so O-N. — öffnet gGg-N. — euch, K-N. — Mauern K-WMN. — 172: zurück! | Weit von dem Menschen fliehe der Mensch! Dem Sohn der Ver-

Aber wo bin ich? Es birgt sich der Pfad. Abschüssige Gründe
Hemmen mit gähnender Kluft hinter mir, vor mir den Schritt.
Hinter mir blieb der Gärten, der Hecken vertraute Begleitung,
Hinter mir jegliche Spur menschlicher Hände zurück.
Nur die Stoffe seh' ich gethürmt, aus welchen das Leben
Keimet, der rohe Basalt hofft auf die bildende Hand,
Brausend stürzt der Gießbach herab durch die Rinne des Felsen,
Unter den Wurzeln des Baums bricht er entrüstet sich Bahn.
Wild ist es hier und schauerlich öd'. Im einsamen Luftraum
Hängt nur der Adler, und knüpft an das Gewölke die Welt.
Hoch herauf bis zu mir trägt keines Windes Gefieder
Den verlorenen Schall menschlicher Mühen und Lust.
Bin ich wirklich allein? In deinen Armen, an deinem
Herzen wieder, Natur, ach! und es war nur ein Traum,
Der mich schaudernd ergriff, mit des Lebens furchtbarem Bilde,
Mit dem stürzenden Thal stürzte der finstre hinab.
Reiner nehm' ich mein Leben von deinem reinen Altare,
Nehme den fröhlichen Muth hoffender Jugend zurück!
Ewig wechselt der Wille den Zweck und die Regel, in ewig
Wiederholter Gestalt wälzen die Thaten sich um.

[illegible] | Daß der [illegible] Sohn nimmer und nimmer sich nahn, | Nimmer

[redacted]

Aber jugendlich immer, in immer veränderter Schöne
 Ehrst du, fromme Natur, züchtig das alte Gesetz,
Immer dieselbe, bewahrst du in treuen Händen dem Manne,
 Was dir das gaukelnde Kind, was dir der Jüngling vertraut,
Nähreſt an gleicher Brust die vielfach wechselnden Alter;
 Unter demselben Blau, über dem nehmlichen Grün
Wandeln die nahen und wandeln vereint die fernen Geschlechter,
 Und die Sonne Homers, siehe! sie lächelt auch uns.

---

50. Theophanie. 40

Zeigt sich der Glückliche mir, ich vergesse die Götter des Himmels,
 Aber sie stehn vor mir, wenn ich den Leidenden seh.

---

51. Einem jungen Freund 41

als er sich der Weltweißheit widmete.

Schwere Prüfungen mußte der griechische Jüngling bestehen,
 Eh das Eleusische Haus nun den Bewährten empfieng.
Bist du bereitet und reif, das Heiligthum zu betreten,
 Wo den verdächtigen Schatz Pallas Athene verwahrt?
Weißt du schon, was deiner dort harret? Wie theuer du kaufest?
 Daß du ein ungewiß Gut mit dem gewissen bezahlst?

[195]: Gesetz; Q, Gesetz! W-N. — [196]: Dieselbe Q. — [198]: Wiegest auf gleichem Mutterschoose die wechselnden Alter; A 214. — [199]: nämlichen g-N.

50. A: Horen 1795. 11. Stück, S. 40. — G: 1, 208. — g: 1, 208. — G: 3. Buch. — g: 1, 208. — K: 9, 1, 237. — L: 2, 240. — B: 1, 453. — Q: 99. — W: 1, 382. — M: 2, 202. — M: 1, 357. — N: 1, 345. — [2]: Himmels; K-N. — [3]: steh'n L. — seh'. B-N.

51. A: Horen 1795. 11. Stück, S. 41—42. — G: 2, 132. — g: 2, 132. — fehlt G. — g: 2, 132. — K: 9, 1, 285. — L: 2, 289. — B: 1, 508. — Q: 99. — W: 1, 412. — M: 2, 238. — M: 1, 390. — N: 1, 377. — „20 Nov. 1795 an H. v. Heimburg (nebst 2 Ged.)" Schillers Kalender S. 10, wahrscheinlich dies und Archimedes und der Schüler. — [1]: Freunde g-N. — Freunde, als B-N. — [2]: Weltweisheit G-N. — [4]: Eh' G-Q. — empfing g-N. — [7]: harrt? G-N.

Fühlst du dir Stärke genug, der Kämpfe schwersten zu kämpfen,
Wenn sich Verstand und Herz, Sinn und Gedanken entzwein,
Muth genug, mit des Zweifels unsterblicher Hydra zu ringen,
Und dem Feind in dir selbst männlich entgegen zu gehn,
Mit des Auges Gesundheit, des Herzens heiliger Unschuld
Zu entlarven den Trug, der dich als Wahrheit versucht?
Fliehe, bist du des Führers im eigenen Busen nicht sicher,
Fliehe den lockenden Rand, ehe der Schlund dich verschlingt.
Manche gingen nach Licht, und stürzten in tiefere Nacht nur;
Sicher im Dämmerschein wandelt die Kindheit dahin.

---

32. Archimedes und der Schüler.

Zu Archimedes kam ein wißbegieriger Jüngling:
Weihe mich, sprach er zu ihm, ein in die göttliche Kunst,
Die so herrliche Frucht dem Vaterlande getragen,
Und die Mauern der Stadt vor der Sambuca beschützt.
Göttlich nennst du die Kunst! Sie ist's, versetzte der Weise,
Aber das war sie, mein Sohn, eh' sie dem Staat noch gedient.
Willst du nur Früchte von ihr, die kann auch die Sterbliche zeugen,
[redacted]

53. Menschliches Wissen. 55

:il du liesest in ihr, was du selber in sie geschrieben,
Weil du in Gruppen fürs Aug ihre Erscheinungen reyhst,
ine Schnüre gezogen auf ihrem unendlichen Felde,
Wähnst du; es fasse dein Geist ahnend die große Natur.
beschreibt mit Figuren der Astronome den Himmel,
Daß in dem ewigen Raum leichter sich finde der Blick,
üpft entlegene Sonnen, durch Siriusfernen geschieden,
Aneinander im Schwan, und in den Hörnern des Stiers.
er versteht er darum der Sphären mystische Tänze,
Weil ihm das Sternengewölb sein Planiglobium zeigt?

---

54. Die Dichter 56

der alten und neuen Welt.

gt, wo sind die Vortreflichen hin, wo find ich die Sänger,
Die mit dem lebenden Wort horchende Völker entzückt,
e vom Himmel den Gott, zum Himmel den Menschen gesungen,
Und getragen den Geist hoch auf den Flügeln des Lieds?
, die Sänger leben noch jetzt, nur fehlen die Thaten,
Würdig der Leyer, es fehlt ach! ein empfangendes Ohr.
ückliche Dichter der glücklichen Welt! Von Munde zu Munde
Flog, von Geschlecht zu Geschlecht euer empfundenes Lied!

3. A: Horen 1795. 12. Stück S. 55. — G: 1, 72. — g: 1, 72. — G: Buch. — g: 1, 72. — K: 9, 1, 235. — L: 2, 288. — B: 1, 451. — Q: 89. W: 1, 380. — M: 2, 200. — M: 1, 355. — N: 1, 344. — [2]: selber in K L. — [3]: Aug' G-N. — reihst g-N. — [9]: Schwan, .. Stiers. (nicht gesperrt) G-N. — [11]: gewölb' B Q — Planiglobium (nicht gesperrt) G-N.

4. A: Horen 1795. 12. Stück S. 56—57. — G: 1, 169 f. — g: 1, 169 f. G: 3. Buch. — g: 1, 169. — K: 9, 1, 206. — L: 2, 210. — B: 1, 423. Q: 84. — W: 1, 364. — M: 2, 178. — M: 1, 337. — N: 1, 327. — [2]: **Die Sänger der Vorwelt.** G-N. — [3]: Vortrefflichen L-N. — find' G-N. [7–8]: Ach, noch leben die Sänger, nur fehlen die Thaten, die Lyra | Freudig wecken, es G-N. (Sänger; nur Q-N). — [8]: fehlt, ach! K-N. — [10]: Lied! A] ort. G-N.

Jeder, als wär ihm ein Sohn gebohren, empfieng mit Entzücken,
Was der Genius ihm, redend und bildend, erschuf.
An der Glut des Gesangs entbrannten des Hörers Gefühle,
An des Hörers Gefühl nährte der Sänger die Glut,
Nährt' und reinigte sie: Der Glückliche, dem in des Volkes 57
Stimme der weisen Natur neues Orakel noch klang,
Denn noch von aussen das Wort der richtenden Wahrheit erschallte,
Die der Neuere kaum — kaum noch im Busen vernimmt.
Weh ihm, wenn er von aussen es jezt noch glaubt zu vernehmen,
Und ein betrogenes Ohr leyht dem verführenden Ruf!
Aus der Welt um ihn her sprach zu dem Alten die Muse,
Kaum noch erscheint sie dem Neu'n, wenn er die seine — vergißt.

—

55. Schön und Erhaben. 57

Zweyerley Genien sinds, die durch das Leben dich leiten,
Wohl dir, wenn sie vereint helfend zur Seite dir gehn!
Mit erheiterndem Spiel verkürzt dir der Eine die Reise,
Leichter an seinem Arm werden dir Schicksal und Pflicht.
Unter Scherz und Gespräch begleitet er biß an die Kluft dich,
Wo an der Ewigkeit Meer schaudernd der Sterbliche steht.

[redacted]

Hier empfängt dich entschlossen und ernst und schweigend der Andre,
Trägt mit gigantischem Arm über die Tiefe dich hin.
Nimmer widme dich Einem allein. Vertraue dem ersten
Deine Würde nicht an, nimmer dem andern dein Glück.

---

56. Der Skrupel. 61

Was vor züchtigen Ohren dir laut zu sagen erlaubt sey?
Was ein züchtiges Herz leise zu thun dir erlaubt!

---

57. Karthago. 114

Ausgeartetes Kind der bessern menschlichen Mutter,
Das mit des Römers Trotz paaret des Tyriers List.
Aber jener beherrschte mit Kraft die eroberte Erde,
Dieser belehrte die Welt, die er mit Klugheit bestahl.
Sprich, was rühmt die Geschichte von dir? Wie der Römer erwirbst du
Mit dem Eisen, was du tyrisch mit Golde regierst.

9: And're G-L, andre W-N. — 10: einem W-N. — allein! K-N. — erstern G-LW-N, Erstern BQ. — 11: Würde (nicht gesperrt) B. — Andern BQ. — Glück! K-N.

56. A: Horen 1795. 12. Stück. S. 61. — fehlt in den Gedichten und Werken. Vgl. die Anmerkungen am Schlusse dieses Theiles.

57. A: Horen 1795. 12. Stück. S. 114. — G: 2, 134. — g: 2, 134. — fehlt G. — g: 2, 134. — K: 9, 1, 197. — L: 2, 201. — B: 1, 415. — Q: W. — W: 1, 369. — M: 2, 172. — N: 1, 338. — R: 1, 322. — 3: Trotz] Gewalt G-N. — List! G-N. — 4: Jener K-Q. — 6: Sprich! B-N. — Römer (ungesperrt) G-N. — erwarbst G-N. — 7: tyrisch (nicht gesperrt) G-N.



59. Zenith und Nadir.

Wo du auch wandelst im Raum, es knüpft dein Ze
An den Himmel dich an, dich an die Axe der W
Wie du auch handelst in dir, es berühre den Himm
Durch die Axe der Welt gehe die Richtung der T

---

58. A: Horen 1795. 12. Stück, S. 114. — G: 1, 316.
316. 2, 207. — fehlt G. — g: 1, 316. 2, 207. — K: 9, 1,
— B: 1, 463. — Q: 91. — W: 1, 381. — M: 2, 201. –
R: 1, 345. — ¹: Die idealische Freiheit. Ggg: 1, 316. B
Ggg 1, 316 BQMR, zwey Ggg 2, 207. KL, zwei BM. –
geöffnet: KLQ, geöffnet; BMR. — ³: Ideale .. Tod. (nicht

60. Xenien. (197)

Triste supercilium, durique severa Catonis (198)
Frons et aratoris Filia Fabricii
Et personati fastus et regula morum,
Quidquid et in tenebris non sumus, ite foras.

1. Der ästhetische Thorschreiber. 199

t Passagiere! Wer seyd ihr? Weß Standes und Characteres?
Riemand passieret hier durch, bis er den Paß mir gezeigt.

2. Xenien.

tichen sind wir. Wir geben uns nicht für mehr noch für minder,
Sperre du immer, wir ziehn über den Schlagbaum hinweg.

9. A: Musenalmanach für 1797. — B: Zweyte Ausgabe. — C: Dritte Auf-
e. — G: Gedichte 1800—1803. — g: Gedichte 1804—1805. — G: Manuscript
die Prachtausgabe. — g: Gedichte 1807—1808. — K: Körners Ausgabe der
rke. Neunten Bandes Erste Abtheilung. 1814. — L: Werke. Zweites Bändchen.
uttg. u. Tüb. 1817. — V: Werke. Erster Band. 1835. — Q: Werke in Einem
nde. 1840. — W: Werke. Erster Band 1844. — M: Gedichte. Zweiter Band.
45. 16⁰. — M: Werke. Erster Band. 1860. — N: Werke. Erster Band. 1862.
Z: Goethe's Gedichte. Neue Auflage. Erster Theil. Stuttg. u. Tüb. 1821. 8⁰.
rbst Nr. 38 ff.) — X: Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Berl. 1856.
X: Schiller und Goethe im Xenienkampf. Von Eduard Boas. Erster, Zweiter
eil. Stuttg. u. Tüb. Cotta 1851. — H: Hoffmeisters Nachlese. 1840. — Die
utungen sind hier, wo es auf den Text ankommt, nur beiläufig berührt; X,
und H geben die weiteren Aufschlüsse. Hoffmeister folgt übrigens fast ohne Aus-
me L: der (von G. Löschin besorgten) Ausgabe der Xenien: Danzig 1833.
) S. 16⁰. — 2—5: Martial 11, 2, 1—4. — 3: Aratoris C. — filia B. — 6—8:
iller. (Die Bezeichnungen: Schiller und Goethe hier unter dem Texte bedeuten die
tizen, die Charlotte v. Schiller mit Sch. oder G. in ein Exemplar des Musen-
anachs geschrieben, um Schiller oder Goethe als Verfasser zu bezeichnen; nach
meisters Mittheilung S. 102 ff. Entscheidenden Werth haben diese Notizen
t, da sie aus späterer Erinnerung niedergeschrieben, auch nicht ganz durch-
hrt sind.) Abweichungen der Schreibweise, Apostrophe, gleichgültige Inter-
ction sind unberücksichtigt gelassen, der Text selbst aber genau nach A mit den
weichungen in BC gegeben. — 9—11: Schiller.

3. Visitator.

Oeffnet die Coffers. Ihr habt doch nichts contrebandes geladen?
Gegen die Kirche? den Staat? Nichts von französischem Gut?

4. Xenien.

Coffers führen wir nicht. Wir führen nicht mehr als zwey Taschen
Tragen, und die, wie bekannt, sind bey Pöeten nicht schwer.

5. Der Mann mit dem Klingelbeutel.

Meine Herren! Es ist der Gebrauch, wer diese Straße bereiset,
Legt hier für die Armen was, für die Gebrechlichen, ein.

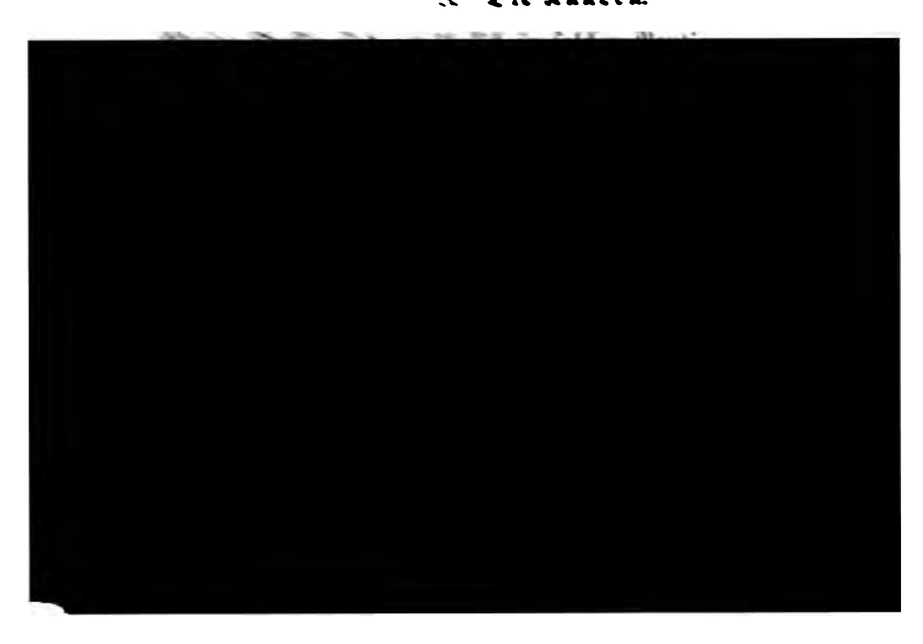
6. Helf Gott.

Das verwünschte Gebettel! Es haben die vorderen Kutschen
Reichlich für uns mit bezahlt. Geben nichts. Kutscher fahr zu

7. Der Glückstopf.

Hier ist Messe, geschwind, packt aus und schmücket die Bude,
Kommt, Autoren, und zieht, jeder versuche sein Glück.

8. Die Kunden.



11. An einen gewissen moralischen Dichter.

der Mensch ist ein ärmlicher Wicht, ich weiß — doch das wollt ich
ben vergessen, und kam, ach wie gereut mich's, zu dir.

12. Das Verbindungsmittel.

verfährt die Natur, um hohes und niedres im Menschen
zu verbinden? Sie stellt Eitelkeit zwischen hinein.

13. Für Töchter edler Herkunft. 203

htern edler Geburt ist dieses Werk zu empfehlen,
lm zu Töchtern der Lust schnell sich befördert zu sehn.

14. Der Kunstgriff.

llt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Mahlet die Wollust — nur mahlet den Teufel dazu.

15. Der Teleolog.

elche Verehrung verdient der Weltenschöpfer, der gnädig,
Als er den Korkbaum schuf, gleich auch die Stöpsel erfand!

16. Der Antiquar.

as ein christliches Auge nur sieht, erblick ich im Marmor:
Zeus und sein ganzes Geschlecht grämt sich und fürchtet den Tod.

17. Der Kenner. 202

Vasen und Urnen! Das Zeug wohl könnt ich entbehren;
ch ein Majolica-Topf machte mich glücklich und reich.

[3]: Schiller. — Schiller sandte das Distichon am 22. Jan. 1796 an (Briefw. Nr. 146). — X 82. — Der moralische Dichter". G: 2, 190. , 190. — fehlt G. — g: 2, 190. — K: 9, 1, 268. — L: 2, 271. — 85. — Q: 95. — W: 1, 401. — M: 2, 225. — M: 1, 378. — N: 1, „Gegen Lavaters Pontius Pilatus." H X. — [39–41]: Schiller. — Z: 61. n Lavater". H X. — K: 9, 1, 261. — L: 2, 264. — B: 1, 479. — W: 1, 397. — M: 2, 220. — M: 1, 374. — N: 1, 361. — [42–44]: - Gegen Joh. Timoth. Hermes. — X 78. — [44]: sie befördert L X. — iller. — „Hermes Romane". X 18. — G: 2, 190. — g: 2, 190. — g: 2, 190. — K: 9, 1, 268. — L: 2, 271. — B: 1, 486. — Q: 96. — — M: 2, 226. — M: 1, 378. — N: 1, 365. — [46]: Willst du zugleich ahle . . mahle X. — [48–50]: Schiller. — X 72 von Goethe. — „Gegen L H; „Gegen Stolberg" X. — [51–53]: Goethe. — X 73: Goethe. — Gegen L X. — [52]: erblick' B. — [54–56]: Goethe. — X 74. — Gegen Stolberg.

18. Erreurs et Verité.

Irrthum wolltest du bringen und Wahrheit, o Bote, von Wandsbeck;
Wahrheit, sie war dir zu schwer; Irrthum, den brachtest du fort!

19. H. S.

Auf das empfindsame Volk hab ich nie was gehalten, es werden,
Kommt die Gelegenheit nur schlechte Gesellen daraus.

20. Der Prophet.

Schade daß die Natur nur Einen Menschen aus dir schuf,
Denn zum würdigen Mann war und zum Schelmen der Stoff.

21. Das Amalgama. 204

Alles mischt die Natur so einzig und innig, doch hat sie
Edel- und Schalksinn hier, ach! nur zu innig vermischt.

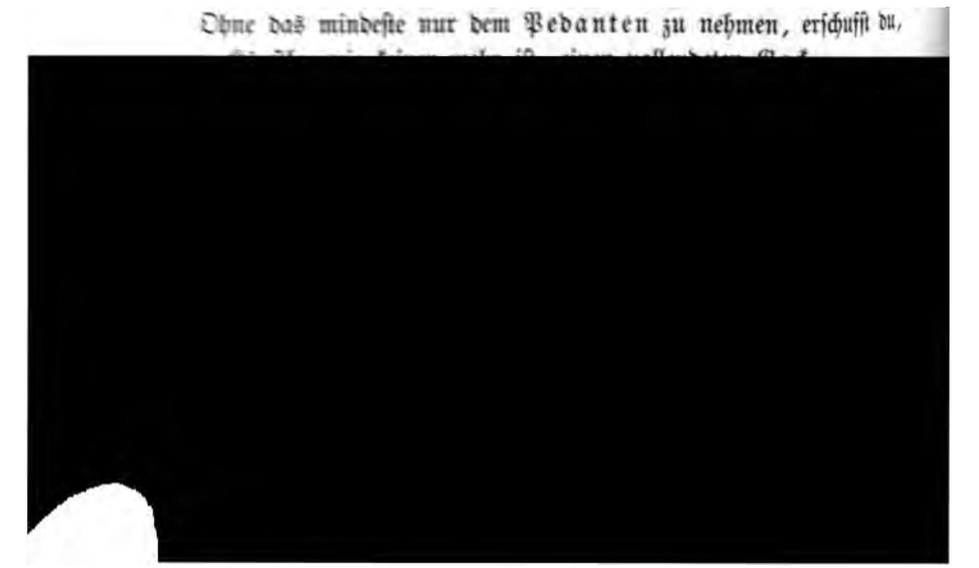
22. Der erhabene Stoff.

Deine Muse besingt, wie Gott sich der Menschen erbarmte,
Aber ist das Poesie, daß er erbärmlich sie fand?

23. Belsatzer ein Drama.

König Belsatzer schmaußt in dem ersten Akte, der König
Schmaußt in dem zweyten, es schmaußt fort bis zu Ende der Fürst.

24. Gewisse Romanhelden.


Ohne das mindeste nur dem Pedanten zu nehmen, erschufst du,
[redacted]

26. Jamben.

ennt man das Thier mit einem kurzen und langen
und so nennst du mit Recht Jamben das hinkende Werk.

27. Neuste Schule.

hatte man Einen Geschmack. Nun giebt es Geschmäcke,
agt mir, wo sitzt dieser Geschmäcke Geschmack?

28. An deutsche Baulustige.

dalisch lehrt man euch bald die Zimmer verzieren,
och ist manches bey euch schon kamtschadalisch genug.

29. Affiche. 206

teten wir Salpeter, Kohlen und Schwefel,
n Röhren, gefall' nun auch das Feuerwerk euch.

30. Zur Abwechslung.

igen als leuchtende Kugeln und andere zünden,
e auch werfen wir nur spielend das Aug zu erfreun.

31. Der Zeitpunkt.

he Epoche hat das Jahrhundert gebohren,
er große Moment findet ein kleines Geschlecht.

32. Goldnes Zeitalter.

Menschen im Ganzen sich bessern? Ich glaub es, denn einzeln
man, wie man auch will, sieht man doch gar nichts davon.

33. Manso von den Grazien. 207

sen sich wohl durch schlechte Sprüche citiren,
ie Grazie kommt nur auf der Grazie Ruf.

Schiller. — Gegen Fr. L. Stolberg's Jamben 1784. — 84–86: Goethe. †††." — Gegen des Frhrn. J. F. v. Racknitz Geschichte des Geschmacks ichsten Völker in Beziehung auf die innere Auszierung der Zimmer und ukunst. 1796. LHX. — 87–89: Goethe. — Gegen Racknitz. — 90–92: 93–95: Goethe. — 96–98: Schiller. — K: 9, 1, 261. — L: 2, 264. 479. — Q: 94. — W: 1, 397. — M: 2, 220. — M: 1, 374. — l. — 99–101: Goethe. — 102–104: Schiller. — Manso's Versuche über nstände der Mythologie. 1794. Nr. 4. LHX.

34. Tassos Jerusalem von demselben.

Ein erbärmlicher Sumpf bezeichnet hier noch die Stätte,
Wo Jerusalem stand, das uns Torquato besang.

35. Die Kunst zu lieben.

Auch zum Lieben bedarfst du der Kunst? Unglücklicher Manso,
Daß die Natur auch nichts, gar nichts für dich noch gethan!

36. Der Schulmeister zu Breslau.

In langweiligen Versen und abgeschmackten Gedanken
Lehrt ein Präceptor uns hier, wie man gefällt und verführt.

37. Amor, als Schulcollege. 208

Was das entsetzlichste sey von allen entsetzlichen Dingen?
Ein Pedant, den es juckt, locker und lose zu seyn.

38. Der zweyte Ovid.

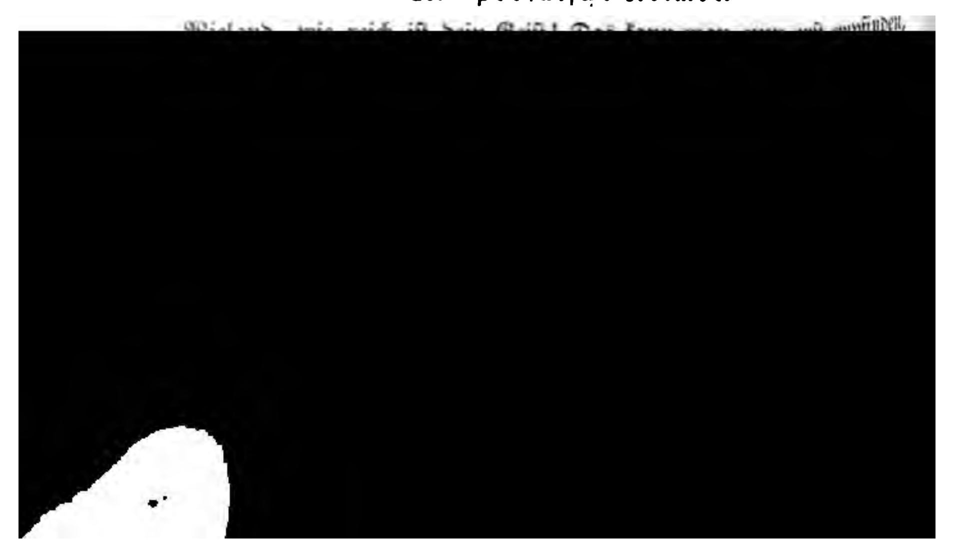
Armer Naso, hättest du doch wie Manso geschrieben,
Nimmer, du guter Gesell, hättest du Tomi gesehn.

39. Das Unverzeihliche.

Alles kann mislingen, wir könnens ertragen, vergeben;
Nur nicht, was sich bestrebt, reizend und lieblich zu seyn.

40. Prosaische Reimer.

[redacted]



42. An seinen Lobredner.

Meynst du, er werde größer, wenn du die Schultern ihm leyhest?
Er bleibt klein wie zuvor, du hast den Höcker davon.

43. Feindlicher Einfall.

Fort ins Land der Philister, ihr Füchse mit brennenden Schwänzen,
Und verderbet der Herrn reife papierene Saat.

44. Nekrolog.

Unter allen, die von uns berichten, bist du mir der liebste,
Wer sich liefet in dir, liest dich zum Glücke nicht mehr.

45. Bibliothek schöner Wissenschaften. 201

Jahre lang schöpfen wir schon in das Sieb und brüten den Stein aus,
Aber der Stein wird nicht warm, aber das Sieb wird nicht voll.

46. Dieselbe.

Invaliden Poeten ist dieser Spittel gestiftet,
Gicht und Wassersucht wird hier von der Schwindsucht gepflegt.

47. Die neuesten Geschmacksrichter.

Dichter, ihr armen, was müßt ihr nicht alles hören, damit nur
Sein Exercitium schnell lese gedruckt der Student!

48. An Schwätzer und Schmierer.

Treibet das Handwerk nur fort, wir könnens euch freilich nicht legen,
Aber ruhig, das glaubt, treibt ihr es künftig nicht mehr.

129—131: Schiller. — X 87: „An den Lobredner Mansos". — 132—134: Schiller. — X 70: „An die Xenien". Goethe. Vgl. X 17. — 133: Laufet hin ihr lustigen Füchse mit brennenden Schwänzen, X. — 135—137: Schiller. — X 43: Schiller hatte „Schlichtegroll" geschrieben; Goethe setzte dafür: „Nekrolog". — X 80: „Schlichtegroll der Todtengräber". — 136: Unter allen die von mir berichten bist du mir der Liebste X 43. — Weislich hast du den Kiel mit einer Spade vertauschet," X 80. — 137: liest sich zum Glücke nicht mehr. X 80. In X 80 ist das Xenion durchstrichen. — 138—140: Schiller. — „Dyk und seine Gesellen". Von Goethe. X 32. — „Die Danaiden." G: 2, 189. — g: 2, 189. — G: 3. Buch. — g: 2, 189. — K: 9, 1, 268. — L: 2, 271. — B: 1, 486. — Q: 95. — W: 1, 402. — M: 2, 225. — M: fehlt. — N: fehlt. — Die Ausschließung in M N ist völlig ungerechtfertigt und widerspricht den Grundsätzen, denen M sonst folgte, indem er g zur Grundlage seiner Textrecensionen machte. — 141—143: Schiller. — 141—146: Schiller. — 147—149: Goethe. —

57. Der Geist und der Buchstabe. 213

ange kann man mit Marken, mit Rechenpfennigen zahlen,
Endlich, es hilft nichts ihr Herrn, muß man den Beutel doch ziehn.

58. Wissenschaftliches Genie.

ird der Poet nur gebohren? Der Philosoph wirds nicht minder,
Alle Wahrheit zuletzt wird nur gebildet, geschaut.

59. Die bornierten Köpfe.

was nützet ihr doch, die Vernunft vergißt des Verstandes
Schranken so gern, und die stellet ihr redlich uns dar.

60. Bedientenpflicht.

in zuerst sey das Haus, in welchem die Königinn einzieht,
Frisch denn, die Stuben gefegt! dafür ihr Herrn, seyd ihr da.

61. Ungebühr. 214

er, erscheint sie selbst, hinaus vor die Thüre, Gesinde!
Auf den Sessel der Frau pflanze die Magd sich nicht hin.

62. Wissenschaft.

em ist sie die hohe, die himmlische Göttinn, dem andern
Ein tüchtige Kuh, die ihn mit Butter versorgt.

63. An Kant.

rnehm nennst du den Ton der neuen Propheten? Ganz richtig,
Vornehm philosophiert heißt wie Rotüre gedacht.

64. Der kurzweilige Philosoph.

ine spaßhafte Weisheit dociert hier ein lustiger Doctor
Bloß dem Nahmen nach Ernst, und in dem lustigsten Saal.

174—176: Schiller. — 177—179: Goethe. — 180—182: Schiller. — 183—185: Schiller. — 186—188: Schiller. — 189—191: Schiller. — G: 2, 193. — g: 2, 193. — fehlt 3. — g: 2, 193. — K: 9, 1, 270. — L: 2, 273. — V: 1, 488. — Q: 96. — W: 1, 403. — M: 2, 227. — M: 1, 379. — N: 1, 366. — 192—194: Schiller. — „Von einem neuerdings erhobenen vornehmen Ton in der Philosophie," in Kants sämmtlichen kleinen Schriften. Dritter Bd. Königsb. 1797. S. 571 (früher in der Berliner Monatsschrift). — 195—197: Schiller. — Gegen Ernst Platner in Leipzig.

65. Verfehlter Beruf. 215

Schade daß ein Talent hier auf dem Katheder verhallet,
Das auf höherm Gerüst hätte zu glänzen verdient.

66. Das philosophische Gespräch.

Einer, das höret man wohl, spricht nach dem andern, doch keiner
Mit dem andern; wer nennt zwey Monologen Gespräch?

67. Das Privilegium.

Dichter und Kinder, man giebt sich mit beyden nur ab, um zu spie[...]
Nun so erboset euch nicht, wird euch die Jugend zu laut.

68. Litterarischer Zodiacus.

Jetzo ihr Distichen nehmt euch zusammen, es thut sich der Thier[...]
Grauend euch auf; mir nach Kinder! wir müssen hindurch.

69. Zeichen des Widders.

Auf den Widder stoßt ihr zunächst, den Führer der Schaafe,
Aus dem Dykischen Pferch springet er trotzig hervor.

70. Zeichen des Stiers.

Neben an gleich empfängt euch sein Nahmensbruder; mit stumpfe[...]
Hörnern, weicht ihr nicht aus, stößt euch der Hallische Och[...]

71. Zeichen des Fuhrmanns.


[redacted]

73. Zeichen des Bärs. 223

daran strecket der Bär zu K** die bleyernen Tatzen
n euch aus, doch er fängt euch nur die Fliegen vom Kleid.

74. Zeichen des Krebses.

ir dem Krebs in B*** aus dem Weg, manch lyrisches Blümchen
ellend in üppigem Wuchs kneipte die Scheere zu Tod.

75. Zeichen des Löwen.

ehmt euch in Acht vor dem wackern Eutinischen Leuen,
er mit griechischem Zahn euch nicht verwunde den Fuß.

76. Zeichen der Jungfrau.

uch, wie sichs geziemt, vor der zierlichen Jungfrau zu Weimar,
ollt sie auch oft — wer verzeyht Launen der Grazie nicht?

77. Zeichen des Raben. 218

n Raben nur sehet euch vor, der hinter ihr krächzet,
Nekrologische Thier setzt auf Kadaver sich nur.

78. Locken der Berenice.

uch, wie ihr in S*** den groben Fäusten entschlüpfet?
Berenices Haar striegeln mit eisernem Kamm.

79. Zeichen der Waage.

äre der Ort, daß ihr die Waage beträtet,
dieß Zeichen ward längst schon am Himmel vermißt.

: Schiller. — Die Allg. Deutsche Bibliothek, von Hermann in Hamburg erschien seit 1792 in Kiel. L H X. — 225—227: Schiller. — Gegen in Berlin. L H X. — 228—230: Schiller. — J. H. Voß in Eutin. — Schiller. — Schiller an Goethe 31. Juli 1796 (Nr. 203.): „Wieland soll zierlichen Jungfrau in Weimar wegkommen, worüber er sich nicht beklagen - 234—236: Schiller. — Schlichtegroll. L H X; vielmehr Woltmann. Schiller he 28. Oct. 1796 (Nr. 237): „Woltmann glaubt steif und fest, daß mit ologischen Raben, der hinter Wieland krächze, niemand als Böttiger ge-." Woltmann hatte Bürger und Andre nekrologisiert. — 237—239: Schiller. Salzburger oberdeutsche Literaturzeitung." L H X. Schwerlich! — 240—242: — „Ein Xenion auf die Vorsehung." H!! „die Wage der Gerechtigkeit deutschen Journalhimmel." X.

80. Zeichen des Scorpions.

Aber nun kommt ein böses Insekt, aus G — b — n her,
Schmeichelnd naht es, ihr habt, flieht ihr nicht eilig, den Stich.

81. Ophiuchus.

Drohend hält euch die Schlang' jetzt Ophiuchus entgegen,
Fürchtet sie nicht, es ist nur der getrocknete Balg.

82. Zeichen des Schützen.

Seid ihr da glücklich vorbei, so naht euch dem zielenden Hofrath
Schütz nur getrost, er liebt und er versteht auch den Spaß.

83. Gans.

Laßt sodann ruhig die Gans in L***g und G**a gagagen,
Die beißt keinen, es quält nur ihr Geschnatter das Ohr.

84. Zeichen des Steinbocks.

Im Vorbeygehn stutzt mir den alten Berlinischen Steinbock,
Das verdrüßt ihn, so giebts etwas zu lachen fürs Volk.

85. Zeichen des Pegasus. 20

Aber seht ihr in B**** den Grad ad Parnassum, so bittet
Höflich ihm ab, daß ihr euch eigene Wege gewählt.

86. Zeichen des Wassermanns.



[redacted]

88. Fische.

't ihr in Leipzig die Fischlein, die sich in Sulzers Cisterne
legen, so fangt euch zur Lust einige Grundeln heraus.

89. Der fliegende Fisch. 221

Et euch in Breslau der fliegende Fisch, erwartets geduldig;
In sein wäßrigtes Reich zieht ihn Neptun bald hinab.

90. Glück auf den Weg.

nche Gefahren umringen euch noch, ich hab sie verschwiegen,
Aber wir werden uns noch aller erinnern — nur zu!

91. Die Aufgabe.

n die Verse gehören? Ihr werdet es schwerlich errathen,
Sondert, wenn ihr nun könnt, o Chorizonten, auch hier!

92. Wohlfeile Achtung.

ten erhaben und groß und selten würdig der Liebe
lebt er doch immer, der Mensch, und wird geehrt und geliebt.

93. Revolutionen. 222

s das Lutherthum war ist jetzt das Franzthum in diesen
letzten Tagen, es drängt ruhige Bildung zurück.

94. Partheygeist.

Partheyen entstehn, hält jeder sich hüben und drüben,
Viele Jahre vergehn, eh sie die Mitte vereint.

57—269: Schiller. — Blankenburgs Zusätze zu Sulzers allg. Theorie der schönen ste (von Jacobs, Manso, Schatz). Leipzig 1792 ff. L H X. — 270—272: iller. — Manso in Breslau. — 271: geduldig; B, geduldig (ohne Interction) A. — 272: wäßerigtes C. — 273—281: Schiller. — Schiller an ethe, 28. Oct. 1796 (Nr. 237): „Meyer, der Poet [in Berlin], meinte, wir be hätten einander in den Xenien selbst heruntergerissen, und ich habe das ichon: Wohlfeile Achtung S. 221 auf Sie gemacht!!" — 282—284: Goethe. 68: Franzthum drängt in diesen verworrenen Tagen, wie ehmals | Lutherum es gethan, ruhige Bildung zurück. — 285—287: Goethe. — Z. 64 gleichntend.

95. Das deutsche Reich.

Deutschland? aber wo liegt es? Ich weiß das Land nicht zu finden,
Wo das gelehrte beginnt, hört das politische auf.

96. Deutscher Nationalcharakter.

Zur Nation euch zu bilden, ihr hoffet es, Deutsche, vergebens;
Bildet, ihr könnt es, dafür freier zu Menschen euch aus.

97. Rhein. 223

Treu, wie dem Schweizer gebührt, bewach' ich Germaniens Grenze,
Aber der Gallier hüpft über den duldenden Strom.

98. Rhein und Mosel.

Schon so lang umarm' ich die lothringische Jungfrau,
Aber noch hat kein Sohn unsre Umarmung erfreut!

99. Donau in B**

Bacchus der lustige führt mich und Komus der fette durch reiche
Triften, aber verschämt bleibet die Charis zurück.

100. Donau in O**

Mich umwohnet mit glänzendem Aug das Volk der Fajaken,
Immer ist's Sonntag, es dreht immer am Heerd sich der Spieß.

101. Mayn. 224

Meine Burgen zerfallen zwar, doch getröstet erblick' ich



103. Ilm.

Meine Ufer sind arm, doch höret die leisere Welle,
Führt der Strom sie vorbey, manches unsterbliche Lied.

104. Pleisse.

Flach ist mein Ufer und seicht mein Bächlein, es schöpften zu durstig
Meine Poeten mich, meine Prosaiker aus.

105. Elbe. 225

All ihr andern, ihr sprecht nur ein kauderwelsch Unter den Flüssen
Deutschlands rede nur ich, und auch in Meissen nur, Deutsch.

106. Spree.

Sprache gab mir einst Ramler und Stoff mein Cesar, da nahm ich
Meinen Mund etwas voll, aber ich schweige seitdem.

107. Weser.

Leider von mir ist gar nichts zu sagen, auch zu dem kleinsten
Epigramme bedenkt! geb ich der Muse nicht Stoff.

108. Gesundbrunnen zu ***

Seltsames Land! Hier haben die Flüsse Geschmack und die Quellen,
Bey den Bewohnern allein hab ich noch keinen verspürt.

109. P** bey N*** 226

Ganz hypochondrisch bin ich vor langer Weile geworden,
Und ich fliesse nur fort, weil es so hergebracht ist.

312–314: Schiller. — X 64. — 313: hörte X. — 314: Führte X. — 315–317: Schiller. X 62. — 318–320: Schiller. — 319: ihr sprecht g K-N. — 320: Ich G-B, ich Q-N. — 321–323: Schiller. — 322: Rammler C. — Cäsar C g K-N. — 324–326: Schiller. — 327–329: Schiller. — X 67. — Schiller an Goethe 18. Jan. 1796 (Nr. 143). — 327: Die Gesundbrunnen zu N N. X und Briefe. — „Gesundbrunnen zu C". H X; beide und L bezeichnen Carlsbad; müßte doch wenigstens Böhmen heißen; ebenso gut können die schaumburgischen und waldeckischen Ländchen gemeint sein, mit Pyrmont, Driburg, Eilsen u. a. Mineralquellen. — 328: Flüsse A B L H X G-N] Bäche X und Briefwechsel. — 330–332: Schiller. — Pegnitz bei Nürnberg. L H X.

110. Die **chen Flüsse.

Unser einer hats halter gut in **cher Herren
Ländern, ihr Joch ist sanft und ihre Lasten sind leicht.

111. Salzach.

Aus Juvaviens Bergen ström' ich, das Erzstift zu salzen,
Lenke dann Bayern zu, wo es an Salze gebricht.

112. Der anonyme Fluß.

Fastenspeisen dem Tisch des frommen Bischofs zu liefern,
Goß der Schöpfer mich aus durch das verhungerte Land.

113. Les fleuves indiscrets.

Jetzt kein Wort mehr ihr Flüße. Man siehts, ihr wißt euch so we
Zu bescheiden, als einst Diderots Schätzchen gethan.

114. An den Leser.

Lies uns nach Laune nach Lust, in trüben, in fröhlichen Stunden,
Wie uns der gute Geist, wie uns der böse gezeugt.

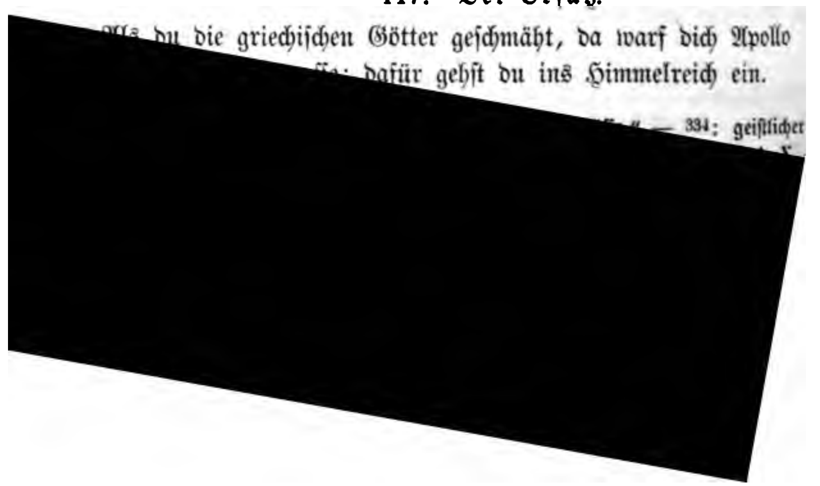
115. Gewissen Lesern.

Viele Bücher genießt ihr, die ungesalznen, verzeyhet,
Daß dieß Büchelchen uns überzusalzen beliebt.

116. Dialogen aus dem Griechischen.

Zur Erbauung andächtiger Seelen hat F*** S***
Graf und Poet und Christ diese Gespräche verdeutscht.

117. Der Ersatz.



[redacted] die griechischen Götter geschmäht, da warf dich Apollo
[redacted] dafür gehst du ins Himmelreich ein.

[redacted] — 334; geistlicher [redacted]

118. Der moderne Halbgott.

Herkules, du erstickteſt ſo gerne die Rieſen,
heldniſche Brut ſteht Herkuliscus! noch feſt.

119. Charis.

Frau des Künſtlers Vulkan? Sie ſpricht von dem Handwerk,
des Roturiers adlicher Hälfte geziemt.

120. Nachbildung der Natur.

iner vermag, das ſollte nur einer uns ſchildern,
ır den Pfarrer und nur Iffland den Förſter allein.

121. Nachäffer. 229

eynen die Pfuſcher, ein jeder Schwarzrock und Grünrock
), an und für ſich, unſrer Beſchauung ſchon werth.

122. Klingklang.

chtkunſt hat er mit Worten herzlos geklingelt,
Philoſophie treibt er es pfäffiſch ſo fort.

123. An gewiſſe Umſchöpfer.

werden das Etwas, daß nichts ſich zu Etwas geſtalte,
Etwas nur ſeyn! nie wird zu Etwas das Nichts.

124. Aufmunterung.

) fragt nach Gedichten nicht viel; ihr kleinen Geſellen,
)is jeglicher ſich wundernd ans Fenſter begiebt.

Schiller. — Gegen Stolberg. — Anſpielung auf die Romane: „Des
ercules Wundergeſchichte", und: „Der chriſtlichen königlichen Fürſten
und Herculadisla Wundergeſchichte" von Andr. Heinr. Buchholtz, aus
t. — 359: Herkulisfus! B. — 360—362: Schiller. — Gegen F. W.
ndohr, Charis oder über das Schöne und die Schönheit in den
Künſten. Leipzig 1793. In der Ilias 18, 381 wird Charis die
ans genannt. H X. — 363—365: Schiller. — 366—368: Schiller. —
B. — 369—371: Unbezeichnet. — Gegen K. H. Heydenreich. L H X.
Unbezeichnet. — Fichte. H. — Heydenreich. X. — 375—377: Unbe-

125. Das Brüderpaar. 29

Als Centauren gingen sie einst durch poetische Wälder,
Aber das wilde Geschlecht hat sich geschwinde bekehrt.

126. K**

Ehre den Tadler! Du kannst, was er noch vermißt, dir erwerben,
Jenes, das nie sich erwirbt, freue dich! gab dir Natur.

127. An die Moralisten.

Richtet den herrschenden Stab auf leben und handeln und lasset
Amorn, dem lieblichen Gott, doch mit der Muse das Spiel!

128. Der Leviathan und die Epigramme.

Fürchterlich bist du im Kampf, nur brauchst du etwas viel Wasser,
Aber versuch es einmal, Fisch! in den Lüften mit uns.

129. Louise von Voß. 231

Warlich, es füllt mit Wonne das Herz, dem Gesange zu horchen,
Ahmt ein Sänger, wie der, Töne des Alterthums nach.

130. Jupiters Kette.

Hängen auch alle Schmierer und Reimer sich an dich, sie ziehen
Dich nicht hinunter, doch du ziehst sie auch schwerlich hinauf.

379—380: Schiller. — X 24. — Die Brüder Stolberg. Die Vignette auf dem Titel ihrer Gedichte 1779 stellte ein Paar Centauren dar. — 379: giengen sie einst durch Wälder und Berge, X. — 381—389: Schiller. — 381: K** A C] N** B — „Kant." LH. — „Kosegarten? Körner." X. „Knebel" Maltzahn in X S. 152 ff.: die



131. Aus einer der neuesten Episteln.

opstock, der ist mein Mann, der in neue Phrasen gestoßen,
Was er im höllischen Pfuhl Hohes und Großes vernahm.

132. B**s Taschenbuch.

ne Collection von Gedichten? Eine Collecte
Nenn es, der Armuth zu lieb und bey der Armuth gemacht.

133. Ein deutsches Meisterstück. 232

es an diesem Gedicht ist vollkommen, Sprache, Gedanke,
Rhythmus, das einzige nur fehlt noch, es ist kein Gedicht.

134. Unschuldige Schwachheit.

ifre Gedichte nur trift dein Spott? o schätzet euch glücklich,
Daß das schlimmste an euch eure Erdichtungen sind.

135. Das neueste aus Rom.

aum und Zeit hat man wirklich gemahlt, es steht zu erwarten,
Daß man mit ähnlichem Glück nächstens die Tugend uns tanzt.

136. Deutsches Lustspiel.

horen hätten wir wohl, wir hätten Fratzen die Menge,
Leider helfen sie nur selbst zur Comödie nichts.

396–398: Schiller. — Ludw. H. v. Nicolay's Epistel an Ramler (Voß, Musenalm. . 1796. S. 109 ff.): .. „jener der aus Miltons Schule | Sich uns, sein größrer Schüler wies, | Und was im Himmel, in dem Pfuhle, | Erhabnes er vernahm, in neue Phrasen stieß" .. X. — 399–401: Schiller. — G. W. Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen L H X. — 402–404: Schiller. — „Zamori oder Philosophie der Liebe, in 10 Gesängen von Franz v. Kleist. Berl. 1793." L H X; kann auch auf zahlreiche andre Producte der Zeit gehen, wie denn alle Xenien, trotz ihrer speciellsten Beziehungen, eine allgemeine Bedeutung haben. — 405–407: Goethe. — 408–410: Schiller. — Goethe an Schiller, 30. Januar 1796 (Nr. 151): „In einem Briefe an die Herzogin Mutter steht eine lustige Stelle über die Künstler (in Rom), welche jetzt Kantische Ideen in allegorischen Bildern darstellen." — Nr. 157 (12. Febr.): „Die Nachricht von den Kantischen Gemälden ist wahr; es steht auch schon eine Nachricht im Merkur [1795. Juni. S. 158 ff.], die ich aber leider übersehen habe." Der Maler war Asmus Jacob Carstens aus Dänemark in Rom. — 411–413: Schiller. — K: 9, 1, 261. — L: 2, 264. — B: 1, 480. — Q: 94. — W: 1, 398. - M: 2, 221. — M: 1, 374. — N: 1, 361.

137. Das Mährchen. 23

Mehr als zwanzig Personen sind in dem Mährchen geschäftig,
Nun, und was machen sie denn alle? Das Mährchen, mein Freund.

138. Frivole Neugier.

Das verlohnte sich auch den delphischen Gott zu bemühen,
Daß er dir sage, mein Freund, wer der Armenier war.

139. Beyspielsammlung.

Nicht bloß Beyspielsammlung, nein, selber ein warnendes Beyspiel,
Wie man nimmermehr soll sammeln für guten Geschmack.

140. Mit Erlaubniß.

Nimms nicht übel, daß nun auch deiner gedacht wird! Verlangst du
Das Vergnügen umsonst, daß man den Nachbar vexirt?

141. Der Sprachforscher. 234

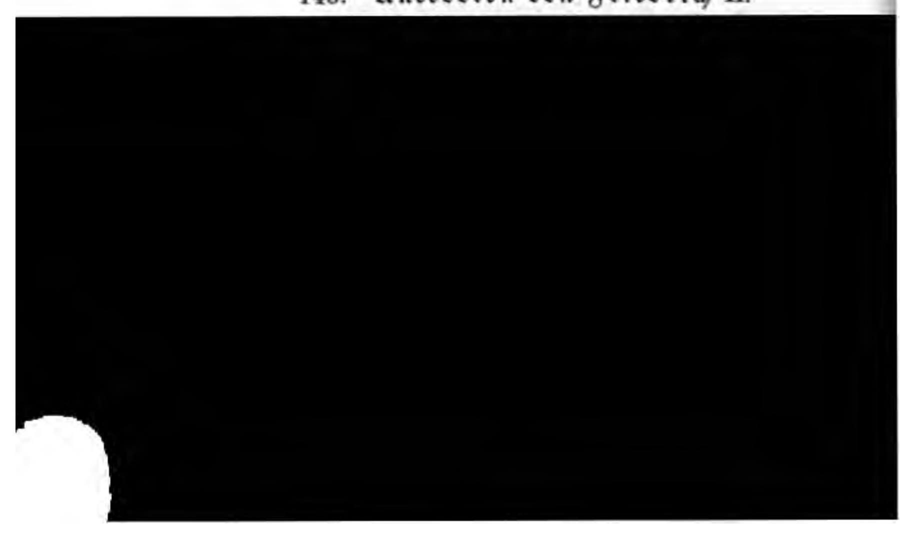
Anatomiren magst du die Sprache, doch nur ihr Cadaver,
Geist und Leben entschlüpft flüchtig dem groben Scalpell.

142. Geschichte eines dicken Mannes.

(Man sehe die Recension davon in der N. deutschen Bibliothek).

Dieses Werk ist durchaus nicht in Gesellschaft zu lesen,
Da es, wie Recensent rühmet, die Blähungen treibt.

143. Anecdoten von Friedrich II.



144. Litteraturbriefe. 235

…b an dem treflichen Werk? Ich wills glauben,
…inplatz auch steht in dem treflichen Werk.

145. Gewisse Melodien.

…t fürs Denken! So lang man sie hört, bleibt man eiskalt,
…nf Stunden darauf macht sie erst rechten Effekt.

146. Ueberschriften dazu.

…tig und herzlos ist der Gesang, doch Sänger und Spieler
…erden oben am Rand höflich zu fühlen ersucht.

147. Der böse Geselle.

…er bitte die Musen, vor ihm dein Lied zu bewahren,
…ch dein leichtestes zieht nieder der schwere Gesang.

148. Karl von Karlsberg. 236

…der berühmte Verfasser des menschlichen Elends verdiene?
…h in der Charité gratis verköstigt zu sehn.

149. Schriften für Damen und Kinder.

…liothek für das andre Geschlecht, nebst Fabeln für Kinder"
…so für Kinder nicht, nicht für das andre Geschlecht.

150. Dieselbe.

…er für Weiber und Kinder! Ich dächte man schriebe für Männer,
…d überließe dem Mann Sorge für Frau und für Kind!

…: Schiller. — X 45. — Die „Briefe, die neueste Literatur betreffend, v. … 1761 ff., von Nicolai, Lessing, Mendelssohn, Abbt, Resewiz u. a. — 439—441: …e. — Gegen Reichardt. — 442—444: Goethe. — Gegen Reichardt. — 443: … und B] Frostig, und A C. — 445—447: Goethe. — Gegen Reichardt. — …: Schiller. — Gegen Salzmann, den Verf. des Karl von Karlsberg oder …s menschliche Elend. Leipzig 1784—88. L H X. — 451—453: Schiller. — X 112. … (1, 106) bezieht dies Xenion mit großer Selbstzufriedenheit auf die Monats… Flora, einen Cotta'schen Verlagsartikel, den Schiller wenigstens nicht an…sen haben würde. Das Epigramm ist ganz allgemein gehalten, trotz des …das, als sei 452 ein wirklicher Titel angeführt. Denn X stand zuerst: „Bi…k für das andre Geschlecht, Spruchbüchlein für Kinder:" (Reinholds Allg. …bibliothek." 1786 ff., mit einer Vorrede Wielands, enthält keine Fabeln für …r, sondern französisch-populare Darstellungen alter Geographie, Geschichte und …logie.) — 454—456: Schiller. — „Schriften für Damen und Kinder". Von

152. Gesellschaft von Sprachfreunden.

O wie schätz' ich euch hoch! Ihr bürstet sorglich die Kleider
Unsrer Autoren, und wem fliegt nicht ein Federgen an?

153. Der Purist. 237

Sinnreich bist du, die Sprache von fremden Wörtern zu säubern,
Nun so sage doch, Freund, wie man Pedant uns verdeutscht.

154. Vernünftige Betrachtung.

Warum plagen wir einer den andern? Das Leben zerrinnet,
Und es versammelt uns nur einmal wie heute die Zeit.

154. An **.

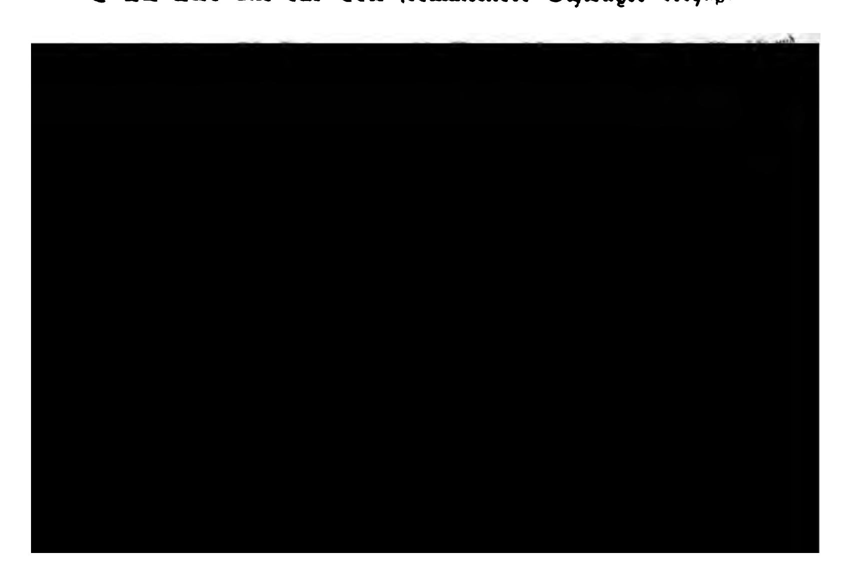
Gerne plagt' ich auch dich, doch es will mir mit dir nicht gelingen,
Du bist zum Ernste zu leicht, bist für den Scherz mir zu plump.

155. An ***.

Nein, du erbittest mich nicht. Du hörtest dich gerne verspottet,
Hörtest du dich nur genannt, darum verschon' ich dich, Freund.

156. Garve. 238

Hör' ich über Geduld dich edler Leidender reden,
O wie wird mir das Volk frömmelnder Schwätzer verhaßt.



157. Auf gewisse Anfragen.

Ob dich der Genius ruft? Ob du dem rufenden folgest?
Ja, wenn du mich fragst — nein! Folge dem rufenden nicht.

158. Stoßgebet.

Vor dem Aristokraten in Lumpen bewahrt mich, ihr Götter,
Und vor dem Sanscülott auch mit Epauletten und Stern.

159. Distinctionszeichen.

„Unbedeutend sind doch auch manche von euren Gedichtgen"!
Freilich, zu jeglicher Schrift braucht man auch Comma und Punkt.

160. Die Addressen. 239

Alles ist nicht für alle, das wissen wir selber, doch nichts ist
Ohne Bestimmung, es nimmt jeder sich selbst sein Paket.

161. Schöpfung durch Feuer.

Arme basaltische Säulen! Ihr solltet dem Feuer gehören,
Und doch sah euch kein Mensch je aus dem Feuer entstehn.

162. Mineralogischer Patriotismus.

Jedermann schürfte bey sich auch nach Basalten und Lava,
Denn es klinget nicht schlecht, hier ist Vulkanisch Gebürg!

163. Kurze Freude.

Endlich zog man sie wieder ins alte Wasser herunter,
Und es löscht sich nun bald dieser entzündete Streit.

164. Triumph der Schule. 240

Welch erhabner Gedanke! Uns lehrt der unsterbliche Meister,
Künstlich zu theilen den Stral, den wir nur einfach gekannt.

475—477: Unbezeichnet. — „Woltmann." X; vielmehr ganz allgemeine Antwort auf Fragen junger Dichter, die vom Genius gerufen sein wollen, aber nicht fragen würden, wenn sie wirklich gerufen wären. — 478—480: Unbezeichnet. — 481—483: Unbezeichnet. — 484—486: Unbezeichnet. — 487—489: Goethe. — „A. v. Humboldt". X!! — 490—492: Goethe. — „Racknitz Schreiben an einen Freund über den Basalt. Dresden 1790." X S. 162. — 493—495: Goethe. — 496—498: Goethe. — X 84. — Gegen Newton. — 498: theilen ABC] spalten X.

165. Die Möglichkeit.

Liegt der Irrthum nur erst, wie ein Grundstein, unten im Boden,
Immer baut man darauf, nimmermehr kommt er an Tag.

166. Wiederholung.

Hundertmal werd ichs euch sagen und tausendmal: Irrthum ist Irrthum!
Ob ihn der größte Mann, ob ihn der kleinste begieng.

167. Wer glaubts?

Newton hat sich geirrt? ja doppelt und dreyfach! und wie denn?
Lange steht es gedruckt, aber es liest es kein Mensch.

168. Der Welt Lauf.

Drucken fördert euch nicht, es unterdrückt euch die Schule;
Aber nicht immer, und dann geben sie schweigend sich drein.

169. Hoffnung.

Allen habt ihr die Ehre genommen, die gegen euch zeugten;
Aber dem Märtyrer kehrt späte sie doppelt zurück.

170. Exempel.

Schon Ein Irrlicht sah ich verschwinden, dich Phlogiston! Balde,
O, Newtonisch Gespenst! folgst du dem Brüderchen nach.

171. Der letzte Märtyrer.


[redacted]

174. Der Widerstand.

Aristokratisch gesinnt ist mancher Gelehrte, denn gleich ists,
Ob man auf Helm und Schild oder auf Meinungen ruht.

175. Neueste Farbentheorie von Wünsch.

Gelbroth und grün macht das Gelbe, grün und violblau das Blaue!
So wird aus Gurkensalat wirklich der Essig erzeugt!

176. Das Mittel. 243

Warum sagst du uns das in Versen? Die Verse sind wirksam,
Spricht man in Prosa zu euch, stopft ihr die Ohren euch zu.

177. Moralische Zwecke der Poesie.

„Bessern, bessern soll uns der Dichter"! So darf denn auf eurem
Rücken des Büttels Stock nicht einen Augenblick ruhn?

178. Sections Wut.

Lebend noch exenterieren sie euch und seid ihr gestorben,
Passet im Nekrolog noch ein Prosector euch auf.

179. Kritische Studien.

Schneidet, schneidet ihr Herrn, durch Schneiden lernet der Schüler,
Aber wehe dem Frosch, der euch den Schenkel muß leyhn!

180. Der astronomische Himmel. 244

So erhaben, so groß ist, so weit entlegen der Himmel!
Aber der Kleinigkeitsgeist fand auch bis dahin den Weg.

181. Naturforscher und Transscendental Philosophen.

Feindschaft sey zwischen euch, noch kommt das Bündniß zu frühe,
Wenn ihr im Suchen euch trennt, wird erst die Wahrheit erkannt.

526—531: Goethe. — Vgl. Goethe an Zelter 5, 116 und Goethes Werke in 40 Bänden 6, 306. 436. 454. 465. — 532—537: Goethe. — 537: ruhn! B. — 539: euch, und B. — 538—540: Schiller. — 541—543: Goethe. — 544—546: Schiller. — „Astronomische Schriften." G: 1, 314. — g: 1, 314. — G: 3. Buch. — : 1, 314. — K: 9, 1, 245. — L: 2, 248. — B: 1, 462. — Q: 91. — W: 1, 87. — M: 2, 208. — M: 1, 362. — N: 1, 351. — So unermeßlich ist, so unendlich erhaben der Himmel! | Aber der Kleinigkeitsgeist zog auch den Himmel herab. G-N. — 547—549: Schiller. — K: 9, 1, 258. — L: 2, 261. — B: 1, 176. — Q: 94. — W: 1, 395. — M: 2, 218. — M: 1, 372. — N: 1, 359.

182. An die voreiligen Verbindungsstifter.

Jeder wandle für sich, und wisse nichts von dem andern,
Wandeln nur beyde gerad', finden sich beyde gewiß.

183. Der treue Spiegel.

[illegible], du entstellst nicht den Kiesel, du bringst ihn dem Auge
Näher, [illegible] *** wenn du sie beschreibst.

184. Nicolai. 245

Nicolai reiset noch immer, noch lang wird er reisen,
Aber ins Land der Vernunft findet er nimmer den Weg.

185. Der Wichtige.

Seine Meinung sagt er von seinem Jahrhundert, er sagt sie,
Nochmals sagt er sie laut, hat sie gesagt und geht ab.

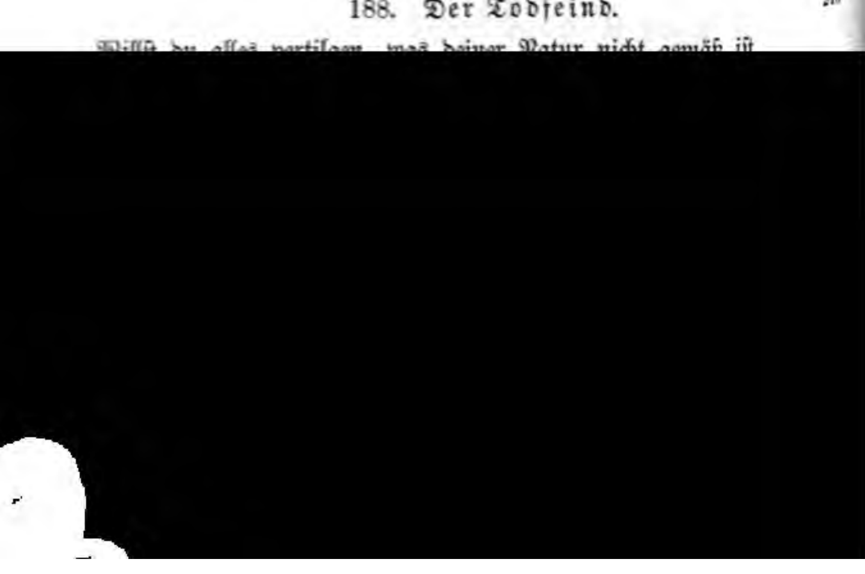
186. Der Plan des Werks.

Meine Reis' ist ein Faden, an dem ich drey Lustra die Deutschen
Nützlich führe, so wie formlos die Form mirs gebeut.

187. Formalphilosophie.

Allen Formen macht er den Krieg, er weiß wohl, zeitlebens
Hat er mit Müh und Noth Stoff nur zusammengeschleppt.

188. Der Todfeind. 246



190. Empirischer Querkopf.

:mer empirischer Teufel! du kennst nicht einmal das dumme
In dir selber, es ist ach! a priori so dumm.

191. Der Quellenforscher.

icolai entdeckt die Quellen der Donau! Welch Wunder!
Sieht er gewöhnlich doch sich nach der Quelle nicht um.

192. Derselbe. 247

ichts kann er leiden was groß ist und mächtig, drum herrliche Donau
Spürt dir der Häscher so lang nach, bis er seicht dich ertappt.

193. N. Reisen XI. Band. S. 177.

propos Tübingen! Dort sind Mädchen, die tragen die Zöpfe
Lang geflochten, auch dort giebt man die Horen heraus.

194. Der Glückliche.

:hen möcht ich dich Nickel, wenn du ein Späßchen erhaschest,
Und, von dem Fund entzückt, drauf dich im Spiegel besiehst.

195. Verkehrte Wirkung.

ührt sonst einen der Schlag, so stockt die Zunge gewöhnlich,
Dieser, so lange gelähmt, schwatzt nur geläufiger fort.

196. Pfahl im Fleisch. 248

:nne Lessing nur nicht, der Gute hat vieles gelitten
Und in des Märtyrers Kranz warst du ein schrecklicher Dorn.

197. Die Horen an Nicolai.

ısere Reyhen störtest du gern, doch werden wir wandeln,
Und du tappe denn auch, plumper Geselle! so fort.

574—576: Schiller. — Nicolai. — 577—579: Schiller. — Nicolai. — 580—582: hiller. — Nicolai. — 582: Spürt dier der V. — 583—585: Schiller. — Nicolai. 586—588: Schiller. — Nicolai. — 589—591: Schiller. — Nicolai. Worauf sich s **gelähmt** bezieht, ist nicht ermittelt; Nicolai war nicht gelähmt. — 592—594: chiller. — Nicolai. — 595—597: Unbezeichnet. — Nicolai. — 596: Reyhen ABC] eihen X, Reisen H.

198. Fichte und Er.

Freilich tauchet der Mann kühn in die Tiefe des Meeres,
Wenn du, auf leichtem Kahn, schwankest und Heringe fängst.

199. Briefe über ästhetische Bildung.

Dunkel sind sie zuweilen, vielleicht mit Unrecht, o Nickel!
Aber die Deutlichkeit ist warlich nicht Tugend an dir.

200. Modephilosophie. 249

Lächerlichster, du nennst das Mode, wenn immer von neuem
Sich der menschliche Geist ernstlich nach Bildung bestrebt.

201. Das grobe Organ.

Was du mit Händen nicht greifst, das scheint dir Blinden ein Unding,
Und betastest du was, gleich ist das Ding auch beschmutzt.

202. Der Lastträger.

Weil du vieles geschleppt und schleppst und schleppen wirst, meynst du
Was sich selber bewegt, könne vor dir nicht bestehn.

203. Die Waidtasche.

Reget sich was, gleich schießt der Jäger, ihm scheinet die Schöpfung,
Wie lebendig sie ist, nur für den Schnappsack gemacht.

204. Das Unentbehrliche. 250

Könnte Menschenverstand doch ohne Vernunft nur bestehen,
Nickel hätte fürwahr menschlichsten Menschenverstand.



[redacted]

207. Vorsatz.

hilister verdrieße, den Schwärmer necke, den Heuchler
le der fröhliche Vers, der nur das Gute verehrt.

208. Nur Zeitschriften. 251

reich faßt er mit einer, das arme Deutschland gewaltig
der andern, doch sind beyde papieren und leicht!

209. Das Motto.

zit sag ich euch, Wahrheit und immer Wahrheit, versteht sich:
ne Wahrheit; denn sonst ist mir auch keine bekannt.

210. Der Wächter Zions.

Wahrheit bestehet im Bellen, besonders wenn irgend
lgekleidet ein Mann sich auf der Straße mir zeigt.

211. Verschiedene Dressuren.

ratische Hunde, sie knurren auf Bettler, ein ächter
okratischer Spitz klafft nach dem seidenen Strumpf.

212. Böse Gesellschaft. 252

raten mögen noch gehn, ihr Stolz ist doch höflich,
: du löbliches Volk bist so voll Hochmuth und grob.

213. An die Obern.

: bellt man auf euch! bleibt sitzen! es wünschen die Beller
: Plätze, wo man ruhig das Bellen vernimmt.

214. Baalspfaffen.

Freiheit! Erhabener Trieb der Menschen zum Bessern!
lich, du konntest dich nicht schlechter mit Priestern versehn!

27: Schiller. — X 49. — 627: Quäle mein frohlicher Vers, der nur das
rschont. X. — 628—630: Schiller. — Reichardts Journale „Frankreich“
1795 ff.) und „Deutschland“. (Berlin 1796.) LHX. — 631—633: Schiller. —
eich“. Von Goethe. X 68. Das Journal Frankreich führte das Motto:
l rien que la verité! toute la verité!“ LHX. — 634—636: Goethe. — Reichardt.
-639: Goethe. — Reichardt. — 640—642: Unbezeichnet. — 643—645: Unbe-
— 646—648: Unbezeichnet.

215. Verfehlter Beruf.

Schreckensmänner wären sie gerne, doch lacht man in Deutschland
Ihres Grimmes, der nur mäßige Schriften zerfleischt.

216. An mehr als Einen. 253

Erst habt ihr die Großen beschmauset, nun wollt ihr sie stürzen;
Hat man Schmarotzer doch nie dankbar dem Wirthe gesehn.

217. Das Requisit.

Lange werden wir euch noch ärgern und werden euch sagen:
Rothe Kappen, euch fehlt nur noch das Glöckchen zum Putz.

218. Verdienst.

Hast du auch wenig genug verdient um die Bildung der Deutschen
Fritz Nicolai, sehr viel hast du dabey doch verdient.

219. Umwälzung.

Nein das ist doch zu arg! Da läuft auch selbst noch der Cantor
Von der Orgel, und ach! pfuscht auf den Klaven des Staats.

220. Der Halbvogel. 254

Fliegen möchte der Strauß, allein er rudert vergeblich,
Ungeschickt rühret der Fuß immer den leidigen Sand.

221. Der letzte Versuch.

Vieles hast du geschrieben, der Deutsche wollt es nicht lesen;
[redacted]

224. Mottos. 255

ße nur immer Mottos auf deine Journale, sie zeigen
Alle die Tugenden an, die man an dir nicht bemerkt.

225. Sein Handgriff.

ıszuziehen versteh ich, und zu beschmutzen die Schriften,
Dadurch mach ich sie mein, und ihr bezahlet sie mir.

226. Die Mitarbeiter.

Bie sie die Glieder verrenken, die Armen! Aber nach dieser
Pfeife zu tanzen, es ist auch beim Apollo! kein Spaß.

227. Unmögliche Vergeltung.

eine Collegen verschreyst und plünderst du! Dich zu verschreyen
Ist nicht nöthig, und nichts ist auch zu plündern an dir.

228. Das züchtige Herz. 256

rn erlassen wir dir die moralische Delikatesse,
Wenn du die zehen Gebot' nur so nothdürftig befolgst.

229. Abscheu.

uchler ferne von mir! Besonders du widriger Heuchler,
Der du mit Grobheit glaubst Falschheit zu decken und List.

230. Der Hausierer.

ı das fehlte nun noch zu der Entwicklung der Sache,
Daß als Krämer sich nun Kr**er nach Frankreich begiebt!

231. Deutschlands Revanche an Frankreich.

Ianchen Lakay schon verkauftet ihr uns als Mann von Bedeutung,
Gut! Wir spedieren euch hier Kr**** als Mann von Verdienst.

676–678: Schiller. — Reichardt. Jede Nummer des Journals Deutschland hatte n anderes Motto. LH X. — 679–681: Goethe. — Reichardt. Vgl. Deutschland · 64—69 (aus Fichtes), 74—86 (aus Woltmanns Aufsatz in den Horen.) X. — 682–684: Schiller. — Reichardt. — 685–687: Schiller. — Reichardt. — 687: nöthig nd B. — 688–690: Schiller. — Reichardt X. — 689: wir dir C. — 691–693: Schiller. — Reichardt. — 694–696: Schiller. — Fr. K. Cramer. — Vgl. Fr. C. ·ramer, das menschliche Leben. St. 19 (Cramer der Krämer. St. 1.) Altona 1797. 60 S. 80. — 697–699: Schiller. — Cramer.

232. Der Patriot. 257

Daß Verfassung sich überall bilde! Wie sehr ists zu wünschen,
Aber ihr Schwätzer verhelft uns zu Verfassungen nicht!

233. Die drey Stände.

Sagt, wo steht in Deutschland der Sansculott? In der Mitte,
Unten und oben besitzt jeglicher was ihm behagt.

234. Die Hauptsache.

Jedem Besitzer das seine! und jedem Regierer den Rechtsinn,
Das ist zu wünschen, doch ihr, beydes verschafft ihr uns nicht.

235. Anacharsis der Zweyte.

Anacharsis dem ersten nahmt ihr den Kopf weg, der zweyte
Wandert nun ohne Kopf kläglich, Pariser, zu euch.

236. Historische Quellen. 258

Augen leiht dir der Blinde zu dem, was in Frankreich geschiehet,
Ohren der Taube, du bist, Deutschland, vortreflich bedient.

237. Der Almanach als Bienenkorb.

Lieblichen Honig geb' er dem Freund, doch nahet sich täppisch
Der Philister, ums Ohr saus' ihm der stechende Schwarm!

238. Etymologie.

Ominos ist dein Nahme, er spricht dein ganzes Verdienst aus,
Gerne verschafftest du, gieng es, dem Pöbel den Sieg.

[redacted]

241. Einladung.

ubst du denn nicht, man könnte die schwache Seite dir zeigen?
Thu es mit Laune, mit Geist, Freund, und wir lachen zuerst.

242. Warnung.

sfer liegen noch tausend im Hinterhalt, daß ihr nicht etwa
Rückt ihr zu hitzig heran, Schultern und Rücken entblößt.*

243. An die Philister.

eut euch des Schmetterlings nicht, der Bösewicht zeugt euch die Raupe,
Die euch den herrlichen Kohl, fast aus der Schüssel, verzehrt.

244. Hausrecht. 260

inem Gärtner verdenk ichs, daß er die Sperlinge scheuchet,
Doch nur Gärtner ist er, jene gebahr die Natur.

245. Currus virum miratur inanes.

e sie knallen die Peitschen! Hilf Himmel! Journale! Calender!
Wagen an Wagen! Wieviel Staub und wie wenig Gepäck!

246. Kalender der Musen und Grazien.

sen und Grazien! oft habt ihr euch schrecklich verirret,
Doch dem Pfarrer noch nie selbst die Perücke gebracht.

247. Taschenbuch.

le Läden und Häuser sind offen in südlichen Ländern,
Und man sieht das Gewerb, aber die Armut zugleich.

248. Vossens Almanach. 261

mer zu, du redlicher Voß! Beym neuen Kalender
Nenne der Deutsche dich doch, der dich im Jahre vergißt.

727—729: Goethe. — 730—732: Goethe. — 732: entblößt! B. — 733—735: Goethe. — —738: Unbezeichnet. — 739: Aen. 6, 651. — 741: Wie viel C. — 742—744: iedrich Aug. Wilh. Schmidt, Prediger in Werneuchen, dem Goethe in demselben usenalmanach S. 68 seine „Musen und Grazien in der Mark" widmete. — X 39, von oethe. — 744: Zuerst stand in X: Doch dem Pfaffen noch nie . . — 745—747: Jacobis Taschenbuch." X 2, von Goethe. — 748—750: X 5, von Goethe.

249. Schillers Almanach von 1796.

Du erhebest uns erst zu Idealen und stürzest
Gleich zur Natur uns zurück, glaubst du, wir danken dir das?

250. Das Paket.

Mit der Eule gesiegelt? Da kann Minerva nicht weit seyn!
Ich erbreche, da fällt von und für Deutschland heraus.

251. Das Journal Deutschland.

Alles beginnt der Deutsche mit Feierlichkeit und so zieht auch
Diesem deutschen Journal blasend ein Spielmann voran.

252. Reichsanzeiger. 262

Edles Organ, durch welches das deutsche Reich mit sich selbst spricht,
Geistreich, wie es hinein schallet, so schallt es heraus.

253. A. d. Ph.

Woche für Woche zieht der Bettelkarren durch Deutschland,
Den auf schmutzigem Bock, Jakob, der Kutscher, regiert.

751—753: X 36, von Goethe. — Schiller an Goethe 23. Juli 1796 (Nr. 198): „Von Baggesen spuckt ein Epigramm auf meinen Musenalmanach [für 1796], worin die Epigramme [aus Venedig, von Goethe] übel wegkommen sollen. Die Pointe ist, daß nachdem man erst idealische Figuren an dem Leser vorübergehen lassen, endlich ein [redacted]

254. A. D. B.

ehnmal gelesne Gedanken auf zehnmal bedrucktem Papiere,
Auf zerriebenem Bley stumpfer und bleyerner Witz.

255. A. d. Z.

uf dem Umschlag sieht man die Charitinnen, doch leider
Kehrt uns Aglaia den Theil, den ich nicht nennen darf, zu.

256. Deutsche Monatschrift. 263

eutsch in Künsten gewöhnlich heißt mittelmäßig! und bist du
Deutscher Monat, vielleicht auch so ein deutsches Produkt.

257. G. d. Z.

ich, o Dämon! erwart ich und deine herschenden Launen,
Aber im härenen Sack schleppt sich ein Kobold dahin.

258. Urania.

einen heiligen Nahmen kann nichts entehren, und wenn ihn
Auf sein Sudelgefäß Ewald, der frömmelnde, schreibt.

259. Merkur.

Wieland zeigt sich nur selten, doch sucht man gern die Gesellschaft,
Wo sich Wieland auch nur selten, der Seltene, zeigt.

260. Horen. Erster Jahrgang. 264

Einige wandeln zu ernst, die andern schreiten verwegen,
Wenige gehen den Schritt, wie ihn das Publicum hält.

261. Minerva.

Trocken bist du und ernst, doch immer die würdige Göttinn,
Und so leyhest du auch gerne den Nahmen dem Heft.

766—768: „Allgemeine deutsche Bibliothek.“ X 90, von Schiller. — 769—771: Archiv der Zeit und ihres Geschmacks, herausgegeben v. F. L. W. Meyer in Berlin. — 772—774: X 1, von Goethe. — Neue deutsche Monatsschrift, hrsg. v. Genz. X. — 774: Produkt? B, Product? X. — 775—777: „Genius der Zeit“. X 11, von Goethe. — 777: Doch im X. — 778—780: X. 10, von Goethe; Urania für Kopf und Herz, von J. L. Ewald. 1793—95. — 781—783: X 9, Goethe. — 784—786: X 8, Goethe. — 787—789: X 6, Goethe. — Minerva von Archenholtz, seit 1792. — 788: Göttin. C.

262. Journal des Luxus und der Moden.

Du bestrafest die Mode, bestrafest den Luxus, und beyde
Weißt du zu fördern, du bist ewig des Beyfalls gewiß.

263. Dieser Musenalmanach.

Nun erwartet denn auch, für seine herzlichen Gaben,
Liebe Collegen, von euch unser Calender den Dank.

264. Der Wolfische Homer. 265

Sieben Städte zankten sich drum, ihn gebohren zu haben,
Nun da der Wolf ihn zerriß, nehme sich jede ihr Stück.

265. M***.

Weil du doch alles beschriebst, so beschreib uns zu gutem Beschlusse
Auch die Maschine noch, Freund, die dich so fertig bedient.

266. Herr Leonhard **.

Deinen Nahmen les' ich auf zwanzig Schriften, und dennoch
Ist es dein Nahme nur, Freund, den man in allen vermißt.

267. Pantheon der Deutschen I Band.

Deutschlands größte Männer und kleinste sind hier versammelt,
Jene gaben den Stoff, diese die Worte des Buchs.

[redacted]

269. Guter Rath.

Accipe facundi Culicem, studiose, Maronis,
Ne, nugis positis, arma virumque canas.

270. Reinecke Fuchs.

Vor Jahrhunderten hätte ein Dichter dieses gesungen?
Wie ist das möglich? Der Stoff ist ja von gestern und heut.

271. Menschenhaß und Reue.

Menschenhaß? Nein davon verspürt' ich beim heutigen Stücke
Keine Regung, jedoch Reue, die hab ich gefühlt.

272. Schinks Faust. 267

Faust hat sich leider schon oft in Deutschland dem Teufel ergeben,
Doch so prosaisch noch nie schloß er den schrecklichen Bund.

273. An Madame B** und ihre Schwestern.

Jetzt noch bist du Sibylle, bald wirst du Parce, doch fürcht ich,
Hört ihr alle zuletzt gräßlich als Furien auf.

274. Almansaris und Amanda.

Warum verzeyht mir Amanda den Scherz und Almansaris tobet?
Jene ist tugendhaft, Freund, diese beweiset, sie seys.

275. B**.

Wäre Natur und Genie von allen Menschen verehret,
Sag, was bliebe, Phantast, denn für ein Publikum dir?

811—813: Aus Martial 14, 269. — 814—816: Goethes Reineke Fuchs. — 817—819: Kotzebue. — 818: Nein, B. — 820—822: Doctor Fausts Bund mit der Hölle, von J. F. Schink, im Archiv der Zeit, 1796. X. — 823—825: An Madame Böhmer, geb. Michaelis, dann mit A. W. Schlegel, zuletzt mit Schelling verheirathet; sie hatte mit Therese Huber und andern Mainzer Genossinnen auf dem Königstein gefangen gesessen. — 826—828: Namen aus Wielands Oberon; die Almansaris ist die Böhmer. — 829—831: G. W. Becker in Dresden. LHX; nach X S. 172 Benkowitz. Allenfalls auch Bouterweck. Der Sinn ist, B. sei deshalb ein Phantast, weil er wünsche, daß Natur und Genie von allen Menschen verehrt werde, da er dann, weil er weder Natur noch Genie habe, um sein Publikum kommen würde.

276. Erholungen. Zweytes Stück.

[illegible] den Titel des Buches erfüllen,
[illegible] Erinnerung [illegible] auch die Vermischung gereicht.

277. [illegible]

[illegible] begierig die Streichen
[illegible] ein Gott.

278. Dem Zudringlichen.

[illegible]?
[illegible] die Weile so lang.

279. Höchster Zweck der Kunst.

[illegible] Künstlers! O hätt' er
[illegible] gemacht!

280. Zum Geburtstag.

[illegible]

281. Unter vier Augen.

[illegible]

282. Charade.

[redacted]

284. Göschen an die deutschen Dichter. 270

Ist nur erst Wieland heraus, so kommts an euch übrigen alle,
Und nach der Location! Habt nur einstweilen Geduld!

285. Verleger von P** Schriften.

Eine Maschine besitz ich, die selber denkt, was sie drucket,
Obengenanntes Werk zeig ich zur Probe hier vor.

286. Josephs II. Dictum, an die Buchhändler.

Einem Käsehandel verglich er eure Geschäfte?
Warlich der Kaiser, man siehts, war auf dem Leipziger Markt.

287. Preisfrage der Academie nützl. Wissenschaften.

Wie auf dem û fortan der theure Schnörkel zu sparen?
Auf die Antwort sind dreißig Dukaten gesetzt.

288. G. G. 271

Jeder, siehst du ihn einzeln, ist leidlich klug und verständig,
Sind sie in Corpore, gleich wird dir ein Dummkopf daraus.

289. Hörsäle auf gewissen Universitäten.

Prinzen und Grafen sind hier von den übrigen Hörern gesondert,
Wohl! Denn trennte der Stand nirgends, er trennte doch hier!

856—858: Göschen gab 1794 ff. eine Prachtausgabe von Wielands Werken in 42 Bänden heraus. — 859—861: „L'homme machine“ in E. Platners „Philosophischen Aphorismen.“ L H X. — 862—864: Wo sagt Jos. das? — 865—867: Eine solche Akademie gab es nicht in Deutschland. — Gemeint sind die Grillen der damaligen Sprachkünstler, speciell allenfalls Chr. H. Wolke's. — 866: In A C ist Ü gedruckt, in B der Scherz verbessert, indem das lat. u mit einem Schnörkel darüber gesetzt wurde: ũ; alle neueren Abdrücke (bei Löschin, Boas, Hoffmeister, Viehoff, Saupe u. s. w.) geben Ü. — 868—870: „Gelehrte Societäten.“ X 38. von Schiller. — „B. B.“ G: 2, 189 (bloßer Druckfehler, da Schiller das „G“ zuweilen dem Fractur „B“ ähnlich schrieb; das Inhaltsverzeichniß gibt „G. G.“) — G: 2, 189. — g: 2, 189. — G: 3. Buch. — g: 2, 189. — fehlt K L. — B: 1, 485. — Q: 95. — W: 1, 401. — M: 2, 224. — M: 1, 377. — N: 1, 364. — 869: siehst du ihn A B C X] sieht man ihn G-N. Ursprünglich in X: Jeder, steht er nur einzeln. — 870: Ursprünglich in X: Stehn sie zusammen, sogleich, — dann: Sind sie beysammen, sogleich —, Goethe änderte: Sind sie in Corpore, gleich — so A B C G-N. — wird ein Dummkopf daraus X, wird euch ein Dummkopf daraus. G-N. — 871—873: „Die Hörsäle in G†††“. X 104 von Schiller. — 872: gesondert, A B C] geschieden, X. — Gemeint sind die Hörsäle in Göttingen, wo die Prinzen und Grafen bis 1848 im Hörsaal an besondern Tischen saßen, dagegen auch doppelt zahlen mußten.

290. Der Virtuose.

Eine hohe Noblesse bedien ich heut mit der Flöte,
Die, wie ganz Wien mir bezeugt, völlig wie Geige sich hört.

291. Sachen so gesucht werden.

Einen Bedienten wünscht man zu haben, der leserlich schreibet,
Und orthographisch, jedoch nichts in Bell-Letters gethan.

292. Französische Lustspiele von Dyk. 272

Wir versichern auf Ehre, daß wir einst witzig gewesen,
Sind wir auch hier, wir gestehns, herzlich geschmacklos und fad.

293. Buchhändler Anzeige.

Nichts ist der Menschheit so wichtig, als ihre Bestimmung zu kennen;
Um zwölf Groschen courant wird sie bey mir jetzt verkauft.

294. Auction.

Da die Metaphysik vor kurzem unbeerbt abgieng,
Werden die Dinge an sich morgen sub hasta verkauft.

295. Gottesurtheil.

(Zwischen einem Göttinger und Berliner).

Oefnet die Schranken! Bringet zwey Särge! Trompeter geblasen!
Almanachsritter heraus gegen den Ritter vom Sporn!

296. Sachen so gestohlen worden. 273

(Immanuel Kant spricht).

[redacted]

297. Antwort auf obigen Avis.

Wenn nicht alles mich trügt, so hab ich besagte Begriffe
In Herrn Jakobs zu Hall Schriften vor kurzem gesehn.

298. Schauspielerin.

Furiose Geliebten sind meine Forcen im Schauspiel,
Und in der Comédie glänz ich als Brandteweinfrau.

299. Professor Historiarum.

Breiter wird immer die Welt und immer mehr neues geschiehet,
Ach! die Geschichte wird stets länger und kürzer das Brod!

300. Recension. 274

Sehet wie artig der Frosch nicht hüpft! Doch find ich die hintern
Füsse um vieles zu lang, so wie die vordern zu kurz.

301. Litterarischer Adreßcalender.

Jeder treibe sein Handwerk, doch immer steh es geschrieben.
Dieß ist das Handwerk, und der treibet das Handwerk geschickt.

302. Neuste Kritikproben.

Nicht viel fehlt dir, ein Meister nach meinen Begriffen zu heissen,
Nehm ich das einzige aus, daß du verrückt phantasierst.

303. Eine zweyte.

Lieblich und zart sind deine Gefühle, gebildet dein Ausdruck,
Eins nur tadl' ich, du bist frostig von Herzen und matt.

304. Eine dritte. 275

Du nur bist der würdige Dichter! es kommt dir auf eine
Platitüde nicht an, nur um natürlich zu seyn.

[illegible]–305: Gegen Prof. Heinrich in Jena, der 1789 dagegen protestierte, daß Schiller sich Professor der Geschichte nenne. Vgl. IX, VI. Nr. 300 bis 308 gegen Fr. Schlegel. Es sind meistens Schlegels Worte, die, zunächst gegen Schiller gerichtet, hier durch einfache Wiedergabe den Recensenten lächerlich machen. — [illegible]–314: Bezieht sich auf eine Kritik in Reichardts Deutschland 1796. St. 6. S. 348 ff., worin von der Unmöglichkeit, daß Schiller unverrückt einem endlichen Ziele sich nähern könne, und von seiner unheilbar zerrütteten Gesundheit der Einbildungskraft gesprochen wird. X, 164 f.

305. Schillers Würde der Frauen.

Vorn herein liest sich das Lied nicht zum besten, ich les' es von hinten,
Strophe für Strophe, und so nimmt es ganz artig sich aus.

306. Pegasus, von eben demselben.

Meine zarte Natur schockiert das grelle Gemählde,
Aber, von Langbein gemahlt, mag ich den Teufel recht gern.

307. Das ungleiche Verhältniß.

Unsre Poeten sind seicht, doch das Unglück ließ sich vertuschen,
Hätten die Critiker nicht ach! so entsetzlich viel Geist.

308. Neugier. 276

Etwas wünscht' ich zu sehn, ich wünschte einmal von den Freunden
Die das Schwache so schnell finden, das Gute zu sehn!

309. Jeremiaden aus dem Reichs=Anzeiger.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit.

310. Böse Zeiten.

Philosophen verderben die Sprache, Poeten die Logik,
Und mit dem Menschenverstand kommt man durchs Leben nicht mehr.

[redacted]

312. Das Publicum im Gedränge. 277

Wohin wenden wir uns? Sind wir natürlich, so sind wir
Platt, und genieren wir uns, nennt man es abgeschmackt gar.

313. Das goldne Alter.

Schöne Naivetät der Stubenmädchen zu Leipzig,
Komm doch wieder, o komm, witzige Einfalt zurück!

314. Comödie.

Komm Comödie wieder, du ehrbare Wochenvisite,
Siegmund du süßer Amant, Maskarill spaßhafter Knecht.

315. Alte deutsche Tragödie.

Trauerspiele voll Salz, voll epigrammatischer Nadeln,
Und du Menuettschritt unsers geborgten Cothurns.

316. Roman. 278

Philosophischer Roman, du Gliedermann, der so geduldig
Still hält, wenn die Natur gegen den Schneider sich wehrt.

317. Deutliche Prosa.

Alte Prosa komm wieder, die alles so ehrlich heraussagt,
Was sie denkt und gedacht, auch was der Leser sich denkt.

318. Chorus.

Alles in Deutschland hat sich in Prosa und Versen verschlimmert,
Ach! und hinter uns liegt weit schon die goldene Zeit!

319. Gelehrte Zeitungen.

Wie die Nummern des Lotto, so zieht man hier die Autoren,
Wie sie kommen, nur daß niemand dabey was gewinnt.

950: Siegmund] aus Gellerts Lustspiel: die Schwestern. — Maskarill] aus Lessings Lustspiel: der Schatz. L H X. — 955: gedultig C. — 963–965: „National Zeitung, in der Ankündigung." X 25, von Goethe. — 964: Ursprünglich in X: so ziehen wir hier die Autoren, — 965: Ursprünglich in X: doch daß leider nicht Einer gewinnt. — Dann: doch daß niemand. — Die Ankündigung der Nationalzeitung der Deutschen stand im Reichsanzeiger 1795. Nr. 22. X S. 62.

320. Die zwey Fieber. 279

Kaum hat das kalte Fieber der Gallomanie uns verlassen,
Bricht in der Gräcomanie gar noch ein hitziges aus.

321. Griechheit.

Griechheit was war sie? Verstand und Maaß und Klarheit! drum dächt' ich,
Etwas Geduld noch ihr Herrn, eh ihr von Griechheit uns sprecht.

322. Warnung.

Eine würdige Sache verfechtet ihr, nur mit Verstande
Bitt' ich! daß sie zum Spott und zum Gelächter nicht wird!

323. Uebertreibung und Einseitigkeit.

Daß der Deutsche doch alles zu einem Aeussersten treibet,
Für Natur und Vernunft selbst, für die nüchterne schwärmt!

324. Neueste Behauptung. 280

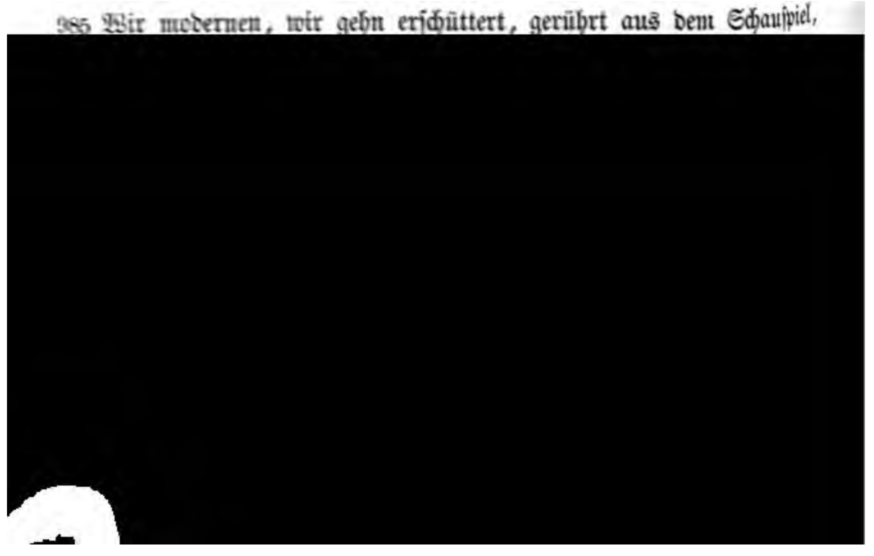
Völlig charakterlos ist die Poesie der Modernen,
Denn sie verstehen bloß charakteristisch zu seyn.

325. Griechische und moderne Tragödie.

Unsre Tragödie spricht zum Verstand, drum zerreißt sie das Herz so,
Jene setzt in Affekt, darum beruhigt sie so!

326. Entgegengesetzte Wirkung.

Wir modernen, wir gehn erschüttert, gerührt aus dem Schauspiel,



[redacted]

328. Aufgelößtes Räthsel. 281

ndlich ist es heraus, warum uns Hamlet so anzieht,
Weil er, merket das wohl, ganz zur Verzweiflung uns bringt.

329. Gefährliche Nachfolge.

reunde, bedenket euch wohl, die tiefere kühnere Wahrheit
Laut zu sagen, sogleich stellt man sie euch auf den Kopf.

330. Geschwindschreiber.

as sie gestern gelernt, das wollen sie heute schon lehren,
Ach! was haben die Herrn doch für ein kurzes Gedärm!

331. Die Sonntagskinder.

ahre lang bildet der Meister und kann sich nimmer genug thun,
Dem genialen Geschlecht wird es im Traume beschеert!

332. Xenien. 282

luse, wo führst du uns hin? Was, gar zu den Manen hinunter?
Hast du vergessen, daß wir nur Monodistichen sind?

333. Muse.

esto besser! Geflügelt wie ihr, dünnleibig und luftig,
Seele mehr als Gebein, wischt ihr als Schatten hindurch.

334. Acheronta movebo.

lle, jetzt nimm dich in Acht, es kommt ein Reisebeschreiber,
Und die Publicität deckt auch den Acheron auf.

990–992: Fr. Schlegel. X. 1, 177 f.: „der Totaleindruck dieser Tragödie ist ein aximum der Verzweiflung." — 993–995: Fr. Schlegel, Goethes Bemerkungen W. Meister verkehrt deutend. X. 1, 178. — Aufgenommen: K: 9, 1, 262. — : 2, 265. — B: 1, 480. — Q: 94. — W: 1, 398. — M: 2, 221. — Mr: 1, 74. — N: 1, 362. — 995: sagen C. — 996–1001: in umgekehrter Folge der Distichen unter der Ueberschrift: „Die Sonntagskinder." aufgenommen: G: 2, 180. — g: 2, 180. — fehlt G. — g: 2, 180. — K: 9, 1, 263. — L: 2, 266. — B: 1, 481. — Q: 94. — W: 1, 399. — M: 2, 222. — Mr: 1, 375. — N: 1, 362. — 1002 ff.: Schiller an Goethe, 31. Januar 1796 (N. 152): „Ich habe dieser Tage den Homer zur Hand genommen, und in dem Gericht, das er über die Freier ergehen läßt, eine prächtige Quelle von Parodien entdeckt, die auch schon zum Theil ausgeführt sind; ebenso auch in der Nekromantie, um die verstorbenen Autoren und hie und da auch die lebenden zu plagen." — 1008: Virgils Aeneis 7, 312. — 1009: Fr. Nicolai.

335. Sterilemque tibi Proserpina vaccam.

Hekate! Keusche! dir schlacht ich die Kunst zu lieben von Manso,
Jungfer noch ist sie, sie hat nie was von Liebe gewußt.

336. Elpänor. 283

Muß ich dich hier schon treffen Elpänor? Du bist mir gewaltig
Vorgelaufen! und wie? Gar mit gebrochnem Genick?

337. Unglückliche Eilfertigkeit.

Ach, wie sie Freyheit schrien und Gleichheit, geschwind wollt ich folgen,
Und weil die Trepp' mir zu lang däuchte, so sprang ich vom Dach.

338. Achilles.

Vormals im Leben ehrten wir dich, wie einen der Götter,
Nun du todt bist, so herrscht über die Geister dein Geist.

339. Trost.

Laß dich den Tod nicht reuen Achill. Es lebet dein Nahme
In der Bibliothek schöner Scientien hoch.

340. Seine Antwort. 284

Lieber möcht' ich fürwahr dem Aermsten als Ackerknecht dienen,
Als des Gänsegeschlechts Führer seyn, wie du erzählst.

341. Frage.

[redacted]

342. Antwort.

Freylich walten sie noch und bedrängen hart die Trojaner,
Schießen manchmal auch wohl blind in das Blaue hinein.

343. Frage.

Melde mir auch, ob du Kunde vom alten Peleus vernahmest,
Ob er noch weit geehrt in den Kalendern sich ließt?

344. Antwort. 285

Ach! ihm mangelt leider die spannende Kraft und die Schnelle,
Die einst des G*** herrliche Saiten belebt.

345. Ajax.

Ajax, Telamons Sohn! So mußtest du selbst nach dem Tode
Noch forttragen den Groll wegen der Recension?

346. Tantalus.

Jahre lang steh ich so hier, zur Hippokrene gebücket,
Lechzend vor Durst, doch der Quell, will ich ihn kosten, zerrinnt.

347. Phlegyasque miserrimus omnes admonet.

O ich Thor! Ich rasender Thor! Und rasend ein jeder
Der, auf des Weibes Rath horchend, den Freyheitsbaum pflanzt!

348. Die dreyfarbige Kokarde. 286

Wer ist der Wüthende da, der durch die Hölle so brüllet,
Und mit grimmiger Faust sich die Kokarde zerzaußt?

1035 ff.: Odyss. 11, 494 f.: Sage mir auch, was von Peleus, dem Tadellosen, du hörtest: Ob er annoch ehrvoll bei den Myrmidonen gebietet? — Gleim gab dagegen heraus: Kraft und Schnelle des alten Peleus. — 1040: Unter der Maske des Grenadiers hatte Gleim im siebenjährigen Kriege preußische Kriegslieder gedichtet. — 1041 ff.: Bürger. — Odyss. 11, 553: Ajas, Telamons Sohn, des untadlichen, mußtest du nie denn, Auch nicht todt, mir vergessen den Unmuth, wegen der Rüstung. — 1044 ff.: Sehr gezwungen auf Gottsched gedeutet, L H X. — Odyss. 11, 585: Lechzend stund er vor Durst und den Trunk nicht konnt' er erreichen. — 1047: Virgils Aeneis 6, 618. — Georg Forster L H X. — 1050 ff.: Gleichfalls auf Forster gedeutet H X.

349. Agamemnon.

Bürger Odysseus! Wohl dir! Bescheiden ist deine Gemahlin,
Strickt dir die Strümpfe, und steckt keine drey Farben dir an!

350. Porphyrogeneta, den Kopf unter dem Arme.

Köpfe schaffet euch an, ihr Liebden! Thut es bey Zeiten!
Wer *nicht* hat, er verliert, auch was er *hat*, noch dazu!

351. Sisyphus.

Auch noch hier nicht zur Ruh, du unglückselger! Noch immer
Rollst du Bergauf wie einst, da du regiertest, den Stein!

352. Sulzer.

Hüben über den Urnen! Wie anders ists als wir dachten!
Mein aufrichtiges Herz hat mir Vergebung erlangt.

353. Haller.

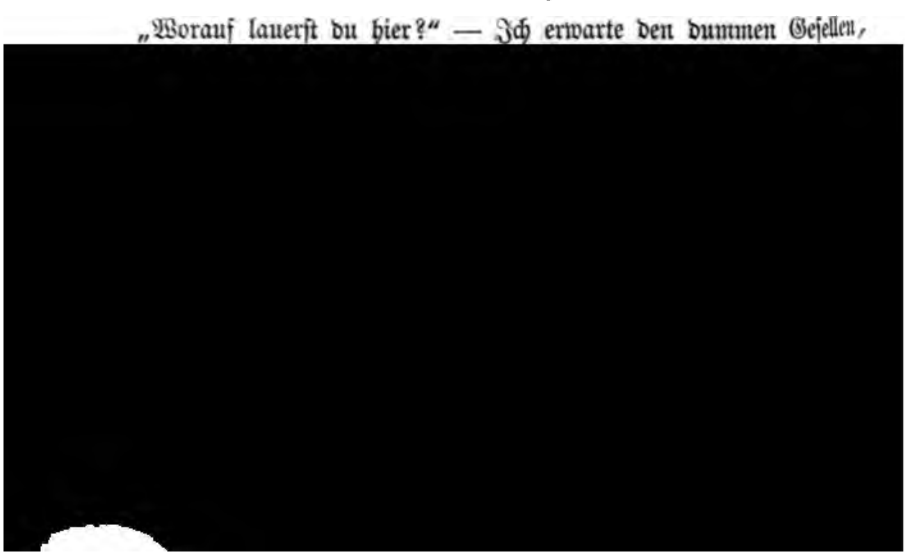
Ach! Wie schrumpfen allhier die dicken Bände zusammen,
Einige werden belohnt, aber die meisten verziehn.

354. Moses Mendelsohn.

Ja! Du siehst mich unsterblich! „Das hast du uns ja in dem Phädon
Längst bewiesen". — Mein Freund, freue dich, daß du es siehst!

355. Der junge Werther.

„Worauf lauerst du hier?" — Ich erwarte den dummen Gesellen,


[redacted]

356. L***. 288

ler Schatten, du [illegible]st?" — Ja über den lieblosen Bruder,
Der mein modernd Gebein läſſet im Frieden nicht ruhn.

357. Dioſcuren.

n wenigſtens hofft' ich von euch hier unten zu finden,
ber beyde ſeyd ihr ſterblich, drum lebt ihr zugleich.

358. Unvermuthete Zuſammenkunft.

Freund, wie find ich denn dich in des Todes Behauſung,
ß ich doch friſch und geſund dich in Berlin noch zurück?

359. Der Leichnam.

Das iſt nur mein Leib, der in Almanachen noch umgeht,
er es ſchiffte ſchon längſt über den Lethe der Geiſt.

360. Peregrinus Proteus. 289

t du Wieland, ſo ſag ihm: ich laſſe mich ſchönſtens bedanken,
r er that mir zuviel Ehr' an, ich war doch ein Lump.

361. Lucian von Samoſata.

: Freund, biſt du verſöhnt mit den Philoſophen? Du haſt ſie
en im Leben, das weiß Jupiter! tüchtig geneckt".

362. Geſtändniß.

e leiſer mein Freund. Zwar hab ich die Narren gezüchtigt,
Aber mit vielem Geſchwätz oft auch die Klugen geplagt.

363. Alcibiades.

mmſt du aus Deutſchland? Sieh mich doch an, ob ich wirklich ein ſolcher
Haſenfuß bin, als bey euch man in Gemählden mich zeigt?

74 ff.: Leſſing; ſein Bruder Karl Gotthelf gab Leſſings Leben und Nachlaß
us. Berlin 1793—95. 3 Bde. — 1077: Die Brüder Stolberg L H X; etwa
die Schlegel. Die Dioskuren wechſelten mit Sterblichkeit und Unſterblich-
ab. — 1080 ff.: Ramler ſtarb erſt am 11. Apr. 1798, wird hier aber als
bigtodt dargeſtellt. — 1086: Wielands Peregrinus war 1791 erſchienen. —
ff.: Die Ueberſetzung Lucians von Wieland erſchien 1788—89. — 1092 ff.:
and ſelbſt. — 1095 ff.: Alcibiades von A. G. Meißner und von K. G. Cramer.

364. Martial.

Xenien nennet ihr euch? Ihr gebt euch für Küchenpräsente?
Ißt man denn, mit Vergunst, spanischen Pfeffer bey euch?

365. Xenien.

Nicht doch! Aber es schwächten die vielen wässrigten Speisen
So den Magen, daß jetzt Pfeffer und Wermuth nur hilft.

366. Rhapsoden.

Wer von euch ist der Sänger der Ilias? Weils ihm so gut schmeckt,
Ist hier von Heynen ein Pack Göttinger Würste für ihn.

367. Viele Stimmen.

Mir her, ich sang der Könige Zwist! Ich die Schlacht bey den Schiffen!
Mir die Würste! ich sang, was auf dem Ida geschah!

368. Rechnungsfehler. 25

Friede! Zerreißt mich nur nicht! die Würste werden nicht reichen,
Der sie schickte, er hat sich nur auf Einen versehn.

369. Einer aus dem Chor.

(Fängt an zu recitiren).

„Warlich, nichts lustigers weiß ich, als wenn die Tische recht voll sind,
Von Gebacknem und Fleisch, und wenn der Schenke nicht säumt —

370. Vorschlag zur Güte.

Theilt euch wie Brüder! Es sind der Würste gerade zwey Dutzend,
Und wer Astyanax sang, nehme noch diese von mir.

371. Philosophen.



[redacted]

372. Aristoteles. 292

Zur Sache, mein Freund. Wir halten die Jenaer Zeitung
in der Hölle und sind längst schon von allem belehrt.

373. Dringend.

Besser! So gebt mir, ich geh euch nicht eher vom Leibe,
ten allgültigen Satz, und der auch allgemein gilt.

374. Einer aus dem Haufen.

o ergo sum. Ich denke und mithin, so bin ich,
; das Eine nur wahr, ist es das andre gewiß.

375. Ich.

t ich, so bin ich! Wohl! Doch wer wird immer auch denken?
Oft schon war ich, und hab wirklich an gar nichts gedacht!

376. Ein zweyter. 293

Weil es Dinge doch giebt, so giebt es ein Ding aller Dinge,
In dem Ding aller Ding schwimmen wir, wie wir so sind.

377. Ein dritter.

Just das Gegentheil sprech ich. Es giebt kein Ding als mich selber!
Alles andre, in mir steigt es als Blase nur auf.

378. Ein Vierter.

Zweyerley Dinge laß ich passieren, die Welt und die Seele,
Keins weiß vom andern und doch deuten sie beyde auf Eins.

379. Ein Fünfter.

Von dem Ding weiß ich nichts, und weiß auch nichts von der Seele,
Beyde erscheinen mir nur, aber sie sind doch kein Schein.

380. Ein Sechster. 294

Ich bin ich, und setze mich selbst, und setz ich mich selber
Als nicht gesetzt, nun gut! setz ich ein Nicht Ich dazu.

1126: Lehrling. G-N. — 1127: Leibe A B H X] Halse G-N. — 1129: Erster. G-N. — Des Cartes L H X u. s. w. — 1132: Lehrling. G-N. — 1135: Zweiter. G-N. — Spinoza. — 1138: Ein dritter C, Dritter. G-N. — George Berkeley. — 1141: Ein vierter C, Vierter. G-N. — Leibniz. — 1144: Ein fünfter C, Fünfter. G-N. — Kant. — 1147: Sechster. G-N. — Fichte 1149: nun gut, hab' ich ein Nicht Ich gesetzt. G g, Nicht-Ich g-N.

[illegible]

[illegible] [illegible] ist [illegible] [illegible] ist also.
Ein [illegible] [illegible], [illegible] [illegible] der [illegible], [illegible]!

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] dem [illegible],
Einen [illegible] Zug [illegible] [illegible] [illegible] der [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

Auf [illegible] Welt ist [illegible] nichts mehr zu finden,
Aber der [illegible] Zug [illegible] [illegible]: Du kommst, denn du [illegible]

[illegible]

[illegible] [illegible] [illegible]. [illegible] sie nichts [illegible] mehr zu [illegible]
[illegible] [illegible] einen [illegible] in das Gewissen [illegible].

[illegible]

[illegible] nicht [illegible] dem [illegible] der [illegible] hat sie alle [illegible],
[illegible] [illegible] ich [illegible] [illegible] selbst [illegible] in der Hölle noch gleich.

[illegible] Rechtsfrage.

[illegible] lang [illegible] [illegible] ich mich meiner Nase zum Riechen,
Hab' ich denn wirklich an sie auch ein erweisliches Recht?

[illegible]

Ein [illegible] [illegible] noch die Erde [illegible] scheint

[redacted]



390. Hercules.

lich erblickt' ich auch den gewaltigen Herkules! Seine
eberſetzung! Er ſelbſt leider war nicht mehr zu ſehn.

391. Heracliden.

ıs um ſchrie, wie Vögelgeſchrey, das Geſchrey der Tragöden
nd das Hundegebell der Dramaturgen um ihn.

392. „Pure Manier“. 297

uerlich ſtand das Ungethüm da. Geſpannt war der Bogen,
nd der Pfeil auf der Senn' traf noch beſtändig das Herz.

393. Er.

he noch kühnere That, Unglücklicher, wageſt du jetzo,
ı den Verſtorbenen ſelbſt niederzuſteigen, ins Grab!

394. Ich.

en Tireſias mußt' ich herab, den Seher zu fragen,
o ich den guten Geſchmack fände, der nicht mehr zu ſehn.

395. Er.

ıben ſie nicht der Natur und den alten Griechen, ſo hohlſt du
ine Dramaturgie ihnen vergeblich herauf.

177—1245: Ohne die Zwiſchenüberſchriften aufgenommen als: „Shakeſpears
tten.“ G: 1, 275 ff. — „Shakeſpears Schatten. Parodie.“ g: 1, 275 ff.
ehlt G. — g: 1, 275 ff. — K: 9, 1, 271. — L: 2, 274. — B: 1, 489.
Q: 96. — W: 1, 403 ff. — M: 2, 227. — M: 1, 380. — N: 1, 367. —
: Shakeſpeare. — 1178 f.: auch die hohe Kraft des Herakläs (Herakles B-N),|
ıen Schatten! Er ſelbſt .. G-N. — Parodiert iſt Odyſſ. 11, 601 ff.: Jenem
ichſt erblickt' ich die hohe Kraft des Heraklēs, | Sein Gebild; denn er ſelber,
Kreis der unſterblichen Götter, | Freut ſich der feſtlichen Wonn' .. — 1181 f.:
ſſ. 11, 605 f.: Dieſen umſcholl ringsher der Todten Geräuſch, wie der Vögel,|
) durcheinander geſcheucht . . . — 1183: „Shakeſpeares Darſtellung iſt nie ob-
), ſondern durchgängig maniriert.“ Fr. Schlegel in Reichardts Deutſchland
ı. St. 6. S. 403. — 1184 f.: Odyſſ. 11, 606 f.: er ſelbſt, der düſteren Nacht
h, | Stand, den Bogen entblößt, und hielt den Pfeil auf der Senne, | Schreck-
n Blicks umſchauend, dem ſtets Abſchnellenden ähnlich. — 1185: Sehn' Q. —
: Odyſſ. 11, 374: Wie, Unglücklicher, wagſt du noch größere That zu voll-
n? | Welch ein Muth, zum Aïs herabzuſteigen . . . Wegen Tireſias kam ich
Noth her . . . — Tireſias = Leſſing; L H X. — 1191: den guten Geſchmack] den
n Kothurn G-N.

396. Ich.

O die Natur, die zeigt auf unsern Bühnen sich wieder,
Splitternackend, daß man jegliche Rippe ihr zählt.

397. Er.

Wie? So ist wirklich bey euch der alte Kothurnus zu sehen,
Den zu hohlen ich selbst stieg in des Tartarus Nacht?

398. Ich.

Nichts mehr von diesem tragischen Spuk. Kaum einmal im Jahre
Geht dein geharnischter Geist über die Bretter hinweg.

399. Er.

Auch gut! Philosophie hat eure Gefühle geläutert,
Und vor dem heitern Humor fliehet der schwarze Affekt.

400. Ich.

Ja, ein derber und trockener Spaß, nichts geht uns darüber,
Aber der Jammer auch, wenn er nur naß ist, gefällt.

401. Er.

Also sieht man bey euch den leichten Tanz der Thalia
Neben dem ernsten Gang, welchen Melpomene geht?

[redacted]

405. Er.

Aber ich bitte dich Freund, was kann denn dieser Misère
Großes begegnen, was kann großes denn durch sie geschehn?

406. Ich.

Was? Sie machen Kabale, sie leyhen auf Pfänder, sie stecken
Silberne Löffel ein, wagen den Pranger und mehr.

407. Er.

Woher nehmt ihr denn aber das große gigantische Schicksal,
Welches den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt?

408. Ich. 301

Das sind Grillen! Uns selbst und unsre guten Bekannten,
Unsern Jammer und Noth suchen und finden wir hier.

409. Er.

Aber das habt ihr ja alles bequemer und besser zu Hause,
Warum entfliehet ihr euch, wenn ihr euch selber nur sucht?

410. Ich.

Nimms nicht übel mein Heros. Das ist ein verschiedener Casus,
Das Geschick, das ist blind, und der Poet ist gerecht.

411. Er.

Also *eure* Natur, die erbärmliche, trift man auf euren
Bühnen, die große nur nicht, nicht die unendliche an?

412. Er. 302

Der Poet ist der Wirth und der letzte Actus die Zeche,
Wenn sich das Laster erbricht, setzt sich die Tugend zu Tisch.

1225 f.: „Sie leyhen auf Pfänder“ — in Ifflands „Hagestolzen;“ „sie stecken silberne Löffel ein“ — in Schröders „Fähndrich“; „wagen den Pranger und mehr“ — in Ifflands „Verbrechen aus Ehrsucht“ und Kotzebues „Kind der Liebe.“ L H X.

413. [illegible] zu den Xenien.

Aber jetzt rath' ich euch, geht, sonst kommt noch gar der Gorgona
Fratze mir oder ein Band Oden von Haschka hervor.

414. An die Freier.

Alles war nur ein Spiel! Ihr Freier lebt ja noch alle,
Hier ist der Bogen und hier ist zu den Ringen der Platz.



61. Aus dem „Xenienmanuscript.“

1. Allgemeine Litteratur Zeitung.

Bliebe das Rechte nur stehen auf deinen Columnen, verschwände
Schiefes und Halbes! Alsdann wäre die Gabe zu groß.

2. Flora.

Flora, Deutschlands Töchtern gewidmet. O! brächte Pomona,
Brächte Hymen doch auch Früchte den Guten herbey.

3. Archiv der Zeit.

Unglückseelige Zeit! wenn einst aus diesem Archiv dich
Schätzet die Nachwelt, wie kommst du ihr so bettelhaft vor.

4. Fichtes Wißenschaftslehre.

Was nicht Ich ist sagst du ist nur ein Nicht ich. Getroffen,
Freund! So dachte die Welt längst und so handelte sie!

5. Ramler im Gött. M. Alm. 1796.

(Der an Zeus Ruhebett hängt, hangen wird und hing.)

Geh Karl Reinhard, du lügst. Das ist deine, nicht Ramlers Arbeit,
Der an des Nachbars Reim flicken wird, flickte und flickt.

61. X: Schiller's und Goethe's Xenien-Manuscript. Zum erstenmal bekannt gemacht von Eduard Boas. Berlin 1856. — 1–3: X Nr. 4. S. 43. Von Goethe. — 4–6: X. Nr. 7. S. 45. Von Goethe. — Flora — Teutschlands Töchtern geweiht von Freunden und Freundinnen des schönen Geschlechts. Tübingen 1794. In der J. G. Cottaischen Buchhandlung. 8°. Die Monatsschrift dauerte bis zu Anfang des Jahrhunderts. Nicht L. F. Huber, sondern Therese Huber führte die Redaction. Die weitgreifenden Deutungen auf Huber und seine frühere Verlobung mit Dora Stock, die Boas an das Distichon knüpft, sind Goethe sicher nicht in den Sinn gekommen. — 7–9: X. Nr. 12. S. 48. Von Goethe. Vergl. Xenien Nr. 255. — 10–12: X. Nr. 14. S. 49. Von Goethe. — Fichte über den Begriff der Wissenschaftslehre. Jena 1794. — 13–16: X. Nr. 16. S. 53. Von Schiller. —

6. Vignette.

Durch das Getreide liefen mit brennenden Schwänzen die Füchse,
Feuer fing da die Saat und der Philister erschrack.

7. An einen Herrn † z †.

Schnell' ich den Pfeil auf dich. Nein, du hast Gnade gefunden,
Nimmt sich ja Xenius Zeus selber der Hungrigen an.

8. Hildegard von Hohenthal.

Gern hört man dir zu wenn du mit Worten Musik machst,
Mischtest du nur nicht sogleich hundische Liebe darein.

9. Auswahl.

Striche jeder ein Distichon weg, das ihm etwa mißfiele;
Wollt ich wetten es bleibt keines von Tausenden stehn.

10. An die Herren H. J. K.

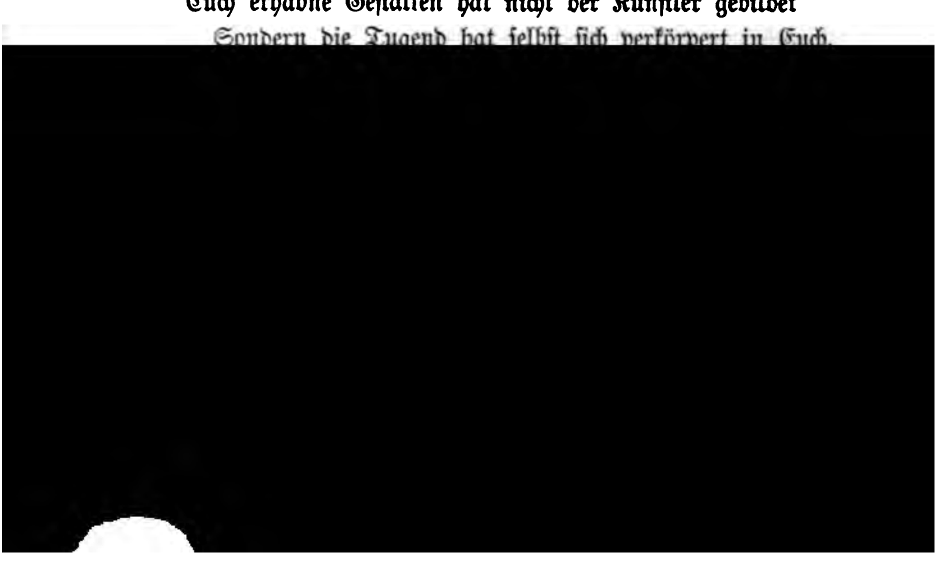
Lumpen! redet lumpig von mir, doch saget: es war ihm
Ernst! und redet sodann Lumpen ihr lumpig von mir.

11. Moriz.

Armer Moriz wieviel hast du im Leben gelitten!
Aeakus sey dir gerecht, Schlichtegroll war es dir nicht.

12. Woldemar und Allwill.

Euch erhabne Gestalten hat nicht der Künstler gebildet
[redacted]



13. Wtt und Jtt.

Deine Größe Berlin pflegt jeder Fremde zu rühmen,
Führt der Weg ihn zu uns stutzt er so klein uns zu sehn.

14. Hesperus oder 45 Hundsposttage.

Ist es auch nicht der Schreiber des Buchs, so ist es vermuthlich
Doch der Träger der Hund, der von dem Buche sich nährt.

15. Annalen der Philosophie und des philosophischen Geistes.

Zum philosophischen Geist schreibt diese Schenke sich. Geist zwar
Dürft ihr nicht suchen, jedoch leiblichen Brandtwein und Bier.

16. Göschen.

Einen Helden suchtest du dir um deinen Charakter
Darzustellen, und fuhrst in den Bedienten Johann.

17. Reisen ins südliche Frankreich.

Wie es hinter dem Mieder beschaffen und unter dem Röckchen,
Lehret, wißt ihr es nicht, zierlich der reisende Freund.

18. Die gefährlichen Verbindungen.

Warnung reitzet uns oft, ich seh' es, denn jegliche Schöne,
Liest und wünscht insgeheim sich der Verbindung Gefahr.

19. Mittelmäßigkeit.

„Macht ihr euch Feinde zur Lust?" Im litterarischen Deutschland
Giebt's nur Einen, er paßt in den Pentameter nicht.

38–40: X. Nr. 30. S. 70. Von Schiller. — Boas deutet: Weimar und Jena. Vielleicht: Wir und Ihr. — 41–43: X. Nr. 31. S. 72. Von Goethe. — Jean Pauls Hesperus war 1795 erschienen. — 44–46: X: Nr. 34. S. 77. Von Goethe. — Vgl. Xenien Nr. 54 u. 253. — 47–49: X. Nr. 37. S. 78. Von Goethe. — Göschen als Verleger von Thümmels Reise in die mittäglichen Provinzen von Frankreich. 1791, wie Boas deutet; eher wohl als Verfasser des Romans: Johanns Reise. Leipz. 1793. — 48: deinen Charakter] deine Gesinnung (erste Lesart). — 50–52: X. Nr. 40. S. 80. Von Goethe. — Thümmel's Reise. — 53–55: X. Nr. 41. S. 81. Von Goethe. — Boas räth auf Thümmels Reise; es sind aber die Liaisons dangereuses gemeint, vgl. X, 482. — 56–58: X. Nr. 42. S. 81. Von Goethe.

22. Abschied von Nicolai.

Unerschöpflich wie deine Plattheit ist meine Satyre,
Doch für das laufende Jahr nimm mit dem Hundert

23. C. v. B.

Alles schreibt, es schreibt der Knabe, der Greis, die M
Götter erschafft ein Geschlecht, welchem das schreibend

24. Reichsländer.

Wo ich den deutschen Körper zu suchen habe, das wei
Aber den deutschen Geist, sagt mir wo findet man d

25. Donau.

Gegen den Aufgang ström ich, der Freyheit, der Musen
Laß ich hinter mir lang, eh der Euxin mich noch trin

26. Rhein und Donau.

Warum vereint man zwey Liebende nicht? Euch verhießen
Torus die Götter schon längst einen unsterblichen So

27. Weser und Elbe.

Von der Sonne fliehen wir weg, die Grazien scheuen
Unsre Ufer, von Thors krächzenden Stimmen geschre

59—61: X. Nr. 46. S. 84. Von Schiller. — 62—64: X. Nr. 47.

28. An die Herren A. B. C.

chender Epheu du rankest empor an Felsen und Bäumen,
aulen Stämmen; du rankst, kriechender Epheu, empor.

29. Bürger.

den Todten immer das Beste, so sey dir auch Minos,
ieber Bürger, gelind, wie du es selber dir warst.

30. Der Kantianer.

te Kantische Worte der hohle Schädel nicht fassen?
ast du in hohler Nuß nicht auch Devisen gesehn?

31. Zweifel des Beobachters.

ist ein pfäffischer Einfall! Dann lange spaltet die Kirche
hren Gott sich in drey wie ihr in sieben das Licht.

32. Auf zwey Sudler, die einander loben.

t so, nicht so ihr Herrn. Wollt ihr einander zu Ehren
ringen, muß vor der Welt einer den andern verschreyn.

33. Die kritischen Wölfe.

n sie von Menschenwitterung gelockt, dich hungernd umheulen,
andrer, schlage du nur Feuer, sie laufen davon.

34. Die Dykische Sippschaft.

ihr in Haufen euch stellt, so glaubt ihr mehr zu vermögen?
esto schlimmer jemehr Bettler je fauler die Luft.

35. Alte Jungfern und Manso.

and wollte sie freyn, ihn niemand lesen, so sey denn
ede Ehe verwünscht, jedes gelesene Werk!

—85: X. Nr. 69. S. 96. Von Goethe. — Die Herren A. B. C. sind der Herr August Böttiger. — 86—88: X. Nr. 71. S. 97. Von Goethe. — 89—91: X. 83. S. 103. Von Schiller. — Schiller sandte dies gegen Jakob gerichtete ramm am 22. Jan. 1796 an Goethe. (Briefwechsel Nr. 146). — 92—94: X. 85. S. 105. Von Goethe. — Vgl. Xenien Nr. 164, auf welche dies Distichon X folgte. — 95—97: X. Nr. 89. S. 112. Von Schiller. — 98—100: X. Nr. 91. 113. Von Schiller. — 99: Schiller hatte geschrieben: Wenn sie vom Pferde- uch gelockt. — Goethe änderte wie oben, meinte aber wohl: Menschenwittrung, n die oben stehende Form paßt nicht in den Vers. — 101—103: X. Nr. 92. S. 113. n Schiller. — 104—106: X. Nr. 95. S. 115. Von Schiller.

38. An

Ja ich liebte dich einst, dich wie ich keine noch liebte,
Aber wir fanden uns nicht, finden uns ewig nicht mehr.

39. An meine Freunde.

Heilig wäre mir nichts? Ihr habt mein Leben begleitet
Freunde und wißt es, was mir ewig das heiligste ist.

40. An einen Quidam.

Arg genug hab ichs gemacht, ich habe niemand geschonet,
Aber ich schonte doch dich, hab ich nicht alle geschont?

41. Der Heinsische Ariost.

Wohl, Ariosto, bist du ein wahrhaft unsterblicher Dichter,
Denn da du hier nicht starbst, stirbst du, du Göttlicher

42. Gedikes Pindar.

Wunderlich finden zuweilen sich menschliche Nahmen zusamm
Von Herrn Gedikes Hand ließt man hier Pindarn verde

107—109: X. Nr. 96. S. 115. Von Schiller. — 110—115: X. Nr. 97.
Von Schiller. — Beide Distichen gehören nicht nothwendig zusammen,
in X unmittelbar auf einander, das zweite ist sorgsam ausgestrichen. Vo
mit Recht, daß Charlotte Schiller gemeint sei: auch an Charlotte v. K

43. Der schlechte Dichter.

Glaubt nicht der arme Mensch mit Jupiters Tochter zu leben,
Und ein Knochengeripp folgt ihm zu Tisch und zu Bett.

44. Nach Martial.

„Welch unnützes Geschwätz“ Und läugnen wir denn, was bekannt ist?
Unnütz freilich, doch du — treibst du was besseres, Freund?

45. Nach eben demselben.

Sieh dort erblaßt ein gewißer, erröthet, entsetzet sich, gähnt, kocht
Rache! Verse, so recht! Jetzo gefallet ihr mir.

46. Poet. Erdichtung und Wahrheit.

Wozu nützt denn die ganze Erdichtung? Ich will es dir sagen
Leser, sagst du mir erst, wozu die Wirklichkeit nützt.

47. Socrates.

Weil er unwissend sich rühmte, nannt' ihn Apollo den Weisen,
Freund, wieviel weiser bist du; was er bloß rühmte, du bists.

48. Socrates.

Dich erklärte der Pythia Mund für den weisesten Griechen.
Wohl! der weiseste mag oft der beschwerlichste seyn.

128–130: X. Nr. 108. S. 123. Von Schiller. — 131–133: X. Nr. 110. S. 124. Von Schiller. — Ista tamen mala sunt. Quasi nos manifesta negemus. | Haec mala sunt, sed tu non meliora facis. Martial. — 134–136: X. Nr. 111. S. 124. Von Schiller: Ecce erubet quidam, pallet, stupet, oscitat, odit. | Hoc volo. Nunc nobis carmina nostra placent. Martial. — 137–145: A: Schillers Handschrift, im Besitz der Freifrau Emilie von Gleichen, geb. v. Schiller. — H: Hoffmeister, Nachlese. 3, 70. Nach einer Abschrift Ernsts v. Schiller aus Köln vom 21. Aug. 1839. — 137: Poet, Erdichtung und Wahrheit. H (ändert: Dichtung und Wahrheit). — 138: Zuerst stand: Aber was nützt. — 140–142: Gegen Fr. Schlegel. — 141: nannt'] zuerst stand: hieſſ. — 143–145: Gegen Fr. Schlegel. — 145: Weiseste H.

49. Unger

über seine beiden Verlagsschriften:

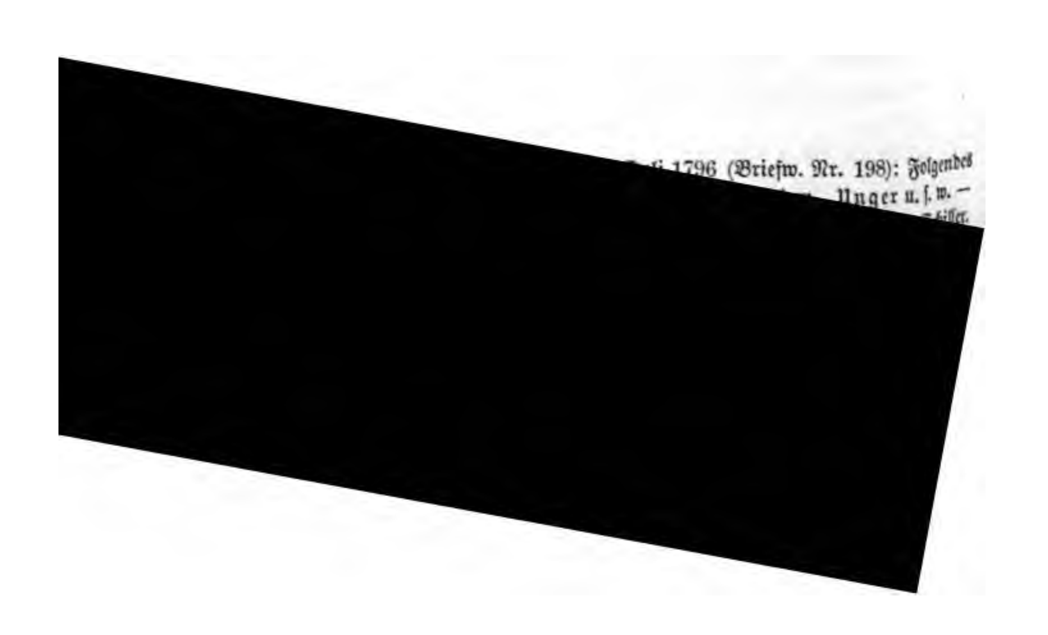
Wilhelm Meister und das Journal Deutschland.

Der Lettern neuen Schnitt dem Leser zu empfehlen,
Mußt' ich des Meisters Werk zur ersten Probe wählen,
Die zweite ist, und dann ist alles abgethan,
Wenn selbst des Pfuschers Werk sie nicht verrufen kann.

---

50. An die Frommen.

Fort, fort mit eurer Thorheit! Laßt mir lieber
Das, was ihr Weisheit nennt, mit fadem Spott.
Herzlos ist eure Andacht kaltes Fieber,
Kopflos ist nur ein Popanz euer Gott.


[redacted]

62. Vielen. 187

1.

F ihr Distichen frisch! Ihr muntern lebendigen Knaben,
Reich ist Garten und Feld! Blumen zum Kranze herbey!

2. Mannichfaltigkeit.

ch ist an Blumen die Flur, doch einige sind nur dem Auge,
Andre dem Herzen nur schön, wähle dir Leser nun selbst.

3. L. B.

enknospe, du bist dem blühenden Mädchen gewidmet,
Die als die herrlichste sich, als die bescheidenste zeigt.

4. C. G. 188

e Veilchen binde zusammen! das Sträußchen erscheinet
Erst als Blume; du bist, häußliches Mädchen, gemeint.

5. L. D.

e kannt' ich, sie war wie die Lilie schlank, und ihr Stolz war
Unschuld, herrlicher hat Salomo keine gesehn.

6. H. W.

ön erhebt sich der Agley und senkt das Köpfchen herunter,
Ist es Gefühl? Oder ists Muthwill? Wir wissen es nicht.

2. Sämmtliche 18 Distichen hat Goethe, ohne die Ueberschriften, als „Früh-" in seine „Vier Jahrszeiten" aufgenommen, Schiller kein einziges in seine ichte; das Inhaltsverzeichniß des Musenalmanachs nennt „G. und S.", Goethe Schiller, als Verfasser. — A B C: Musenalmanach für 1797. (1. 2. 3. Ausg.) 187 ff. — Z: Goethe's Gedichte. Erster Theil. Neue Auflage. Stuttg. u. Tüb. 1821. 247—248. Interpunction und Schreibung sind nicht berücksichtigt. — Die utungen der überschriebenen Buchstaben sind willkürlich und ohne sichre Anhalts- akte, wie schon der einzige Fall beweist, daß Nr. 4. C. G. auf „Christiane ethe" gedeutet ist, die 1796 gar nicht existierte. — 11: Viele der Veilchen zusammen- knüpft, das . . Z. — 18: Muthwill? Ihr rathet es nicht. Z.



Einer der Menge gefällst du nur, du ergötzest im Fr
Aber lieblich vom Hause, lieblich vom Herzen mir se

10. Klatschrose.

Weit von ferne erblick ich dich schon, doch komm ich di
Ach! so seh ich, zu bald, daß du die Rose nur lüg

11. A. F. K. R. H. D.

Tulpen! ihr werdet gescholten von sentimentalischen K
Aber ein lustiger Sinn wünscht auch ein lustiges Bl

12. W. R. L. K. W. J.

Nelken! wie find' ich euch schön! Doch alle gleicht ihr
Unterscheidet euch kaum, und ich entscheide mich nic

13. Geranium.

Prangt mit den Farben Aurorens, Ranunkeln, Tulpe
Hier ist ein dunkles Blatt, das euch an Dufte besch

14. Ranunkeln.

Keine lockt mich von euch, ich möchte zu keiner mich w
Aber im Beete vermischt, sieht euch das Auge mit

16. Kornblume. 191

Zierde wärst du der Gärten, doch wo du erscheinest, da sagst du:
Ceres streute mich selbst aus, mit der goldenen Saat.

17. C. F.

Deine liebliche Kleinheit, dein holdes Auge, sie sagen
Immer: vergiß mein nicht! immer: vergiß nur nicht mein.

18. L. W.

Schwänden dem inneren Auge die Bilder sämmtlicher Blumen,
Eleonore, dein Bild brächte das Herz sich hervor.

30: Auge sie B.

63. Einer.

Grausam handelt Amor mit mir! o! spielet, ihr Musen,
Mit den Schmerzen, die er, spielend, im Busen erregt,
Manuscripte besitz ich wie kein Gelehrter noch König,
Denn mein Liebchen sie schreibt, was ich ihr dichtete, mir.
Wie im Winter die Saat nur langsam keimet, im Frühling
Lebhaft treibet und schoßt, so war die Neigung zu dir.
Immer war mir das Feld und der Wald, und der Fels und die Gärten
Nur ein Raum, und du machst sie, Geliebte, zum Ort.
Raum und Zeit, ich empfind es, sind bloße Formen des Denkens,
Da das Eckchen mit dir, Liebchen, unendlich mir scheint.
Sorge! sie steiget mit dir zu Pferde, sie steiget zu Schiffe,
Viel zudringlicher noch packet sich Amor mir auf.
Schwer zu besiegen ist schon die Neigung, gesellet sich aber
Gar die Gewohnheit zu ihr, unüberwindlich ist sie.
Welche Schrift ich zweymal, ja dreymal hinter einander
Lese? das herzliche Blatt, das die Geliebte mir schreibt.
Wer mich entzückt, vermag mich zu täuschen. O! Dichter und Sänger,

Ein Epigramm sey zu kurz, mir etwas herzlichs zu sagen?
  Wie, mein Geliebter, ist denn nicht noch viel kürzer der Kuß?
Kennst du den herrlichen Gift der unbefriedigten Liebe?
  Er versengt und erquickt, zehret am Mark und erneut's.
Kennst du die herrliche Wirkung der endlich befriedigten Liebe?
  Körper verbindet sie schön, wenn sie die Geister befreyt.
Das ist die wahre Liebe, die immer und immer sich gleich bleibt,
  Wenn man ihr alles gewährt, wenn man ihr alles versagt.
Alles wünscht' ich zu haben, um mit ihr alles zu theilen,
  Alles gäb ich dahin, wär sie, die Einzige, mein.
Kränken ein liebendes Herz und schweigen müssen! geschärfter
  Können die Qualen nicht seyn, die Rhadamant sich erfinnt.
Warum bin ich vergänglich? o Zeus! so fragte die Schönheit,
  Macht dich doch, sagte der Gott, nur das Vergängliche schön.
Und die Liebe, die Blumen, der Thau und die Jugend vernahmens,
  Alle gingen sie weg, weinend, von Jupiters Thron.
Leben muß man und lieben! Es endet Leben und Liebe!
  Schnittest du, Parze, doch nur beyde die Fäden zugleich.

G. und S.

23: Wie, mein Geliebter, ist nicht kürzer der herzliche Kuß? Z. — 24: das herrliche Gift.. Z. — 25: Es versenkt und Z. — 35: Macht' ich doch, Z. — [illegible]: beiden Z.

64. Tabulae votivae.

1.

Was der Gott mich gelehrt, was mir durchs Leben geholfen,
Häng ich dankbar und fromm hier in dem Heiligthum auf.

2. Die verschiedene Bestimmung.

Millionen sorgen dafür, daß die Gattung bestehe,
Aber durch wenige nur pflanzet die Menschheit sich fort.
Tausend Keime zerstreuet der Herbst, doch bringet kaum einer
Früchte, zum Element kehren die meisten zurück.
Aber entfaltet sich auch nur Einer, der einzige streuet
Eine lebendige Welt ewiger Bildungen aus.

64. A B C: Musenalm. für 1797. (1. 2. 3. Ausg.) S. 152—182 — X: Schillers und Goethe's Xenien-Manuscript. Berlin 1856. — Goethes Gedichte. 1821. S. 51 ff. — Herbst. — Die * hinter den Zahlen der Ueberschriften bezeichnen die Stücke, welche Charlotte v. Schiller Goethe zuschrieb; diese Bezeichnung selbst hat gar kein [redacted]

3. Das Belebende. 153

Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an.

4. Zweyerley Wirkungsarten.

Wirke Gutes, du nährst der Menschheit göttliche Pflanze,
Bilde Schönes, du streust Keime der göttlichen aus.

5. Unterschied der Stände.

Auch in der sittlichen Welt ist ein Adel; gemeine Naturen
Zahlen mit dem, was sie thun, schöne mit dem, was sie sind.

6. Das Werthe und Würdige.

Hast du etwas, so gieb es her und ich zahle was recht ist,
Bist du etwas o dann tauschen die Seelen wir aus.

7. Der moralische und der schöne Character. 151

Repräsentant ist jener der ganzen Geistergemeine,
Aber das schöne Gemüth zählt schon allein für sich selbst.

8. Die moralische Kraft.

Kannst du nicht schön empfinden, dir bleibt doch vernünftig zu wollen,
Und als ein Geist zu thun, was du als Mensch nicht vermagst.

11–13: G: 1, 304. — g: 1, 304. — G: 3. Buch. — g: 1, 304. — K: 9, 1, 239. — L: 2, 241. — B: 1, 455. — Q: 90. — W: 1, 383. — M: 2, 203. — M: 1, 358. — N: 1, 346. — 14–16: G: 1, 304. — g: 1, 304. — G: 3. Buch. g: 1, 304. — K: 9, 1, 239. — L: 2, 242. — B: 1, 455. — Q: 90. — W: 1, 383. — M: 2, 203. — M: 1, 358. — N: 1, 347. — 14: Zweierlei g G g B - N. — Wirkungsarten K. — 15: Pflanze; B. — 16: schönes B. — 17–19: G g: 1, 304. — G: Buch. — g: 1, 304. — K: 9, 1, 239. — L: 2, 242. — B: 1, 456. — Q: 90. W: 1, 383. — M: 2, 203. — M: 1, 358. — N: 1, 347. — 18: Adel ist auch der sittlichen Welt. Gemeine Naturen G - N. — 19: thun .. sind. G - N. — ue A B] edle G - N. — 20–22: G: 1, 305. — g: 1, 305. — G: 3. Buch. g: 1, 305. — K: 9, 1, 239. — L: 2, 242. — B: 1, 456. — Q: 90. — l, 383. — M: 2, 203. — M: 1, 358. — N: 1, 347. — 21: etwas, so theile mit und ich G - N. — 22: etwas, o! dann B. — etwas, o dann G g G g w. — 23–25: fehlt G - N Z. — 26–28: G: 1, 305. — g: 1, 305. — G: h. — g: 1, 305. — K: 9, 1, 239. — L: 2, 242. — B: 1, 456. — Q: W: 1, 383. — M: 2, 203. — M: 1, 359. — N: 1, 347.

9. Mittheilung.

Aus der schlechtesten Hand kann Wahrheit mächtig noch wirken,
Bey der Schönheit allein macht das Gefäß den Gehalt.

10. An *

Theile mir mit, was du weißt, ich werd es dankbar empfangen,
Aber du giebst mir dich selbst, damit verschone mich, Freund.

11. An **

Du willst wahres mich lehren? Bemühe dich nicht, nicht die Sache
Will ich durch dich, ich will dich durch die Sache nur sehn.

12.* An ***

Dich erwähl ich zum Lehrer, zum Freund. Dein lebendiges Bild
Lehrt mich, dein lehrendes Wort rühret lebendig mein Herz.

13.* Das blinde Werkzeug.

Wie beklag ich es tief, wenn eine herrliche Seele
Werth, mit zum Zwecke zu gehn, mich nur als Mittel begreift.

14.* Wechselwirkung.

Kinder werfen den Ball an die Wand und fangen ihn wieder,
Aber ich lobe das Spiel, wirft mir der Freund ihn zurück.

15. An die Muse.

Was ich ohne dich wäre, ich weiß es nicht; aber mir grauet
Seh ich, was ohne dich hundert' und tausende sind.

[redacted]

16.* Der Philister.

immer belohnt ihn des Baumes Frucht, den er mühsam erziehet,
Nur der Geschmack genießt, was die Gelehrsamkeit pflanzt.

17.* Das ungleiche Schicksal.

:it dem Philister stirbt auch sein Ruhm; du, himmlische Muse,
Trägst, die dich lieben, die du liebst, in Mnemosynens Schooß.

18. Pflicht für jeden.

mmer strebe zum Ganzen und kannst du selber kein Ganzes
Werden, als dienendes Glied schließ' an ein Ganzes dich an.

19. Der schöne Geist und der Schöngeist. 157

ur das leichtere trägt auf leichten Schultern der Schöngeist,
Aber der schöne Geist trägt das gewichtige leicht.

20.* Philister und Schöngeist.

ner mag gelten, er dient doch als fleißiger Knecht noch der Wahrheit,
Aber dieser bestiehlt Wahrheit und Schönheit zugleich.

21. Die Uebereinstimmung.

ahrheit suchen wir beyde; du aussen im Leben, ich innen
In dem Herzen, und so findet sie jeder gewiß.
das Auge gesund, so begegnet es aussen dem Schöpfer,
Ist es das Herz, dann gewiß spiegelt es innen die Welt.

. — Q: 90. — W: 1, 384. — M: 2, 205. — M: 1, 360. — N: 1, 348. [48]: nicht — aber GgGg u. s. w. — [49]: Dich Hundert' und Tausende GgGg . w. — [50—52]: G: 1, 307. — g: 1, 307. — G: 3. Buch. — g: 1, 307. — 9, 1, 241. — L: 2, 243. — B: 1, 458. — Q: 90. — W: 1, 384. — M: 205. — M: 1, 360. — N: 1, 348. — [50]: **Der gelehrte Arbeiter.** G-N. — belohnt ABC] labt G-N. — [53—55]: G: 1, 324. — g: 1, 324. — G: 3. Buch. g: 1, 324. — K: 9, 1, 255. — B: 1, 468. — Q: 92. — W: 1, 391. — 2, 213. — M: 1, 367. — N: 1, 355. — [53]: **Die Gunst der Musen.** G-N. Ruhm; AC, Ruhm: B, Ruhm, GgGg — du himmlische GgGg. — [56—58]: 1, 308. — g: 1, 308. — G: 3. Buch. — g: 1, 308. — K: 9, 1, 241. — 1, 458. — Q: 90. — W: 1, 385. — M: 2, 205. — M: 1, 360. — N: 348. — Z: 45 (ohne Ueberschrift). — [56]: Ganzen, und Z. — [59—64]: fehlt NZ. — [65—69]: G: 1, 310. — g: 1, 310. — G: 3. Buch. — g: 1, 310. — 9, 1, 243. — L: 2, 246. — B: 1, 460. — Q: 91. — W: 1, 386. — M: 206. — M: 1, 361. — N: 1, 349. — [66]: beide, du GgGg u. s. w. — ßen g u. s. w.

[illegible]

[illegible]

[illegible] zu sagen,
[illegible] die Natur.
[illegible] Grenzen zu sehen,
[illegible]

[illegible]

[illegible] es treiben,
[illegible] Herz.

[illegible]

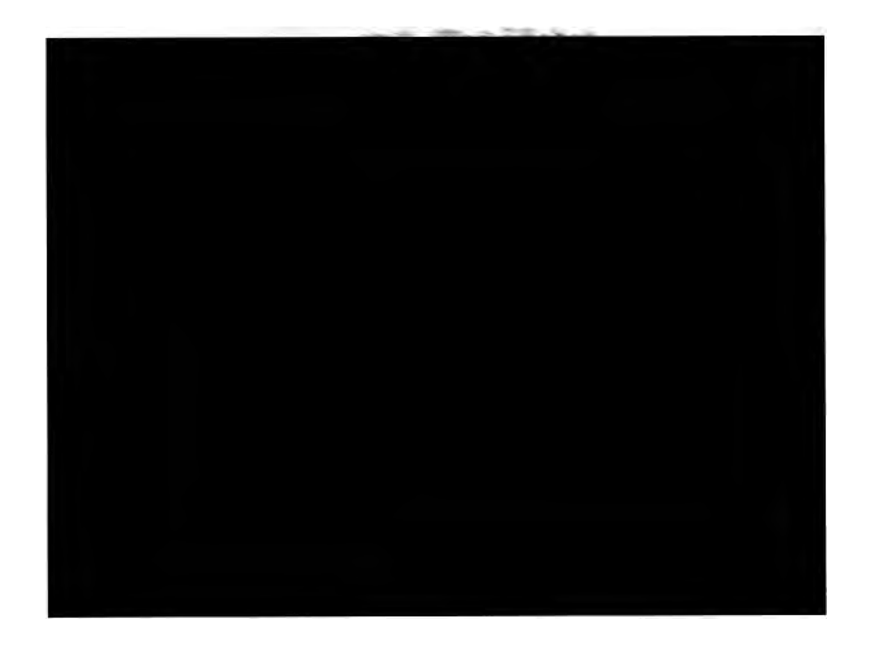
[illegible] zu berühren,
[illegible]

[illegible]

[illegible] euch sagen,
[illegible] und Buch.

[illegible]

[illegible] unglücklichen Irrthum
[illegible] erregt.



29.* Das Schooßkind. 160

Fremde Kinder lieben wir nie so sehr als die eignen,
Irrthum, das eigene Kind, ist uns dem Herzen so nah.

30. Trost.

Nie verläßt uns der Irrthum, doch zieht ein höher Bedürfniß
Immer den strebenden Geist leise zur Wahrheit hinan.

31.* Die Zergliederer.

Spaltet immer das Licht! wie öfters strebt ihr zu trennen,
Was euch allen zum Trutz Eins und ein Einziges bleibt.

32.* Metaphysiker und Physiker.

Alles will jetzt den Menschen von innen, von aussen ergründen,
Wahrheit, wo rettest du dich hin vor der grausamen Jagd?

33.* Die Versuche. 161

Dich zu greifen ziehen sie aus mit Netzen und Stangen,
Aber mit leisem Tritt schreitest du mitten hindurch.

34.* Die Quellen.

Trefliche Künste dankt man der Noth und dankt man dem Zufall,
Nur zur Wissenschaft hat keines von beyden geführt.

35. Empiriker.

Daß ihr den sichersten Pfad gewählt, wer möchte das läugnen?
Aber ihr tappet nur blind auf dem gebahntesten Pfad.

36. Theoretiker.

Ihr verfahrt nach Gesetzen, auch würdet ihrs sicherlich treffen,
Wäre der Obersatz nur, wäre der Untersatz wahr!

94—95: Z: 52 (übereinstimmend). — 97—98: Z: 53. — Irrthum verläßt uns nie; doch zieht Z. — 99—101: X: 118 (von Goethe) übereinstimmend. — 102—107: G: 1, 319. — g: 1, 319. — G: 3. Buch. — g: 1, 319. — K: 9, 1, 249. — L: 2, 252. — B: 1, 465. — Q: 92. — W: 1, 389. — M: 2, 210. — M: 1, 365. — N: 1, 353. — 102: Die Forscher. G-N. — 104: grausamen ABC] wüthenden G-N. — Jagd! GgG. — 105: fehlt G-N. — 106: greifen ABC] fangen, G-N. — 107: leisem Tritt ABC] Geistestritt G-N.

37.* Letzte Zuflucht. 162

Vornehm schaut ihr im Glück auf den blinden Empiriker nieder,
Aber, seid ihr in Noth, ist er der delphische Gott.

38.* Die Systeme.

Prächtig habt ihr gebaut. Du lieber Himmel! Wie treibt man,
Nun er so königlich erst wohnet, den Irrthum heraus!

39. Die Philosophien.

Welche wohl bleibt von allen den Philosophieen? Ich weiß nicht,
Aber die Philosophie, hoff' ich, soll immer bestehn.

40. Die Vielwisser.

Astronomen seid ihr und kennet viele Gestirne,
Aber der Horizont deckt manch Sternbild euch zu.

41. Mein Glaube. 163

Welche Religion ich bekenne? Keine von allen,
Die du mir nennst! „Und warum keine"? Aus Religion.

42. Moralische Schwätzer.

Wie sie mit ihrer reinen Moral uns, die schmutzigen, quälen!
Freilich, der großen Natur dürfen sie gar nichts vertraun!
[redacted]

„Wie, du hassest die Tugend? — Ich wollte wir übten sie alle,
Und so spräche, wills Gott, ferner kein Mensch mehr davon.

44.* Der Strengling und der Frömmling.

Jener fodert durchaus, daß dir das Gute misfalle,
Dieser will gar, daß du liebst, was dir von Herzen misfällt.
Muß ich wählen, so seys in Gottes Nahmen die Tugend,
Denn ich kann einmal nicht lieben, was abgeschmackt ist.

45.* Theophagen. 165

Diesen ist alles Genuß. Sie essen Ideen, und bringen
In das Himmelreich selbst Messer und Gabel hinauf.

46. Fratzen.

Fromme gesunde Natur! Wie stellt die Moral dich an Pranger!
Heilge Vernunft! Wie tief stürzt dich der Schwärmer herab!

47. Moral der Pflicht und der Liebe.

Jede, wohin sie gehört! Erhabene Seelen nur kleidet
Jene, die andere steht schönen Gemüthern nur an.
Aber widrigers kenn ich auch nichts, als wenn sich durch Bande
Zarter geistiger Lieb' Grobes mit Grobem vermählt.
Und verächtlicher nichts, als die Moral der Dämonen 166
In dem Munde des Volks, dem noch die Menschlichkeit fehlt.

48.* Der Philosoph und der Schwärmer.

Jener steht auf der Erde, doch schauet das Auge zum Himmel,
Dieser, die Augen im Koth, recket die Beine hinauf.

49.* Das irdische Bündel.

Himmelan flögen sie gern, doch hat auch der Körper sein Gutes,
Und man packt es geschickt hinten dem Seraph noch auf.

50.* Der wahre Grund.

Was sie im Himmel wohl suchen, das, Freunde, will ich euch sagen,
Vor der Hand suchen sie nur Schutz vor der höllischen Glut.

— Q: 91. — W: 1, 386 f. — M: 2, 207. — M: 1, 362. — N: 1, 350. — 140: zuwider, doppelt S g G g K - N. — 141: mir's S g G g. — 142: „Wie? Du S g G g. — Tugend?" — C S g G g. — 143: will's g G g.

51. Die Triebfedern.

Immer treibe die Furcht den Sclaven mit eisernem Stabe,
Freude, führe du mich immer an rosigtem Band.

52. An die Mystiker.

Das ist eben das wahre Geheimniß, das allen vor Augen
Liegt, euch ewig umgiebt, aber von keinem gesehn.

53. Licht und Farbe.

Wohne du ewiglich Eines dort bey dem ewiglich Einen,
Farbe, du wechselnde, komm freundlich zum Menschen herab.

54.* Wahrheit.

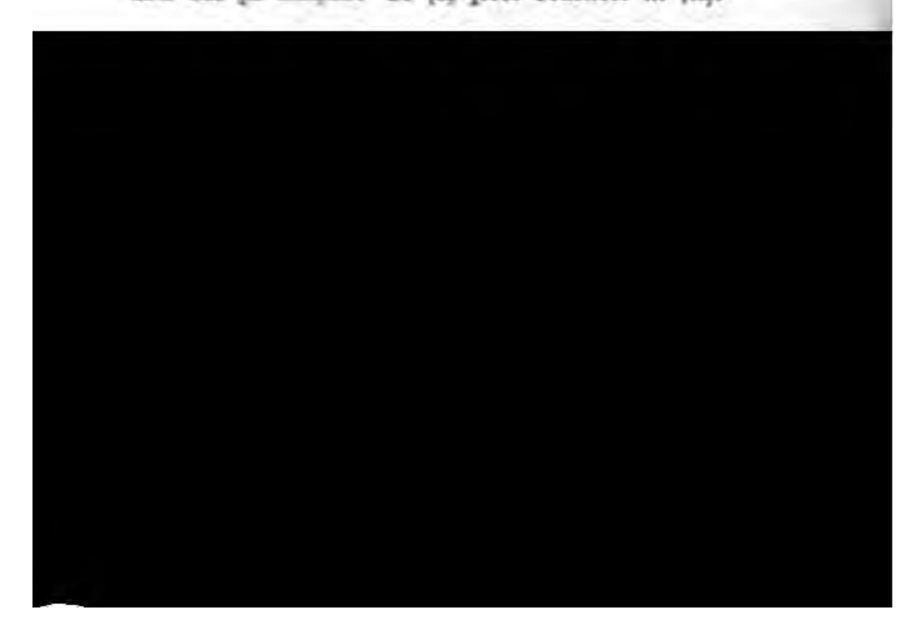
Eine nur ist sie für alle, doch siehet sie jeder verschieden,
Daß es Eines doch bleibt, macht das verschiedene wahr.

55. Schönheit.

Schönheit ist ewig nur Eine, doch mannichfach wechselt das Schöne,
Daß es wechselt, macht eben das Eine nur schön.

56.* Aufgabe.

Keiner sey gleich dem andern, doch gleich sey jeder dem höchsten,
Wie das zu machen? Es sey jeder vollendet in sich.



58. Das eigne Ideal.

len gehört, was du denkst, dein eigen ist nur, was du fühlest,
Soll er dein Eigenthum seyn, fühle den Gott, den du denkst.

59. Schöne Individualität. 169

nig sollst du zwar seyn, doch Eines nicht mit dem Ganzen,
Durch die Vernunft bist du eins, einig mit ihm durch das Herz.
imme des Ganzen ist deine Vernunft, dein Herz bist du selber,
Wohl dir, wenn die Vernunft immer im Herzen dir wohnt.

60. Der Vorzug.

ber das Herz zu siegen ist groß, ich verehre den Tapfern,
Aber wer durch sein Herz sieget, er gilt mir doch mehr.

61.* Die Erzieher.

rger erzieht ihr der sittlichen Welt, wir wollten euch loben,
Stricht ihr sie nur nicht zugleich aus der empfindenden aus.

62. Die Mannichfaltigkeit. 170

lle sind gut und verständig, doch zählen für Einen nur Alle,
Denn sie regiert der Begriff, ach! nicht das liebende Herz.
aurig herrscht der Begriff, aus tausendfach spielenden Formen
Bringet er dürftig und leer immer nur Eine hervor.
er von Leben rauscht es und Lust, wo liebend die Schönheit
Herrschet, das ewige Eins wandelt sie tausendfach neu.

92–194: G: 1, 308. — g: 1, 308. — fehlt G. — g: 1, 308. — K: 9, 242. — L: 2, 245. — B: 1, 459. — Q: 90. — W: 1, 385. — M: 2, 5. — M: 1, 360. — N: 1, 348. — 192: eigne A B G g] eigene g - N. — –199: G: 1, 316. — g: 1, 316. — G: 3. Buch. — g: 1, 316. — K: 9, 1, 7. — L: 2, 250. — B: 1, 463. — Q: 91. — W: 1, 388. — M: 2, 209. — : 1, 363 f. — N: 1, 352. — 196: Einig .. Eines (nicht gesperrt) G - N. — 203: er Erzieher. Hoffm., Nachlese 3, 83. — 206–212: G: 1, 317. — g: 1, 317. — : 3. Buch. — g: 1, 317. — K: 9, 1, 247. — L: 2, 250. — B: 1, 464. — : 92. — W: 1, 388. — M: 2, 209. — M: 1, 364. — N: 1, 352. — 206: e Mannigfaltigkeit. g K L Q. — 207: Alle, B] Alle. A C, alle, G g G g u. s. w. — 8: Begriff, ach! nicht B] Begriff ach nicht A C, Begriff, ach nicht G g G g u. s. w. — 9: spielenden A B C] wechselnden G - N. — 210: immer A B] ewig G g G g - N. — 11: liebend A B C] bildend G g G g - N.

63. Das Göttliche.

Wäre sie unverwelklich die Schönheit, ihr könnte nichts gleichen,
Nichts, wo die Göttliche blüht, weiß ich der göttlichen gleich.
Ein unendliches ahndet, ein höchstes erschafft die Vernunft sich,
In der schönen Gestalt lebt es dem Herzen, dem Blick.

64.* Verstand.

Bilden wohl kann der Verstand, doch der todte kann nicht bese
Aus dem Lebendigen quillt alles lebendige nur.

65.* Phantasie.

Schaffen wohl kann sie den Stoff, doch die wilde kann nicht gestalt
Aus dem harmonischen quillt alles harmonische nur.

66.* Dichtungskraft.

Daß dein Leben Gestalt, dein Gedanke Leben gewinne,
Laß die belebende Kraft stets auch die bildende seyn.

67.* Der Genius.

Wiederhohlen zwar kann der Verstand, was da schon gewesen,
Was die Natur gebaut, bauet er wählend ihr nach.
Ueber Natur hinaus baut die Vernunft, doch nur in das Leere,
Du nur Genius mehrst in der Natur die Natur.

[redacted]

69. Genialität. 173

Wodurch giebt sich der Genius kund? Wodurch sich der Schöpfer
Kund giebt in der Natur, in dem unendlichen All.
Klar ist der Aether und doch von unergründlicher Tiefe,
Offen dem Aug', dem Verstand bleibt er doch ewig geheim.

70. Witz und Verstand.

Der ist zu furchtsam, jener zu kühn; nur dem Genius ward es
In der Nüchternheit kühn, fromm in der Freyheit zu seyn.

71.* Aberwitz und Wahnwitz.

Ueberspringt sich der Witz, so lachen wir über den Thoren,
Gleitet der Genius aus, ist er dem Rasenden gleich.

72.* Der Unterschied. 174

Lächelnd sehn wir den Tänzer auf glatter Ebene straucheln,
Aber auf ernstlichem Seil, wer mag den Schwindelnden sehn?

73. Die schwere Verbindung.

Warum will sich Geschmack und Genie so selten vereinen?
Jener fürchtet die Kraft, dieses verachtet den Zaum.

74.* Korrektheit.

Frey von Tadel zu seyn, ist der niedrigste Grad und der höchste,
Denn nur die Ohnmacht führt oder die Größe dazu.

75.* Lehre an den Kunstjünger.

Daß du der Fehler schlimmsten, die Mittelmäßigkeit, meidest,
Jüngling, so meide doch ja keinen der andern zu früh!

237–241: G: 1, 319. — g: 1, 319. — G: 3. Buch. — g: 1, 319. — K: 9, 1, 248. — L: 2, 251. — B: 1, 465. — Q: 92. — W: 1, 389. — M: 2, 210. — Mr: 1, 365. — N: 1, 353. — 238. 240: gibt g u. s. w. — 240: unergründlicher A B C] unermeßlicher G-N. — 251–253: G: 1, 320. — g: 1, 320. — G: 3. Buch. — g: 1, 320. — K: 9, 1, 249. — L: 2, 252. — B: 1, 465. — Q: 92. — W: 1, 389. — M: 2, 211. — Mr: 1, 365. — N: 1, 353. — Z: 55 (ohne Ueberschrift; übereinstimmend). — 254–256: G: 1, 320. — g: 1, 320. — G: 3. Buch. — g: 1, 320. — K: 9, 1, 249. — L: 2, 252. — B: 1, 466. — Q: 92. — W: 1, 389. — M: 2, 211. — Mr: 1, 365. — N: 1, 353. — 254: Correctheit Q-N. — 255: Frei G g G g u. s. w. — 256: Unmacht Q.

88.* Der berufene Richter.

Wer ist zum Richter bestellt? Nur der Bessere? Nein, wem das G
Ueber das Beste noch gilt, der ist zum Richter bestellt.

89.* Der berufene Leser.

Welchen Leser ich wünsche? den unbefangensten, der mich,
Sich und die Welt vergißt und in dem Buche nur lebt.

90.* An ****

Du vereinigest jedes Talent, das den Autor vollendet,
O entschließe dich, Freund, nichts als ein Leser zu seyn.

91.* Das Mittel.

Willst du in Deutschland wirken als Autor, so triff sie nur tücht
Denn zum Beschauen des Werks finden sich wenige nur.

92. Die Unberufenen.

Tadeln ist leicht, erschaffen so schwer; ihr Tadler des schwachen,
Habt ihr das trefliche denn auch zu belohnen ein Herz?

93.* Die Belohnung.

Was belohnet den Meister? der zartantwortende Nachklang,
Und der reine Reflex aus der begegnenden Brust.

V: 1, 467. — Q: 92. — W: 1, 391. — M: 2, 212. — M: 1, 367. — R:
354. — X: Nr. 15. S. 51, von Schiller. — 295: Poetischer Dilettant. X. — 2
denkt, rühmst du dich Dichter zu seyn. X. — 302–303: Z: 57. — 302: Unl

83.* Wahl. 177

anſt du nicht allen gefallen durch deine That und dein Kunſtwerk,
Mach es wenigen recht, vielen gefallen iſt ſchlimm.

84. Sprache.

arum kann der lebendige Geiſt dem Geiſt nicht erſcheinen!
Spricht die Seele ſo ſpricht ach! ſchon die Seele nicht mehr.

85. An den Dichter.

ß die Sprache dir ſeyn, was der Körper den Liebenden; er nur
Iſts, der die Weſen trennt und der die Weſen vereint.

86.* Der Meiſter.

en anderen Meiſter erkennt man an dem was er ausſpricht,
Was er weiſe verſchweigt zeigt mir den Meiſter des Stils.

87.* Dilettant. 178

il ein Vers dir gelingt in einer gebildeten Sprache,
Die für dich dichtet und denkt, glaubſt du ſchon Dichter zu ſeyn.

3–285: G: 1, 321. — g: 1, 321. — G: fehlt. — g: 1, 321. — K: 9, 1, . — L: 2, 253. — B: 1, 466. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 211. — 1, 366. — N: 1, 353. — 284–285: allen .. wenigen .. vielen (nicht geſperrt) g u. ſ. w. — 285: Mach' Ggg. — 286–288: G: 1, 321. — g: 1, 321. — 3. Buch. — g: 1, 321. — K: 9, 1, 250. — L: 2, 253. — B: 1, 467. — 92. — W: 1, 390. — M: 2, 211. — M: 1, 366. — N: 1, 354. — Vgl.: Humboldt, 1. Febr. 1796 (S. 411, hier nach dem Manuſcript):

O ſchlimm, daß der Gedanke
Erſt in der Sprache todte Elemente
Zerfallen muß, die Seele zum Gerippe
Abſterben muß, der Seele zu erſcheinen;
Den treuen Spiegel gieb mir, Freund, der ganz
Mein Herz empfängt, und ganz es wiederſcheint.

gl. auch Schiller und Lotte 351 (24. Juli 1789) und an Körner (15. Apr. 1786) 55, wo die Stelle ähnlich ausgedrückt iſt. Theil V, 2, 453. — 289–291: G: 1, 2. — g: 1, 322. — G: 3. Buch. — g: 1, 322. — K: 9, 1, 250. — L: 2, 3. — B: 1, 467. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 212. — M: 1, 366. · N: 1, 354. — 290: Liebenden. Er nur G-N. — 291: Iſt's G-N. — 292–294: : 1, 322. — g: 1, 322. — G: 3. Buch. — g: 1, 322. — K: 9, 1, 251. — 2, 254. — B: 1, 467. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 212. — M: 1, 366. · N: 1, 354. — 293: dem, was g u. ſ. w. — 294: verſchweigt, B. — 295–297: g: 1, 323. — G: 3. Buch. — g: 1, 323. — K: 9, 1, 251. — L: 2, 254. —



103.* Guter Rath.

Freunde, treibet nur alles mit Ernst und Liebe, die b
Stehen dem Deutschen so schön, den ach! so vieles

64. [Vermischte Epigramme, 1—36.] 32

1. Politische Lehre.

s sey recht, was du thust, doch dabey laß es bewenden
Freund und enthalte dich ja, alles was recht ist, zu thun.
hrem Eifer genügt, daß das Vorhandne vollkommen
Sey, der falsche will stets, daß das Vollkommene sey.

2. Die beste Staatsverfassung.

ie nur kann ich dafür erkennen, die jedem erleichtert,
ut zu denken, doch nie, daß er so denke, bedarf.

3. An die Gesetzgeber.

et immer voraus, daß der Mensch im Ganzen, das Rechte
Will, im einzelnen nur rechnet mir niemals darauf.

4. Würde des Menschen.

hts mehr davon, ich bitt euch. Zu essen gebt ihm, zu wohnen, 33
Habt ihr die Blöße bedeckt, giebt sich die Würde von selbst.

l. A: Musenalmanach f. 1797. S. 32. — G: 1, 311. — g: 1, 311. — G: Buch. — g: 1, 311. — K: 9, 1, 243. — L: 2, 246. — B: 1, 460. — Q: · — W: 1, 386. — M: 2, 206. — M: 1, 361. — N: 1, 349. — [2]: sei KN. — dabei GgGgKB—N. — [3]: Freund, und GgGgK-N. — Alles, was I, alles, was MN — ist zu GgGg. — vollkommen G-N. — [5]: Sei, Sei; MN. — Vollkommene sei. GMN, sey. gGg-M. — 2. A: Musenalm. 1797 S. 32. — fehlt GgGg. — K: 9, 1, 253. — L: 2, 256. — B: 1,). — Q: 92. — W: 1, 391. — M: 2, 213. — M: 1, 367. — N: 1, 355. 3. A: Musenalm. f. 1797. S. 32. — fehlt GgGg. — K: 9, 1, 258. — L: 256. — B: 1, 469. — Q: 92. — W: 1, 391. — M: 2, 213. — M: 1, . — N: 1, 355. — 4. A: Musenalm. f. 1797. S. 33. — fehlt G-N. — Hoffmeister, Nachlese 3, 65. — [2]: bitt' H — wohnen; H. — [3]: gibt H.

1. Majestas populi.

Majestät der Menschennatur! dich soll ich beym Haufen
  Suchen? bey wenigen nur hast du von jeher gewohnt,
Einzelne wenige zählen, die übrigen alle sind blinde
  Nieten, ihr leeres Gewühl hüllet die Treffer blos ein.

2. Das Ehrwürdige.

Ehret ihr immer das Ganze, ich kann nur einzelne achten,
  Immer in Einzelnen nur hab' ich das Ganze erblickt.

3. Jetzige Generation.

War es immer wie jetzt? Ich kann das Geschlecht nicht begreifen.
  Nur das Alter ist jung, ach! und die Jugend ist alt!

4. Falscher Studiertrieb.

O wie viel neue Feinde der Wahrheit! Mir blutet die Seele,
  Seh' ich das Eulengeschlecht, das zu dem Lichte sich drängt.

5. Jugend.

Immer Schönes erinnert ich jeder im Leben, doch flüchtig,
  Hält nicht das Himmlische sie, eilet das Irdische fort.



10. Quelle der Verjüngung.

bt mir, es ist kein Mährchen, die Quelle der Jugend, sie rinnet
:rklich und immer, ihr fragt wo? In der dichtenden Kunst.

11. Der Aufpasser. 56

ige wie mein Gewissen bemerkst du, wo ich gefehlet;
irum hab ich dich stets wie — mein Gewissen geliebt.

12. Der Naturkreis. 62

, du ruhige, schließt sich in deinem Reiche, so kehret
ch zum Kinde der Greis, kindisch und kindlich, zurück.

13. Der epische Hexameter. 67

:ndelnd trägt er dich fort auf rastlos strömenden Wogen,
iter dir siehst du, du siehst vor dir nur Himmel und Meer.

14. Das Distichon.

)exameter steigt des Springquells silberne Säule,
ı Pentameter drauf fällt sie melodisch herab.

A B C: Musenalm. f. 1797. S. 51. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 253.
2, 256. — B: 1, 470. — Q: 93. — W: 1, 392. — M: 2, 214. —
. 368. — N: 1, 356. — [2]: immer. Ihr K-N. — 11. A B C: Musenalm.
7. S. 56. — G: 1, 309. — g: 1, 309. — G: 3. Buch. — g: 1, 309.
9, 1, 243. — L: 2, 246. — B: 1, 459. — Q: 91. — W: 1, 385. —
. 206. — M: 1, 361. N: 1, 349. — [1]: gefehlet, G g G g, gefehlet:
N. — [2]: hab' G-N. — stets, wie K L Q-N. — Gewissen, K L Q-N. —
B C: Musenalm. f. 1797. S. 62. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 254. —
257. — B: 1, 470. — Q: 93. — W: 1, 392. — M: 2, 214. — M:
. — N: 1, 356. — [1]: Ruhige, Q-N. — Reiche; K L B, Reiche: Q-N.
ohne Komma K L-N. — Nr. 13—15 bilden in G-N Bestandtheile der
Zeiten. (Dazu unten 85, 2—6.) — 13. A B C: Musenalmanach für
S. 67. — G: 2, 204. — g: 2, 204. — fehlt G. — g: 2, 204. —
1, 259. — L: 2, 262. — B: 1, 477. — Q: 94. — W: 1, 396. — M:
. — M: 1, 372. — N: 1, 359. — [1]: Wogen; K L B, Wogen: Q. —
B C: Musenalm. f. 1797. S. 67. — G: 2, 204. — g: 2, 204. — G:
h. — g: 2, 204. — K: 9, 1, 254. — L: 2, 262. — B: 1, 477. —
. — W. 1, 396. — M: 2, 219. — M: 1, 372. — N: 1, 360. —
rne A B C] flüßige G, flüssige g G g K-N. — Säule; K-Q.

15. Die achtzeilige Stanze.

Stanze, dich schuf die Liebe, die zärtlich schmachtende. Dreymal
Fliehest du schamhaft und kehrst dreymal verlangend zurück.

16. Der Homerus Kopf als Siegel. 86

Treuer alter Homer! dir vertrau ich das zarte Geheimniß,
Um der Liebenden Glück wisse der Sänger allein.

17. Der Genius mit der umgekehrten Fackel. 87

Lieblich sieht er zwar aus mit seiner erloschenen Fackel,
Aber, ihr Herren, der Tod ist so aesthetisch doch nicht.

18. Macht des Weibes. 88

Mächtig seyd ihr, ihr seyds durch der Gegenwart ruhigen Zauber,
Was die stille nicht wirkt, wirket die rauschende nie.
Kraft erwart' ich vom Mann, des Gesetzes Würde behaupt' er,
Aber durch Anmuth allein herrschet und herrsche das Weib.
Manche zwar haben geherrscht durch des Geistes Macht und der Thaten,
Aber dann haben sie dich, höchste der Kronen, entbehrt.
Wahre Königinn ist nur des Weibes weibliche Schönheit,
Wo sie sich zeige, sie herrscht, herrschet bloß weil sie sich zeigt.

[redacted]

19. Tugend des Weibes. 89

ugenden brauchet der Mann, er stürzet sich wagend ins Leben,
Tritt mit dem stärkeren Glück in den bedenklichen Kampf.
ne Tugend genüget dem Weib, sie ist da, sie erscheinet,
Lieblich dem Herzen, dem Aug' lieblich erscheine sie stets.

20. Weibliches Urtheil.

änner richten nach Gründen, des Weibes Urtheil ist seine
Liebe; wo es nicht liebt, hat schon gerichtet das Weib.

21. Forum des Weibes.

auen richtet mir nie des Mannes einzelne Thaten,
Aber über den Mann sprechet das richtende Wort.

22. Das weibliche Ideal. 90

An Amanda.

eberal weichet das Weib dem Manne, nur in dem höchsten
Weichet dem weiblichsten Weib immer der männlichste Mann.
as das höchste mir sey? Des Sieges ruhige Klarheit,
Wie sie von deiner Stirn holde Amanda mir strahlt.
hwimmt auch die Wolke des Grams um die heiter glänzende Scheibe,
Schöner nur mahlt sich das Bild auf dem vergoldeten Duft.

9. A B C: Musenalm. f. 1797. S. 89. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 254. L: 2, 257. — B: 1, 471. — Q: 93. — W: 1, 393. — M: 2, 215. — 1, 369. — N: 1, 356. — [2]: stürzt K-N. — in's L B. — [4]: Eine Q-N. Weib; B M N, Weib: W M. — [5]: Aug W-N. — stets! Q-N. — A B C: Musenalm. f. 1797. S. 89. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 255. L: 2, 258. — B: 1, 472. — Q: 93. — W: 1, 393. — M: 2, 215. — 1, 369. — N: 1, 357. — [2]: Gründen; K-N. — [3]: Liebe: Q W M N. — A B C: Musenalm. f. 1797. S. 89. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 255. — 2, 258. — B: 1, 472. — Q: 93. — W: 1, 393. — M: 2, 215. — M: 1,). — N: 1, 357. — [2]: Frauen, K-N. — mir A B C M M N] nur K L B Q W. — aten! K L B, Thaten; Q N. — [3]: Wort! Q-N. — 22. A B C: Musenalm. für 97. S. 90. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 255. — L: 2, 258. — B: 1, 473. Q: 93. — W: 1, 393 f. — M: 2, 216. — M: 1, 370. — N: 1, 357 f. [3]: Ueberall K-N. — Manne; K L Q-N, Manne: B. — Höchsten K-N. — Höchste K-N. — sei? M N. — [6]: Stirn,.. Amanda, K-N. — Stirn', Q. — mahlt A B C] macht K-N.

Möge der Mann sich freun! Du bist es,
  Wechsle du von keiner Wahl, keiner Re
Wo du auch gehst, stets gehst du dich ga
  Auch dein zartester Laut ist dein harm
Hier ist ewige Jugend bey niemals versi
  Und mit der Blume zugleich brichst du

23. Die schönste Ers

Sahst du nie die Schönheit im Augenbl
  Niemals hast du die Schönheit gesehn.
Sahst du die Freude nie in einem schöne
  Niemals hast du die Freude gesehn!

24. An die Astro

Prahlt doch nicht immer so mit eurem N
  Ist der Schöpfer nur groß, weil er zu
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich
  Aber Freunde, im Raum wohnt das

25. An die Astro

Schwatzet mir nicht so viel von Nebelflecke
  Ist die Natur nur groß, weil sie zu
Euer Gegenstand ist der erhabenste freilich
  Aber Freunde, im Raum wohnt das

27. Freund und Feind.

er ist mir der Freund, doch auch den Feind kann ich nützen,
igt mir der Freund was ich kann, lehrt mich der Feind was ich soll.

28. Der griechische Genius. 107

an Meyer, in Italien.

nd andern verstummt, die mit taubem Herzen ihn fragen,
r, dem Verwandten und Freund, redet vertraulich der Geist.

29. Erwartung und Erfüllung. 111

en Ocean schifft mit tausend Masten der Jüngling,
ill, auf gerettetem Boot treibt in den Hafen der Greis.

30. Das gemeinsame Schicksal.

e, wir hassen, wir streiten, es trennet uns Neigung und Meinung,
ber es bleichet indeß dir sich die Locke wie mir.

31. Menschliches Wirken. 114

dem Eingang der Bahn liegt die Unendlichkeit offen,
Doch mit dem engesten Kreis höret der Weiseste auf.

g: 1, 315. — K: 9, 1, 246. — L. 2, 249. — B: 1, 462. — Q: 91. — W: 1, 387. — M: 2, 208. — M: 1, 363. — N: 1, 351. — [1]: **Inneres und Aeußeres** (Aeusseres B W). G-N. — [2]: Herz". (ohne Punkt) G-L. — Erträgliches K-N. — 27. A B C: Musenalm. f. 1797. S. 104. — G: 1, 315. — g: 1, 315. — G: 3. Buch. — g: 1, 315. — K: 9, 1, 246. — L: 2, 249. — B: 1, 463. — Q: 91. — W: 1, 387. — M: 2, 209. — N: 1, 351. — [2]: Freund; Q W. — nützen; K L B M M N, nützen: Q W. — [3]: Freund, . . Feind, K-N. — 28. A B C: Musenalm. f. 1797. S. 107. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 295. — L: 2, 299. — B: 1, 511. — Q: 100. — W: 1, 418. — M: 2, 244. — M: 1, 396. — N: 1, 383. — [1]: Genius an K-N. — [2]; Mayer K L B Q. — Das Komma nach Meyer fehlt K-N. — [3]: Andern K-N. — 29. A B C: Musenal. für 1797. S. 111. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 256. — L: 2, 259. — B: 1, 473. — Q: 9. — W: 1, 394. — M: 2, 216. — M: 1, 370. — N: 1, 358. — [2]: Jüngling; K-N. — [3]: Boot, B Q W-N. — 30. A B C: Musenalm. f. 1797. S. 111. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 256. — L: 2, 259. — B: 1, 474. — Q: 93. — W: 1, 394. — M: 2, 217. — M: 1, 370. — N: 1, 358. — [2]: Meinung; K-N. — [3]: Locke, K-N. — 31. A B C: Musenalm. f. 1797. S. 114. — fehlt G g G g. — K: 9, 1, 256. — L: 2, 259. — B: 1, 474. — Q: 93. — W: 1, 394. — M: 2, 217. — M: 1, 371. — N: 1, 358.

32. Der Vater.

Wirke so viel du willst, du stehest doch ewig allein da,
Bis an das All die Natur dich, die Gewaltige, knüpft.

33. Liebe und Begierde.

Recht gesagt Schloßer! Man *liebt* was man hat, man *begeh*
was man nicht hat,
Denn nur das reiche Gemüth liebt, nur das arme begehrt.

34. Güte und Größe.

Nur zwey Tugenden giebts, o wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!

35. Der Fuchs und der Kranich.

An F. Nicolai.

Den philosophschen Verstand lud einst der gemeine zu Tische,
Schüsseln, sehr breit und flach, setzt' er dem hungrigen vor.
Hungrig verließ die Tafel der Gast, nur dürftige Bißlein
Faßte der Schnabel, der Wirth schluckte die Speisen allein.
Den gemeinen Verstand lud nun der abstrakte zu Weine,
Einen enghalsigten Krug setzt' er dem durstigen vor.
„Trink nun Bester"! So sprach und mächtig schlurfte der Langhal
Aber vergebens am Rand schnuppert das thierische Maul.

[redacted]

36. Das Geschenk. 71

Ring und Stab! O seid mir auf Rheinweinflaschen willkommen!
  Ja wer die Schaafe so tränket, der heißt mir ein Hirt!
Dreymal gesegneter Trank! Dich gewann mir die Muse, die Muse
  Schickt dich, die Kirche selbst drückte das Siegel dir auf.

---

36. A B C: Musenalmanach f. 1797. S. 71. — G: 1, 195. — g: 1, 195.
— fehlt G. — g: 1, 195. — K: 9, 1, 296. — L: 2, 300. — B: 1, 512. —
Q: 100. — W: 1, 419. — M: 2, 245. — M: 1, 397. — N: 1, 384. —
„1. März 1796: 12 Bouteillen Rheinwein vom Coadjutor [Dalberg in Erfurt]. —
7. März 1796: An Coadjutor mit den Horen.“ Schillers Kalender S. 20. —
1: Ring und Stab o seyd mir G g, Stab, o seyd g K L-M, Stab, o seid M N.
— 3: Schafe g-N. — so (gesperrt) G g N. — 4: dreimal G g g B-N. — Trank,
2. — dich B-N.

66. Pompeji und Herkulanum.

Welches Wunder begiebt sich? Wir flehten um trinkbare Quellen,
  Erde! dich an und was sendet dein Schoos uns herauf?
Lebt es im Abgrund auch? Wohnt unter der Lava verborgen
  Noch ein neues Geschlecht? Kehrt das entflohne zurück?
Griechen! Römer! O kommet und seht, das alte Pompeji
  Findet sich wieder, aufs neu bauet sich Herkules Stadt.
Giebel an Giebel richtet sich auf, der Portikus öfnet
  Seine Hallen, o eilt ihn zu beleben herbey!
Aufgethan ist das weite Theater, es stürze durch seine
  Sieben Mündungen sich flutend die Menge herein.
Mimen wo bleibt ihr? Hervor! Das bereitete Opfer vollende
  Agamemnon, umher sitze das horchende Volk.
Wohin führet der prächtige Bogen? Erkennt ihr das Forum?
  Was für Gestalten sind das auf dem curulischen Stuhl?
Traget Liktoren die Beile voran! Den Sessel besteige
  Richtend der Prätor, der Zeug' trete, der Kläger vor ihn.
[redacted]

springen die Dächer hervor, die zierlichen Zimmer 21
m den einsamen Hof heimlich und traulich sich her.
Läden geschwind und die lange verschütteten Thüren,
schaudrigte Nacht falle der lustige Tag.
rings um den Rand die netten Bänke sich dehnen,
buntem Gestein schimmernd das Estrich sich hebt!
ben beleben die Wand, mit blumigter Kette
r muntre Feston reizende Bildungen ein.
nem Korb schlüpft hier ein Amor vorüber,
Genien dort keltern den purpurnen Wein.
ringt die Bacchantin im Tanz, dort ruhet sie schlummernd, 22
lauschende Faun hat sich nicht satt noch gesehn.
mmelt sie hier den raschen Centauren, auf Einem
r schwebend, und treibt frisch mit dem Thyrsus ihn an.
as säumt ihr? Herbey! Da stehn noch die schönen Geschirre,
r Mädchen, und schöpft in den etrurischen Krug.
hier noch der Dreyfuß auf schön geflügelten Sphinxen,
das Feuer! Geschwind Sclaven! Bestellet den Heerd!
r geb ich euch Münzen vom mächtigen Titus gepräget,
h die Waage liegt hier, sehet, es fehlt kein Gewicht.
brennende Licht auf den zierlich gebildeten Leuchter, 23
glänzendem Oel fülle die Lampe sich an.
hret dieß Kästchen! O seht, was der Bräutigam sendet
! Spangen von Gold, glänzende Pasten zum Schmuck!
Braut in das duftende Bad, hier stehn noch die Salben,
: find ich noch hier in dem gehöhlten Crystall.
leiben die Männer, die Alten? Im ernsten Museum
h ein köstlicher Schatz seltener Rollen gehäufft.

G, Reih'n gGg-L. — 22: Oeffnet GgGg-N. — 23: schaudrige g-Q. risch noch erglänzt die Wand von heiter brennenden Farben, | Wo ist Er warf eben den Pinsel hinweg. | Schwellender Früchte voll und eter Blumen | Fasset der … GgGg-N. — 29: Wein AC, Wein, B. l gGgB-N. — 36: Steht nicht der Dreyfuß (Dreifuß gGgB-N) R. — Sphinxen? g u. s. w. — 37: Sklaven B-N. — 38: Kauft Wage g-N. — 45: find' G-N. — Krystall. B-N. — 46: Männer? · 47: gehäuft. GgGg-N.



67. Die Geschlechter. 59

Sieh in dem zarten Kind zwey liebliche Blumen vereinigt,
 Jungfrau und Jüngling, sie deckt beyde die Knospe noch zu.
Leise lös't sich das Band, es entzweyen sich zart die Naturen,
 Und von der holden Schaam trennet sich feurig die Kraft.
Gönne dem Knaben zu spielen, in wilder Begierde zu toben,
 Nur die gesättigte Kraft kehret zur Anmuth zurück.
Aus der Knospe beginnt die doppelte Blume zu streben,
 Köstlich ist jede, doch stillt keine dein sehnendes Herz.
Reizende Fülle schwellt der Jungfrau blühende Glieder, 60
 Aber der Stolz bewacht streng wie der Gürtel den Reiz.
Scheu wie das zitternde Reh, das ihr Horn durch die Wälder verfolget,
 Flieht sie im Mann nur den Feind, hasset noch, weil sie nicht liebt.
Trotzig schauet und kühn aus finstern Wimpern der Jüngling,
 Und gehärtet zum Kampf spannet die Sehne sich an.
Fern in der Speere Gewühl und auf die stäubende Rennbahn
 Ruft ihn der lockende Ruhm, reißt ihn der brausende Muth.
Jetzo Natur beschütze dein Werk! Auseinander auf immer
 Fliehet, wenn Du nicht vereinst, feindlich, was ewig sich sucht.
Aber da bist du, du mächtige schon, aus dem wildesten Streite 61
 Rufst du der Harmonie göttlichen Frieden hervor.

67. A B C: Musenalm. f. 1797. S. 59—61. — G: 1, 69. — g: 1, 69. — G: 3. Buch. g: 1, 69. — K: 9, 1, 213 f. — L: 2, 216 f. — B: 1, 429. — Q: 85. — W: 1, 367 f. — M: 2, 182 ff. M: 1, 341 f. — N: 1, 331. — [2]: Sieh' Q W M N. — zwei g G g B-N. — [3]: beide g G g B-N. — [4]: lös't B-N. — [5]: Scham K-N. — [6]: toben; K-N. — [9]: Herz, g. — [11]: streng, .. Gürtel, K-N. — [12]: Scheu, K-N. — [15]: Und, Q W M M. — [18]: Jetzt beschütze dein Werk Natur! Auseinander G-N (Werk, L-N.) — [19]: Du A C] du B Q, Du G g G g K L, du B-N. — [20]: Mächtige K L Q W M N, Mächtige! B, Mächtige (ohne Komma) M. — schon; K L B, schon: Q B W. — [21]: hervor, B.

Nun verstummet die lärmende Jagd, des
Tages verhallet und leis sinken die St
Seufzend flüstert im Winde das Rohr, s
Und mit melodischem Lied füllt Philom
Was erreget zu Seufzern der Jungfrau
Jüngling, was füllet den Blick schmelz
Ach sie sucht umsonst, was sie sanft
Und die schwellende Frucht beuget zur
Ruhig rieselnd ergießt sich in eigenen
Ach, der brennenden Glut wehet kein
Siehe, da finden sie sich, es führet sie
Und dem geflügelten Gott folgt der ge
Göttliche Liebe, du bists die der Menschhe
Ewig getrennt, sind sie doch ewig verb

68. Das Mädchen 17

aus der Fremde.

In einem Thal bey armen Hirten
Erschien mit jedem jungen Jahr,
Sobald die ersten Lerchen schwirrten,
Ein Mädchen, schön und wunderbar.

Sie war nicht in dem Thal gebohren,
Man wußte nicht, woher sie kam,
Und schnell war ihre Spur verloren,
Sobald das Mädchen Abschied nahm.

Beseligend war ihre Nähe, 18
Und alle Herzen wurden weit,
Doch eine Würde, eine Höhe
Entfernte die Vertraulichkeit.

Sie brachte Blumen mit und Früchte,
Gereift auf einer andern Flur, •
In einem andern Sonnenlichte,
In einer glücklichern Natur.

68. A B C: Musenalmanach f. 1797. S. 17—18. — G: 1, 3 f. — g: 1, 3 f. — G: 1. Buch. — g: 1, 3. — K: 9, 1, 139. — L: 2, 143. — B: 1, 364. — Q: 71. — W: 1, 322. — M: 2, 124. — M: 1, 293. — N: 1, 284. — [3]: bei G g G g B - N. — [6]: Mädchen schön L - N. — [7]: geboren, g L - N, geboren, K. — [8]: wusste K. — kam; K - N. — [9]: Und A B C M N] Doch G g G g K L B Q W M. — [12]: weit; K - N. — [15]: hier beginnt S. 18 in B C. — [18]: Natur; g K - B W, Natur, Q.

Der Blumen allerschönste dar.

---

69. Klage der Ceres. 34

Ist der holde Lenz erschienen?
Hat die Erde sich verjüngt?
Die besonnten Hügel grünen,
Und des Eises Rinde springt.
Aus der Ströme blauem Spiegel
Lacht der unbewölkte Zeus,
Milder wehen Zephyrs Flügel,
Augen treibt das junge Reis.
In dem Hayn erwachen Lieder,
Und die Oreade spricht:
Deine Blumen kehren wieder,
Deine Tochter kehret nicht.

Ach! wie lang ists, daß ich walle
Suchend durch der Erde Flur,
Titan, deine Strahlen alle
Sandt' ich nach der theuren Spur,
Keiner hat mir noch verkündet 35
Von dem lieben Angesicht,
Und der Tag, der alles findet,
Die Verlorne fand er nicht.

69. ABC: Musenalm. f. 1797. S. 34—41. — Gg: 1, 5 ff. — G: 4. Buch. — g: 1, 5 ff. — K: 9, 1, 50 ff. — L: 2, 49 ff. — B: 1, 277 ff. — Q: 54 f. — W: 1, 250 ff. — M: 2, 40 ff. — M: 1, 215 ff. — N: 1, 209 ff. — Am 10. Juni 1796 an Humboldt und Körner, am 20. Juni an Herder gesandt. Vgl. Goethe-Schillers Briefw. Nr. 165—167. 172. 174. — 10: Hain g-N. — 14: lang' L. — ist's G-N. — 15: Flur! K-N. — 17: Spur: L, Spur; W-N. — 20: Alles B-M.

Hast du Zeus! sie mir entrissen,
Hat, von ihrem Reiz gerührt,
Zu des Orkus schwarzen Flüßen
Pluto sie hinabgeführt?

Wer wird nach dem düstern Strande
Meines Grames Bote seyn?
Ewig stößt der Kahn vom Lande,
Doch nur Schatten nimmt er ein.
Jedem selgen Aug verschlossen
Bleibt das nächtliche Gefild',
Und so lang der Styx geflossen,
Trug er kein lebendig Bild.
Nieder führen tausend Steige,
Keiner führt zum Tag zurück,
Ihre Thränen bringt kein Zeuge
Vor der bangen Mutter Blick.

Mütter, die aus Pyrrhas Stamme
Sterbliche gebohren sind,
Dürfen durch des Grabes Flamme
Folgen dem geliebten Kind,
Nur was Jovis Haus bewohnet,
Nahet nicht dem dunkeln Strand,
Nur die Seligen verschonet
Parzen, eure strenge Hand.
[redacted] die Nacht der Nächte
[redacted]

Träte mit den leisen Schatten
Leise vor die Herrscherinn.
Ach ihr Auge, trüb von Zähren, 37
Sucht umsonst das goldne Licht,
Irret nach entfernten Sphären,
Auf die Mutter fällt es nicht,
Bis die Freude sie entdecket,
Bis sich Brust mit Brust vereint,
Und zum Mitgefühl erwecket,
Selbst der rauhe Orkus weint.

Eitler Wunsch! Verlorne Klagen!
Ruhig in dem gleichen Pfad
Rollt des Tages sichrer Wagen,
Fest bestehet Jovis Rath.
Weg von jenen Finsternissen
Wandt' er sein beglücktes Haupt,
Einmal in die Nacht gerissen
Bleibt sie ewig mir geraubt,
Bis des dunkeln Stromes Welle
Von Aurorens Farben glüht,
Iris mitten durch die Hölle 38
Ihren schönen Bogen zieht.

Ist mir nichts von ihr geblieben,
Nicht ein süß erinnernd Pfand,
Daß die Fernen sich noch lieben,
Keine Spur der theuren Hand?
Knüpfet sich kein Liebesknoten
Zwischen Kind und Mutter an?
Zwischen Lebenden und Todten
Ist kein Bündniß aufgethan?

52: mit dem leisen Q. — 54: „Ach das Auge“ Briefw. mit Körner 3, 344. — trüb A B C] feucht G g G g-N. — 60: Und, zum .. erwecket, B Q. — 63: Pfad A B C] Gleis G-N. — 65: Ewig steht der Schluß des Zeus. G-N. — 67: Wandt g G g. — Haupt L W, Haupt; M N. — 74: geblieben? M N. — 76–77 in g auf S. 8 und 9 doppelt.

Nein! Nicht ganz ist sie entflohen,
Nein! Wir sind nicht ganz getrennt!
Haben uns die ewig Hohen
Eine Sprache doch vergönnt!

Wenn des Frühlings Kinder sterben,
Von des Nordes kaltem Hauch
Blatt und Blume sich entfärben,
Traurig steht der nackte Strauch,
Nehme ich mir das höchste Leben 3
Aus Vertumnus' reichem Horn,
Opfernd es dem Styx zu geben,
Mir des Samens goldnes Korn.
Traurend senk' ich's in die Erde,
Leg' es an des Kindes Herz,
Daß es eine Sprache werde
Meiner Liebe, meinem Schmerz.

Führt der gleiche Tanz der Horen
Freudig nun den Lenz zurück,
Wird das Todte neu geboren
Von der Sonne Lebensblick,
[redacted]

Ach sie sind mir theure Boten,
Süße Stimmen vom Cozyt,
Hält er gleich sie selbst verschlossen
In dem Schauervollen Schlund,
Aus des Frühlings jungen Sprossen
Redet mir der holde Mund,
Daß auch fern vom goldnen Tage,
Wo die Schatten traurig ziehn,
Liebend noch der Busen schlage,
Zärtlich noch die Herzen glühn.

O so laßt euch froh begrüßen
Kinder der verjüngten Au,
Euer Kelch soll überfließen
Von des Nektars reinstem Thau.
Tauchen will ich euch in Strahlen, 41
Mit der Iris schönstem Licht
Will ich eure Blätter mahlen,
Gleich Aurorens Angesicht.
In des Lenzes heiterm Glanze
Lese jede zarte Brust,
In des Herbstes welkem Kranze
Meinen Schmerz und meine Lust.

Cozyt, A C] Cozyt! B G g G g K, Kozyt! L, Kocyt! Q, Cocyt! W-N. — chauervollen A B C] schauervollen B-N. — 114—117: auf S. 10—11 in g . — 122: begrüßen C. u. s. w. — 128: malen, K B N. — 130: heitrem K L, n B.

70. Der Besuch.

Nimmer, das glaubt mir,
Erscheinen die Götter,
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus, den lustigen, habe
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der Herrliche findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen
Die Himmlischen alle,
Mit Göttern erfüllt sich
Die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth ich,
Der Erdgeborne,
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor.
Die Freude, sie wohnt nur
[redacted]

Reich ihm die Schale!
Schenke dem Dichter
Hebe, nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu seyn.
Sie rauschet, sie perlet,
Die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig,
Das Auge wird helle.

---

71. Dithyrambe.

Nimmer, das glaubt mir, erscheinen die Götter
Nimmer allein.
Kaum daß ich Bacchus den lustigen habe,
Kommt auch schon Amor, der lächelnde Knabe,
Phöbus der Herrliche findet sich ein.
Sie nahen, sie kommen die Himmlischen alle
Mit Göttern erfüllt sich die irdische Halle.

Sagt, wie bewirth' ich, der Erdegebohrne
Himmlischen Chor?
Schenket mir euer unsterbliches Leben,
Götter! Was kann euch der Sterbliche geben?
Hebet zu eurem Olymp mich empor.
Die Freude, sie wohnt nur in Jupiters Saale
O füllet mit Nektar, o reicht mir die Schaale!

Reich ihm die Schale! Schenke dem Dichter
Hebe nur ein.
Netz' ihm die Augen mit himmlischem Thaue,
Daß er den Styx, den verhaßten, nicht schaue,
Einer der Unsern sich dünke zu seyn.
Sie rauschet, sie perlet, die himmlische Quelle,
Der Busen wird ruhig, das Auge wird helle.

---

71. Genau nach G.

72. Das Spiel des Lebens. 221

Wollt ihr in meinen Kasten sehn?
Des Lebens Spiel, die Welt im kleinen,
Gleich soll sie eurem Aug' erscheinen,
Nur müßt ihr nicht zu nahe stehn,
Ihr müßt sie bei der Liebe Kerzen,
Und nur bei Amors Fackel sehn.

Schaut her! Nie wird die Bühne leer,
Dort bringen sie das Kind getragen,
Der Knabe hüpft, der Jüngling stürmt einher,
Es kämpft der Mann, und alles will er wagen.

Ein jeglicher versucht sein Glück,
Doch schmal nur ist die Bahn zum Rennen,
Der Wagen rollt, die Axen brennen,
[redacted]

73. Elegie 115

an Emma.

Weit in nebelgrauer Ferne
Liegt mir das vergangne Glück,
Nur an Einem schönen Sterne
Weilt mit Liebe noch der Blick.
Aber wie des Sternes Pracht
Ist es nur ein Schein der Nacht.

Deckte dir der lange Schlummer,
Dir der Tod die Augen zu,
Dich besäße doch mein Kummer,
Meinem Herzen lebtest du.
Aber ach! du lebst im Licht,
Meiner Liebe lebst du nicht.

Kann der Liebe süß Verlangen 116
Emma, kanns vergänglich seyn?
Was dahin ist und vergangen,
Emma, kanns die Liebe seyn?
Ob der Liebe Lust auch flieht,
Ihre Pein doch nie verglüht.

---

73. A: Musenalmanach für 1798. S. 115 f. — G: 1, 300. — g: 1, 300. — G: 1. Buch. — g; 1, 300. — K: 9, 1, 5. — L: 2, 5. -- B: 1, 233. — Q: 46. — W: 1, 218. — M: 2, 4. — M: 1, 180. — N; 1, 176. — [1]: An Emma. G - N. — Das Inhaltsverzeichniß G g g K u. s. w. gibt die Jahrszahl 1796. Es entstand also nach Abschluß des Musenalmanachs für 1797 und konnte nicht früher als in dem für 1798 erscheinen. Die chronologischen Schwierigkeiten, die sich Hoffmeister Nachlese 4, 605 macht, beruhen auf seiner falschen Angabe, das Gedicht sei erst im Musenalm. für 1799 erschienen, während er 3, 62 das Richtige gegeben hatte. — [3]: vergang'ne G g G g u. s. w. — [15—17]: kann's G g G g u. s. w. — [18—19]: Ihrer Flamme Himmelsglut | Stirbt sie, wie ein irdisch Gut? G - N. — In A ist das Gedicht nur mit S. unterzeichnet und im Inhalt unter diesem Buchstaben aufgeführt. Es gehört wie mehre andre Gedichte Schillers zu den Situationsdichtungen und war, wie es scheint, für das romantische Gedicht bestimmt, dessen er am 5. Oct. 1795 gegen Humboldt (S. 228) erwähnt. Dahin gehören auch die Erwartung, das Geheimniß, Begegnung, allenfalls auch Kampf und Ergebung.

74. Die Erwartung. 226

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmuthstrahlende empfangen,
Ihr Zweige, baut ein schattendes Gemach,
Mit holder Nacht sie heimlich zu umfangen,
Und all ihr Schmeichellüfte werdet wach
Und scherzt und spielt um ihre Rosenwangen,
Wenn seine schöne Bürde, leicht bewegt,
Der zarte Fuß zum Sitz der Liebe trägt.

Stille, was schlüpft durch die Hecken
Raschelnd mit eilendem Lauf?
Nein, es scheuchte nur der Schrecken 227
Aus dem Busch den Vogel auf.

O! lösche deine Fackel Tag! hervor,


[redacted]

Rief es von ferne nicht leise,
Flüsternden Stimmen gleich?
Nein, der Schwan ists, der die Kreise
Ziehet durch den Silberteich.

Mein Ohr umtönt ein Harmonieenfluß,
Der Springquell fällt mit angenehmem Rauschen,
Die Blume neigt sich bey des Westes Kuß, 228
Und alle Wesen seh ich Wonne tauschen;
Die Traube winkt, die Pfirsche zum Genuß,
Die üppig schwellend hinter Blättern lauschen;
Die Luft, getaucht in der Gewürze Flut,
Trinkt von der heißen Wange mir die Glut.

Hör' ich nicht Tritte erschallen?
Rauscht's nicht den Laubgang daher?
Nein, die Frucht ist dort gefallen,
Von der eignen Fülle schwer.

Des Tages Flammenauge selber bricht
In süßem Tod und seine Farben blassen,
Kühn öffnen sich im holden Dämmerlicht
Die Kelche schon, die seine Gluten hassen,
Still hebt der Mond sein strahlend Angesicht,
Die Welt zerschmilzt in ruhig große Massen,
Der Gürtel ist von jedem Reiz gelöst,
Und alles Schöne zeigt sich mir entblößt.

Seh' ich nichts weißes dort schimmern? 229
Glänzt's nicht wie seidnes Gewand?
Nein, es ist der Säule Flimmern
An der dunkeln Taxuswand.

O! sehnend Herz, ergötze dich nicht mehr
Mit süßen Bildern wesenlos zu spielen,

G-N. — 30: Harmonienfluß, Q W M. — 32: bei g G g B-N. —
z G g-N. — tauschen, G g G g u. s. w. — 35: lauschen, G g G g u. s. w.
ißt, G g G, gelöst g. — 50: weisses G, Weißes g-N.

Der Arm, der sie umfassen will, ist leer,
Kein Schattenglück kann diesen Busen kühlen;
O! führe mir die Lebende daher,
Laß ihre Hand, die zärtliche, mich fühlen,
Den Schatten nur von ihres Mantels Saum,
Und in das Leben tritt der hohle Traum.

Und leis', wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht ungesehen
Und weckte mit Küssen den Freund.

---

75. Reiterlied. 137

Aus dem Wallenstein.

Wohlauf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!
Ins Feld, in die Freiheit gezogen.
Im Felde, da ist der Mann noch was werth,
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Chor.

Da tritt kein anderer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein.

Aus der Welt die Freiheit verschwunden ist,
Man sieht nur Herren und Knechte,
Die Falschheit herrschet, die Hinterlist,
Bey dem feigen Menschengeschlechte,
Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

Chor. 138

Der dem Tod ins Angesicht schauen kann,
Der Soldat allein ist der freie Mann.

75. A: Musenalm. für 1798. S. 137—140 (nur 1—56). — B: Wallenstein. **Erster Theil.** 1800. S. 69—72 (1—65). Vgl. XII, 57 ff. — C: Reiterlied von Schiller. **Steindruck.** Stuttg. u. Tüb. 1807. (1—74). — G: 1. Buch (1—65). — D: Taschenbuch für Damen auf d. J. 1808. S. XII (66—74). — E: Jakob, in den Neuen Jahrbüchern für Philologie und Pädagogik. 8. Jahrg., 24. Bd., 3. H., S. 328 (66—74). — F: Abraham Voß bei Hoffmeister. — H: Hoffmeister Nachlese 3, 220 (66—74). — M: 1, 206—207 (1—65). — N: 1, 201—202 (1—65). — Schiller an Körner 7. Apr. 1797 (4, 22): „Inliegendes Reiterlied ist aus dem Wallenstein." — [1]: fehlt B. — [2]: fehlt B C G M N. — [3]: Wohl auf, B C G M N. — **auf's** B G. — [4 u. 12]: Freyheit B C. — [9]: fehlt C G M N. — [11–12] (und bei den **Wiederholungen**) in C durch fettere Schrift hervorgehoben, in G von Schiller **ausgestrichen**, fehlt M N, und so immer, wo der Chor eintritt. — [15]: Bei G M N. — [17]: allein, ist B C G M N.

Warum weint die Dirn' und zergrämet sich schier?
  Laß fahren dahin, laß fahren!
Er hat auf Erden kein bleibend Quartier,
  Kann treue Lieb' nicht bewahren.
Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Chor.

  Das rasche Schicksal, es treibt ihn fort,
  Seine Ruhe läßt er an keinem Ort.

Drum frisch, Kameraden, den Rappen gezäumt,
  Die Brust im Gefechte gelüftet!
Die Jugend brauset, das Leben schäumt,
  Frisch auf! eh' der Geist noch verdüftet!
Und setzet ihr nicht das Leben ein,
Nie wird euch das Leben gewonnen seyn.

Chor.

  Und setzet ihr nicht das Leben ein,
  Nie wird euch das Leben gewonnen seyn.

Auf des Degens Spitze die Welt jetzt liegt,
  Drum froh, wer den Degen jetzt führet,
Und bleibt nur wacker zusammengefügt,
  Ihr zwingt das Glück und regieret.
Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
Der muthige Springer erreicht sie doch.

Chor.

  Es sitzt keine Krone so fest, so hoch,
  Der muthige Springer erreicht sie doch.

48: zergrämt G M N. — 51: Lieb M N. — 53: Ruh' B C (in G hat Schiller das e wiederhergestellt). — 54: gelüftet. B C. — 55: verduftet. B C, in G hat Schiller das u in ü verändert. — 66—74 nur in C D E F H. — 66: jetzt steht, F. — 67: Drum wohl, wer E. — Frisch auf! wer den Degen noch führet; F. — 68—69: Und bleibt ihr nur wacker zusammengefügt, | Ihr haltet die Welt und regieret! E, Wem frischer Muth in den Adern weht, | Er erwirbt sich die Welt und regieret! F. — 68: bleibet D. — 69: zwinget D. — 70: Es stehet keine Krone so fest und hoch, E. — 74: erreichet E.



[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible] Roß.
[illegible] Ruhe.
[illegible]
[illegible] kommt er zum Feste.
Er [illegible] nicht lange, er zeiget nicht Geli
[illegible] er den Minnesold.

[illegible]

Er [illegible] nicht lange, er zeiget nicht G
[illegible]

Bei Stachelbeeren fällt mir ein,
Die schmecken gar zu süße;
Und wenn sie werden zeitig sein,
So sorge, daß ich's wisse.

Viel fette Schweine mästest du, 53
Und gibst den Hühnern Futter;
Die Kuh im Stalle ruft muh! muh!
Und gibt dir Milch und Butter.

Es haben Alle dich so gern,
Die Alten und die Jungen,
Und deinem lieben, braven Herrn
Ist Alles wohlgelungen.

Du bist wohl auf; Gott Lob und Dank!
Mußt's auch fein immer bleiben;
Ja, höre! werde ja nicht krank,
Daß sie dir nichts verschreiben.

Nun lebe wohl! ich sag' Ade.
Gelt? ich war heut bescheiden.
Doch könntest du mir, eh ich geh',
'ne Butterbemme schneiden.

---

77. [Don Juan.]

Herr! dise Mauren geht vorbei,
Steht doch die ganze Welt euch frei,
Habt Scheu vor disem Boden
Des Commandeurs Gebein hier ruht,
Den ihr vorm Jahr im Uebermuth
Gesendet habt zu den Todten.
In Stein gehauen steht er dort,
O Herr, vermeidet disen Ort.

Siehst du die Dirne schlank und leicht
Die flüchtig dort vorüberstreicht?
Schweig von dem alten Gecken!
Ich hab ihn ritterlich besiegt,
Hier wo mein Feind begraben liegt,
Soll mir das Leben erst schmecken.
Don Juan sprachs und sprengte vor,
Ritt lustig in Palermos Thor.

77. A: Schillers Handschrift, im Besitz der Freifrau Emilie v. Gleichen, geb. v. Schiller, 1 Bogen in Folio, vom zweiten Blatte ist der untere Theil abge-
[redacted]

Und wie er geht und wie er schaut,
Beginnts von weitem überlaut
Zu cymbeln und zu tönen,
Und ihm entgegen kam ein Zug,
Der einen goldnen Himmel trug,
Hoch über dem Haupt einer Schönen,
Und stattlich ritten neben an
Viel Knappen, festlich angethan.

Wer ist das holde Fräulein, sprecht!
Sie scheint von herrlichem Geschlecht,
Die dort kommt hergezogen?
Der Schleier, der sie kaum verhüllt,
Zeigt mir das schönste Frauenbild,
Weit unter dem himmlischen Bogen.
Wo kommt sie her? Wo zieht sie hin?
Ists eure Frau und Königinn?

Diß edle Fräulein, daß ihrs wißt
Des Grafen Eudo Tochter ist,
Wird Leonor benennet,
Es warb um sie für seinen Sohn,
Der edle Graf von Barcellon
Ein Bräutigam, den sie nicht kennet!
Wir führen sie, sie folgt nicht gern,
Entgegen dem Gemahl und Herrn.

Und ist der Barceloner werth 2
Des Schönsten das die Welt begehrt?
D . . . .
Und treibts ihn nicht

23: Und viele reiten lustig (durchgestrichen) A. — 25: Die Schöne (durchstrichen und n das holde geändert) A. — 33–40: Das edle Fräulein daß ihrs wißt | Des Fürsten Eudo Tochter ist | Wird Leonor genennet. | Es war um sie für seinen Sohn | Der edle Graf von Barcelon | Ein Bräutigam, den sie nicht kennet. | Wir führen sie, sie folgt nicht gern | Entgegen dem Gemahl und Herrn! B. — — 33: Dieß in Diß corrigiert in A. — 41–68 fehlt B.

77. [Don Juan.]

Herr! dise Mauren geht vorbei,
Steht doch die ganze Welt euch frei,
Habt Scheu vor disem Boden
Des Commandeurs Gebein hier ruht,
Den ihr vorm Jahr im Uebermuth
Gesendet habt zu den Todten.
In Stein gehauen steht er dort,
O Herr, vermeidet disen Ort.

Siehst du die Dirne schlank und leicht
Die flüchtig dort vorüberstreicht?
Schweig von dem alten Gecken!
Ich hab ihn ritterlich besiegt,
Hier wo mein Feind begraben liegt,
Soll mir das Leben erst schmecken.
Don Juan sprachs und sprengte vor,
Ritt lustig in Palermos Thor.

77. A: Schillers Handschrift, im Besitz der Freifrau Emilie v. Gleichen, g
[redacted]

Der Schöpfer den ihr nicht erblickt,
Er kann ihm zu wandeln befehlen
. . . .
. . . .

Er zog den Herrn, er riß ihn fort,
Der folgte still und sprach kein Wort,
Thät schüchtern rückwärts schielen.
Hör Gußmann! Hast du nichts gesehn.
Als ich ihn einlud mit zu gehn,
Wie seltsam die Sinne doch spielen!
Da war mirs, ja mir däucht, ich sah
Als nickt er mit dem Kopfe, ja.

87: Da war mirs aus Sie warens corrigiert A. — Zeile 73—88 auf S. 3 es Bogens (die vierte Seite ist leer), scheinen den Anfang des Gedichtes haben ilden zu sollen, das dann beim Wenden des Bogens neu begonnen wurde. — s hat auf der zweiten Seite, von Zeile 40 durch einen Strich geschieden noch folgendes (das Eingeklammerte war der erste durchstrichne Entwurf):

10 Zeilige
Sag an, wo liegt dein fernes Reich
Süden Norden
Nach [Abend] oder [Morgen]?
Teich
Wie nennt sich deines Landes [gleich]?
[Was für ein Strom fließt durch dein Reich?
Und was sind seine Pforten?]
ist nicht Nord
Es [siehet nicht]
Nicht Süden dort
[Der Sonne Licht]
Es führt kein quellend Waßer hin,
Es sieht die Rose niemals blühn,
Es nachtet nie und taget nimmer,
Und kennt nicht heitern Sternenschimmer.

. . . .
Um ihre Liebe zu werben.
Das zeigt nicht adeliches Blut,
Und zeigt mir keines Ritters Muth.

Und . . . .
. . . .
Hat feurig sie umschlungen
Hold Fräulein . . erkenne mich!
Der Barceloner, der bin ich!
Es ist mir geglückt und gelungen,
Zu werben selbst um deine Huld,
Trieb mich des Herzens Ungeduld.

Darob erstaunt der ganze Chor
Das Fräulein schlägt den Blick empor
Und läßt ihn züchtig fallen.
Der Ritter der so feurig liebt, minnt
So . . . . : übt,
Ihr Herz erwählt ihn vor allen.
Und alle Zeugen rufen laut
Hoch lebe Bräutigam und Braut!

Zurück . . . . . .
. . . .
Fort, fort in die Kapelle.

[redacted]

Der Schöpfer den ihr nicht erblickt,
Er kann ihm zu wandeln befehlen
. . . .
. . . .

Er zog den Herrn, er riß ihn fort,
Der folgte still und sprach kein Wort,
Thät schüchtern rückwärts schielen.
Hör Gußmann! Hast du nichts gesehn.
Als ich ihn einlud mit zu gehn,
Wie seltsam die Sinne doch spielen!
Da war mirs, ja mir däucht, ich sah
Als nickt er mit dem Kopfe, ja.

---

war mirs aus Sie warens corrigiert A. — Zeile 73–88 auf S. 3 ns (die vierte Seite ist leer), scheinen den Anfang des Gedichtes haben sollen, das dann beim Wenden des Bogens neu begonnen wurde. — f der zweiten Seite, von Zeile 40 durch einen Strich geschieden noch (das Eingeklammerte war der erste durchstrichne Entwurf):

10 Zeilige
Sag an, wo liegt dein fernes Reich
Süden Norden
Nach [Abend] oder [Morgen]?
Teich
Wie nennt sich deines Landes [gleich]?
[Was für ein Strom fließt durch dein Reich?
Und was sind seine Pforten?]
ist nicht Nord
Es [siehet nicht]
Nicht Süden dort
[Der Sonne Licht]
Es führt kein quellend Waßer hin,
Es sieht die Rose niemals blühn,
Es nachtet nie und taget nimmer,
Und kennt nicht heitern Sternenschimmer.

Jetzt schnell, eh die Brandung zurückekehrt,
Der Jüngling sich Gott befiehlt,
Und — ein Schrey des Entsetzens wird rings gehört,
Und schon hat ihn der Wirbel hinweggespült,
Und geheimnißvoll über dem kühnen Schwimmer
Schließt sich der Rachen, er zeigt sich nimmer.

Und stille wirds über dem Wasserschlund,
In der Tiefe nur brauset es hohl,
Und bebend hört man von Mund zu Mund:
Hochherziger Jüngling, fahre wohl!
Und hohler und hohler hört mans heulen,
Und es harrt noch mit bangem, mit schrecklichem Weilen.

Und wärfst du die Krone selber hinein,
Und sprächst: wer mir bringet die Kron',
Er soll sie tragen und König seyn,
Mich gelüstete nicht nach dem theuren Lohn.
Was die heulende Tiefe da unten verhehle,
Das erzählt keine lebende glückliche Seele.

Wohl manches Fahrzeug, vom Strudel gefaßt,
Schoß gäh in die Tiefe hinab,
Doch zerschmettert nur rangen sich Kiel und Mast,
Hervor aus dem alles verschlingenden Grab.

[redacted]

Bis zum Himmel sprützet der dampfende Gischt,
Und Well' auf Well' sich ohn Ende drängt, 124
Und wie mit des fernen Donners Getose
Entstürzt es brüllend dem finstern Schoose.

Und sieh! aus dem finster flutenden Schooß
Da hebet sichs schwanenweiß,
Und ein Arm und ein glänzender Nacken wird bloß
Und es rudert mit Kraft und mit emsigem Fleiß,
Und er ists, und hoch in seiner Linken
Schwingt er den Becher mit freudigem Winken.

Und athmete lang und athmete tief,
Und begrüßte das himmlische Licht.
Mit Frohlocken es einer dem andern rief,
Er lebt! Er ist da! Es behielt ihn nicht.
Aus dem Grab, aus der strudelnden Wasserhöhle
Hat der Brave gerettet die lebende Seele.

Und er kommt, es umringt ihn die jubelnde Schaar, 125
Zu des Königs Füßen er sinkt,
Den Becher reicht er ihm knieend dar,
Und der König der lieblichen Tochter winkt,
Die füllt ihn mit funkelndem Wein bis zum Rande,
Und der Jüngling sich also zum König wandte:

Lang lebe der König! Es freue sich,
Wer da athmet im rosigten Licht.
Da unten aber ists fürchterlich,
Und der Mensch versuche die Götter nicht,
Und begehre nimmer und nimmer zu schauen
Was sie gnädig bedecken mit Nacht und Grauen.

pritzet K-N. — ohn' G-N. — 74: Schooße. G g G B-N, Schoße g K L Q. Und, sieh'! Q. — fluthenden M N. — Schoß g K L, Schoß Q, Schooß, — 76: sich's G-N. — 77: blos K L, bloß, B-N. — 79: ist's, G-N. — f (ohne Komma) Q. — 83: Einer dem Andern B-M. — rief: K-N. — r Q-N. — nicht! K-N. — 86: Seele." Q-M, Seele!" M N. — 87: Schaar; — 89: kniend Q W M. — 91: Rande; K-M. — 93: „Lang Q-N. — 94: rosigen — Licht! G g G g K-N. — 95: ist's G-N. — 97: schauen, G-N. — uen" Q-N.

[redacted]

Unter Larven die einzige fühlende Brust,
Allein in der gräßlichen Einsamkeit,
Tief unter dem Schall der menschlichen Rede
Bey den Ungeheuern der traurigen Oede.

Und schaudernd dacht ichs, da krochs heran,
Regte hundert Gelenke zugleich,
Will schnappen nach mir, in des Schreckens Wahn
Laß ich los der Koralle umklammerten Zweig,
Gleich faßt mich der Strudel mit rasendem Toben, 128
Doch es war mir zum Heil, er riß mich nach oben.

Der König darob sich verwundert schier,
Und spricht: Der Becher ist dein,
Und diesen Ring noch bestimm ich dir,
Geschmückt mit dem köstlichsten Edelgestein,
Versuchst dus noch einmal und bringst mir Kunde,
Was du sahst auf des Meers tiefunterstem Grunde?

Das hörte die Tochter mit weichem Gefühl,
Und mit schmeichelndem Munde sie fleht:
Laßt Vater genug seyn das grausame Spiel,
Er hat euch bestanden, was keiner besteht,
Und könnt ihr des Herzens Gelüsten nicht zähmen,
So mögen die Ritter den Knappen beschämen.

Drauf der König greift nach dem Becher schnell, 129
In den Strudel ihn schleudert hinein,
Und schafft du den Becher mir wieder zur Stell,
So sollst du der treflichste Ritter mir seyn,

Bei G g G g B - N. — 129: dacht' B - N. — ich's G - B W - N, ich's — Q. ch's G - N. — 131: mir; g - N. — 133: Toben; Q. — oben." Q - N. — Der Q - N. — 137: bestimm' G - N. — 139: du's G - N. — 140: Meer's Meeres B Q N. — tief unterstem G - L. — Grunde. g - B, Grunde." Q - N. : Laßt A G g G g, Laßt, B Q, Laß, K L W M M N. — Vater, K - N. — N. — Spiel! K - N. — 144: Euch Q. — Keiner B Q W M. — 145: Ihr Q. ste K - Q. — 146: beschämen." Q - N. — 148: hinein: B - N. — 149: „Und — Stell' B - N. — 150: trefflichste L - N. — sein M N.

Und sollst sie als Ehgemahl heut noch umarmen,
Die jetzt für dich bittet mit zartem Erbarmen.

Da ergreifts ihm die Seele mit Himmelsgewalt,
Und es blitzt aus den Augen ihm kühn,
Und er siehet erröthen die schöne Gestalt,
Und sieht sie erbleichen und sinken hin,
Da treibts ihn, den köstlichen Preiß zu erwerben,
Und stürzt hinunter auf Leben und Sterben.

Wohl hört man die Brandung, wohl kehrt sie zurück,
Sie verkündigt der donnernde Schall,
Da bückt sichs hinunter mit liebendem Blick,
Es kommen, es kommen die Wasser all,
Sie rauschen herauf, sie rauschen nieder,
Den Jüngling bringt keines wieder.



79. Der Handschuh. 41

Erzählung.

Vor seinem Löwengarten,
Das Kampfspiel zu erwarten,
Saß König Franz,
Und um ihn die Großen der Krone,
Und rings auf hohem Balkone
Die Damen in schönem Kranz.

Und wie er winkt mit dem Finger,
Aufthut sich der weite Zwinger,
Und hinein mit bedächtigem Schritt
Ein Löwe tritt,
Und sieht sich stumm
Rings um,
Mit langem Gähnen,
Und schüttelt die Mähnen,
Und streckt die Glieder, 42
Und legt sich nieder.

Und der König winkt wieder,
Da öfnet sich behend
Ein zweites Thor,
Daraus rennt

. A: Musenalm. für 1798. S. 41 ff. — G: 1, 139. — g: 1, 139. — G: uch. — g: 1, 139. — K: 9, 1, 130. — L: 2, 134. — B: 1, 356. — !0. — W: 1, 315. — M: 2, 117. — M: 1, 287. — N: 1, 277. — Juni 1797: Handschuh fertig." Schillers Kalender S. 44. — 2: in G durchchen, fehlt M M N. — 10: Auf thut K = N. — Zwinger g K L. — 20: öffnet G-N. l: zweytes K L. — Thor; L.

Mit wildem Sprunge
Ein Tiger hervor,
Wie der den Löwen erschaut,
Brüllt er laut,
Schlägt mit dem Schweif
Einen furchtbaren Reif,
Und recket die Zunge,
Und im Kreise scheu
Umgeht er den Leu
Grimmig schnurrend,
Drauf streckt er sich murrend
Zur Seite nieder.

Und der König winkt wieder,
Da speit das doppelt geöfnete Haus
Zwey Leoparden auf einmal aus,
Die stürzen mit muthiger Kampfbegier
Auf das Tigerthier,
Das pakt sie mit seinen grimmigen Tatzen,
Und der Leu mit Gebrüll
Richtet sich auf, da wirds still,
Und herum im Kreis,
Von Mordsucht heiß,
Lagern sich die greulichen Katzen.

[redacted]

Und zu Ritter Delorges spottender Weis'
Wendet sich Fräulein Kunigund:
„Herr Ritter ist eure Lieb so heiß
Wie ihr mirs schwört zu jeder Stund, 44
Ey so hebt mir den Handschuh auf.“

Und der Ritter in schnellem Lauf
Steigt hinab in den furchtbarn Zwinger
Mit festem Schritte,
Und aus der Ungeheuer Mitte
Nimmt er den Handschuh mit keckem Finger.

Und mit Erstaunen und mit Grauen
Sehens die Ritter und Edelfrauen,
Und gelassen bringt er den Handschuh zurück,
Da schallt ihm sein Lob aus jedem Munde,
Aber mit zärtlichem Liebesblick —
Er verheißt ihm sein nahes Glück —
Empfängt ihn Fräulein Kunigunde.
Und der Ritter sich tief verbeugend, spricht:
Den Dank, Dame, begehr ich nicht,
Und verläßt sie zur selben Stunde.

50: Delorges, Q-N. — Weis', Q-N. — 52: Ritter, G-N. — Eure Q. — Lieb' G-N, Liebe M. — heiß, K-N. — 53: Ihr Q. — mir's G-N. — Stund' K-Q. — 54: Ei so G-L, Ei, so B-N. — 55: Ritter, .. Lauf, Q-N. — 56: furchtbar'n GgGgKLW-N. — 61: Sehen's B-N. — 62: zurück. g-N. — 67: Und er wirft ihr den Handschuh ins Gesicht: G-N. — 68: „Den .. G-N. — begehr' G-N. — nicht“ KL, nicht!“ BQWMN, nicht,“ GgGgM.

80. Der Ring des Polykrates. 24

Ballade.

Er stand auf seines Daches Zinnen,
Er schaute mit vergnügten Sinnen
Auf das beherrschte Samos hin.
Dieß alles ist mir unterthänig,
Begann er zu Egyptens König,
Gestehe daß ich glücklich bin.

Du hast der Götter Gunst erfahren!
Die vormals deines Gleichen waren,
Sie zwingt jetzt deines Scepters Macht.
Doch einer lebt noch, sie zu rächen,
Dich kann mein Mund nicht glücklich sprechen,
So lang des Feindes Auge wacht.

[redacted]

Getroffen sank dein Feind vom Speere,
Mich sendet mit der frohen Mähre
Dein treuer Feldherr Polydor."
Und nimmt aus einem schwarzen Becken
Noch blutig, zu der Beiden Schrecken,
Ein wohlbekanntes Haupt hervor.

Der König tritt zurück mit Grauen:
„Doch warn' ich dich, dem Glück zu trauen,
Versetzt er mit besorgtem Blick.
Bedenk, auf ungetreuen Wellen,
Wie leicht kann sie der Sturm zerschellen,
Schwimmt deiner Flotte zweifelnd Glück."

Und eh er noch das Wort gesprochen, 26
Hat ihn der Jubel unterbrochen,
Der von der Rhede jauchzend schallt.
Mit fremden Schätzen reich beladen,
Kehrt zu den heimischen Gestaden
Der Schiffe mastenreicher Wald.

Der königliche Gast erstaunet:
Dein Glück ist heute gut gelaunet,
Doch fürchte seinen Unbestand.
Der Sparter nie besiegte Schaaren
Bedräuen dich mit Kriegsgefahren,
Schon nahe sind sie diesem Strand.

Und eh ihm noch das Wort entfallen,
Da sieht mans von den Schiffen wallen,
Und tausend Stimmen rufen: Sieg!
Von Feindesnoth sind wir befreyet,
Die Sparter hat der Sturm zerstreuet,
Vorbey, geendet ist der Krieg.

23: Polydor — G-K. — 30: Bedenk' G-g, „Bedenk' K. — 33: eh' G-K. — 36: beladen G-K. — 40: „Dein K. — 42: Der Kreter waffenkund'ge Schaaren g G g K-N. — 45: eh' G-K. — 46: man's G-K. — 48: befreiet, G-g. — 49: Die Kreter g-N. — 50: Vorbei, g G g.

Das hört der Gastfreund mit Entsetzen:
Fürwahr, ich muß dich glücklich schätzen,
Doch, spricht er, zittr' ich für dein Heil!
Mir grauet vor der Götter Neide,
Des Lebens ungemischte Freude
Ward keinem Irdischen zu Theil.

Auch mir ist alles wohl gerathen,
Bey allen meinen Herrschertaten
Begleitet mich des Himmels Huld,
Doch hatt ich einen theuren Erben,
Den nahm mir Gott, ich sah ihn sterben,
Dem Glück bezahlt' ich meine Schuld.

Drum, willst du dich vor Leid bewahren,
So flehe zu den Unsichtbaren,
Daß sie zum Glück den Schmerz verleyhn.
Noch keinen sah ich frölich enden,
Auf den mit immer vollen Händen
Die Götter ihre Gaben streun.

Und wenns die Götter nicht gewähren,
So acht' auf eines Freundes Lehren
Und rufe selbst das Unglück her,
Und was von allen deinen Schätzen
Dein Herz am höchsten mag ergetzen,

[redacted]

Und bey des nächsten Morgens Lichte
Da tritt mit fröhlichem Gesichte
Ein Fischer vor den Fürsten hin:
Herr, diesen Fisch hab ich gefangen,
Wie keiner noch ins Netz gegangen,
Dir zum Geschenke bring ich ihn.

Und als der Koch den Fisch zertheilet, 29
Herbey der Koch erschrocken eilet,
Und ruft mit hoch erstauntem Blick:
„Sieh Herr, den Ring, den du getragen,
Ihn fand ich in des Fisches Magen,
O ohne Grenzen ist dein Glück!“

Hier wendet sich der Gast mit Grausen:
„So kann ich hier nicht ferner hausen,
Mein Freund kannst du nicht weiter seyn,
Die Götter wollen dein Verderben,
Fort eil ich, nicht mit dir zu sterben.“
Und sprachs und schiffte schnell sich ein.

81: bei G-g. — 84: hab' G-K. — 86: bring' G-K. — 88: Kommt er bestürzt herbeigeeilet G-R (herbeygeeilet K L). — 90: Sieh, K. — 92: Gränzen g K. — 95: seyn. G-K. — 97: eil' G-K. — 98: sprach's G-K.

81. Nadoweßische Todtenklage.* 237

Seht! da sitzt er auf der Matte,
 Aufrecht sitzt er da,
Mit dem Anstand den er hatte,
 Als er's Licht noch sah.

Doch wo ist die Kraft der Fäuste,
 Wo des Athems Hauch,
Der noch jüngst zum großen Geiste
 Blies der Pfeife Rauch?

Wo die Augen, Falkenhelle,
 Die des Rennthiers Spur
Zählten auf des Grases Welle,
 Auf dem Thau der Flur.

Diese Schenkel, die behender
 Flohen durch den Schnee,
Als der Hirsch, der Zwanzigender,

[redacted]

Wohl ihm! Er ist hingegangen,
  Wo kein Schnee mehr ist,
Wo mit Mays die Felder prangen
  Der von selber sprießt.

Wo mit Vögeln alle Sträuche,
  Wo der Wald mit Wild,
Wo mit Fischen alle Teiche
  Lustig sind gefüllt.

Mit den Geistern speißt er droben,
  Ließ uns hier allein,
Daß wir seine Thaten loben,
  Und ihn scharren ein.

Bringet her die letzten Gaben, 239
  Stimmt die Todtenklag'!
Alles sey mit ihm begraben,
  Was ihn freuen mag.

Legt ihm unters Haupt die Beile
  Die er tapfer schwang,
Auch des Bären fette Keule,
  Denn der Weg ist lang.

Auch das Messer scharf geschliffen,
  Das vom Feindeskopf
Rasch mit drey geschickten Griffen
  Schälte Haut und Schopf.

Farben auch, den Leib zu mählen,
  Steckt ihm in die Hand,
Daß er röthlich möge strahlen
  In der Seelen Land.

22: ihm, er g K-N. — 24: Mais B-N. — prangen, g-N. — 25: sprießt; K. — 30: speist G g G g, speist K. — 38: Beile g-N. — 40: Keule! K. — 41: lang; g K. — 44: drei g G g. — 45: Schopf; g K. — 46: mahlen (ohne ,) A G.

82. Ritter Toggenburg.

Ballade.

„Ritter, treue Schwesterliebe
„Widmet euch dieß Herz,
„Fodert keine andre Liebe,
„Denn es macht mir Schmerz.
„Ruhig mag ich euch erscheinen,
„Ruhig gehen sehn.
„Eurer Augen stilles Weinen
„Kann ich nicht verstehn."

Und er hörts mit stummem Harme,
Reißt sich blutend los,
Preßt sie heftig in die Arme,
Schwingt sich auf sein Roß,
Schickt zu seinen Mannen allen
In dem Lande Schweitz,
[redacted]

Ihres Helmes Büsche wehen
  In der Feinde Schwarm,
Und des Toggenburgers Nahme
  Schreckt den Muselmann,
Doch das Herz von seinem Grame
  Nicht genesen kann.

Und ein Jahr hat ers getragen,
  Trägts nicht länger mehr,
Ruhe kann er nicht erjagen,
  Und verläßt das Heer,
Sieht ein Schiff an Joppe's Strande,
  Das die Segel bläht,
Schiffet heim zum theuren Lande,
  Wo ihr Athem weht.

Und an ihres Schlosses Pforte 107
  Klopft der Pilger an,
Ach! und mit dem Donnerworte
  Wird sie aufgethan:
„Die ihr suchet, trägt den Schleier,
  „Ist des Himmels Braut,
„Gestern war des Tages Feyer
  „Der sie Gott getraut."

Da verlässet er auf immer
  Seiner Väter Schloß,
Seine Waffen sieht er nimmer,
  Noch sein treues Roß,

21: Ihrer Helme Q (eine ganz unnütze Aenderung, da Schiller öfter dergleichen Verbindung der im Plural genannten Theile mit dem Singular eines Collectivbegriffs anwendet, z. B. I, 232, 39: „Auf Vormanns Rumpfe springt der Hintermann" — wo die Interpreten den acc. plur. lieber für den falschen dat. sing. erklären, als das Einfachste sehen wollen: auf Rumpfe aus dem Vordergliede springt das Hinterglied). — 23: Name g K. — 24: Muselmann, g, Muselmann; K. — 27: er's G-K. — 28: Trägt's G-K. — 39: Schleyer, G. — 41: Feier g G, Feier, g K. — 46: Roß. K.

Von der Toggenburg hernieder
Steigt er unbekannt,
Denn es deckt die edeln Glieder
Härenes Gewand.

Und erbaut sich eine Hütte
Jener Gegend nah
Wo das Kloster aus der Mitte
Düstrer Linden sah;
Harrend von des Morgens Lichte
Bis zu Abends Schein,
Stille Hofnung im Gesichte,
Saß er da allein.

Blickte nach dem Kloster drüben
Blickte Stundenlang,
Nach dem Fenster seiner Lieben,
Bis das Fenster klang,
Bis die Liebliche sich zeigte,
Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunterneigte,
Ruhig, engelmild.

[redacted]

Bis die Liebliche sich zeigte,
  Bis das theure Bild
Sich ins Thal herunter neigte,
  Ruhig engelmild.
Und so saß er, eine Leiche,
  Eines Morgens da,
Nach dem Fenster noch das bleiche
  Stille Antlitz sah.

Leiche K, bleiche, B - M.

83. Die Kraniche des Ibycus.

Ballade.

Zum Kampf der Wagen und Gesänge,
Der auf Corinthus Landesenge
Der Griechen Stämme froh vereint,
Zog Ibycus, der Götterfreund.
Ihm schenkte des Gesanges Gabe,
Der Lieder süßen Mund Apoll,
So wandert er, an leichtem Stabe,
Aus Rhegium, des Gottes voll.

Schon winkt auf hohem Bergesrücken
Acrocorinth des Wandrers Blicken,
Und in Poseidons Fichtenhayn
Tritt er mit frommem Schauder ein.
Nichts regt sich um ihn her, nur Schwärme
Von Kranichen begleiten ihn,
Die fernhin nach des Südens Wärme
[redacted]

Zum guten Zeichen nehm ich euch,
Mein Loos, es ist dem euren gleich.
Von fernher kommen wir gezogen,
Und flehen um ein wirthlich Dach.
Sei uns der Gastliche gewogen,
Der von dem Fremdling wehrt die Schmach!

Und munter fördert er die Schritte,
Und sieht sich in des Waldes Mitte,
Da sperren, auf gedrangem Steg,
Zwey Mörder plötzlich seinen Weg.
Zum Kampfe muß er sich bereiten,
Doch bald ermattet sinkt die Hand,
Sie hat der Leyer zarte Saiten,
Doch nie des Bogens Kraft gespannt.

Er ruft die Menschen an, die Götter,
Sein Flehen dringt zu keinem Retter,
Wie weit er auch die Stimme schickt, 269
Nichts Lebendes wird hier erblickt.
„So muß ich hier verlassen sterben.
Auf fremdem Boden, unbeweint,
Durch böser Buben Hand verderben,
Wo auch kein Rächer mir erscheint!“

Und schwer getroffen sinkt er nieder,
Da rauscht der Kraniche Gefieder,
Er hört, schon kann er nicht mehr sehn,
Die nahen Stimmen furchtbar krähn.
„Von euch ihr Kraniche dort oben!
Wenn keine andre Stimme spricht,
Sey meines Mordes Klag erhoben!“
Er ruft es, und sein Auge bricht.

her Q, fern her W-N. — 25: Sey g G g K. — 26: Schmach!“
30: Zwei g G g. — 33: Leier M N. — 49: Klag' g-N.

Beraubt von seines Ruhmes Glanz!“

Und jammernd hörens alle Gäste,
Versammelt bey Neptunus Feste,
Ganz Griechenland ergreift der Schmerz,
Verloren hat ihn jedes Herz,
Und stürmend drängt sich zum Prytanen
Das Volk, es fodert seine Wut
Zu rächen des Erschlagnen Manen,
Zu sühnen mit des Mörders Blut.

Doch wo die Spur, die aus der Menge
Der Völker flutendem Gedränge,
Gelocket von der Spiele Pracht,
Den schwarzen Thäter kenntlich macht?
Sinds Räuber, die ihn feig erschlagen?
Thats neidisch ein verborgner Feind?
Nur Helios vermags zu sagen,
Der alles Irrdische bescheint.

Er geht vielleicht mit frechem Schritte
Jetzt eben durch der Griechen Mitte,
Und während ihn die Rache sucht,
Genießt er seines Frevels Frucht.

Sich dreist in jene Menschenwelle,
Die dort sich zum Theater drängt.

Denn Bank an Bank gedränget sitzen,
Es brechen fast der Bühne Stützen,
Herbeygeströmt von Fern und Nah,
Der Griechen Völker wartend da,
Dumpfbrausend wie des Meeres Wogen,
Von Menschen wimmelnd wächst der Bau,
In weiter stets geschweiftem Bogen
Hinauf bis in des Himmels Blau.

Wer zählt die Völker, nennt die Namen, 272
Die gastlich hier zusammen kamen?
Von Theseus Stadt, von Aulis Strand,
Von Phocis, vom Spartanerland,
Von Asiens entlegner Küste,
Von allen Inseln kamen sie,
Und horchen von dem Schaugerüste
Des Chores grauser Melodie —

Der streng und ernst nach alter Sitte,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Hervortritt aus dem Hintergrund,
Umwandelnd des Theaters Rund.
So schreiten keine irrdschen Weiber,
Die zeugete kein sterblich Haus!

ater (nicht gesperrt) G-N. — 83—90: (Septemberzusatz.) — 85: Herbei-
Gg. — 87: Wogen; KLBQ. — 88: wimmelnd, GgGgKLBQ. —
N. — 93: Theseus A-Q, Theseus' WMN; Schiller hat das Wort
en und Kekrops darüber geschrieben in G; Cekrops M. — (J. Meyer
h in einer handschriftlichen Note in M S. 234: daß der ihm unbekannte
des Herrn v. Cotta die Lesart des Manuscriptes zurückgewiesen habe,
r, Meyer, sie schon 1845 (in M) aufgenommen; aus diesem Beispiel werde
rige Stellung klar. Die hergebrachte Lesart vierzig Jahre nach des Dichters
ändern, war immer mislich, und jedenfalls unnöthig.) — 98: Chores
perrt) MMN. — Melodie, G-N. — 99: Der (nicht gesperrt) G-N,
N. — ernst, B-N. — 103: ird'schen G-N. — Weiber! K-M.

Es steigt das Riesenmaß der Leiber
Hoch über menschliches hinaus.

Ein schwarzer Mantel schlägt die Lenden,
Sie schwingen in entfleischten Händen
Der Fackel düsterrote Glut,
In ihren Wangen fließt kein Blut.
Und wo die Haare lieblich flattern,
Um Menschenstirnen freundlich wehn,
Da sieht man Schlangen hier und Nattern
Die giftgeschwollnen Bäuche blähn.

Und schauerlich gedreht im Kreise
Beginnen sie des Hymnus Weise,
Der durch das Herz zerreißend dringt,
Die Bande um den Sünder schlingt.
Besinnungraubend, herzbetörend
Schallt der Erinnyen Gesang,
Er schallt, des Hörers Mark verzehrend,
Und duldet nicht der Leier Klang.

„Wohl dem, der frei von Schuld und Fehle
Bewahrt die kindlich reine Seele!
Ihm dürfen wir nicht rächend nahn,
[redacted]

Und glaubt er fliehend zu entspringen,
Geflügelt sind wir da, die Schlingen
Ihm werfend um den flüchtgen Fuß,
Daß er zu Boden fallen muß.
So jagen wir ihn, ohn Ermatten,
Versöhnen kann uns keine Reu,
Ihn fort und fort bis zu den Schatten,
Und geben ihn auch dort nicht frei."

So singend tanzen sie den Reigen,
Und Stille wie des Todes Schweigen
Liegt überm ganzen Hause schwer,
Als ob die Gottheit nahe wär'.
Und feierlich, nach alter Sitte
Umwandelnd des Theaters Rund,
Mit langsam abgemeßnem Schritte,
Verschwinden sie im Hintergrund.

Und zwischen Trug und Wahrheit schwebet
Noch zweifelnd jede Brust und bebet,
Und huldiget der furchtbarn Macht,
Die richtend im Verborgnen wacht,
Die unerforschlich, unergründet,
Des Schicksals dunkeln Knäuel flicht,
Dem tiefen Herzen sich verkündet,
Doch fliehet vor dem Sonnenlicht.

Da hört man auf den höchsten Stufen
Auf einmal eine Stimme rufen:
„Sieh da! Sieh da, Timotheus,
Die Kraniche des Ibycus!" —

...cht'gen g-K. — 135: ohn' g-K. — 138: frey." K. — 139–146: (Dies ...r ersten Redaction die 14. Strophe, jetzt die 18.; die folgende: 147–154 ...ang September eingeschoben, vgl. Goethe-Schillers Briefwechsel Nr. 360a ...lers Antwort an Goethe.) — 141: über'm G-B. — 149: furchtbar'n ...150: Verborg'nen G-B. — 157: Sieh da! sieh da, B, Sieh' da, sieh' ...eh da, sieh da W-N.

Und finster plötzlich wird der Himmel,
Und über dem Theater hin,
Sieht man, in schwärzlichtem Gewimmel,
Ein Kranichheer vorüberziehn.

„Des Ibycus!" — Der theure Nahme
Rührt jede Brust mit neuem Grame,
Und, wie im Meere Well auf Well,
So läufts von Mund zu Munde schnell.
„Des Ibycus, den wir beweinen,
Den eine Mörderhand erschlug!
Was ists mit dem? Was kann er meinen?
Was ists mit diesem Kranichzug?" —

Und lauter immer wird die Frage,
Und ahnend fliegts, mit Blitzesschlage,
Durch alle Herzen „Gebet acht!
Das ist der Eumeniden Macht!
Der fromme Dichter wird gerochen,
Der Mörder bietet selbst sich dar.
Ergreift ihn, der das Wort gesprochen,
Und ihn, an den's gerichtet war."

Doch dem war kaum das Wort entfahren,
Möcht' ers im Busen gern bewahren;
Umsonst, der schreckenbleiche Mund
[redacted] schnell die Schuldbewußten kund.
[redacted] vor den Richter,
[redacted]

4. Der Gang nach dem Eisenhammer. 306

Ballade.

Ein frommer Knecht war Fridolin,
Und in der Furcht des Herrn
Ergeben der Gebieterin
Der Gräfin von Saverne.
Sie war so sanft, sie war so gut,
Doch auch der Launen Uebermuth
Hätt er geeifert zu erfüllen,
Mit Freudigkeit, um Gotteswillen.

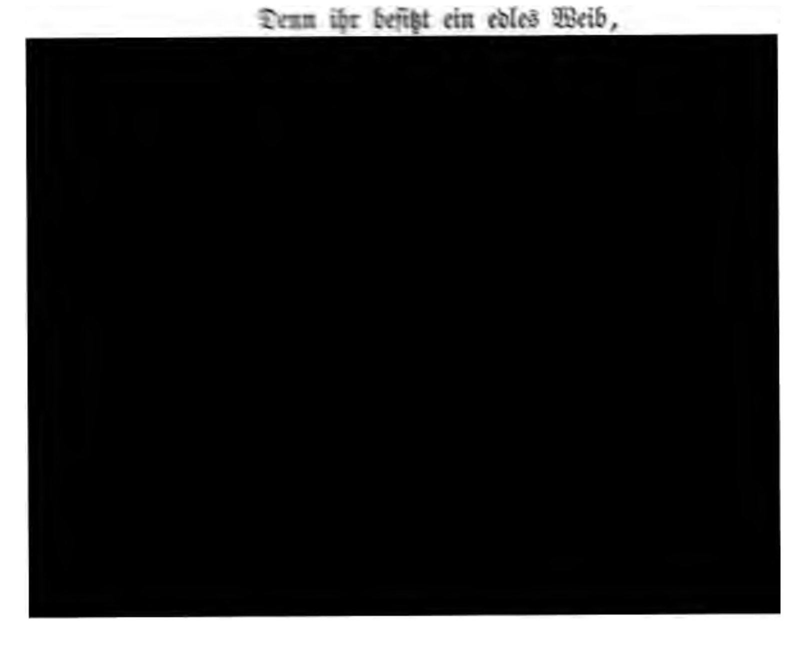
Früh von des Tages erstem Schein
Bis spät die Vesper schlug,
Lebt er nur ihrem Dienst allein,
That nimmer sich genug.
Und sprach die Dame: mach dirs leicht!
Da wurd ihm gleich das Auge feucht,
Und meinte, seiner Pflicht zu fehlen,
Durft er sich nicht im Dienste quälen.

ſenalm. für 1798. S. 306 ff. — G: 1, 171 ff. — g: 1, 171 ff.
– g: 1, 171 ff. — K: 9, 1, 116 ff. — L: 2, 119. — B: 1, 342.
W: 1, 304. — M: 2, 103. — M: 1, 274. — N: 1, 265. —
. 1797 Gang nach dem Eisenhammer fertig." Schillers Kalender
zl. die Anmerkungen. — Die Abweichungen nach K, so weit sie
u. dgl. betreffen, sind nicht angezeigt. — [2]: In G gestrichen, fehlt
Gebieterinn, G g G L. — [6]: Gräfinn G g (nicht G). — Savern.
orm Saverne in A, die nur für das Ohr einen Reim bilden konnte,
Schiller das Wort nicht bloß des Reimes wegen wählte, er würde
ie G-N das stumme e abgeworfen haben. Seine nächste Quelle
orgen. — [9]: Hätt' G-N. — [10]: Gottes willen g K-N. — [13]: Lebt
chiller hat in G den Apostroph eingeschaltet, um das Präteritum
achen: Lebt' B Q W N. — [15]: Schiller hat in G mach in Mach
ch K L W-N, Mach' B Q. — dir's G-N. — [16]: wurd' G-N. —
N.

Drum vor den ganzen Dienertroß
Die Gräfin ihn erhob,
Aus ihrem schönen Munde floß
Sein unerschöpftes Lob.
Sie hielt ihn nicht als ihren Knecht,
Es gab sein Herz ihm Kindesrecht,
Ihr klares Auge mit Vergnügen
Hing an den anmuthsvollen Zügen.

Darob entbrennt in Roberts Brust,
Des Jägers, giftger Groll,
Ihm längst von böser Schadenlust
Die schwarze Seele schwoll.
Und trat zum Grafen, rasch zur That,
Und offen des Verführers Rath,
Als einst vom Jagen heim sie kamen,
Streut ihm ins Herz des Argwohns Saamen.

„Wie seid ihr glücklich, edler Graf,
Hub er voll Arglist an,
Euch raubet nicht den goldnen Schlaf
Des Zweifels giftger Zahn.
Denn ihr besitzt ein edles Weib,



[redacted]

Vom Weib des Grafen von Saverne
Bleibt, hoff ich, der Versucher ferne.

Der andere spricht „So denkt ihr recht.
Nur euren Spott verdient
Der Thor, der, ein gebohrner Knecht,
Ein solches sich erkühnt,
Und zu der Frau, die ihm gebeut, 309
Erhebt der Wünsche Lüsternheit" —
Was? fällt ihm jener ein und bebet,
Redst du von einem, der da lebet?

„Ja doch, was aller Mund erfüllt,
Das bärg sich meinem Herrn!
Doch, weil ihrs denn mit Fleiß verhüllt,
So unterdrück ichs gern" —
Du bist des Todes, Bube, sprich!
Ruft jener streng und fürchterlich.
Wer hebt das Aug zu Kunigonden?
„Nun ja, ich spreche von dem Blonden."

„Er ist nicht häßlich von Gestalt,
Fährt er mit Arglist fort,
Indems den Grafen heiß und kalt
Durchrieselt bey dem Wort.
„Ists möglich Herr? Ihr saht es nie,
Wie er nur Augen hat für sie?
Bey Tafel eurer selbst nicht achtet,
An ihren Stuhl gefesselt schmachtet?"

„Seht da die Verse, die er schrieb, 310
Und seine Glut gesteht"
Gesteht! — „Und sie um Gegenlieb,
Der freche Bube! fleht.

G-N. — 51: Andre K. — spricht: „So G g K-N. — 53: geborner gebeut A. — 59: Ja A. — 60: bärg' G-N. — Herrn? K-W. — J-N. — 62: unterdrück' G-N. — ich's G g K-N. — 65: Aug' g G g K-Q. dem's G-N. — 70: bei g G g. — 71: Ist's B-N. — 73: Bei g. — z K L B Q W M. — 76: gesteht" — G-K. — 77: Gegenlieb' G-N.

Die gnädige Gräfin, sanft und weich,
Aus Mitleid wohl verbarg sies euch,
Mich reuet jetzt, daß mirs entfahren,
Denn Herr, was habt ihr zu befahren?"

Da rief in seines Zornes Wut
Der Graf ins nahe Holz,
Wo ihm in hoher Oefen Glut
Die Eisenstufe schmolz.
Hier nährten frisch und spat den Brand
Die Knechte mit geschäftiger Hand,
Der Funke sprüht, die Bälge blasen,
Als gält es, Felsen zu verglasen.

Des Wassers und des Feuers Kraft
Verbündet sieht man hier,
Das Mühlrad von der Flut gerafft
Umwälzt sich für und für.
Die Werke klappern Nacht und Tag,
Im Takte pocht der Hämmer Schlag, 311
Und bildsam von den mächtgen Streichen
Muß selbst das Eisen sich erweichen.


[redacted]

Daß er zu Asche gleich vergehe,
Und ihn mein Aug nicht weiter sehe.

Des freut sich das entmenschte Paar
Mit roher Henkerslust.
Denn fühllos wie das Eisen war
Das Herz in ihrer Brust.
Und frischer mit der Bälge Hauch
Erhitzen sie des Ofens Bauch,
Und schicken sich mit Mordverlangen
Das Todesopfer zu empfangen.

Drauf Robert zum Gesellen spricht 312
Mit falschem Heuchelschein:
Frisch auf Gesell und säume nicht,
Der Herr begehret dein.
Der Herr, der spricht zu Fridolin:
Must gleich zum Eisenhammer hin,
Und frage mir die Knechte dorten,
Ob sie gethan nach meinen Worten?

Und jener spricht: es soll geschehn,
Und macht sich flugs bereit.
Doch sinnend bleibt er plötzlich stehn:
„Ob Sie mir nichts gebeut?"
Und vor die Gräfin stellt er sich:
Hinaus zum Hammer schickt man mich,
So sag, was kann ich dir verrichten?
Denn dir gehören meine Pflichten.

Darauf die Dame von Saverne
Versetzt mit sanftem Ton:

G. — 107: Deß K. — 108: Henkerslust, G g G g K. — 114: sich, ordverlangen, B Q W - N. — 117: auf, Gesell, K. — nicht! K. — ;g, in G von Schiller corrigiert: Must, Musst K. — 123: Jener ie (nicht gesperrt) G, sie g g K, sie G (anscheinend von Schiller — 127: Gräfinn G g G. — 128: „Hinaus G - K. — mich; K. — G - K. — 131: Savern G - N.

Macht er im Flug sich auf,
Hat noch des Dorfes Ende nicht
Erreicht in schnellem Lauf,
Da tönt ihm von dem Glockenstrang
Hellschlagend des Geläutes Klang,
Das alle Sünder, hochbegnadet,
Zum Sakramente festlich ladet.

„Dem lieben Gotte weich nicht aus,
Findst du ihn auf dem Weg! —“
Er sprichts und tritt ins Gotteshaus,
Kein Laut ist hier noch reg'.
Denn um die Aerndte wars, und heiß
Im Felde glüht' der Schnitter Fleiß,
Kein Chorgehilfe war erschienen,
Die Messe kundig zu bedienen.

Entschlossen ist er alsobald,
Und macht den Sacristan.
Das, spricht er, ist kein Aufenthalt,
Was fördert himmelan.

Die Stola und das Cingulum
Hängt er dem Priester dienend um,
Bereitet hurtig die Gefäße,
Geheiliget zum Dienst der Messe.

Und als er dieß mit Fleiß gethan,
Tritt er als Ministrant
Dem Priester zum Altar voran,
Das Meßbuch in der Hand,
Und knieet rechts und knieet links,
Und ist gewärtig jedes Winks,
Und als des Sanctus Worte kamen,
Da schellt er dreimal bei dem Nahmen.

Drauf als der Priester fromm sich neigt
Und, zum Altar gewandt,
Den Gott, den gegenwärtgen, zeigt,
In hocherhabner Hand,
Da kündet es der Sacristan
Mit hellem Glöcklein klingend an,
Und alles kniet und schlägt die Brüste,
Sich fromm bekreuzend vor dem Christe.

So übt er jedes pünktlich aus,
Mit schnell gewandtem Sinn,
Was Brauch ist in dem Gotteshaus,
Er hat es alles inn,
Und wird nicht müde bis zum Schluß,
Bis beim Vobiscum Dominus
Der Priester zur Gemein' sich wendet,
Die heilge Handlung segnend endet.

Da stellt er jedes wiederum
In Ordnung säuberlich,

a und das Cingulum G-N. — 163: dies K. — 167: kniet .. kniet
69: kamen A. — 170: dreymal bey K. — Namen. K-N. — 173: gegen-
N. — 176: klingelnd W M N. — 178: Christe, g. — 179 u. 187: Jedes
eym K. — 186: heil'ge G-N.

Erst reinigt er das Heiligthum,
Und dann entfernt er sich,
Und eilt in des Gewissens Ruh
Den Eisenhütten heiter zu,
Spricht unterwegs, die Zahl zu füllen,
Zwölf Paternoster noch im Stillen.

Und als er rauchen sieht den Schlot,
Und sieht die Knechte stehn,
Da ruft er: Was der Graf gebot,
Ihr Knechte, ists geschehn?
Und grinzend zerren sie den Mund,
Und deuten in des Ofens Schlund:
„Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“

Die Antwort bringt er seinem Herrn
In schnellem Lauf zurück.
Als der ihn kommen sieht von fern,
Kaum traut er seinem Blick.
Unglücklicher! wo kommst du her?
„Vom Eisenhammer“ — Nimmermehr!
So hast du dich im Lauf verspätet?
[redacted] nur so lang, bis ich gebetet.“

[redacted]

In tiefes Staunen sinket hier
Der Graf, entsetzet sich.
Und welche Antwort wurde dir
Am Eisenhammer? Sprich!
„Herr, dunkel war der Rede Sinn,
Zum Ofen wies man lachend hin:
Der ist besorgt und aufgehoben,
Der Graf wird seine Diener loben.“

Und Robert? fällt der Graf ihm ein,
Wird glühend und wird blaß.
Sollt er dir nicht begegnet seyn,
Ich sandt ihn doch die Straß'!
„Herr, nicht im Wald, nicht in der Flur
Fand ich von Robert eine Spur —“
Nun, ruft der Graf und steht vernichtet,
Gott selbst im Himmel hat gerichtet!

Und gütig, wie er nie gepflegt, 318
Nimmt er des Dieners Hand,
Bringt ihn der Gattin, tiefbewegt,
Die nichts davon verstand.
Dieß Kind, kein Engel ist so rein,
Laßts eurer Huld empfohlen seyn,
Wie schlimm wir auch berathen waren,
Mit dem ist Gott und seine Schaaren.

(ohne Punkt) A. — 228: Es überläuft ihn kalt, g G g K - N. — N. — 230: die Straß'! A G] zum Wald. g G g K - N. — 231: Flur, g. " — g, Spur" — K. — 240: Laßt's G - g, Lasst's K. — seyn! K.

85. Vermischte Epigramme. 1—7.

1. Die Urne und das Skelet.

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leb
 Und du thöricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod.

2. Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister,
 Stehe, sprach er, und ich steh ihm mit Kraft und mit Lust

3. Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen, ich stel
 Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

4. Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gü
 Gönnte der Meister mir selbst auch mit hinüber zu gehn.

1. Musenalmanach für 1798. S. 147, mit E. unterzeichnet. — H: Hoffm
Nachlese 3, 258. — [3]: du, thöricht Geschlecht, H. — 2. A: Musenalm. für
[redacted]

5. Das Thor. 240

Schmeichelnd locke das Thor den Wilden herein zum Gesetze,
Froh in die freye Natur führ es den Bürger heraus.

6. Die Peterskirche. 255

Suchst du das Unermeßliche hier? du hast dich geirret.
Meine Größe ist die, größer zu machen dich selbst.

7. Das Regiment. 156

Das Gesetz sey der Mann in des Staats geordnetem Haushalt,
Aber mit weiblicher Huld herrsche die Sitte darin.

---

5. A: Musenalm. für 1798. S. 240. — G: 2, 206. — g: 2, 206. — fehlt G. — g: 2, 206. — K: 9, 1, 260. — B: 1, 478. Q: 94. — W: 1, 396. — M: 2, 219. — M: 1, 373. — N: 1, 360. — [3]: freie G g g B-N. — führ' K-N. — 6. A: Musenalm. für 1798. S. 255, mit E. unterzeichnet. — G: 2, 206. — g: 2, 206. — G: 3. Buch. — g: 2, 206. — K: 9, 1, 260. — L: 2, [illegible]. — B: 1, 478. — Q: 94. — W: 1, 397. — M: 2, 219. — M: 1, 378. — N: 1, 360. — [2]: geirret; K L M N, geirret: B Q W M. — 7: A: Musenalm. für 1798. S. 156, mit E. unterzeichnet. — H: Hoffmeister, Nachlese 3, 258.

85. Vermischte Epigramme. 1—7.

1. Die Urne und das Skelet.

In das Grab hinein pflanzte der menschliche Grieche noch Leb
Und du thöricht Geschlecht stellst in das Leben den Tod.

2. Der Obelisk.

Aufgerichtet hat mich auf hohem Gestelle der Meister,
Stehe, sprach er, und ich steh ihm mit Kraft und mit Lus

3. Der Triumphbogen.

Fürchte nicht, sagte der Meister, des Himmels Bogen, ich ste
Dich unendlich wie ihn in die Unendlichkeit hin.

4. Die schöne Brücke.

Unter mir, über mir rennen die Wellen, die Wagen, und gi
Gönnte der Meister mir selbst auch mit hinüber zu gehn.

1. Musenalmanach für 1798. S. 147, mit E. unterzeichnet. — H: Hoffm
Nachlese 3, 258. — 3: du, thöricht Geschlecht, H. — 2. A: Musenalm. für
[redacted]

88. Breite und Tiefe. 263

Es glänzen viele in der Welt,
Sie wissen von allem zu sagen,
Und wo was reizet, und wo was gefällt,
Man kann es bey ihnen erfragen,
Man dächte, hört man sie reden laut,
Sie hätten wirklich erobert die Braut.

Doch gehn sie aus der Welt ganz still,
Ihr Leben war verloren,
Wer etwas Trefliches leisten will,
Hätt' gerne was Großes gebohren,
Der sammle still und unerschlafft
Im kleinsten Punkte die höchste Kraft.

Der Stamm erhebt sich in die Luft
Mit üppig prangenden Zweigen,
Die Blätter glänzen und hauchen Duft,
Doch können sie Früchte nicht zeugen,
Der Kern allein im schmalen Raum,
Verbirgt den Stolz des Waldes, den Baum.

---

senalm. für 1798. S. 263. — G: 2, 202. — g: 2, 202. — G: z: 2, 202. — K: 9, 1, 232. — L: 2, 235. — B: 1, 448. — : 1, 879. — M: 2, 198. — M: 2, 353. — N: 1, 342. — B. — [2]: Viele K-M N. — [3]: Allem K-M. — [4]: reizet und M N. — [5]: bei G g G B-N. — [10]: treffliches G g G, Treffliches [11]: gern G-N. — geboren g g-N. — [15]: Zweigen; K-N. — N. — [18]: Raum (ohne Komma) G-N.

86. Die Worte des Glaubens.

Drey Worte nenn' ich euch, innhaltschwer,
Sie gehen von Munde zu Munde,
Doch stammen sie nicht von aussen her,
Das Herz nur giebt davon Kunde,
Dem Menschen ist aller Werth geraubt,
Wenn er nicht mehr an die drey Worte glaubt.

Der Mensch ist frey geschaffen, ist frey,
Und würd er in Ketten gebohren,
Laßt euch nicht irren des Pöbels Geschrey,
Nicht den Misbrauch rasender Thoren,
Vor dem Sclaven, wenn er die Kette bricht,
Vor dem freyen Menschen erzittert nicht.

Und die Tugend, sie ist kein leerer Schall,
Der Mensch kann sie üben im Leben,
Und sollt er auch straucheln überall,
Er kann nach der göttlichen streben,

[redacted]

Die Welt wird nie das Glück erlauben,
Als Beute wird es nur gehascht,
Entwenden mußt du's oder rauben,
Eh dich die Mißgunst überrascht.

Leis auf den Zähen kommts geschlichen,
Die Stille liebt es und die Nacht,
Mit schnellen Füßen ists entwichen,
Wo des Verräthers Auge wacht.
O schlinge dich, du sanfte Quelle,
Ein breiter Strom um uns herum,
Und drohend mit empörter Welle
Vertheidige dieß Heiligthum.

---

t; K-N. — 25: Eh' B Q N. — 26: Leis' B Q W. — Zähen A G g]
-N. Vgl. I, 170; 253. — kommt's G-N. — 27: Nacht; K-N. —
R. — 30: O, Q. — 32: Und, Q. — Welle, Q. — 33: dies KB-N.
a! K-N.

[illegible]. Hoffnung.

Es reden und träumen die Menschen viel
Von bessern künftigen Tagen,
Nach einem glücklichen goldenen Ziel
Sieht man sie rennen und jagen.
Die Welt wird alt und wird wieder jung,
Doch der Mensch hofft immer Verbesserung!

Die Hoffnung führt ihn ins Leben ein,
Sie umflattert den fröhlichen Knaben,
Den Jüngling begeistert ihr Zauberschein,
Sie wird mit dem Greis nicht begraben,
Denn beschließt er im Grabe den müden Lauf,
Noch am Grabe pflanzt er — die Hoffnung auf.

Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren.

[redacted]

91. Die Begegnung. 109

Noch sah ich sie, umringt von ihren Frauen,
Die herrlichste von allen stand sie da,
Wie eine Sonne war sie anzuschauen,
Ich stand von fern und wagte mich nicht nah,
Es faßte mich mit wollustvollem Grauen,
Als ich den Glanz vor mir verbreitet sah,
Doch schnell, als hätten Flügel mich getragen,
Ergriff es mich, die Saiten anzuschlagen.

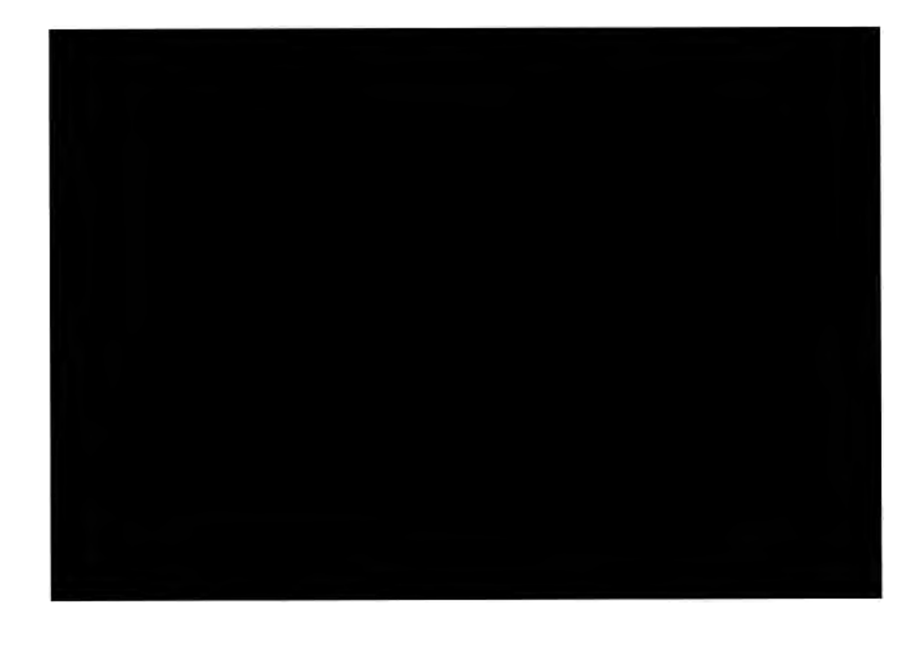
Was ich in jenem Augenblik empfunden,
Und was ich sang, vergebens sinn' ich nach,
Ein neu Organ hatt' ich in mir gefunden,
Das meines Herzens heilge Regung sprach,
Die Seele wars, die Jahre lang gebunden,
Durch alle Fesseln jezt auf einmal brach,
Und Töne fand in ihren tiefsten Tiefen,
Die ungeahnt und göttlich in ihr schliefen.

Und als die Saiten lange schon geschwiegen, 110
Die Seele endlich mir zurüke kam,
Da sah ich in den engelgleichen Zügen
Die Liebe ringen mit der holden Schaam,

A: Horen 1797. St. 10. S. 109. — G: 1, 89. — g: 1, 89. — fehlt
;: 1, 89. — K: 9, 1, 3. — L: 2, 3. — B: 1, 231. — Q: 42. — W:
— M: 2, 3. — M: 1, 179. — N: 1, 175. — K-N beginnen mit
Situationsgedichte, wie es scheint dem Bruchstück eines größeren, die Ge-
er sog. dritten Periode. — [2]: sah A] seh G-L, seh' B-N. Das Präte-
ſt kein Druckfehler, vielmehr die Spur des Fragmentarischen. — sie —
Q W M N. — [3]: allen, Q-N. — da: B, da. Q W M, da; K L M N. —
schauen; K L B W M, anzuschauen: Q. — [5]: Fern Q. — nah. K-N. —
K L. — [7]: sah; K-N. — [8]: schnell, G g B-N. — [10]: Augenblick G-N.
nach. K-M, nach; M N. — [13]: heil'ge G-N. — [14]: war's G-N. —
G-N. — brach (ohne Komma) Q N. — [18]: Und, Q. — [19]: zurücke G-N.
Scham K-N.

Und alle Himmel glaubt' ich zu erfliegen,
Als ich das leise süße Wort vernahm —
O droben nur in sel'ger Geister Chören
Werd ich des Tones Wohllaut wieder hören!

Das treue Herz, das trostlos sich verzehrt,
Und still bescheiden nie gewagt zu sprechen,
Ich kenne den ihm selbst verborgnen Werth,
Am rohen Glük will ich das Edle rächen.
Dem Armen sey das schönste Loos beschert,
Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der schönste Schaz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.



92. An Demoiselle Slevoigt 1

hrer Verbindung mit Herrn D. Sturm am 10ten October 1797.
on einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

Zieh holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, Du hasts gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süssen Gott, der Dich gebunden;
Er will, er hat Dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen, 2
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft Dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freyen Jugend flücht'ge Spiele
Sie bleiben fliehend hinter Dir;
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft.
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Taschenbuch für Damen auf d. J. 1812. S. 1—2. — B: Rheinisches für 1812. Darmstadt bei Heyer und Leske. S. 3—4 (von Hufeland nitgetheilt). — K: 9, 1, 293. — L: 2, 297. — B: 1, 509. — Q: : 1, 417. — M: 2, 243. — M: 1, 395. — N: 1, 382. — [1]: Brautchiller. B. — [2]: „am 10ten October 1797." fehlt B K - N. — 4: Zieh, Zieh', B Q. — Seegen, B. — [5]: Zieh' B Q. — [6]: sehen B. — - R. — gefunden; K - Q M - N, gefunden: W. — [11—13]: (21. 23 und ht eingerückt K - N. — [12]: süßen K - N. — [16]: ernste] holde B. — 3 - R. — [19]: dir, K - N. — [21]: hüpft; K - N.



Am rohen Glük will ich das Edle rächen.
Dem Armen sey das schönste Loos bescheert,
Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der schönste Schaz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.

---

92. An Demoiselle Slevoigt 1

bey Ihrer Verbindung mit Herrn D. Sturm am 10ten October 1797.
von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

Zieh holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, Du hasts gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süssen Gott, der Dich gebunden;
Er will, er hat Dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen, 2
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft Dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freyen Jugend flücht'ge Spiele
Sie bleiben fliehend hinter Dir;
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft.
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

92. A: Taschenbuch für Damen auf d. J. 1812. S. 1—2. — B: Rheinisches Taschenbuch für 1812. Darmstadt bei Heyer und Leske. S. 3—4 (von Hufeland in Berlin mitgetheilt). — K: 9, 1, 293. — L: 2, 297. — B: 1, 509. — Q: 100. — W: 1, 417. — M: 2, 243. — M: 1, 395. — N: 1, 382. — [1]: Brautlied von Schiller. B. — [2]: „am 10ten October 1797." fehlt B K-N. — [4]: Zieh, K L W-N, Zieh', B Q. — Seegen, B. — [5]: Zieh' B Q. — [6]: sehen B. — [10]: hast's K-N. — gefunden; K-Q M-N, gefunden: W. — [11—13]: (21. 23 und 31. 33) nicht eingerückt K-N. — [12]: süßen K-N. — [16]: ernste] holde B. — [18]: freien B-N. — [19]: dir, K-N. — [21]: hüpft; K-N.

Am rohen Glük will ich das Edle rächen.
3: Dem Armen sey das schönste Loos bescheert,
Nur Liebe darf der Liebe Blume brechen.
Der schönste Schaz gehört dem Herzen an,
Das ihn erwiedern und empfinden kann.

92. An Demoiselle Slevoigt 1

Ihrer Verbindung mit Herrn D. Sturm am 10ten October 1797.
von einer mütterlichen und fünf schwesterlichen Freundinnen.

Zieh holde Braut, mit unserm Segen,
Zieh hin auf Hymens Blumenwegen!
Wir sahen mit entzücktem Blick
Der Seele Anmuth sich entfalten,
Die jungen Reize sich gestalten
Und blühen für der Liebe Glück.
Dein schönes Loos, Du hasts gefunden,
Es weicht die Freundschaft ohne Schmerz
Dem süssen Gott, der Dich gebunden;
Er will, er hat Dein ganzes Herz.

Zu theuren Pflichten, zarten Sorgen, 2
Dem jungen Busen noch verborgen,
Ruft Dich des Kranzes ernste Zier.
Der Kindheit tändelnde Gefühle,
Der freyen Jugend flücht'ge Spiele
Sie bleiben fliehend hinter Dir;
Und Hymens ernste Fessel bindet,
Wo Amor leicht und flatternd hüpft.
Doch für ein Herz, das schön empfindet,
Ist sie aus Blumen nur geknüpft.

Taschenbuch für Damen auf d. J. 1812. S. 1—2. — B: Rheinisches für 1812. Darmstadt bei Heyer und Leske. S. 3—4 (von Hufeland nitgetheilt). — K: 9, 1, 293. — L: 2, 297. — B: 1, 509. — Q: : 1, 417. — M: 2, 243. — M: 1, 395. — N: 1, 382. — [1]: Braut-chiller. B. — [2]: „am 10ten October 1797." fehlt B K-N. — [4]: Zieh, Zieh', B Q. — Seegen, B. — [5]: Zieh' B Q. — [6]: sehen B. — -N. — gefunden; K-Q M-N, gefunden: W. — [11–13]: (21. 23 und ht eingerückt K-N. — [12]: süßen K-N. — [16]: ernste] holde B. — B-N. — [19]: dir, K-N. — [21]: hüpft; K-N.

Es ist der sanfte Blick der Milde,
Und Würde, die sich selbst bewacht.

---

93. Das Glück. 62

lig, welchen die Götter, die gnädigen, vor der Geburt schon
Liebten, welchen als Kind Venus im Arme gewiegt,
lchem Phöbus die Augen, die Lippen Hermes gelöset,
Und das Siegel der Macht Zeus auf die Stirne gedrückt!
n erhabenes Loos, ein göttliches, ist ihm gefallen,
Schon vor des Kampfes Beginn sind ihm die Schläfe bekränzt.
er es lebte, ist ihm das volle Leben gerechnet,
Eh er die Mühe bestand hat er die Charis erlangt.
roß zwar nenn ich den Mann, der sein eigner Bildner und Schöpfer
Durch der Tugend Gewalt selber die Parce bezwingt,
ber nicht erzwingt er das Glück und was ihm die Charis 63
Neidisch geweigert, erringt nimmer der strebende Muth.
or unwürdigem kann dich der Wille, der ernste, bewahren,
Alles Höchste, es kommt frei von den Göttern herab.
ie die Geliebte dich liebt, so kommen die himmlischen Gaben,
Oben in Jupiters Reich herrscht wie in Amors die Gunst.
eigungen haben die Götter, sie lieben der grünenden Jugend
Lockigte Scheitel, es zieht Freude die Fröhlichen an.
icht der Sehende wird von ihrer Erscheinung beseligt,
Ihrer Herrlichkeit Glanz hat nur der Blinde geschaut,
ern erwählen sie sich der Einfalt kindliche Seele,
In das bescheidne Gefäß schließen sie göttliches ein.

93. A: Musenalm. für 1799. S. 62. — G: 1, 17. — g: 1, 17. — G: 3. Buch. — g: 1, 17. — K: 9, 1, 218. — L: 2, 221. — B: 1, 434. — Q: 86. — B: 1, 370. — M: 2, 186. — M: 1, 344. — N: 1, 333. — 6: gefallen; K. — 8: Ihm ist, eh er es lebte, das volle G-N. — gerechnet; K. — 9: bestand, G g G g-N. — 10: nenn' G-N. — der, . . Schöpfer, K. — 14: Unwürdigem g G g K-N. — ernste (ohne Komma) G g G g. — bewahren; K. — 15: frey K. — herab, g. — 16: Gaben: K. — 17: herrscht, wie in Amors, K. — 19: Lockige K-Q. — 20: beseligt; K. — 22: Seele; K. — 23: Göttliches g.

Ungehofft sind sie da, und täuschen die stolze Erwartung,
Keines Bannes Gewalt zwinget die Freyen herab.
Wem er geneigt, dem sendet der Vater der Menschen und Götter
Seinen Adler herab, trägt ihn zu seinem Olimp,
Unter die Menge greift er mit Eigenwillen und welches
Haupt ihm gefället, um das flicht er mit liebender Hand
Jetzt den Lorbeer und jetzt die Herrschaftgebende Binde,
Krönte doch selber den Gott nur das gewogene Glück.
Vor dem Glücklichen her tritt Phöbus der pythische Sieger
Und der die Herzen bezwingt, Amor, der lächelnde Gott.
Vor ihm ebnet Poseidon das Meer, sanft gleitet des Schiffes
Kiel, das den Cäsar führt und sein allmächtiges Glück,
Ihm gehorchen die wilden Gemüther, das brausende Delphin
Steigt aus den Tiefen und fromm beut es den Rücken ihm a
Ein gebohrener Herrscher ist alles Schöne und sieget
Durch sein ruhiges Nahn wie ein unsterblicher Gott.
Zürne dem Glücklichen nicht daß den leichten Sieg ihm die Götter
Schenken, daß aus der Schlacht Venus den Liebling entrückt,
Ihn, den die lächelnde rettet, den Göttergeliebten beneid ich,
Jenen nicht, dem sie mit Nacht deckt den verdunkelten Blick.
War er weniger herrlich Achilles, weil ihm Hephästos
Selbst geschmiedet den Schild und das verderbliche Schwerdt,
Weil um den sterblichen Mann der große Olimp sich beweget?
Das verherrlichet ihn, daß ihn die Götter geliebt,
[redacted]

Zürne der Schönheit nicht, daß sie schön ist, daß sie verdienstlos
Wie der Lilie Kelch prangt durch der Venus Geschenk,
Laß sie die glückliche seyn, du schaust sie, du bist der Beglückte,
Wie sie ohne Verdienst glänzt, so entzücket sie dich.
Freue dich, daß die Gabe des Lieds vom Himmel herabkommt,
Daß der Sänger dir singt, was ihn die Muse gelehrt,
Weil der Gott ihn beseelt, so wird er dem Hörer zum Gotte,
Weil er der glückliche ist, kannst du der selige seyn.
Auf dem geschäftigen Markt da führe Themis die Wage, 67
Und es messe der Lohn streng an der Mühe sich ab,
Aber die Freude ruft nur ein Gott auf sterbliche Wangen,
Wo kein Wunder geschieht, ist kein Beglückter zu sehn.
Alles menschliche muß erst werden und wachsen und reifen
Und von Gestalt zu Gestalt führt es die bildende Zeit,
Aber das Glückliche siehest du nicht, das Schöne nicht werden,
Fertig von Ewigkeit her steht es vollendet vor dir.
Jede irrdische Venus steigt wie die erste des Himmels
Eine dunkle Geburt aus dem unendlichen Meer,
Wie die erste Minerva so tritt mit der Aegis gerüstet
Aus des Donnerers Haupt jeder Gedanke des Lichts,
Aber du nennest es Glück, und deiner eigenen Blindheit 68
Zeihst du verwegen den Gott, den dein Begriff nicht begreift.

52: verdienstlos, K-N. — 53: Kelch, K-N. — Geschenk! — Q-N. — 54: glückliche K-N. — seyn; Q-M, sein; MN. — schaust (nicht gesperrt) G-N. — Beglückte! Q-N. — 57: gelehrt; KLB, gelehrt! Q-N. — 59: Glückliche .. Selige K-N. — sein MN. — 60: Markt, da Q-N. — 61: ab; Q-N. — 62: Wangen; KLB, Wangen: Q. — 64: Menschliche g G g K-N. — reifen, G-N. — 65: Zeit; K-N. — 66: Glückliche G-N, glückliche A. — werden: K-Q. — 68: irdische S-N. — steigt A] ersteht G-N. — 69: Meer; K-N. — 70: Minerva, so g K-N. — tritt, B-N. — gerüstet, B-N. — 71: Lichts. G-N. — 72–73: fehlt G-N.

34. Der Kampf mit dem Drachen.

Romanze.

Was rennt das Volk, was wälzt sich dort
Die langen Gassen brausend fort?
Stürzt Rhodus unter Feuers Flammen?
Es rottet sich im Sturm zusammen,
Und einen Ritter, hoch zu Roß,
Gewahr' ich aus dem Menschentroß,
Und hinter ihm, welch Abentheuer!
Bringt man geschleppt ein Ungeheuer,
Ein Drache scheint es von Gestalt,
Mit weitem Krokodilesrachen,
Und alles blickt verwundert bald
Den Ritter an und bald den Drachen.

Und tausend Stimmen werden laut,
Das ist der Lindwurm, kommt und schaut!
Der Hirt und Heerden uns verschlungen,
[redacted]

Doch keinen sah man wiederkehren, 152
Den kühnen Ritter soll man ehren!
Und zum Pallaste geht der Zug,
Wo Sankt Johanns des Täufers Orden,
Die Ritter des Spitals im Flug
Zu Rathe sind versammelt worden.

Und vor den edeln Meister tritt
Der Großkreuz mit bescheidnem Schritt,
Nachdrängt das Volk, mit wildem Rufen,
Erfüllend des Geländers Stuffen,
Und jener nimmt das Wort und spricht:
Ich hab' erfüllt die Ritterpflicht,
Der Drache der das Land verödet,
Er liegt von meiner Hand getödtet,
Frei ist dem Wanderer der Weg,
Der Hirte treibe ins Gefilde,
Froh walle auf dem Felsensteg
Der Pilgrim zu dem Gnadenbilde.

Doch strenge blickt der Fürst ihn an
Und spricht: Du hast als Held gethan,
Der Muth ists, der den Ritter ehret,
Du hast den kühnen Geist bewähret.
Doch sprich! Was ist die erste Pflicht 153
Des Ritters, der für Christum ficht,
Sich schmücket mit des Kreuzes Zeichen?
Und alle rings herum erbleichen.

en; K-N. — 23: Und nach dem Kloster geht G-N. — 24: Johann's, ohanns, Q W M. — Täufers, Q W M. — 25: Spitals, K-N. — B. — 28: Der Jüngling mit G-N. — 30: Stufen G-N. — 31: Jener - 32: „Ich Q-N. — Ritterpflicht. K-N. — 33: Drache, der G-N. — K-N. — 35: Frey K-L. — 38: Der Pilger G-N. vgl. 180. 191. nbilde." Q-N. — 40: „Du Q-N. — gethan; K-N. — 42: be- z, bewähret; B Q. — 45: Kreuzes G-N. — Zeichen?" Q-N. — K-M.

Doch er, mit edelm Anstand, spricht,
Indem er sich erröthend neiget.
Gehorsam ist die erste Pflicht,
Die ihn des Schmuckes würdig zeiget.

Und diese Pflicht, mein Sohn, versetzt
Der Meister, hast du frech verletzt,
Den Kampf, den das Gesetz versaget,
Hast du mit frevlem Muth gewaget! —
Herr, richte, wenn du alles weißt,
Spricht jener mit gesetztem Geist,
Denn des Gesetzes Sinn und Willen
Vermeint ich treulich zu erfüllen,
Nicht unbedachtsam zog ich hin,
Das Ungeheuer zu bekriegen,
Durch List und kluggewandten Sinn
Versucht ich's, in dem Kampf zu siegen.

Fünf unsers Ordens waren schon,
Die Zierden der Religion,
Des kühnen Muthes Opfer worden,
Da wehrtest du den Kampf dem Orden.
Doch an dem Herzen nagte mir
Der Unmuth und die Streitbegier,
Ja selbst im Traum der stillen Nächte

[redacted]

Und wenn der Morgen dämmernd kam,
Und Kunde gab von neuen Plagen,
Da faßte mich ein wilder Gram
Und ich beschloß, es frisch zu wagen.

Und zu mir selber sprach ich dann:
Was schmückt den Jüngling, ehrt den Mann,
Was leisteten die tapfern Helden
Von denen uns die Lieder melden?
Die zu der Götter Glanz und Ruhm
Erhub das blinde Heidenthum?
Sie reinigten von Ungeheuern
Die Welt in kühnen Abentheuern,
Begegneten im Kampf dem Leu'n
Und rangen mit dem Minotauren,
Die armen Opfer zu befrein,
Und ließen sich das Blut nicht dauren.

Ist nur der Saracen es werth,
Daß ihn bekämpft des Christen Schwerdt?
Bekriegt er nur die falschen Götter?
Gesandt ist er der Welt zum Retter,
Von jeder Noth und jedem Harm
Befreien muß sein starker Arm,
Doch seinen Muth muß Weißheit leiten
Und List muß mit der Stärke streiten.
So sprach ich oft und zog allein,
Des Raubthiers Fährte zu erkunden,
Da flößte mir der Geist es ein,
Froh rief ich aus, ich hab's gefunden.

, Q. — kam (ohne Komma) Q W-N. — [73]: Gram, g ff. — [76]: Mann? [80]: Erhob Q. — [82]: Abenteuern, L-N. — [83]: Leun B-N. — [84]: mit L. — [85]: befreyn, K L. — [88]: Schwert? g K-N. — [89]: er] der G. — Q. — [92]: Befreyen K L. — Arm; L-N. — [93]: Weisheit G-N. — n. K-Q, erkunden; W-N. — [97]: ein; K-B. — [98]: aus: ich B, aus: — gefunden! B, gefunden! Q-N.

Und trat zu dir und sprach dieß Wort:
„Mich zieht es nach der Heimat fort"
Du Herr willfahrtest meinen Bitten
Und glücklich war das Meer durchschnitten.
Kaum stieg ich aus am heimschen Strand,
Gleich ließ ich durch des Künstlers Hand
Getreu den wohlbemerkten Zügen
Ein Drachenbild zusammenfügen.
Auf kurzen Füßen wird die Last
Des langen Leibes aufgethürmet,
Ein schuppicht Panzerhemd umfaßt
Den Rücken, den es furchtbar schirmet.

Lang strecket sich der Hals hervor,
Und gräßlich wie ein Höllenthor
Als schnappt es gierig nach der Beute,
Eröfnet sich des Rachens Weite,
Und aus dem schwarzen Schlunde dräun
Der Zähne stachelichte Reihn,
Die Zunge gleicht des Schwerdtes Spitze,
Die kleinen Augen sprühen Blitze,
In einer Schlange endigt sich
Des Rückens ungeheure Länge
Rollt um sich selber fürchterlich,


[redacted]

Halb Wurm erschiens, halb Molch und Drache,
Gezeuget in der giftgen Lache,
Und als das Bild vollendet war,
Erwähl' ich mir ein Dockenpaar,
Gewaltig, schnell, von flinken Läufen,
Gewohnt den wilden Uhr zu greifen,
Die hetz ich auf den Lindwurm an, 157
Erhitze sie zu wildem Grimme,
Zu fassen ihn mit scharfem Zahn,
Und lenke sie mit meiner Stimme.

Und wo des Bauches weiches Vließ
Den scharfen Bissen Blöße ließ,
Da reiz ich sie den Wurm zu packen,
Die spitzen Zähne einzuhacken.
Ich selbst, bewaffnet mit Geschoß
Besteige mein arabisch Roß,
Von adelicher Zucht entstammet,
Und als ich seinen Zorn entflammet,
Rasch auf den Drachen spreng ich's los,
Und stachl' es mit den scharfen Sporen,
Und werfe zielend mein Geschoß,
Als wollt' ich die Gestalt durchbohren.

Ob auch das Roß sich grauend bäumt
Und knirrscht und in den Zügel schäumt,
Und meine Docken ängstlich stöhnen,
Nicht rast ich, bis sie sich gewöhnen.
So üb ichs aus mit Emsigkeit,
Bis dreimal sich der Mond erneut,

hien's G-N. — 126: gift'gen G-N. — Lache; L B, Lache. Q W-N. —
Q. — 128: Dockenpaar A] Doggenpaar G-N. vgl. 149. 167. 208. —
hnt, K-N. — Uhr A G g G] Ur g K-N. — greifen: Q, greifen; W-M,
N. — 131: hetz' G-N. — 135: Und, Q. — 137: Da, Q. — reiz' K-N.
N. — 139: Geschoß, g-N. — 141: adeliger B-N. — 142: Und, Q.
reng' B-N. — 148: knirscht G K-N. — 149: Doggen G-N. — 150: rast'
151: üb' ich's G-N. — 152: dreymal K L.

Tief in den Fels, auf dem es hängt,
Ist eine Grotte eingesprengt,
Vom Thau des nahen Moors befeuchtet,
Wohin des Himmels Strahl nicht leuchtet,
Hier hausete der Wurm und lag
Den Raub erspähend Nacht und Tag,
So hielt er wie der Höllendrache
Am Fuß des Gotteshauses Wache,
Und kam der Pilgrim hergewallt,
Und lenkte in die Unglücksstraße,
Hervorbrach aus dem Hinterhalt
Der Feind und trug ihn fort zum Fraße.

Den Felsen stieg ich jezt hinan,
Eh ich den schweren Strauß begann,
Hin kniet' ich vor dem Christuskinde, 160
Und reinigte mein Herz von Sünde,
Drauf gürt' ich mir im Heiligthum
Den blanken Schmuck der Waffen um,
Bewehre mit dem Spieß die Rechte,
Und nieder steig ich zum Gefechte.
Zurücke bleibt der Knappen Troß,
Ich gebe scheidend die Befehle,
Und schwinge mich behend aufs Roß
Und Gott empfehl ich meine Seele.

Kaum seh ich mich im ebnen Plan,
Flugs schlagen meine Docken an,
Und bang beginnt das Roß zu keuchen,
Und bäumet sich und will nicht weichen,
Denn nahe liegt, zum Knäul geballt,
Des Feindes scheußliche Gestalt,

htet. K-N. — 187: lag, G-N. — 188: erspähend, G-N. — Tag. g-N.
K-N. — Höllendrache K-N. — 195: jetzt G-N. — 196: Eh' G-N. —
G-N. — -kinde (ohne Komma) B-N. — 198: Sünde. K-N. — 202: steig'
205: auf's G-N. — 206: empfehl' G-N. — 207: seh' G-N, eb'nen B. —
en G-N. — 209: keuchen (ohne Komma) Q-N. — 210: weichen;
:, weichen: Q. — 212: Gestalt (ohne Komma) Q-N.

Und sonnet sich auf warmem Grunde,
Auf jagen ihn die flinken Hunde,
Doch wenden sie sich pfeilgeschwind
Als es den Rachen gähnend theilet,
Und von sich haucht den giftgen Wind,
Und winselnd wie der Schakal heulet.

Doch schnell erfrisch ich ihren Muth,
Sie fassen ihren Feind mit Wuth,
Indem ich nach des Thieres Lende
Aus starker Faust den Speer versende,
Doch machtlos wie ein dünner Stab
Prallt er vom Schuppenpanzer ab,
Und eh ich meinen Wurf erneuet,
Da bäumet sich mein Roß und scheuet
An seinem Basiliskenblick
Und seines Athems giftgem Wehen,
Und mit Entsetzen springts zurück,
Und jetzo wars um mich geschehen —

Da schwing ich mich behend vom Roß,
Schnell ist des Schwerdtes Schneide bloß,
Doch alle Streiche sind verloren,
Den Felsenharnisch zu durchbohren,
Und wüthend mit des Schweifes Kraft
[redacted]

Und eh es ihren Bissen sich
Entwindet, rasch erheb ich mich,
Erspähe mir des Feindes Blöße,
Und stoße tief ihm ins Gekröse
Nachbohrend bis ans Heft den Stahl,
Schwarzquellend springt des Blutes Strahl,
Hin sinkt es und begräbt im Falle
Mich mit des Leibes Riesenballe,
Daß schnell die Sinne mir vergehn,
Und als ich neugestärkt erwache,
Seh ich die Knappen um mich stehn,
Und todt im Blute liegt der Drache.

Des Beifalls lang gehemmte Lust
Befreit jezt aller Hörer Brust,
So wie der Ritter dieß gesprochen,
Und zehnfach am Gewölb gebrochen
Wälzt der vermischten Stimmen Schall
Sich brausend fort im Wiederhall,
Laut fodern selbst des Ordens Söhne,
Daß man die Heldenstirne kröne,
Und dankbar im Triumphgepräng 163
Will ihn das Volk dem Volke zeigen,
Da faltet seine Stirne streng
Der Meister und gebietet Schweigen.

Und spricht: Den Drachen, der dieß Land
Verheert, schlugst du mit tapfrer Hand,

K-N. — 244: erheb' G-N. — 246: in's B. — Gekröse, K-N. —
B. — Heft, Q. — Stahl. g K L B Q, Stahl; W-N. — 250: Riesen-
— 251: vergehn; L, vergehn. B Q W-N. — 253: Seh' G-N. —
je." (A wo zu Anfang keine Redezeichen standen) g K L B Q W-N;
-A G g G. — 255: Beyfalls L. — 256: jezt G-N. — 257: dies K B W-N,
- 258: Und, Q. — Gewölb' G-N. — gebrochen, Q. — 260: Wieder-
M N, Widerhall. B Q W. — 261: fordern B Q W M N. — 263: -gepräng'
64: zeigen; K-N. — 266: Schweigen — Q. — 267: dies K B-N. —
; K L B W-N, Hand: Q.

Ein Gott bist du dem Volke worden,
Ein Feind kommst du zurück dem Orden,
Und einen schlimmern Wurm gebahr
Dein Herz, als dieser Drache war.
Die Schlange, die das Herz vergiftet,
Die Zwietracht und Verderben stiftet,
Das ist der widerspenstige Geist,
Der gegen Zucht sich frech empöret,
Der Ordnung heilig Band zerreißt,
Denn der ist's, der die Welt zerstöret.

Muth zeiget auch der Mameluck,
Gehorsam ist des Christen Schmuck;
Denn wo der Herr in seiner Größe
Gewandelt hat in Knechtes Blöße,
Da stifteten, auf heiligem Grund,
Die Väter dieses Ordens Bund,
Der Pflichten schwerste zu erfüllen, 164
Zu bändigen den eignen Willen!
Dich hat der eitle Ruhm bewegt,
Drum wende dich aus meinen Blicken.


[redacted]

Und geht. Der folgt ihm mit dem Blicke,
Dann ruft er liebend ihn zurücke
Und spricht: Umarme mich mein Sohn!
Dir ist der härtre Kampf gelungen.
Nimm dieses Kreuz, es ist der Lohn
Der Demuth, die sich selbst bezwungen.

299: , mein K-N. — 300: härt're g K L B W-N. — 301: Kreuz. Es K-N.

95. Die Bürgschaft.

Ballade.

Zu Dionys dem Tyrannen schlich
Möros, den Dolch im Gewande,
Ihn schlugen die Häscher in Bande.
Was wolltest du mit dem Dolche, sprich!
Entgegnet ihm finster der Wütherich.
„Die Stadt vom Tyrannen befreien!“
Das sollst du am Kreutze bereuen.

Ich bin, spricht jener, zu sterben bereit,
Und bitte nicht um mein Leben,
Doch willst du Gnade mir geben,
Ich flehe dich um drey Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,

95. A: Musenalm. für 1799. S. 176. — G: 1, 34. — g: 1, 34. — G: 2.B
— g: 1, 34. — K: 9, 1, 89. — L: 2, 91. — B: 1, 315. — Q: 62. —
[redacted]

Ich lasse den Freund dir als Bürgen,
Ihn magst du, entrinn ich, erwürgen.

Da lächelt der König mit arger List, 177
Und spricht nach kurzem Bedenken:
Drey Tage will ich dir schenken.
Doch wisse! Wenn sie verstrichen die Frist,
Eh du zurück mir gegeben bist,
So muß er statt deiner erblassen,
Doch dir ist die Strafe erlassen.

Und er kommt zum Freunde: „der König gebeut,
Daß ich am Kreutz mit dem Leben
Bezahle das frevelnde Streben,
Doch will er mir gönnen drey Tage Zeit,
Bis ich die Schwester dem Gatten gefreit,
So bleib du dem König zum Pfande,
Bis ich komme, zu lösen die Bande."

Und schweigend umarmt ihn der treue Freund,
Und liefert sich aus dem Tyrannen,
Der andere ziehet von dannen.
Und ehe das dritte Morgenroth scheint,
Hat er schnell mit dem Gatten die Schwester vereint,
Eilt heim mit sorgender Seele,
Damit er die Frist nicht verfehle.

Da gießt unendlicher Regen herab, 178
Von den Bergen stürzen die Quellen,
Und die Bäche, die Ströme schwellen.

ntrinn' G-N. — 19: Drei G-g B-N. — schenken; K-N. — 20: wisse!
!-M, wisse, wenn M N. — verstrichen, die B Q N. — 21: Eh' B-Q. —
r K-N. — 25: Kreuz g-N. — 26: Streben; K-N. — 27: drei g G g B-N.
gefreit; K B-N, gefreyt; L. — 29: bleib' B Q. — 30: Bande. A. —
und (ohne Komma) Q-N. — 32: Tyrannen; Q-N. — 33: Andere B-M.
Und, Q. — 40: schwellen, K-N.

Und er kommt an's Ufer mit wanderndem Stab,
Da reißet die Brücke der Strudel hinab,
Und donnernd sprengen die Wogen
Des Gewölbes krachenden Bogen.

Und trostlos irrt er an Ufers Rand,
Wie weit er auch spähet und blicket
Und die Stimme, die rufende, schicket;
Da stößet kein Nachen vom sichern Strand,
Der ihn setze an das gewünschte Land,
Kein Schiffer lenket die Fähre,
Und der wilde Strom wird zum Meere.

Da sinkt er an's Ufer und weint und fleht,
Die Hände zum Zeus erhoben:
O hemme des Stromes Toben!
Es eilen die Stunden, im Mittag steht
Die Sonne, und wenn sie niedergeht,
Und ich kann die Stadt nicht erreichen,
So muß der Freund mir erbleichen.


[redacted]

Und gewinnt das Ufer und eilet fort,
Und danket dem rettenden Gotte,
Da stürzet die raubende Rotte
Hervor aus des Waldes nächtlichem Ort,
Den Pfad ihm sperrend, und schnaubet Mord
Und hemmet des Wanderers Eile
Mit drohend geschwungener Keule.

Was wollt ihr? ruft er für Schrecken bleich,
Ich habe nichts als mein Leben,
Das muß ich dem Könige geben!
Und entreißt die Keule dem nächsten gleich:
Um des Freundes Willen erbarmet euch!
Und drey, mit gewaltigen Streichen,
Erlegt er, die andern entweichen.

Und die Sonne versendet glühenden Brand
Und von der unendlichen Mühe
Ermattet sinken die Knie:
O hast du mich gnädig aus Räubershand,
Aus dem Strom mich gerettet ans heilige Land,
Und soll hier verschmachtend verderben,
Und der Freund mir, der liebende, sterben!

Und horch! da sprudelt es silberhell
Ganz nahe, wie rieselndes Rauschen,
Und stille hält er zu lauschen,
Und sieh, aus dem Felsen, geschwätzig, schnell,
Springt murmelnd hervor ein lebendiger Quell,
Und freudig bückt er sich nieder,
Und erfrischet die brennenden Glieder.

Gotte; Q-N. — 73: ihr, g-L. — für A G g G M] vor g K L V Q W M N. — chsten Q-M. — 77: willen g-N. — 78: drei, g G g V W-N, Drei, Q. — dern Q W M. — 80: Brand, g-N. — 81: Und, Q. — 82: Ermattet, V-N. ee; K L V, Kniee: G-g, Kniee. W-N. — 87: Und, Q. — silberhell, V-N. er, zu V-N. — 90: Und, Q. — sieh', V-Q.

Und die Sonne blickt durch der Zweige Grün,
Und mahlt auf den glänzenden Matten
Der Bäume gigantische Schatten,
Und zwey Wanderer sieht er die Straße ziehn,
Will eilenden Laufes vorüber fliehn,
Da hört er die Worte sie sagen:
Jetzt wird er ans Kreuz geschlagen.

Und die Angst beflügelt den eilenden Fuß,
Ihn jagen der Sorge Qualen,
Da schimmern in Abendroths Strahlen
Von ferne die Zinnen von Syrakus,
Und entgegen kommt ihm Philostratus,
Des Hauses redlicher Hüter,
Der erkennet entsetzt den Gebieter:

Zurück! du rettest den Freund nicht mehr,
So rette das eigene Leben!
Den Tod erleidet er eben.
Von Stunde zu Stunde gewartet' er
Mit hoffender Seele der Wiederkehr,
Ihm konnte den muthigen Glauben
Der Hohn des Tyrannen nicht rauben.

[redacted]

Und die Sonne geht unter, da steht er am Thor 182
Und sieht das Kreutz schon erhöhet,
Das die Menge gaffend umstehet,
An dem Seile schon zieht man den Freund empor,
Da zertrennt er gewaltig den dichten Chor:
„Mich, Henker! ruft er, erwürget,
Da bin ich, für den er gebürget!“

Und Erstaunen ergreifet das Volk umher,
In den Armen liegen sich beide,
Und weinen für Schmerzen und Freude.
Da sieht man kein Auge thränenleer,
Und zum Könige bringt man die Wundermähr,
Der fühlt ein menschliches Rühren,
Läßt schnell vor den Thron sie führen.

Und blicket sie lange verwundert an,
Drauf spricht er: Es ist euch gelungen,
Ihr habt das Herz mir bezwungen,
Und die Treue, sie ist doch kein leerer Wahn,
So nehmet auch mich zum Genossen an,
Ich sey, gewährt mir die Bitte,
In eurem Bunde der dritte.

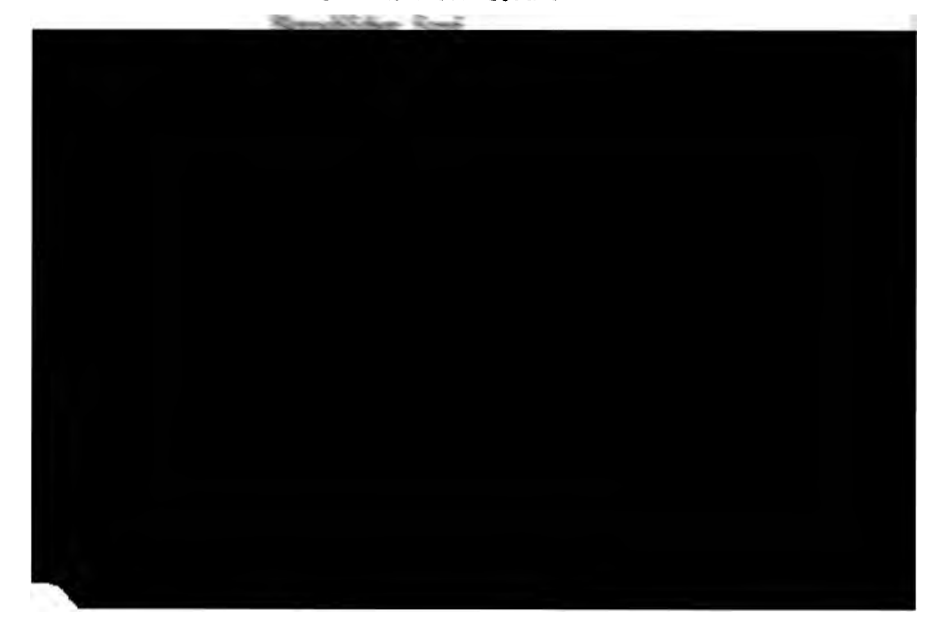
122: unter — da Q. — 123: Kreuz g-N. — erhöhet! W M. — 124: umstehet; -N. — 127: Henker, Q. — 129: ergreift K-M. — 130: Beyde, K L, Beide (ohne Komma) B Q W M, beide (ohne Komma) M N. — 131: für A-G] vor -N. — 133: Wundermähr; K L, Wundermähr'; B-N. — 135: Läßt K L. — -ren — Q W. — 136: an. Q W M, an; M N. — 140: an: Q, an! W-N. — 1: sei, M N. — 142: Dritte K-M.

96. Des Mädchens Klage.

Der Eichwald brauset,
Die Wolken ziehn,
Das Mägdlein sitzet
An Ufers Grün,
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie seufzt hinaus in die finstre Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet.

„Das Herz ist gebrochen,
Die Welt ist leer,
Und weiter giebt sie
Dem Wunsche nichts mehr.
Du Heilige, rufe dein Kind zurück,
Ich habe genossen das irdische Glück,
Ich habe gelebt und geliebet!“

Es rinnet der Thränen



Doch nenne, was tröstet und heilet die Brust
Nach der süßen Liebe verschwundener Lust,
Ich, die himmlische, wills nicht versagen.

„Laß rinnen der Thränen
Vergeblichen Lauf,
Es wecke die Klage
Den Todten nicht auf,
Das süßeste Glück für die traurende Brust,
Nach der schönen Liebe verschwundener Lust,
Sind der Liebe Schmerzen und Klagen.

: neune,] sage, S. — [22]: himmlische (ohne Komma) g, Himmlische S B-N. will's G-N. — [23]: Laß g-LQ. — [24]: Lauf! K-N. — [25]: Die Klage, sie S. — [26]: auf! K-N. — [27]: Daß A. — trauernde M N. — Brust (ohne Komma) Q-N. — [28]: Lust (ohne Komma) Q-N. — [29]: Klagen." B W M M. — S sind die beiden letzten Strophen von Schiller ausgestrichen." Vollmer.

97. Bürgerlied.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Scheu in des Gebürges Klüften
Barg der Troglodyte sich,
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich,
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land.
Weh dem Fremdling den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand!

[redacted]

Daß ſie hier vertraulich weile,
Iſt kein Obdach ihr gewährt,
Keines Tempels heitre Säule
Zeuget, daß man Götter ehrt.

Keine Frucht der ſüßen Aehren
Lädt zum reinen Mahl ſie ein,
Nur auf gräßlichen Altären
Dorret menſchliches Gebein.
Ja, ſo weit ſie wandernd kreiſte,
Fand ſie Elend überall,
Und in ihrem großen Geiſte
Jammert ſie des Menſchen Fall.

Find ich ſo den Menſchen wieder,
Dem wir unſer Bild geliehn,
Deſſen ſchöngeſtalte Glieder
Droben im Olympus blühn?
Gaben wir ihm zum Beſitze 191
Nicht der Erde Götterſchooß,
Und auf ſeinem Königſitze
Schweift er elend, heimatlos?

Fühlt kein Gott mit ihm Erbarmen,
Keiner aus der Selgen Chor
Hebet ihn mit Wunderarmen
Aus der tiefen Schmach empor?
In des Himmels ſelgen Höhen
Rühret ſie nicht fremder Schmerz,
Doch der Menſchheit Angſt und Wehen
Fühlet mein gequältes Herz.

22: gewährt; K-N. — 27: ein; K-N. — 30: ſoweit Q. — kreiſte A G M] iſte g G g K L, kreiste B Q W M N. — 34: Find' G-N. — 39: Götterſchoß, kLQ. — 40: Königsſitze W-N. — 41: heimathlos? L Q W-N. — 42: Erbar-n? L-N. — 43: Sel'gen G-N. — 46: ſel'gen G-N. — 47: Schmerz; K-N.

Daß der Mensch zum Menschen werde,
Stift' er einen ew'gen Bund
Gläubig mit der frommen Erde,
Seinem mütterlichen Grund,
Ehre das Gesetz der Zeiten
Und der Monde heil'gen Gang,
Welche still gemessen schreiten
Im melodischen Gesang.

Und den Nebel theilt sie leise,
Der den Blicken sie verhüllt,
Plötzlich in der Wilden Kreise
Steht sie da, ein Götterbild.
Schwelgend bei dem Siegesmahle
Findet sie die rohe Schaar,
Und die blutgefüllte Schaale
Bringt man ihr zum Opfer dar.

Aber schaudernd, mit Entsetzen,
Wendet sie sich weg und spricht:
Blut'ge Tigermahle netzen
Eines Gottes Lippen nicht.



Nimmt von ihres Kranzes Spitze 193
Einen Kern, mit Kraft gefüllt,
Senkt ihn in die zarte Ritze,
Und der Trieb des Keimes schwillt —

Und mit grünen Halmen schmücket
Sich der Boden alsobald,
Und so weit das Auge blicket
Wogt es wie ein goldner Wald.
Lächelnd segnet sie die Erde,
Flicht der ersten Garbe Bund,
Wählt den Feldstein sich zum Heerde,
Und so spricht der Göttinn Mund:

Vater Zeus, der über alle
Götter herrscht in Aethers Höhn!
Daß dieß Opfer dir gefalle,
Laß ein Zeichen jetzt geschehn!
Und dem unglückselgen Volke,
Das dich Hoher! noch nicht nennt,
Nimm hinweg des Auges Wolke,
Daß es seinen Gott erkennt!

Und es hört der Schwester Flehen 194
Zeus auf seinem hohen Sitz,
Donnernd aus den blauen Höhen
Wirft er den gezackten Blitz.
Prasselnd fängt es an zu lohen,
Hebt sich wirbelnd vom Altar,
Und darüber schwebt in hohen
Kreisen sein geschwinder Aar.

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,

mit g K L. — 81: schwillt. G - N. — 84: Und, Q, soweit Q - N. — z K - N. — 89: Und es spricht G - N. — Göttin K B - N. — 94: un- G - N. — 95: dich, Hoher, K - N. — 99: Sitz; K - N. — 106: Herr- g G L.

[illegible]
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Grenze Stein,
Und des Styx verborgne Mächte
Ladet sie zu Zeugen ein.

Und es kommt der Gott der Esse,
Zeus erfindungsreicher Sohn,
Bildner künstlicher Gefäße,
Hochgelehrt in Erzt und Thon.
Und er lehrt die Kunst der Zange
Und der Blasebälge Zug,
Unter seines Hammers Zwange
Bildet sich zuerst der Pflug.

Und Minerva, hoch vor allen
Ragend mit gewichtgem Speer,
Läßt die Stimme mächtig schallen
Und gebeut dem Götterheer.
Feste Mauren will sie gründen,
Jedem Schutz und Schirm zu seyn,

Und sie lenkt die Herrscherschritte 196
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heilgen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttinn Machtgebot,
Und die leichtgeschürzten Stunden 197
Fliegen ans Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen,
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,

nzgott g-L Q-M. — an. K-N. — 143: Saum; K-N. — 145: heil'-
— 150: Alle legen Q W. — 152: Und, Q. — 153: Krachend, B Q. —
kränzte g-N. — 157: Göttin K B-N. — 159: an's G g G g K-B. —
K-N. — 163: mit] in B. — Stoß, A-G. — 164: granit'nen B.

Schwingt sie in gewaltgen Händen
Hoch wie einen leichten Ball,
Und mit Hermes dem behenden
Thürmet er der Mauren Wall.

Aber aus den goldnen Saiten
Lockt Apoll die Harmonie,
Und das holde Maaß der Zeiten
Und die Macht der Melodie.
Mit neunstimmigem Gesange
Fallen die Kamönen ein,
Leise nach des Liedes Klange
Füget sich der Stein zum Stein.

Und der Thore weite Flügel
Setzet mit erfahrner Hand
Cybele und fügt die Riegel
Und der Schlösser festes Band,
Schnell durch rasche Götterhände
Ist der Wunderbau vollbracht,
Und der Tempel heitre Wände
Glänzen schon in Festes Pracht.

Und mit einem Kranz von Myrten
[redacted]

Und die neuen Bürger ziehen,
Von der Götter selgem Chor
Eingeführt, mit Harmonieen
In das gastlich ofne Thor,
Und das Priesteramt verwaltet 199
Ceres am Altar des Zeus,
Segnend ihre Hand gefaltet
Spricht sie zu des Volkes Kreis.

Freiheit liebt das Thier der Wüste,
Frei im Aether herrscht der Gott,
Ihrer Brust gewaltge Lüste
Zähmet das Naturgebot,
Doch der Mensch, in ihrer Mitte,
Soll sich an den Menschen reihn,
Und allein durch seine Sitte
Kann er frei und mächtig seyn.

Windet zum Kranze die goldenen Aehren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein,
Freude soll jedes Auge verklären,
Denn die Königin ziehet ein,
Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt,
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

---

gen G-N. — 196: Eingeführt (ohne Komma) W M M. — Harmonien
- 197: offne G-N. — Thor; W M N, Thor. A M. — 199: Zeus. K L,
— 201: Kreis: K-N. — 202: Freyheit K L. — 203: Frey K L. — Gott.
: gewalt'ge G-N. — 205: Naturgebot; K-N. — 207: reih'n G-L. —
K L. — sein M N. — 211: auch A G-N. — hinein! Q-N. — 212: ver-
— 213: Königinn G g G L. — 214: Heimath L W-N. — 217: Welt! Q-N.



Im Lichtkreis deiner Professoren,
Ein Vorbild weiser Prorektoren,
Ward im Bezirk von Rigas Thoren
Heut' sechs und vierzig Jahr geboren.
Ihn preisen längst als Arzt die Weißen und
Fürst, Adel, Bürger, Bau'r, Bergleute und
Hat Jemand seinen Kopf verloren,
Er stellt ihn her! Hat einer seine Nas' erfr
Er thaut sie wieder auf! Ist Wer mit Esels
Begabt, er stutzt sie ab! Hat Jemand Hahn
Statt Nägel, oder ist mit Pferdefuß geboren
Und hat sich ihn zum Beistand auserkoren,
Gebeut er der Natur im Styl der Korrektor
Vertatur Pferdefuß, ulcantur Hahnensporen
Er schielt nicht gleich nach Friedrichsd'oren
In seiner Kranken Hand. Sie sind in Rock
Und Zobelpelz ihm gleich. Im Chor der P
Beweiset seinen Rang ein Heer von Auditore
Ihr Beifall strömt ihm zu, sobald die Nacht
Den Platz geräumt, und strömt noch, wenn
Den Einlaß schon gesperrt an allen Himmels

Und sie lenkt die Herrscherschritte 196
Durch des Feldes weiten Plan,
Und an ihres Fußes Tritte
Heftet sich der Grenzgott an,
Messend führet sie die Kette
Um des Hügels grünen Saum,
Auch des wilden Stromes Bette
Schließt sie in den heilgen Raum.

Alle Nymphen, Oreaden,
Die der schnellen Artemis
Folgen auf des Berges Pfaden,
Schwingend ihren Jägerspieß,
Alle kommen, alle legen
Hände an, der Jubel schallt,
Und von ihrer Aexte Schlägen
Krachend stürzt der Fichtenwald.

Auch aus seiner grünen Welle
Steigt der Schilfbekränzte Gott,
Wälzt den schweren Floß zur Stelle
Auf der Göttinn Machtgebot,
Und die leichtgeschürzten Stunden 197
Fliegen ans Geschäft, gewandt,
Und die rauhen Stämme runden
Zierlich sich in ihrer Hand.

Auch den Meergott sieht man eilen,
Rasch mit des Tridentes Stoß
Bricht er die granitnen Säulen
Aus dem Erdgerippe los,

änzgott g-LQ-M. — an. K-N. — 143: Saum; K-N. — 145: heil'-
. — 150: Alle legen QW. — 152: Und, Q. — 153: Krachend, BQ. —
ekränzte g-N. — 157: Göttin KB-N. — 159: an's G g G g K-B. —
K-N. — 163: mit] in B. — Stoß, A-G. — 164: granit'nen B.

99. Nänie.

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwing
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurük sein Geschenk.
Nicht stillt Afrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wann er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu seyn im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

100. Die drey Alter der Natur. 317

Leben gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs neu giebt die Vernunft ihr zurück.

101. Tonkunst. 321

Leben athme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter,
Aber die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

102. Der Gürtel. 322

In dem Gürtel bewahrt Afrodite der Reize Geheimniß,
Was ihr den Zauber verleiht, ist was sie bindet, die Schaam.

---

100. G: 1, 317. — g: 1, 317. — G: 3. Buch. — g: 1, 317. — K: 9, 1, 247. — L: 2, 250. — B: 1, 464. — Q: 92. — W: 1, 388. — M: 2, 210. — M: 1, 364. — N: 1, 352. — 1: drei g G g B-N. — 3: auf's L-B. — Neu K L, Neu' B Q. — gibt g K-N.

101. G: 1, 321. — g: 1, 321. — G: 3. Buch. — g: 1, 321. — K: 9, 1, 250. — L: 2, 253. — B: 1, 466. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 211. — M: 1, 366. — N: 1, 354. — 2: fordr' L-N. — Dichter; K-N.

102. G: 1, 322. — g: 1, 322. — G: 3. Buch. — g: 1, 322. — K: 9, 1, 251. — L: 2, 254. — B: 1, 467. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 212. — M: 1, 366. — N: 1, 354. — 2: Aphrodite B-N. — Geheimniß; K L B M M, Geheimniß: Q M N. — 3: ist, K-N. — Scham. K-N.



Dreifach ist des Raumes Maaß.
Rastlos, fort ohn Unterlaß
Strebt die Länge, fort ins Weite
Endlos gießet sich die Breite,
Grundlos senkt die Tiefe sich.
Dir ein Bild sind sie gegeben.
Rastlos vorwärts mußt du streben,
Nie ermüdet stille stehn,
Willst du die Vollendung sehn,
Mußt ins Weite dich entfalten,
Mit allfassendem Gefühl,
Soll sich dir die Welt gestalten,
In die Tiefe mußt du steigen, •
Soll sich dir das Wesen zeigen. —
Nur Beharrung führt zum Ziel,
Nur die Fülle führt zur Klarheit,
Und im Abgrund wohnt die Wahrh

---

103. A: Musenalm. für 1800. S. 209 f. — G: 1, 112. G: 1a. — g: 1, 112. — K: 9, 1, 230. — L: 2, 233. —

Summirt, wie viel durch Transspiration verloren,
(Zu deutsch: verschwitzet wird), auch wenn er den Prätoren
Aus Lungenproben zeigt, ob infans todt geboren, — —
„'s muß in sein Kabinet!" Ist jemand hier erfroren,
Ersäuft, geköpft, gehenkt, er bleibt nicht ungeschoren,
Er wird anatomirt. Ist Einer blind geboren,
Er muß in's Clinicum. Und blieb er ungeboren,
Muß er als Embryo in seinem Branntwein schmoren.
Hat eine Dirne wo den Ehrenkranz verloren,
So wird die Frucht verstohlener Amoren
Als Exercitium für Obstetrikatoren
Lodero praeside methodice geboren.
Doch ist sein Kopf nicht ganz in Medicin verloren.
Nein, er versteht Hebrä'sch und findet die drei Mohren
Nach Danzens Lehr' so gut, als bibelfest Pastoren.
Er lieset brittische, französische Autoren;
Ist Göthe's Werthern hold und Bürger's Leonoren,
Hat Augen für die Kunst, musikgelehrte Ohren,
Und kennt, trotz Hamburgs Speditoren,
Die Werke für Geschmack, geräuchert wie gefroren,
Gepökelt wie gedörrt, kandirt, gebrannt, gemischt, gegohren,
Kurz er steht seinen Mann, und hätt' von Polyhistoren
Sich eine ganze Schaar ihn abzutrumpfen auch verschworen! —
Drob hat ihn manche Zunft gelehrter Senatoren
Zum Ehrenmitglied sich erkoren.
Und manches Werk von ihm, von kritischen Censoren
Gelobt, geht aus und ein zu Leipzigs Handelsthoren,
Verlegt von Sosiern und Industriekomptoren.
Noch könnt' ich viel von ihm rumoren,
Als Muster guter Prorektoren,
Doch weil darüber schon nachrichtlich Herr von Gohren
In Protokollen spricht und auch mein Reim auf Oren
Mir schon die Zunge lähmt, auch übertäubt die Ohren;
So brech' ich ab mit Gunst der Musen und der Horen,
Man möchte, fürchte ich, mir einen Esel bohren
Und schrei'n: „der Versemann hat gar zu lange Ohren!"

[illegible] Nänie. 225

Auch das Schöne muß sterben! Das Menschen und Götter bezwinget,
Nicht die eherne Brust rührt es des stygischen Zeus.
Einmal nur erweichte die Liebe den Schattenbeherrscher,
Und an der Schwelle noch, streng, rief er zurück sein Geschenk.
Nicht stillt Aphrodite dem schönen Knaben die Wunde,
Die in den zierlichen Leib grausam der Eber geritzt.
Nicht errettet den göttlichen Held die unsterbliche Mutter,
Wenn er, am skäischen Thor fallend, sein Schicksal erfüllt.
Aber sie steigt aus dem Meer mit allen Töchtern des Nereus,
Und die Klage hebt an um den verherrlichten Sohn.
Siehe! Da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle, 226
Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt.
Auch ein Klaglied zu sein im Mund der Geliebten ist herrlich,
Denn das Gemeine geht klanglos zum Orkus hinab.

[redacted]

100. Die drey Alter der Natur. 317

m gab ihr die Fabel, die Schule hat sie entseelet,
Schaffendes Leben aufs neu giebt die Vernunft ihr zurück.

101. Tonkunst. 321

m athme die bildende Kunst, Geist fodr' ich vom Dichter,
Über die Seele spricht nur Polyhymnia aus.

102. Der Gürtel. 322

dem Gürtel bewahrt Afrodite der Reize Geheimniß,
Was ihr den Zauber verleiht, ist was sie bindet, die Schaam.

. G: 1, 317. — g: 1, 317. — G: 3. Buch. — g: 1, 317. — K: 9, 1,
— L: 2, 250. — B: 1, 464. — Q: 92. — W: 1, 388. — M: 2, 210.
: 1, 364. — N: 1, 352. — [1]: drei g G g B - N. — [3]: auf's L - B. —
L, Neu' B Q. — gibt g K - N.
. G: 1, 321. — g: 1, 321. — G: 3. Buch. — g: 1, 321. — K: 9, 1,
— L: 2, 253. — B: 1, 466. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 211.
: 1, 366. — N: 1, 354. — [2]: fordr' L - N. — Dichter; K - N.
. G: 1, 322. — g: 1, 322. — G: 3. Buch. — g: 1, 322. — K: 9, 1,
— L: 2, 254. — B: 1, 467. — Q: 92. — W: 1, 390. — M: 2, 212.
: 1, 366. — N: 1, 354. — [2]: Aphrodite B - N. — Geheimniß; K L B M M,
mniß: Q M N. — [3]: ist, K - N. — Scham. K - N.



104. Das Lied von der Glocke.

Vivos voco. Mortuos plango. Fulgura frango.

Fest gemauert in der Erden
Steht die Form, aus Lehm gebrannt.
Heute muß die Glocke werden,
Frisch, Gesellen! seyd zur Hand.
Von der Stirne heiß
Rinnen muß der Schweiß,
Soll das Werk den Meister loben,
Doch der Segen kommt von oben.

Zum Werke, das wir ernst bereiten,
Geziemt sich wohl ein ernstes Wort;
Wenn gute Reden sie begleiten,
Dann fließt die Arbeit munter fort.
So laßt uns jetzt mit Fleiß betrachten,
Was durch die schwache Kraft entspringt,
Den schlechten Mann muß man verachten, 244
Der nie bedacht, was er vollbringt.
Das ist's ja, was den Menschen zieret
Und dazu ward ihm der Verstand,
Daß er im innern Herzen spüret,
Was er erschafft mit seiner Hand.

: Musenalm. f. 1800 S. 243 ff. — G: 1, 91 ff. — g: 1, 91 ff. —
h. — g: 1, 91 ff. — K: 9, 1, 170 ff. — L: 2, 173 ff. — B: 1,
Q: 77. — W: 1, 340. — M: 2, 148. — M: 1, 313. — N: 1, 308.
ste Erwähnung des „Glockengießerliedes" kommt in einem Briefe an
Juli 1797 (Nr. 342) vor; die Zeit der Vollendung hat Schiller nicht
G g g K L geben 1799. Am 30. Sept. 1799 sandte Schiller das Ge-
e Druckerei (Kalender S. 82). — [6]: Gesellen, Q-N. — seid M N. —
N. — [9]: loben; K-N. — [10]: Oben. Q. — [16]: entspringt; K-N.

Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus.
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freye Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen
[redacted]

Denn mit der Freude Feyerklange
Begrüßt sie das geliebte Kind
Auf seines Lebens erstem Gange,
Den es in Schlafes Arm beginnt;
Ihm ruhen noch im Zeitenschooße
Die schwarzen und die heitern Loose,
Der Mutterliebe zarte Sorgen 246
Bewachen seinen goldnen Morgen —
Die Jahre fliehen pfeilgeschwind.
Vom Mädchen reißt sich stolz der Knabe,
Er stürmt ins Leben wild hinaus,
Durchmißt die Welt am Wanderstabe,
Fremd kehrt er heim in's Vaterhaus,
Und herrlich, in der Jugend Prangen,
Wie ein Gebild aus Himmels Höh'n,
Mit züchtigen, verschämten Wangen
Sieht er die Jungfrau vor sich stehn.
Da faßt ein namenloses Sehnen
Des Jünglings Herz, er irrt allein,
Aus seinen Augen brechen Thränen,
Er flieht der Brüder wilden Reihn.
Erröthend folgt er Ihren Spuren,
Und ist von ihrem Gruß beglückt;
Das Schönste sucht er auf den Fluren,
Womit er seine Liebe schmückt.
O! zarte Sehnsucht, süßes Hoffen,
Der ersten Liebe goldne Zeit,
Das Auge sieht den Himmel offen, 247
Es schwelgt das Herz in Seligkeit,
O! daß sie ewig grünen bliebe,
Die schöne Zeit der jungen Liebe!

rklange g G g B-N. — 55: Zeitenschoße g K L Q. — 56: Loose; K L B W-N, 61: in's G g G L B. — 62: Wanderstabe. G. — 63: ins K Q W-N. — Vater- Vaterhaus. W-N. — 65: Himmels-Höh'n, K L, Himmelshöhn, B Q W-N. — I, 260, 40ff. — 71: Reih'n. G g G g K L B M N. — 72: ihren g G g K-N. — hne Komma) Q-N. — 73: beglückt, G-N. — 76: O zarte Q-N. — Hoffen! M N. it! M N. — 79: Seligkeit — Q, Seligkeit; W-N. — 80: O, daß Q-N.

Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus.
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freye Tochter der Natur.
Wehe, wenn sie losgelassen
Wachsend ohne Widerstand
Durch die volkbelebten Gassen
Wälzt den ungeheuren Brand!
… den … hassen
[redacted]

Und pflanzen und schaffen,
Erlisten, erraffen,
Muß wetten und wagen
Das Glück zu erjagen.
Da strömet herbey die unendliche Gabe,
Es füllt sich der Speicher mit köstlicher Haabe,
Die Räume wachsen, es dehnt sich das Haus.
Und drinnen waltet 249
Die züchtige Hausfrau,
Die Mutter der Kinder,
Und herrschet weise
Im häuslichen Kreise,
Und lehret die Mädchen
Und wehret den Knaben,
Und reget ohn' Ende
Die fleißigen Hände,
Und mehrt den Gewinn
Mit ordnendem Sinn,
Und füllet mit Schätzen die duftenden Laden,
Und dreht um die schnurrende Spindel den Faden,
Und sammelt im reinlich geglätteten Schrein
Die schimmernde Wolle, den schneeigten Lein,
Und füget zum Guten den Glanz und den Schimmer,
Und ruhet nimmer.
Und der Vater mit frohem Blick
Von des Hauses weitschauendem Giebel
Ueberzählet sein blühend Glück, 250
Siehet der Pfosten ragende Bäume,
Und der Scheunen gefüllte Räume
Und die Speicher, vom Segen gebogen,
Und des Kornes bewegte Wogen,

ct g G g B-N. — 116: Habe, g-QMN, Habe; WM. — 117: Haus,
123: Mädchen, G = B M N. — 123—124: sind in G zu einer Zeile
— 128: Sinn. G g G g K B, Sinn (ohne Interpunction) Q. —
gten K-Q, schneeichten M. — 138: Bäume (ohne Komma) Q-N. —
;, B W M.

Rühmt sich mit stolzem Mund:
Fest wie der Erde Grund
Gegen des Unglücks Macht
Steht mir des Hauses Pracht!
Doch mit des Geschickes Mächten
Ist kein ew'ger Bund zu flechten,
Und das Unglück schreitet schnell.

Wohl! Nun kann der Guß beginnen,
Schön gezacket ist der Bruch.
Doch, bevor wir's lassen rinnen,
Betet einen frommen Spruch!
Stoßt den Zapfen aus!
Gott bewahr' das Haus.
Rauchend in des Henkels Bogen
Schießt's mit feuerbraunen Wogen.

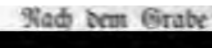
Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,
Und was er bildet, was er schafft,
Das dankt er dieser Himmelskraft;
Doch furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur
Die freye Tochter der Natur.

Aus der Wolke, ohne Wahl,
Zuckt der Strahl!
Hört ihr's wimmern hoch vom Thurm!
Das ist Sturm!
Roth wie Blut 252
Ist der Himmel.
Das ist nicht des Tages Glut!
Welch Getümmel
Straßen auf!
Dampf wallt auf!
Flackernd steigt die Feuersäule,
Durch der Straße lange Zeile
Wächst es fort mit Windeseile,
Kochend wie aus Ofens Rachen
Glühn die Lüfte, Balken krachen,
Pfosten stürzen, Fenster klirren,
Kinder jammern, Mütter irren,
Thiere wimmern
Unter Trümmern,
Alles rennet, rettet, flüchtet,
Taghell ist die Nacht gelichtet,
Durch der Hände lange Kette
Um die Wette
Fliegt der Eimer, hoch im Bogen
Sprützen Quellen, Wasserwogen.
Heulend kommt der Sturm geflogen, 253

rm? K-M. — 178: Roth, wie Blut, K-N. — 179: Himmel, G, Himmel; - 180: Gluth! M N. — 181: Getümmel, W. — 186: Windeseile. B Q, ; W-N. — 187: Kochend, B-N. — Rachen, B-N. — 192: Trümmern: Q, ; W-N. — 194: gelichtet. B Q, gelichtet; W-N. — Eimer; W-N. — n K N. — Quellen (ohne Komma) g K-N (diese Art der Interpunction n Sinn; „Wasserwogen“ bildet die Steigerung von „Quellen“: es ellen, ja ganze Wasserwogen in die Höhe. Die Interpunction in g N ellen zum Subject und Wasserwogen zum Object, woran Schiller nicht

Kaum eine andre Stelle in den Werken Schillers hat zu absurderen ersuchen Anlaß gegeben als diese; z. B. Quellen solle sich auf das r und Wasserwogen auf das Wasser des Flusses beziehen).

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] der [illegible] der Götter[illegible],
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] Stürme [illegible],
In den [illegible]
[illegible] das Grauen,
Und des Himmels Welten schauen
Hoch hinein.

Einen Blick

Nach dem Grabe

[redacted]

Wird's auch schön zu Tage kommen,
Daß es Fleiß und Kunst vergilt?
Wenn der Guß mißlang?
Wenn die Form zersprang?
Ach! vielleicht indem wir hoffen
Hat uns Unheil schon getroffen.

Dem dunkeln Schooß der heil'gen Erde
Vertrauen wir der Hände That,
Vertraut der Sämann seine Saat
Und hofft, daß sie entkeimen werde
Zum Segen, nach des Himmels Rath.
Noch köstlicheren Saamen bergen
Wir traurend in der Erde Schooß,
Und hoffen, daß er aus den Särgen
Erblühen soll zu schönerm Loos.
Von dem Dome
Schwer und bang
Tönt die Glocke
Grabgesang.
Ernst begleiten ihre Trauerschläge
Einen Wandrer auf dem letzten Wege.
Ach! die Gattin ist's, die theure,
Ach! es ist die treue Mutter,
Die der schwarze Fürst der Schatten
Wegführt aus dem Arm des Gatten,
Aus der zarten Kinder Schaar,
Die sie blühend ihm gebahr,

: Viehoff (Schillers Gedichte 1856. 3, 306), der die Fragezeichen der len in Ausrufungszeichen verwandelt und diese unnütze Veränderung zu ucht, verwandelt hier stillschweigend Schillers Worte in: Daß es Müh' und t. Ebenso willkürlich und still schreibt er 258: Mutterbrust statt treuen 235: Ach, Q-N. — vielleicht, .. hoffen, G-N. — 237: Schoß gKLQ. men L-N. — 243: trauernd V-N. — Schoß, gKL Schoß (ohne Schooß (ohne Komma) WMN. — 246: Absatz in g-N. — Dome, 47: bang, K-N. — 252: Ach, die N. — Gattinn GgGL. — 257: ge-

Die sie an der treuen Brust
Wachsen sah mit Mutterlust —
Ach! des Hauses zarte Bande
Sind gelöst auf immerdar,
Denn sie wohnt im Schattenlande,
Die des Hauses Mutter war,
Denn es fehlt ihr treues Walten,
Ihre Sorge wacht nicht mehr,
An verwaister Stätte schalten
Wird die Fremde, liebeleer.

Bis die Glocke sich verkühlet
Laßt die strenge Arbeit ruhn,
Wie im Laub der Vogel spielet
Mag sich jeder gütlich thun.
Winkt der Sterne Licht,
Ledig aller Pflicht
Hört der Pursch die Vesper schlagen,
Meister muß sich immer plagen.

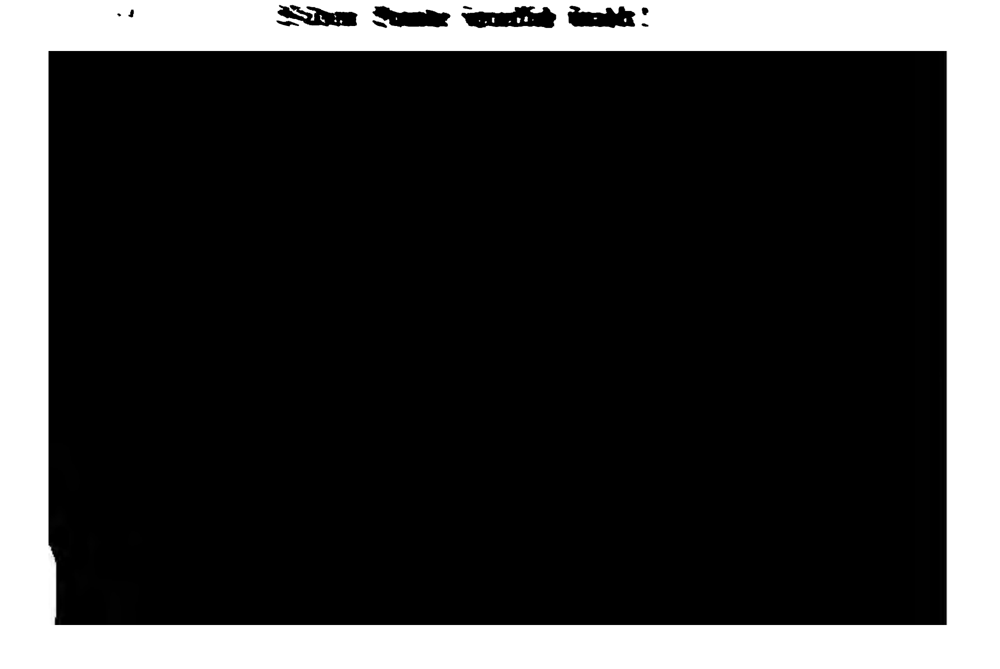
Munter fördert
Seine Schritte
Fern im wilden Forst der Wandrer
Nach der lieben Heimathhütte.

[redacted]

Schwer herein
Schwankt der Wagen,
Kornbeladen,
Bunt von Farben
Auf den Garben
Liegt der Kranz,
Und das junge
Volk der Schnitter
Fliegt zum Tanz.
   Markt und Straße
Werden stiller,
Um des Lichts gesell'ge Flamme
Sammeln sich die Hausbewohner,
Und das Stadtthor
Schließt sich knarrend.
   Schwarz bedecket
Sich die Erde, 258
Doch den sichern Bürger schrecket
Nicht die Nacht,
Die den Bösen gräßlich wecket,
Denn das Auge des Gesetzes wacht.
   Heil'ge Ordnung, segenreiche
Himmelstochter, die das Gleiche
Frey und leicht und freudig bindet,
Die der Städte Bau gegründet,
Die herein von den Gefilden
Rief den ungesell'gen Wilden,
Eintrat in der Menschen Hütten,
Sie gewöhnt zu sanften Sitten
Und das theuerste der Bande
Wob, den Trieb zum Vaterlande!

nbeladen; K-N. — 295: nicht eingerückt G-N. — 295–296: in g G-N Zeile verbunden. — 296: stiller (ohne Komma) G (gegen die Quelle g). K N. — 297: Licht's g G g K L. — 299–300: in g G-N zu Einer Zeile — 301: nur in A G eingerückt; in G auch Absatz. — 302: Erde; Q-N. ckef: Q, wecket; W-N. — 307: in G nicht eingerückt. — 307: segens- - 309: Frei g G g B-N.

259



Wenn die Glock' soll auferstehen
Muß die Form in Stücken gehen.

Der Meister kann die Form zerbrechen
Mit weiser Hand, zur rechten Zeit,
Doch wehe, wenn in Flammenbächen
Das glühnde Erz sich selbst befreyt!
Blind wüthend mit des Donners Krachen
Zersprengt es das geborstne Haus,
Und wie aus offnem Höllenrachen
Speyt es Verderben zündend aus;
Wo rohe Kräfte sinnlos walten,
Da kann sich kein Gebild gestalten,
Wenn sich die Völker selbst befreyn,
Da kann die Wohlfahrt nicht gedeihn.
Weh, wenn sich in dem Schooß der Städte
Der Feuerzunder still gehäuft,
Das Volk, zerreissend seine Kette, 261
Zur Eigenhilfe schrecklich greift!
Da zerret an der Glocke Strängen
Der Aufruhr, daß sie heulend schallt,
Und nur geweiht zu Friedensklängen
Die Losung anstimmt zur Gewalt.
Freyheit und Gleichheit! hört man schallen,
Der ruh'ge Bürger greift zur Wehr,
Die Straßen füllen sich, die Hallen,
Und Würgerbanden ziehn umher,
Da werden Weiber zu Hyänen
Und treiben mit Entsetzen Scherz,

…: Glock WM. — 350: Zeit; K-N. — 352: befreit! gGgB-N. — 353: Blind-…end G-N. — 354: geborst'ne L. — 356: Speit gG-N. — aus. Q-N. …: gestalten; K-N. — 359: befrein gGgB-N. — 361: Weh', BQ. — Schoß … — 363: zerreißend K-N. — Kette (ohne Komma) KL. — 364: Eigenhülfe … — 367: Und, L-N — Friedensklängen B-N. — 369: Freiheit gGgB-N. …schallen; K-N. — 370: Wehr. K-BW, Wehr'. Q. — 372: umher. K-N. — Scherz: K-Q, Scherz; W-N.



Hoch überm niedern Erdenleben
Soll sie in blauem Himmelszelt
Die Nachbarin des Donners schweben
Und gränzen an die Sternenwelt,
Soll eine Stimme seyn von oben,
Wie der Gestirne helle Schaar,
Die ihren Schöpfer wandelnd loben
Und führen das bekränzte Jahr.
Nur ewigen und ernsten Dingen
Sey ihr metallner Mund geweiht,
Und stündlich mit den schnellen Schwingen
Berühr' im Fluge sie die Zeit,
Dem Schicksal leihe sie die Zunge,
Selbst herzlos, ohne Mitgefühl,
Begleite sie mit ihrem Schwunge
Des Lebens wechselvolles Spiel.
Und wie der Klang im Ohr vergehet,
Der mächtig tönend ihr entschallt,
So lehre sie, daß nichts bestehet, 264
Daß alles Irdische verhallt.

Jetzo mit der Kraft des Stranges
Wiegt die Glock' mir aus der Gruft,
Daß sie in das Reich des Klanges
Steige, in die Himmelsluft.
Ziehet, ziehet, hebt!
Sie bewegt sich, schwebt.
Freude dieser Stadt bedeute,
Friede sey ihr erst Geläute.

---

r'm G-B. — 406: im blauen K-N. — 407: Nachbarinn G g C K L.
s, B-N. — 408: grenzen B M N. — 409: sein M N. — Oben, Q. —
K L. — 414: Sei M N. — 416: Zeit. K-N. — 417: Zunge; K-N. —
st G-N. — 422: Der, .. tönend, Q. — 428: Himmelsluft! K-N. —
t, G-G, schwebt! g K-N. — 432: sei M N.

Drey Worte hört man, bedeutungschwer,
Im Munde der Guten und Besten,
Sie schallen vergeblich, ihr Klang ist lee
Sie können nicht helfen und trösten,
Verscherzt ist dem Menschen des Lebens
Solang er die Schatten zu haschen sucht.

Solang er glaubt an die goldene Zeit,
Wo das Rechte, das Gute wird sieg
Das Rechte, das Gute führt ewig Strei
Nie wird der Feind ihm erliegen,
Und erstikst du ihn nicht in den Lüften
Stets wächst ihm die Kraft auf der Er

Solang er glaubt, daß das buhlende Gl
Sich dem Edeln vereinigen [illegible]de,
Dem Schlechten folgt es mit Liebesblik,
Nicht dem Guten gehöret die Erde.
Er ist ein Fremdling, er wandert aus,
Und suchet ein unvergänglich Haus.

105: A: Taschenb. für Damen auf d. J. 1801. S. 197. -
g: 1, 298 f. — G: 4. Buch. — g: 1, 298. — K: 9, 1,
— B: 1, 443. — Q: 88. — W: 1, 376. — M: 2, 194.
N: 1, 339. — [2]: Drei G g G g B - N. — man bedeutungsch



Solang er wähnt, daß dem irdschen Verstand
Die Wahrheit je wird erscheinen,
Ihren Schleier hebt keine sterbliche Hand,
Wir können nur rathen und meinen.
Du kerkerst den Geist in ein tönend Wort,
Doch der Freye wandelt im Sturme fort.

Drum edle Seele! entreiß dich dem Wahn,
Und den himmlischen Glauben bewahre.
Was kein Ohr vernahm, was die Augen nicht sahn,
Es ist dennoch, das Schöne, das Wahre!
Es ist nicht draussen, da sucht es der Thor,
Es ist in dir, du bringst es ewig hervor.



ang' G, So lang' gGgKLB, So lang W-N. — wähnt A] ·N. — ird'schen G-N. — 21: erscheinen — K-N. — 22: Schleyer neynen. G. — 25: freie G-gBM-N, Freie QW, freye KL (der große chstabe des Adjectivs in A soll nur betonen und hat den Werth des Unteral als ob freie gedruckt stehe). — 26: Drum, K-N. — Seele, G-N. — Q. — Wahn (ohne Komma) G-LQ. — 29: dennoch (ohne Komma, unntung nahe legend) G-N. — 30: draußen, G-N. — Thor; K-N.

[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible] auf der Spur des Drachen und des Ritters



Denn dort, wo Sklaven knien, Despoten walten, 271
Wo sich die eitle Aftergröße bläht,
Da kann die Kunst das Edle nicht gestalten,
Von keinem Ludwig wird es ausgesät,
Aus eig'ner Fülle muß es sich entfalten,
Es borget nicht von ird'scher Majestät,
Nur mit der Wahrheit wird es sich vermählen,
Und seine Glut durchflammt nur freie Seelen.

Drum nicht in alte Fesseln uns zu schlagen
Erneuerst du dieß Spiel der alten Zeit,
Nicht uns zurück zu führen zu den Tagen
Charakterloser Minderjährigkeit,
Es wär' ein eitel und vergeblich Wagen,
Zu fallen ins bewegte Rad der Zeit,
Geflügelt fort entführen es die Stunden,
Das Neue kommt, das Alte ist verschwunden.

Erweitert jetzt ist des Theaters Enge,
In seinem Raume drängt sich eine Welt,
Nicht mehr der Worte rednerisch Gepränge,
Nur der Natur getreues Bild gefällt,
Verbannet ist der Sitten falsche Strenge, 272
Und menschlich handelt, menschlich fühlt der Held,
Die Leidenschaft erhebt die freien Töne,
Und in der Wahrheit findet man das Schöne.

Doch leicht gezimmert nur ist Thespis Wagen,
Und er ist gleich dem acheront'schen Kahn,
Nur Schatten und Idole kann er tragen,
Und drängt das rohe Leben sich heran,

..alten; KLB. — 22: ausgesät; Q. — 26: Gluth MN. — 28: dies KB-N. ..Nicht, L-N. — 30: ..keit. K-N. — 32: Zeit: K-Q, Zeit; W-N. — ..nden; K-M. — 34: verschwunden, g. — 36: Welt; K-N. — 38: gefällt; - 40: Held. K-N. — 41: freyen KL. — 43: Thespis g KLB, Thespis' N. — ..n: K-Q, Kahn; W-N. — 46: Und, Q.

Hexe.

Einen Fischer fand ich zerlumpt u
Der trocknete singend die Netze,
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als besäß er köstliche Schätze,
Und den Morgen, den Abend, nimme
Begrüßt' er mit seinem lustigen Liede.
Mich verdroß des Bettlers froher Ges
Ich hatt's ihm geschworen schon lang

Und als er wieder zu fischen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden
Im Netze, da lag es blank und baar,
Daß fast ihm die Augen erblinden.
Er nahm den höllischen Feind ins Ha
Mit seinem Gesange da war es aus.

Chor der Hexen.

Er nahm den höllischen Feind ins
Mit seinem Gesange da war es au

107. A: Taschenbuch auf das Jahr 1802. Der Liebe
widmet. Bremen bei Friedrich Wilmans. S. 175—17

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das wahre preißt,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden, 274
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

---

[75]: werden; K-B, werden! WMN. — [76]: Geist; W-N. — [77]: Geberden -N. — [78]: der Sinn, der GgGg, der Sinn, der K-N. — Wahre K-N. preist, g, preist; KL, preist; B-M, preist! MN. — [80]: komme, wie Q-N.

107. Aus Macbeth.

1. Der Fischer.

Lied der Hexen im Macbeth.

Hexe.

Einen Fischer fand ich zerlumpt und arm,
Der flickte singend die Netze,
Und trieb sein Handwerk ohne Harm,
Als besäß er köstliche Schätze,
Und den Morgen, den Abend, nimmer müde,
Begrüßt' er mit seinem lustigen Liede.
Mich verdroß des Bettlers froher Gesang,
Ich hatt's ihm geschworen schon lang und lang.

Und als er wieder zu fischen war,
Da ließ ich einen Schatz ihn finden,
Im Netze, da lag es blank und baar,
Daß ihm die Augen erblinden.
[illegible] ihm die [illegible] Feind ins Haus,
[redacted]

1. Hexe.

Und lebte wie der verlorene Sohn,
Ließ allen Gelüsten den Zügel,
Und der falsche Mammon er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt.

Chor der Hexen. 178

Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt.

Hexe.

Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Schaam,
Er ergab sich dem höllischen Feinde,
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand,
Und zog als Räuber durch das Land.

Chor der Hexen.

Mit seiner Seele lößt' er das Pfand,
Fest hielt ihn die Hölle an goldenem Band.

Hexe.

Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn
Mit bleich gehärmeten Wangen.
Und hörte, wie er verzweifelnd sprach:
Falsche Nixe! du hast mich betrogen.
Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach,
Und stürzt sich hinab in die Wogen.

19: Erste Hexe. B C. — 20: verlorne B C. — 21: allem B. — 36–39: fehlen B C.
43: gehärmten B.

[illegible]

[illegible]
[illegible]

[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[redacted]

108. Die deutsche Muse. 26

Kein Augustisch Alter blühte,
Keines Medizäers Güte
    Lächelte der deutschen Kunst,
Sie ward nicht gepflegt vom Ruhme,
Sie entfaltete die Blume
    Nicht am Strahl der Fürstengunst.

Von dem größten deutschen Sohne,
Von des großen Friedrichs Throne
    Gieng sie schutzlos, ungeehrt.
Rühmend darfs der Deutsche sagen,
Höher darf das Herz ihm schlagen,
    Selbst erschuf er sich den Werth.

Darum steigt in höherm Bogen, 27
Darum strömt in vollern Wogen
    Deutscher Barden Hochgesang,
Und in eig'ner Fülle schwellend,
Und aus Herzens Tiefen quellend
    Spottet er der Regeln Zwang.

---

08. G: 2, 26. — g: 2, 26. — G: 4. Buch. — g: 2, 26. — K: 9, 1, 193. L: 2, 197. — B: 1, 413. — Q: 82. — W: 1, 358. — M: 2, 170. — 1, 331. — N: 1, 321. — Ein Nachklang des Gedichtes an Goethe; Vor- iten zu einem ähnlichen (die für die beabsichtigte Säcularfeier bestimmt gewesen nen) werden am Schlusse dieses Bandes mitgetheilt. — [3]: Medizäers GgG] dizeers g, Medicäers B Q W - N. — [4]: Kunst; K - N. — [10]: Ging K - N. — darf's L - N. — sage, g. — [12]: schlagen: K L B W - N, schlagen: Q. — Und, Q. — schwellend (ohne Komma) Q - N. — [18]: quellend, B - N.

109. Die Antiken zu Paris.

Was der Griechen Kunst erschaffen,
Mag der Franke mit den Waffen
    Führen nach der Seine Strand,
Und in prangenden Musäen
Zeig er seine Siegstrophäen
    Dem erstaunten Vaterland!

Ewig werden sie ihm schweigen,
Nie von den Gestellen steigen
    In des Lebens frischen Reihn.
Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen,
    Dem Vandalen sind sie Stein.



110. [Stammbuchblatt für August v. Goethe.]

lder Knabe, Dich liebt das Glück, denn es gab Dir der Güter
Erstes, köstlichstes — Dich rühmend des Vaters zu freun.
ho kennest Du nur des Freundes liebende Seele,
Wenn Du zum Manne gereift, wirst Du die Worte verstehn.
nn erst kehrst Du zurück mit neuer Liebe Gefühlen
An des treflichen Brust, der Dir jetzt Vater nur ist:
s ihn leben in Dir, wie er lebt in den ewigen Werken,
Die er der Einzige, uns blühend unsterblich erschuf.
d das herzliche Band der Wechselneigung und Treue,
Das die Väter verknüpft, binde die Söhne noch fort.

Weimar 17 Dec. 1800. *F. Schiller.*

.10. A: Abschrift vom Original, von W. W. v. Goethe aus Schloß Etters-
g den 16. Juni 1859 an den Freiherrn G. v. Cotta für Joachim Meyer mit-
heilt. — B: J. Meyers Neue Beiträge zur Feststellung, Verbesserung und
mehrung des Schiller'schen Textes. Nürnberg 1860. S. 40. — C: Abend-
ung, 12. Julius 1825. Nr. 165. S. 659 b. — D: Döring, Nachlese 1835.
356. — H: Hoffmeister, Nachlese 3, 280. — 2: gab' B. — 3: köstlichstes:
h C D, köstliches: dich H. — freu'n! C D. — 4: Seele; H. — 5: versteh'n.
— 6: Gefühle C D. — 7: Trefflichen B C D H. — 8: ewigen] herrlichen C D H.
9: er, der C D H. — erschuf; H. — 11: Das die Söhne verknüpft, binde die
ter noch fort! C D H. — 12: fehlt C D H.

111. Der Antritt des neuen Jahrhunderts.

An ***.

Edler Freund! Wo öffnet sich dem Frieden,
Wo der Freiheit sich ein Zufluchtsort?
Das Jahrhundert ist im Sturm geschieden,
Und das neue öffnet sich mit Mord.

Und das Band der Länder ist gehoben,
Und die alten Formen stürzen ein;
Nicht das Weltmeer hemmt des Krieges Toben,
Nicht der Nilgott und der alte Rhein.

Zwo gewalt'ge Nationen ringen
Um der Welt alleinigen Besitz,
[redacted]

Nicht Muster zwar darf uns der Franke werden,
Aus seiner Kunst spricht kein lebend'ger Geist,
Des falschen Anstands prunkende Gebärden
Verschmäht der Sinn, der nur das wahre preißt,
Ein Führer nur zum Bessern soll er werden, 274
Er komme wie ein abgeschied'ner Geist,
Zu reinigen die oft entweihte Scene
Zum würd'gen Sitz der alten Melpomene.

---

erden; K-B, werden! WMN. — 76: Geist; W-N. — 77: Geberden
— 78: der Sinn, der GgGg, der Sinn, der K-N. — Wahre K-N.
t, g, preist; KL, preist; B-M, preist! MN. — 80: komme, wie Q-N.

[illegible]
Die der kalte Nebel drükt,
Könnt' ich doch den Ausgang finden,
Ach wie fühlt' ich mich beglückt!
Dort erblick' ich schöne Hügel,
Ewig jung und ewig grün!
Hätt' ich Schwingen, hätt' ich Flügel,
Nach den Hügeln zög ich hin.

Harmonieen hör' ich klingen,
Töne süßer Himmelsruh,
Und die leichten Winde bringen
Mir der Düfte Balsam zu,
Gold'ne Früchte seh ich glühen
Winkend zwischen dunkelm Laub,
Und die Blumen, die dort blühen,
Werden keines Winters Raub.

Ach wie schön muß sich's ergehen
Dort im ew'gen Sonnenschein,
Und die Luft auf jenen Höhen
O wie labend muß sie seyn!

112. G: 2, 23. - g: 2, 23. — G: 1. Buch. — g: 2, 23.

[illegible]. Hexe.

Und lebte wie der verlorene Sohn,
Ließ allen Gelüsten den Zügel,
Und der falsche Mammon er floh davon,
Als hätt' er Gebeine und Flügel.
Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt.

Chor der Hexen. 178

Er vertraute, der Thor! auf Hexengold,
Und weiß nicht, daß es der Hölle zollt.

Hexe.

Und als nun der bittere Mangel kam,
Und verschwanden die Schmeichelfreunde,
Da verließ ihn die Gnade, da wich die Schaam,
Er ergab sich dem höllischen Feinde,
Freiwillig bot er ihm Herz und Hand,
Und zog als Räuber durch das Land.

Chor der Hexen.

Mit seiner Seele lößt' er das Pfand,
Fest hielt ihn die Hölle an goldenem Band.

Hexe.

Und als ich heut will vorüber gehn,
Wo der Schatz ihm ins Netz gegangen,
Da sah ich ihn heulend am Ufer stehn
Mit bleich gehärmeten Wangen.
Und hörte, wie er verzweifelnd sprach:
Falsche Nixe! du hast mich betrogen.
Du gabst mir das Gold, du ziehst mich nach,
Und stürzt sich hinab in die Wogen.

Hexe. B C. — 20: verlorne B C. — 21: allem B. — 36–39: fehlen B C.
irmten B.

113. Das Mädchen von Orleans.

Das edle Bild der Menschheit zu verhöhnen,
Im tiefsten Staube wälzte dich der Spott,
Krieg führt der Witz auf ewig mit dem Schönen,
Er glaubt nicht an den Engel und den Gott,
Dem Herzen will er seine Schätze rauben,
Den Wahn bekriegt er und verletzt den Glauben.

Doch, wie du selbst, aus kindlichem Geschlechte,
Selbst eine fromme Schäferin wie du,
Reicht dir die Dichtkunst ihre Götterrechte,
Schwingt sich mit dir den ew'gen Sternen zu,
Mit einer Glorie hat sie dich umgeben,
Dich schuf das Herz, du wirst unsterblich leben.

Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen,
Und das Erhab'ne in den Staub zu zieh'n,
Doch fürchte nicht! Es giebt noch schöne Herzen,
Die für das Hohe, Herrliche entglüh'n,
Den lauten Markt mag Momus unterhalten,
Ein edler Sinn liebt edlere Gestalten.



114. Hero und Leander. 6

Ballade.

Seht ihr dort die altergrauen
Schlösser sich entgegen schauen,
Leuchtend in der Sonne Gold,
Wo der Hellespont die Wellen
Brausend durch der Dardanellen
Hohe Felsenpforte rollt?
Hört ihr jene Brandung stürmen,
Die sich an den Felsen bricht?
Asien riß sie von Europen,
Doch die Liebe schreckt sie nicht.

Heros und Leanders Herzen 7
Rührte mit dem Pfeil der Schmerzen
Amors heilge Göttermacht.
Hero, schön wie Hebe blühend,
Er, durch die Gebirge ziehend
Rüstig, im Geräusch der Jagd.

𝔊: 2, 6. — g: 2, 6. — G: 2. Buch. — g: 2, 6. — 𝔎: 9, 1, 75. —
76. — 𝔅: 1, 301. — Q: 59. — 𝔚: 1, 270. — M: 2, 64. — 𝔐: 1,
- 𝔑: 1, 230. — A: Schillers Handschrift in C. Künzels Besitz. — a: die
nthaltnen ersten ausgestrichnen Lesarten. — 𝔅: Taschenbuch für Damen
. S. 153—162. — „17. Juni 1801 Hero und Leander fertig gemacht."
s Kalender S. 108. — Vgl. Briefwechsel mit Goethe Nr. 821. 822. —
gestrichen, fehlt M 𝔐 𝔑. — [4]: Schlößer A G. — [6]: Hellespont A 𝔅 𝔊 g G 𝔎 𝔏 𝔅]
ont g Q - 𝔑. — [10]: dem Felsen 𝔅 Q. — [11]: Europen; 𝔎 - 𝔑. — [12]: schreckt
[13]: Hero's und Leander's g g 𝔎 𝔏 𝔅. — [15]: heil'ge g g - 𝔑. — [17]: Er
𝔚 - 𝔑. — Gebürge A. — [18]: Rüstig im 𝔚 - 𝔑. (Diese Textbehandlung,
nterpunction in V. 17 und 18, hat sich in den neueren Ausgaben erhalten,
reitet aber allen früheren Quellen.)

Doch der Väter feindlich Zürnen
Trennte das verbundne Paar,
Und die süße Frucht der Liebe
Hieng am Abgrund der Gefahr.

Dort auf Sestos Felsenthurme,
Den mit ew'gem Wogensturme
Schäumend schlägt der Hellespont,
Saß die Jungfrau, einsam grauend,
Nach Abydos Küste schauend,
Wo der Heißgeliebte wohnt.
Ach, zu dem entfernten Strande
Baut sich keiner Brücke Steg,
Und kein Fahrzeug stößt vom Ufer,
Doch die Liebe fand den Weg.

Aus des Labirinthes Pfaden
Leitet sie mit sicherm Faden
Auch den Blöden macht sie klug,
Beugt ins Joch die wilden Thiere,
Spannt die Feuer sprüh'nden Stiere
An den diamant'nen Pflug.
Selbst der Styx, der neunfach fließet,
Schließt die wagende nicht aus,

[redacted]

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Flut,
Theilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen 9
Darf der Glückliche erwarmen,
Von der schwer bestand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und ins kalte Bett' des Meeres
Aus dem Schoos der Liebe schreckt.

Und so flohen dreyßig Sonnen
Schnell, im Raub verstohl'ner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süsse Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.

Gewäßers A. — Fluthen K L M N. — 44: feurgen A B. — Gluthen N. — 48: Fluth, K L M N. — 50: Steuernd nach dem fernen Strand — 54: Erwarmen B. — 55: Von der schwerdevollen Fahrt a, bestandnen - N. — Fahrt (ohne Komma) Q - W. — 58: aufgespart. A. — 60: wekt, kt (ohne Komma) Q W M N. — 61: in's L V. — Bett A K - N. — 62: Schoos z, Schooß A B W - N, Schoß g K L Q. — schrekt. B. — 63: dreyßig B G G, A, dreißig g g K - N. — 64: verstohlner A B Q - N. — 65: beglükten B. süße A g - N. — 68: grün! A.

Der hat nie das Glück gekostet,
Der die Frucht des Himmels nicht
Raubend an des Höllenflusses
Schauervollem Rande bricht.

Hesper und Aurora zogen
Wechselnd auf am Himmelsbogen,
Doch die Glücklichen, sie sahn
Nicht den Schmuck der Blätter fallen,
Nicht aus Nords beeißten Hallen
Den ergrimmten Winter nahn,
Freudig sahen sie des Tages
Immer kürzern, kürzern Kreis,
Für das läng're Glück der Nächte
Dankten sie bethört dem Zeus.

Und es gleichte schon die Waage
An dem Himmel Nächt' und Tage,
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Fliehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,
Einem reinen Spiegel gleich,
Keines Windes leises Weben

[redacted]

Auch durch des Gewässers Fluten
Mit der Sehnsucht feur'gen Gluten
Stachelt sie Leanders Muth.
Wenn des Tages heller Schimmer
Bleichet, stürzt der kühne Schwimmer
In des Pontus finstre Flut,
Theilt mit starkem Arm die Woge,
Strebend nach dem theuren Strand,
Wo auf hohem Söller leuchtend
Winkt der Fackel heller Brand.

Und in weichen Liebesarmen 9
Darf der Glückliche erwarmen,
Von der schwer bestand'nen Fahrt,
Und den Götterlohn empfangen,
Den in seligem Umfangen
Ihm die Liebe aufgespart,
Bis den Säumenden Aurora
Aus der Wonne Träumen weckt,
Und ins kalte Bett' des Meeres
Aus dem Schoos der Liebe schreckt.

Und so flohen dreyßig Sonnen
Schnell, im Raub verstohl'ner Wonnen,
Dem beglückten Paar dahin,
Wie der Brautnacht süsse Freuden,
Die die Götter selbst beneiden,
Ewig jung und ewig grün.

rs A. — Fluthen K L M N. — 44: feurgen A B. — Gluthen 48: Fluth, K L M N. — 50: Steuernd nach dem fernen Strand rrwarmen B. — 55: Von der schwerdevollen Fahrt a, bestandnen Fahrt (ohne Komma) Q-W. — 58: aufgespart. A. — 60: wekt, Komma) Q W M N. — 61: in's L B. — Bett A K-N. — 62: Schoos oß A B W-N, Schoß g K L Q. — schrekt. B. — 63: dreyßig B G G, ißig g g K-N. — 64: verstohlner A B Q-N. — 65: beglükten B. g-N. — 68: grün! A.

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]
[illegible]

[illegible]
[illegible]
Und die holde Jungfrau stand
Harrend auf dem Felsenschlosse,
Sah hinab die Sonnenrosse
Ziehen an des Himmels Rand.
Und das Meer lag still und eben,



Aus dem Meergrund aufgestiegen
Kam der Thetys buntes Heer.
Sie, die einzigen, bezeugten
Den verstohlnen Liebesbund, .
Aber ihnen schloß auf ewig
Hekate den stummen Mund.

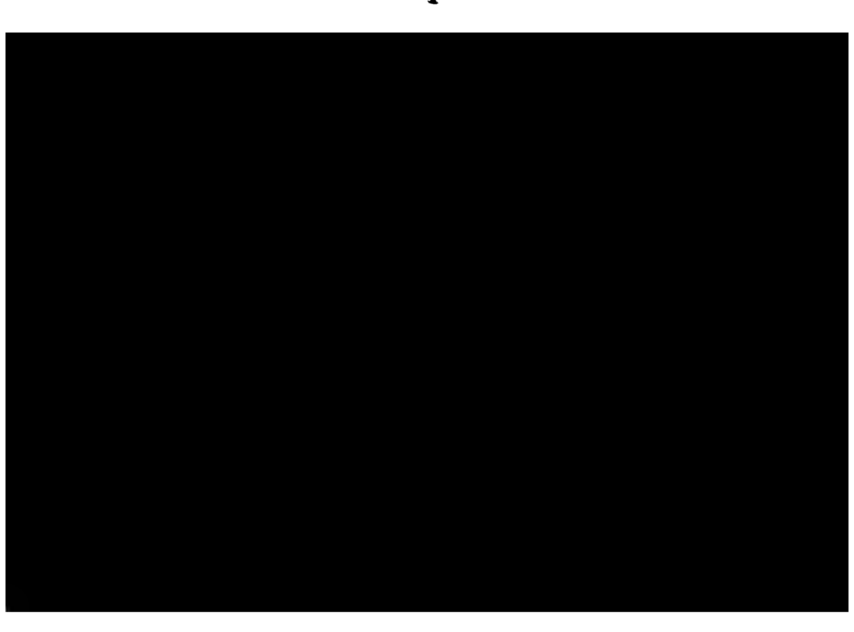
Und sie freute sich des schönen
Meeres, und mit Schmeicheltönen
Sprach sie zu dem Element:
„Schöner Gott! du solltest trügen!
Nein, den Frevler straf ich Lügen,
Der dich falsch und treulos nennt.
Falsch ist das Geschlecht der Menschen,
Grausam ist des Vaters Herz,
Aber du bist mild und gütig,
Und dich rührt der Liebe Schmerz."

„In den öden Felsenmauern 12
Müßt' ich freudlos einsam trauern,
Und verblühn in ew'gem Harm,
Doch du trägst auf deinem Rücken,
Ohne Nachen, ohne Brücken,
Mir den Freund in meinen Arm.
Grauenvoll ist deine Tiefe,
Furchtbar deiner Wogen Flut,
Aber dich erfleht die Liebe,
Dich bezwingt der Heldenmuth."

stiegen, K-N. — 98: Thetys A B G G g g K L, Thetis B Q, Tethys
— buntes] ganzes a. — 100: Liebesbund; K-N. — 101: Ewig Q. —
; und A. — 106: trügen! A B G G g] trügen? g K-M. — 107: Frev-
a. — straf' K-N. — 110: Herz; K-N. — 111: mild] hold B Q. —
mauren A B. — 114: trauren, A B, trauern (ohne Komma) Q W-N.
d] Hof a (Schiller wollte schreiben: Hoffnungslos). — ewgem A. —
R. — 116: Rüken, B. — 117: Brüken, B. — 120: Fluth; K L, Fluth,
; B Q W M. — 122: bezwingt] gewinnt a.

„Denn auch dich, den Gott der Wogen,
Rührte Eros' mächt'ger Bogen.
Als des gold'nen Widders Flug
Helle, mit dem Bruder fliehend,
Schön in Jugendfülle blühend,
Ueber deine Tiefe trug,
Schnell von ihrem Reiz besieget
Griffst du aus dem finstern Schlund,
Zogst sie von des Widders Rücken
Nieder in den Meeresgrund.“

„Eine Göttin mit dem Gotte, 13
In der tiefen Wassergrotte,
Lebt sie jetzt unsterblich dort,
Hilfreich der verfolgten Liebe
Zähmt sie deine wilden Triebe,
Führt den Schiffer in den Port.
Schöne Helle! hohe Göttin!
Selige, dich fleh ich an,
Bring auch heute den Geliebten
Mir auf der gewohnten Bahn.“



Und es saußt und dröhnt von ferne,
Finster kräußelt sich das Meer,
Und es löscht das Licht der Sterne,
Und es naht gewitterschwer.

Auf des Pontus weite Fläche 14
Legt sich Nacht, und Wetterbäche
Stürzen aus der Wolken Schooß,
Blitze zucken in den Lüften,
Und aus ihren Felsengrüften
Werden alle Stürme los,
Wühlen ungeheu're Schlünde
In den weiten Wasserschlund,
Gähnend wie ein Höllenrachen
Oefnet sich des Meeres Grund.

„Wehe! Weh mir! ruft die Arme
Jammernd, großer Zeus erbarme!
Ach! Was wagt' ich zu erflehn!
Wenn die Götter mich erhören,
Wenn er sich den falschen Meeren
Preis gab in des Sturmes Wehn!
Alle Meergewohnten Vögel
Ziehen heim in eil'ger Flucht,
Alle Sturmerprobten Schiffe
Bergen sich in sich'rer Bucht."

st g g M, saust K - M. — Ferne, Q - W. — 150: kräußelt G G] kräuselt — 151: Mein Gedächtniß löscht aus. Fiesko (III, 36, 21. — 155: Schooß; Schoß; K L Q. — 156: Blize zuken B. — 159: ungeheure A B L - N. Laßerschlund A. — 162: Oeffnet g - N. — 163: „Wehe, weh' mir!" 164: Jammernd; großer K L B, Jammernd. „Großer Q - N. — Zeus, 165: Ach! was B, Ach, was Q - N. — wagt ich A. — 168: Preiß A. leergewohnten K - N. — 170: heim, in g K L Q - N. — eilger A. — ne Komma) A, Flucht; K - N. — 171: Selbst das Schiff mit Eichen- — sturmerprobten K - N. — 172: Birgt sich in der sichern Bucht." a. — 3 Q - N.



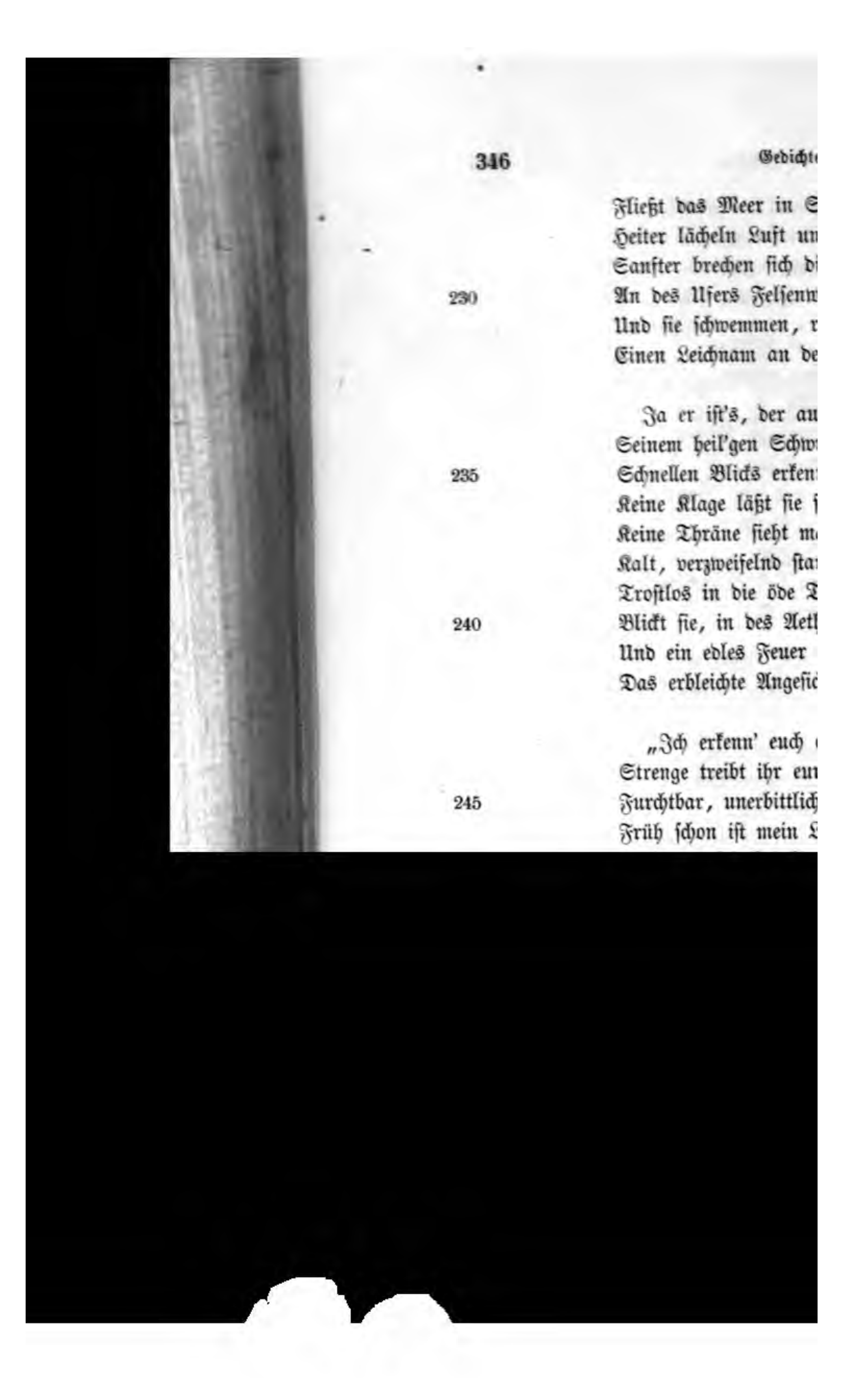
Und im Wind erlischt die Fackel,
Die des Pfades Leuchte war,
Schrecken bietet das Gewässer,
Schrecken auch die Landung dar.

Und sie fleht zur Afrodite,
Daß sie dem Orkan gebiete,
Sänftige der Wellen Zorn,
Und gelobt den strengen Winden
Reiche Opfer anzuzünden,
Einen Stier mit gold'nem Horn.
Alle Göttinnen der Tiefe,
Alle Götter in der Höh,
Fleht sie, lindernd Oel zu gießen
In die sturmbewegte See.

„Höre meinen Ruf erschallen, 17
Steig aus deinen grünen Hallen,
Selige Leucothea!
Die der Schiffer in dem öden
Wellenreich, in Sturmesnöthen,
Rettend oft erscheinen sah.
Reich' ihm deinen heil'gen Schleier,
Der, geheimnißvoll gewebt,
Die ihn tragen, unverletzlich
Aus dem Grab der Fluthen hebt."

Und die wilden Winde schweigen,
Hell an Himmels Rande steigen
Eos Pferde in die Höh.
Friedlich in dem alten Bette

Beleuchterin der Bahn, a. — war; K-N. — 201 f.: Und es sprüzt der Brandung | Gischend an den Felsen an. a. — Schreken B. — te L-N. — 210: Höh', B, Höh' (ohne Komma) Q-N. — 211: giessen Steig' K-N. — 215: Leucothea (nicht unterstrichen) A. — 219: Reich : Der (ohne Komma) A. — 221: unverlezlich A B. — 222: Fluten — 224: am HimmelsRande B. — 225: Eos' N. — Höh, K L, Höh', W M N. — Eos Rosenpferde auf. a.



Fließt das Meer in S
Heiter lächeln Luft un
Sanfter brechen sich di
An des Ufers Felsenw
Und sie schwemmen, r
Einen Leichnam an de

Ja er ist's, der au
Seinem heil'gen Schw
Schnellen Blicks erken
Keine Klage läßt sie
Keine Thräne sieht m
Kalt, verzweifelnd sta
Trostlos in die öde T
Blickt sie, in des Aet
Und ein edles Feuer
Das erbleichte Angesic

„Ich erkenn' euch
Strenge treibt ihr eu
Furchtbar, unerbittlich
Früh schon ist mein

Und mit fliegendem Gewande
Schwingt sie von des Thurmes Rande
In die Meerfluth sich hinab.
Hoch in seinen Fluthenreichen
Wälzt der Gott die heil'gen Leichen,
Und er selber ist ihr Grab.
Und mit seinem Raub zufrieden
Zieht er freudig fort und gießt
Aus der unerschöpften Urne
Seinen Strom, der ewig fließt.

---

255. 256: Meerflut, Flutenreichen A B g B - M. — 257: heilgen A B. — Leichen ne Komma) M. — 258: Grab; K - W. — 259: Und, Q, zufrieden, B - N.

115. Parabeln und Räthsel.

1.

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn,
Steinalt, nichts desto minder
Stets wieder jung und grün.
Er kehrt auf einer Seite
Die Blätter zu dem Licht,
Doch kohlschwarz ist die zweite,
Und sieht die Sonne nicht.
Er setzet neue Ringe
So oft er blühet, an,
Das Alter aller Dinge
Zeigt er den Menschen an.
In seine grüne Rinden
Drückt sich ein Nahme leicht,
Der nicht mehr ist zu finden,
Wenn sie verdorrt und bleicht.

[redacted]

In dessen Rinde sich so mancher Nahme schreibt,
Der nur so lang sie grün ist, bleibt.
— Er ist — das Jahr mit seinen Tagen und Nächten.

2.

Kennst du das Bild auf zartem Grunde, 51
Es giebt sich selber Licht und Glanz,
Ein andres ists zu jeder Stunde,
Und immer ist es frisch und ganz.
Im engsten Raum ists ausgeführet,
Der kleinste Rahmen faßt es ein,
Doch alle Größe, die dich rühret,
Kennst du durch dieses Bild allein.

Und kannst du den Crystall mir nennen,
Ihm gleicht an Werth kein Edelstein,
Er leuchtet ohne je zu brennen,
Das ganze Weltall saugt er ein,
Der Himmel selbst ist abgemahlet
In seinem wundervollen Ring.
Und doch ist, was er von sich strahlet,
Oft schöner als was er empfing.

Dieß zarte Bild, das in den kleinsten Rahmen 52
Gefaßt, das Unermeßliche uns zeigt,
Und der Crystall, in dem dieß Bild sich mahlt,
Und der noch schönres von sich strahlt,
Er ist das Aug, in das die Welt sich drückt,
Dein Auge ists, wenn es mir Liebe blickt.

---

l: Turandot. Tüb. 1802. S. 51. — G: 2, 228. — g: 2, 228. — g: 2,
- K: 9, 1, 153. — L: 2, 156. — Q: 73 f. — B: 1, 376. — W: 1,
- M: 2, 134. — M: 1, 302. — N: 1, 292. — Nov. 1801. — Nr. 6 in
— [25]: gibt g. — Glanz. G g. — [26]: and'res G g. — [30]: Größe die G.
Oft A] Noch G-N. — empfieng. G g. — [40—45]: A: Turandot. S. 52.

3.

Wie heißt das Ding, das wenge schätzen,
Doch zierts des größten Kaisers Hand,
Es ist gemacht, um zu verletzen,
Am nächsten ists dem Schwert verwandt.
Kein Blut vergießts, und macht doch tausend Wunden,
Niemand beraubts und macht doch reich,
Es hat den Erdkreis überwunden,
Es macht das Leben sanft und gleich.
Die grösten Reiche hats gegründet,
Die ältsten Städte hats erbaut,
Doch niemals hat es Krieg entzündet,
Und Heil dem Volk, das ihm vertraut.

Dieß Ding von Eisen, das nur wenge schätzen,
Das Chinas Kaiser selbst in seiner Hand
Zu Ehren bringt am ersten Tag des Jahrs,
Dies Werkzeug, das unschuldger als das Schwert
Dem frommen Fleiß den Erdkreis unterworfen —
Wer träte aus den öden wüsten Steppen
Der Tartarei, wo nur der Jäger schwärmt,
Der Hirte weidet, in *dieß* blühende Land,
Und sähe rings die Saatgefilde grünen,
[redacted]

4.

Von Perlen baut sich eine Brücke 223
Hoch über einen grauen See,
Sie baut sich auf im Augenblicke,
Und schwindelnd steigt sie in die Höh.

Der höchsten Schiffe höchste Masten
Ziehn unter ihrem Bogen hin,
Sie selber trug noch keine Lasten,
Und scheint, wie du ihr nahst, zu fliehn.

Sie wird erst mit dem Strom, und schwindet
So wie des Wassers Flut versiegt.
So sprich, wo sich die Brücke findet,
Und wer sie künstlich hat gefügt?

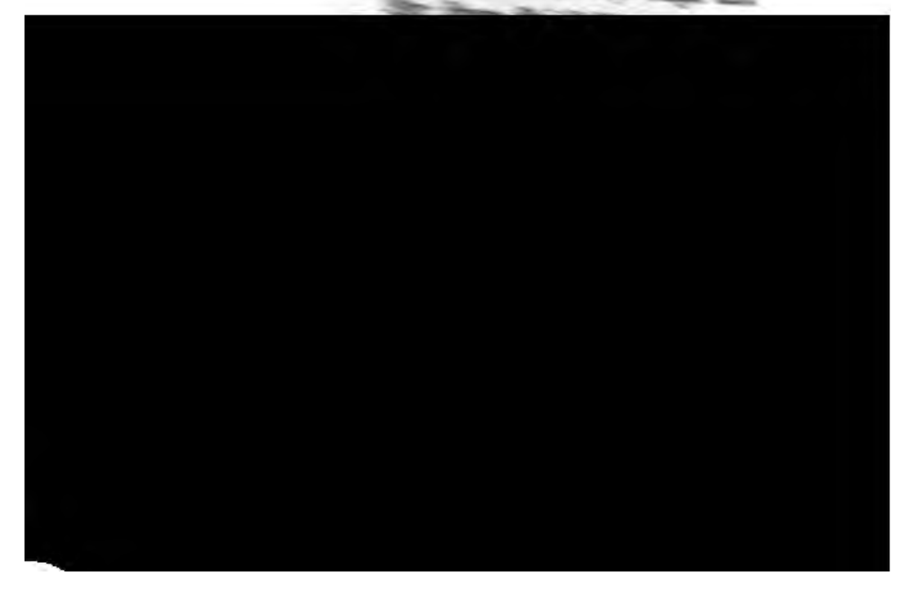
———

5.

[Ein Bruder ists von vielen Brüdern,
In allem ihnen völlig gleich,
Ein nöthig Glied zu vielen Gliedern
In eines großen Vaters Reich,
Jedoch erblickt man ihn nur selten,
Fast wie ein eingeschoben Kind:
Die andern lassen ihn nur gelten,
Da wo sie unvermögend sind.]

———

223. — g: 2, 223. — g: 2, 223. — K: 9, 1, 148. — L: 2,
, 372. Q: 73. — W: 1, 328. — M: 2, 132. — M: 1, 299 f.
. — B: S. 213. — 1. Febr. 1802. — Nr. 1. in G-N. — Der
— [74]: schwindelnd] glänzend B. — Höh'. B. — [77]: Lasten (ohne
– [79–81]: in B nichts gesperrt. — [79]: schwindet, B. — 5. Aus der
n. Sammlung, später im Besitz des Licentiaten Schneider in Berlin.
, dessen Verfasser Goethe ist, wurde in Schillers Abschrift facsimiliert
niß der zur hundertjährigen Geburtstagsfeier Schillers im Saale
n Academie vom 12—22. Nov. 1859 aufgestellten Bildnisse, Hand-
eigegeben. — Die Auflösung Kalafs theilte Hr. v. Loeper in Berlin
1861 Joachim Meyer mit.



Und dieses Ungeheuer 230
Hat zweymal nur gedroht —
Es stirbt im eig'nen Feuer,
Wie's tödtet, ist es todt!

---

se Schlange, der an Schnelle keine gleicht,
: aus der Höhe schießt, die stärksten Eichen
e dünnes Rohr zerbricht, durch Schloß und Riegel dringt,
: der kein Harnisch kann beschützen,
: sich in eignem Feuer selbst verzehrt,
Es ist der Blitz, der aus der Wolke fährt.

7.

Ich wohne in einem steinernen Haus, 232
Da lieg' ich verborgen und schlafe,
Doch ich trete hervor, ich eile heraus,
Gefodert mit eiserner Waffe.
Erst bin ich unscheinbar und schwach und klein,
Mich kann dein Athem bezwingen,
Ein Regentropfe schon saugt mich ein,
Doch mir wachsen im Siege die Schwingen,
Wenn die mächtige Schwester sich zu mir gesellt,
Erwachs' ich zum furchtbar'n Gebieter der Welt.

---

ch dieses B. — 114: zweimal B D g ff. — nur G g g K L B Q] nie
. M N, vgl. die Anmerkungen. — gedroht, B D. — 115: stirbt] verbrennt
in eignem B D. — 116: todt. B. — 117—122: J. Meyers Neue Bei-
10, nach dem Hamb. Theatermanuscript. — 7. G: 2, 232. — g: 2,
: 2, 235. — K: 9, 1, 158. — L: 2, 161. — B: 1, 381. — Q: 74.
333. — M: 2, 138. — M: 1, 305. — N: 1, 295. — B: f. 1808.
In B Zeile um Zeile eingerückt. — April 1802. — Nr. 9 in G,
N. — Der Funke. — 123: wohne B G g g M N] wohn' K-M. —
ff. — 126: Geforbert B Q W M N. — 129: Und ein B, Regentropfe
entropfen g g-N. — 132: Erwachs' B. — furchtbarn B.



10. 224

Es führt dich meilenweit von dannen
Und bleibt doch stets an seinem Ort,
Es hat nicht Flügel auszuspannen,
Und trägt dich durch die Lüfte fort.
Es ist die allerschnellste Fähre,
Die jemals einen Wandrer trug,
Und durch das größte aller Meere
Trägt es dich mit Gedankenflug,
Ihm ist ein Augenblick genug!

---

11. 225

Auf einer großen Weide gehen
Viel tausend Schaafe silberweiß,
Wie wir sie heute wandeln sehen
Sah' sie der alleräls'ste Greis.

Sie altern nie und trinken Leben
Aus einem unerschöpften Born,
Ein Hirt ist ihnen zugegeben
Mit schön gebog'nem Silberhorn.

Er treibt sie aus zu goldnen Thoren,
Er überzählt sie jede Nacht,
Und hat der Lämmer keins verloren,
So oft er auch den Weg vollbracht.

Ein treuer Hund hilft sie ihm leiten,
Ein munt'rer Widder geht voran.
Die Heerde, kannst du sie mir deuten,
Und auch den Hirten zeig' mir an.

---

224. — g: 2, 224. — g: 2, 224. — K: 9, 1, 149. — L: 2, 152.
3. — Q: 73. — W: 1, 328. — M: 2, 132. — M: 1, 300. —
- März 1803. — Nr. 2 in G-R. — Das Fernrohr. — 11. G: 2,
, 225. — g: 2, 225. — K: 9, 1, 150. — L: 2, 153. — W: 1,
13. — W: 1, 329. — M: 2, 133. — M: 1, 300. — N: 1, 291.
3. — Nr. 3 in G-N. — Der Mond und die Sterne. — 13: Die g.

12.

Es steht ein groß geräumig Haus 226
Auf unsichtbaren Säulen,
Es mißts und gehts kein Wand'rer aus,
Und keiner darf drinn weilen.
Nach einem unbegriff'nen Plan
Ist es mit Kunst gezimmert,
Es steckt sich selbst die Lampe an,
Die es mit Pracht durchschimmert.
Es hat ein Dach, krystallenrein,
Von einem einz'gen Edelstein,
Doch noch kein Auge schaute
Den Meister, der es baute.

13.

Wir stammen, unsrer sechs Geschwister, 232
Von einem wundersamen Paar,
Die Mutter ewig ernst und düster,
Der Vater fröhlich immerdar.

Von beiden erbten wir die Tugend,
Von ihr die Milde, von ihm den Glanz;



Wir sind des Frühlings lust'ge Boten,
 Und führen seinen muntern Reihn,
Drum fliehen wir das Haus der Todten,
 Denn um uns her muß Leben seyn.

Uns mag kein Glücklicher entbehren, 233
 Wir sind dabei, wo man sich freut,
Und läßt der Kaiser sich verehren,
 Wir leihen ihm die Herrlichkeit.

Die sechs Geschwister, die freundlichen Wesen, 62
Die mit des Vaters feuriger Gewalt
Der Mutter sanften Sinn vermählen,
Die alle Welt mit Lust beseelen,
Die gern der Freude dienen und der Pracht,
Und sich nicht zeigen in dem Haus der Klagen
Die Farben sinds, des Lichtes Kinder und der Nacht.

14.

Ich drehe mich auf einer Scheibe, 236
 Ich wandle ohne Rast und Ruh,
Klein ist das Feld, das ich umschreibe,
 Du deckst es mit zwei Händen zu —
Doch brauch ich viele tausend Meilen,
 Bis ich das kleine Feld durchzogen,
Flieg ich gleich fort mit Sturmes Eilen,
 Und schneller als der Pfeil vom Bogen.

Was schneller läuft als wie der Pfeil vom Bogen 62
Und, dreht sichs auch auf kleiner Scheibe nur,

lustge Bothen C. — 212–218: C: S. 62. — 14. g: 2, 236. — g: 2, K: 9, 1, 159. — L: 2, 162. — B: 1, 381. — Q: 74. — W: 1, 333. 2, 138. — M: 1, 306. — N: 1, 296. — C: Taschenb. für Damen für [illegible] 62 (die Zeilen sind nicht eingerückt). — Januar 1804. — Fehlt in G, in g-N. — 222: zu: C. — 224: durchzogen: C. — 225: Eilen (ohne) C. — 227–231: C: S. 62.

Es ist kein Tempel, es ist kein Haus,
Ein Reiter kann hundert Tage reiten,
Er umwandert es nicht, er reitets nicht a

Jahrhunderte sind vorüber geflogen,
Es trotzte der Zeit und der Stürme Heer,
Frei steht es unter dem himmlischen Boge
Es reicht in die Wolken, es netzt sich im

Nicht eitle Prahlsucht hat es gethürmet,
Es dienet zum Heil, es rettet und schirme
Seines Gleichen ist nicht auf Erden bekan
Und doch ists ein Werk von Menschenhand

Dieß alte fest gegründete Gebäude
Das Stürmen und Jahrhunderten getrozt,
Das sich unendlich unabsehlich leitet,
Und Tausende beschirmt, die große Mauer
Die China von der Tartarwüste scheidet.

---

116. Die Gunst des Augenblicks. 20

Und so finden wir uns wieder
  In dem heitern bunten Reihn,
Und es soll der Kranz der Lieder
  Frisch und grün geflochten seyn.

Aber wem der Götter bringen
  Wir des Liedes ersten Zoll?
Ihn vor allen laßt uns singen,
  Der die Freude schaffen soll.

Denn was frommt es, daß mit Leben
  Ceres den Altar geschmückt?
Daß den Purpursaft der Reben
  Bacchus in die Schaale drückt?

Zückt vom Himmel nicht der Funken,
  Der den Heerd in Flammen setzt,
Ist der Geist nicht feuertrunken,
  Und das Herz bleibt unergetzt.

Aus den Wolken muß es fallen,
  Aus der Götter Schooß das Glück,
Und der mächtigste von allen
  Herrschern ist der Augenblick.

, 20. — g: 2, 20. — G: Buch 1a. — g: 2, 20. — K: 9, 1, 24. — B: 1, 253. — Q: 49. — W: 1, 231. — M: 2, 18. — M: R: 1, 189. — B: Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 5 f. — „18. März 1802 an Becker Gedichte." Schillers Kalender [8]: heitern, B. — [6]: Aber, B. — [8]> Ihn B, Ihm W M M. — chts frommt es, B. — [13]: Schale K u. s. w. — drückt. B. — — [15]: Herd g u. s. w. — sezt, G. — [17]: unergezt. G. — [19]: Schooß]

Will das Werk empfunden seyn.

Wie im hellen Sonnenblicke
Sich ein Farbenteppich webt,
Wie auf ihrer bunten Brücke
Iris durch den Himmel schwebt,

So ist jede schöne Gabe
Flüchtig wie des Blitzes Schein,
Schnell in ihrem düstern Grabe
Schließt die Nacht sie wieder ein.

---

117. Dem Erbprinzen von Weimar 28

als er nach Paris reis'te

in einem freundschaftlichen Zirkel gesungen.

So bringet denn die letzte volle Schaale
  Dem lieben Wandrer dar,
Der Abschied nimmt von diesem stillen Thale,
  Das seine Wiege war.

Er reißt sich aus den väterlichen Hallen,
  Aus lieben Armen los,
Nach jener stolzen Bürgerstadt zu wallen,
  Vom Raub der Länder groß.

Die Zwietracht flieht, die Donnerstürme schweigen, 29
  Gefesselt ist der Krieg,
Und in den Krater darf man niedersteigen,
  Aus dem die Lava stieg.

Dich führe durch das wild bewegte Leben,
  Ein gnädiges Geschick,
Ein reines Herz hat dir Natur gegeben,
  O bring es rein zurück.

2, 28. — g: 2, 28. — Fehlt G. — g: 2, 28. — K: 9, 1, 297. 01. — B: 1, 514. — Q: 101. — W: 1, 420. — M: 2, 247. — . — N: 1, 385. — B: Beckers Taschenb. zum geselligen Vergnügen. 293. — Der Erbprinz Karl Friedrich reiste am 23. Febr. 1802 nach die große Tour zu machen, und wurde zum Abschied noch in Goethe-ränzchen regaliert. (An Körner 4, 269.) — Am 18. März sandte Schiller Gedichte (Kalender S. 120). — 1: Weimar, B. — 2: als Er B. — — Zwischen 3—4: Mel. Bekränzt mit Laub den lieben ꝛc. B. — 4: Schale — 12—15: fehlt B. — 16: führe] leite B. — Leben g-N. — 17: Ein Geschick! B. — 18: Ein rein Gefühl hat dir . . B. — 19: bring' B.

[illegible] nicht, so lang sein Strom wird
[illegible] See' und [illegible].

Den heiligen mit seinen großen Namen
Den nennen den Rhein,
Den alten Grenzpfähler der Germanen,
Der unsern eignen Wein.

Daß mich der unablässige Geist begleite
Wenn ich mit schwankendem Boot
Hinüberneige auf jene linke Seite,
Die deutsche Ehre umgibt.

---

118. An die Freunde. 38

Lieben Freunde! Es gab schön're Zeiten,
Als die unsern — das ist nicht zu streiten!
Und ein edler Volk hat einst gelebt.
Könnte die Geschichte davon schweigen,
Tausend Steine würden redend zeugen,
Die man aus dem Schooß der Erde gräbt.
Doch es ist dahin, es ist verschwunden
Dieses hochbegünstigte Geschlecht.
Wir, wir leben! Unser sind die Stunden,
Und der Lebende hat Recht.

Freunde! Es giebt glücklichere Zonen,
Als das Land, worinn wir leidlich wohnen,
Wie der weitgereiste Wandrer spricht.
Aber hat Natur uns viel entzogen,
War die Kunst uns freundlich doch gewogen,
Unser Herz erwarmt an ihrem Licht.
Will der Lorbeer hier sich nicht gewöhnen, 39
Wird die Myrthe unsers Winters Raub,
Grünet doch, die Schläfe zu bekrönen,
Uns der Rebe muntres Laub.

Wohl von größerm Leben mag es rauschen,
Wo vier Welten ihre Schätze tauschen,

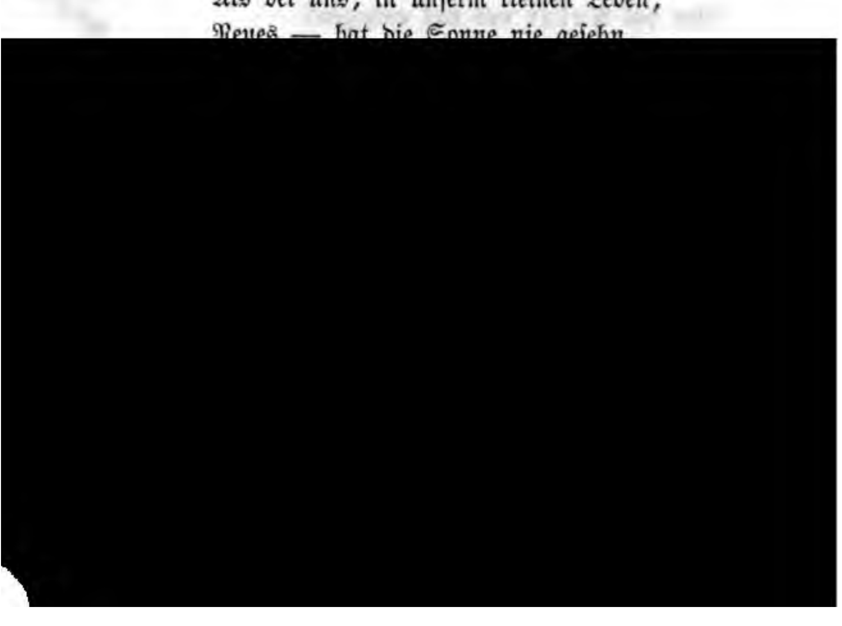
: 2, 38. — g: 2, 38. — G: 1. Buch. — g: 2, 38. — K: 9, 1, 36.
36. — B: 1, 265. — Q: 51. — W: 1, 240. — M: 2, 29. — M: 1,
: 1, 197. — C: Taschenb. für Damen auf das Jahr 1803. S. 1 ff.
br. 1802 an Körner gesandt, vgl. Kalender S. 118 und Briefw. mit
262. 264. — [2]: Liebe Q. — schönre C. — [13]: worin Cg. —
C.



An der Themse, auf dem Markt der Welt.
Tausend Schiffe landen an, und gehen,
Da ist jedes Köstliche zu sehen,
Und es herrscht der Erde Gott, das Geld.
  Aber nicht im trüben Schlamm der Bäche,
  Der von wilden Regengüssen schwillt,
  Auf des stillen Baches eb'ner Fläche
  Spiegelt sich das Sonnenbild.

  Prächtiger als wir in unserm Norden
Wohnt der Bettler an der Engelspforten,
Denn er sieht das ewig einzge Rom!
Ihn umgiebt der Schönheit Glanzgewimmel,
Und ein zweiter Himmel in den Himmel
Steigt Sankt Peters wunderbarer Dom.
  Aber Rom in allem seinem Glanze
  Ist ein Grab nur der Vergangenheit,
  Leben duftet nur die frische Pflanze,
  Die die grüne Stunde streut.

  Größ'res mag sich anderswo begeben,
Als bei uns, in unserm kleinen Leben,



[redacted]

119. Die vier Weltalter.

Wohl perlet im Glase der purpurne Wein,
Wohl glänzen die Augen der Gäste,
Es zeigt sich der Sänger, er tritt herein,
Zu dem Guten bringt er das Beste,
Denn ohne die Leier im himmlischen Saal
Ist die Freude gemein auch beim Nektarmahl.

Ihm gaben die Götter das reine Gemüth,
Wo die Welt sich, die ewige, spiegelt,
Er hat alles gesehn, was auf Erden geschieht,
Und was uns die Zukunft versiegelt,
Er saß in der Götter urältestem Rath,
Und behorchte der Dinge geheimste Saat.

Er breitet es lustig und glänzend aus 34
Das zusammengefaltete Leben,
Zum Tempel schmückt er das irdische Haus,
Ihm hat es die Muse gegeben,
Kein Dach ist so niedrig, keine Hütte so klein,
Er führt einen Himmel voll Götter hinein.

Und wie der erfindende Sohn des Zeus
Auf des Schildes einfachem Runde
Die Erde, das Meer und den Sternenkreis
Gebildet mit göttlicher Kunde,
So drückt er ein Bild des unendlichen All
In des Augenblicks flüchtig verrauschenden Schall.

2, 33. — G: 1. Buch. — g: 2, 33. — g: 2, 33. — K: 9, 1, 32.
32. — B: 1, 261. — Q: 51. — W: 1, 236. — M: 2, 25. — M: 1,
: 1, 194. — C: Taschenb. für Damen auf d. J. 1803. S. 205 ff. —
r. 1802 an Körner gesandt, vgl. Kalender S. 118 und Briefw. mit
262. 264. — Im ersten Entwurfe hieß das Gedicht: Der Sänger.
262. 264. — [5]: Beste; C. — [24]: drükt C. — [25]: Augenbliks C.

Er kommt aus dem kindlichen Alter der Welt,
Wo die Völker sich jugendlich freuten,
Er hat sich, ein fröhlicher Wandrer, gesellt
Zu allen Geschlechtern und Zeiten.
Vier Menschenalter hat er gesehn,
Und läßt sie am Fünften vorübergehn.

Erst regierte Saturnus, schlicht und gerecht,
Da war es Heute wie Morgen,
Da lebten die Hirten, ein harmlos Geschlecht,
Und brauchten für gar nichts zu sorgen,
Sie liebten, und thaten weiter nichts mehr,
Die Erde gab alles freiwillig her.

Drauf kam die Arbeit, der Kampf begann
Mit Ungeheuern und Drachen,
Und die Helden fingen, die Herrscher, an,
Und den Mächtigen suchten die Schwachen,
Und der Streit zog in des Skamanders Feld,
Doch die Schönheit war immer der Gott der Welt.

Aus dem Kampf gieng endlich der Sieg hervor,
Und der Kraft entblühte die Milde,
[redacted]

Und der eitle, der üppige Reiz entwich,
  Der die frohe Jugendwelt zierte,
Der Mönch und die Nonne zergeisselten sich,
  Und der eiserne Ritter turnierte.
Doch war das Leben auch finster und wild,
So blieb doch die Liebe lieblich und mild.

Und einen heiligen keuschen Altar
  Bewahrten sich stille die Musen,
Es lebte, was edel und sittlich war,
  In der Frauen züchtigem Busen,
Die Flamme des Liedes entbrannte neu
An der schönen Minne und Liebestreu.

Drum soll auch ein ewiges zartes Band 37
  Die Frauen, die Sänger umflechten,
Sie wirken und weben Hand in Hand
  Den Gürtel des Schönen und Rechten.
Gesang und Liebe in schönem Verein
Sie erhalten dem Leben den Jugendschein.

Freudlos in der Freude Fülle, 67
Ungesellig und allein,
Wandelte Kassandra stille
In Apollos Lorbeerhayn.
In des Waldes tiefste Gründe
Flüchtete die Seherin,
Und sie warf die Priesterbinde
Zu der Erde zürnend hin:

„Alles ist der Freude offen,
Alle Herzen sind beglückt,
Und die alten Aeltern hoffen,
Und die Schwester steht geschmückt.
Ich allein muß einsam trauern,
Denn mich flieht der süße Wahn,
Und geflügelt diesen Mauern
Seh' ich das Verderben nahn.“

„Eine Fackel seh' ich glühen,
Aber nicht in Hymens Hand,
Nach den Wolken seh' ichs ziehen,
Aber nicht wie Opferbrand.
Feste seh' ich froh bereiten,
Doch im ahnungsvollen Geist
Hör' ich schon des Gottes Schreiten, 68
Der sie jammervoll zerreißt.“

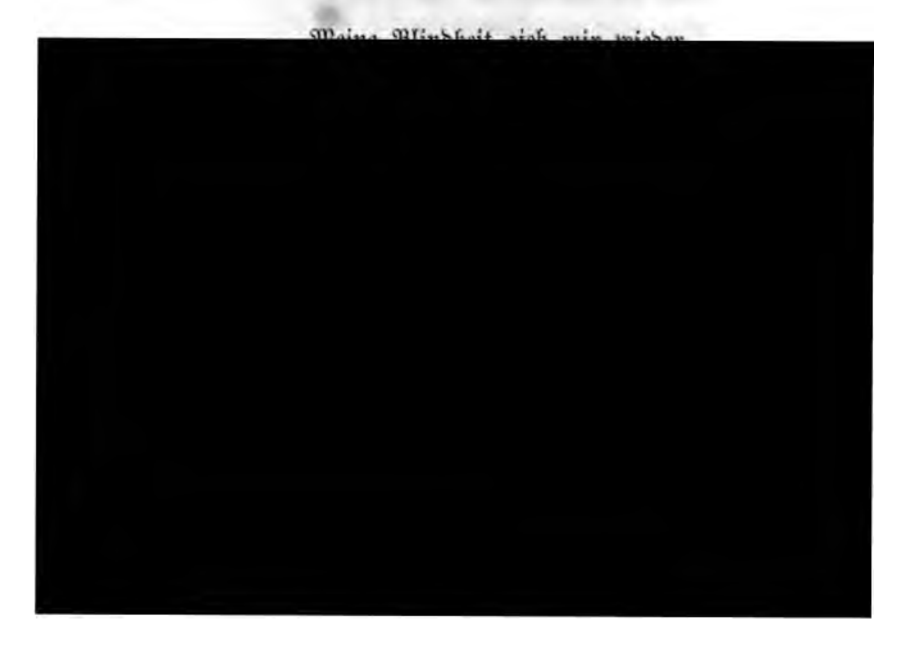
„Und sie schelten meine Klagen,
Und sie höhnen meinen Schmerz,
Einsam in die Wüste tragen
Muß ich mein gequältes Herz,

reuden K-M. — 21: Apollo's g g K L B W M. — Lorbeerhain. K-N. — lückt A. — 28: Eltern B-N. — hoffen (ohne Komma) B. — 29: ge- A. — 33: Seh A g g. — 34: Fakel seh A. — 36: seh A. — ich's L-N. ferbrand; Q-W. — 38: seh A. — 40: Hör A.

Von den Glücklichen gemieden,
Und den Fröhlichen ein Spott!
Schweres hast du mir beschieden
Pythischer, du arger Gott!"

„Dein Orakel zu verkünden,
Warum warfest du mich hin
In die Stadt der ewig blinden,
Mit dem aufgeschloß'nen Sinn?
Warum gabst du mir, zu sehen,
Was ich doch nicht wenden kann?
Das Verhängte muß geschehen,
Das Gefürchtete muß nahn."

„Frommt's, den Schleier aufzuheben,
Wo das nahe Schrecniß droht?
Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.
Nimm, o nimm die traur'ge Klarheit,
Mir vom Aug' den blut'gen Schein!
Schrecklich ist es, deiner Wahrheit
Sterbliches Gefäß zu seyn."



[redacted]

„Nimmer mit dem Schmuck der Bräute
Kränzt' ich mir das duft'ge Haar,
Seit ich deinem Dienst mich weihte
An dem traurigen Altar.
Meine Jugend war nur Weinen,
Und ich kannte nur den Schmerz,
Jede herbe Noth der Meinen
Schlug an mein empfindend Herz."

„Fröhlich seh' ich die Gespielen,
Alles um mich lebt und liebt
In der Jugend Lustgefühlen,
Mir nur ist das Herz getrübt.
Mir erscheint der Lenz vergebens,
Der die Erde festlich schmückt,
Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen blickt!"

„Selig preis ich Polyxenen
In des Herzens trunk'nem Wahn,
Denn den Besten der Hellenen
Hofft sie bräutlich zu umfah'n.
Stolz ist ihre Brust gehoben,
Ihre Wonne faßt sie kaum,
Nicht euch Himmlische dort oben
Neidet sie in ihrem Traum."

„Und auch ich hab' ihn gesehen,
Den das Herz verlangend wählt,
Seine schönen Blicke flehen,
Von der Liebe Glut beseelt.

5chmuk A. — 75: duftge A. — 79: Schmerz; K L B. — 82: seh A K L. — gefühlen; K L B. — 85: getrübt, g K L B Q. — 87: schmükt, A, schmückt. Q, schmückt; W-N. — 89: blikt!" A. — 90: preis' A. — 91: trunknem . — 93: umfahn. A B-N. — 96: euch, Q-N. — Himmlischen B. — l-N. — 98: hab A. — 99: wählt; K L Q W M, wählt'; B, wählt! M N. Blike A — 101: Gluth g K L M N.

Gerne möcht' ich mit dem Gatten
In die heim'sche Wohnung ziehn,
Doch es tritt ein styg'scher Schatten
Nächtlich zwischen mich und ihn."

„Ihre bleichen Larven alle
Sendet mir Proserpina,
Wo ich wand're, wo ich walle,
Stehen mir die Geister da.
In der Jugend frohe Spiele
Drängen sie sich grausend ein,
Ein entsetzliches Gewühle,
Nimmer kann ich fröhlich seyn."

„Und den Mordstahl seh' ich blinken,
Und des Mörders Auge glüh'n,
Nicht zur Rechten, nicht zur Linken
Kann ich vor dem Schrecknis flieh'n,
Nicht die Blicke darf ich wenden,
Wissend, schauend, unverwandt
Muß ich mein Geschick vollenden
Fallend in dem fremden Land." —

Und noch hallen ihre Worte,

[redacted]

121. Thekla. 31

Eine Geisterstimme.

Wo ich sei, und wo mich hingewendet,
Als mein flücht'ger Schatte dir entschwebt?
Hab' ich nicht beschlossen und geendet,
Hab' ich nicht geliebet und gelebt?

Willst du nach den Nachtigallen fragen,
Die mit seelenvoller Melodie
Dich entzückten in des Lenzes Tagen,
Nur so lang sie liebten, waren sie.

Ob ich den Verlorenen gefunden?
Glaube mir, ich bin mit ihm vereint,
Wo sich nicht mehr trennt, was sich verbunden,
Dort wo keine Thräne wird geweint.

Dorten wirst auch du uns wieder finden, 32
Wenn dein Lieben unserm Lieben gleicht,
Dort ist auch der Vater, frei von Sünden,
Den der blut'ge Mord nicht mehr erreicht.

B: 2, 31. — G: 1. Buch. — g: 2, 31. — g: 2, 31. — K: 9, 1, 208.
, 212. — B: 1, 425. — Q: 84. — W: 1, 365. — M: 2, 179. —
339. — N: 1, 328. — C: Taschenbuch für Damen auf d. J. 1803.
f. — Am 9. Sept. 1802 mit der Kassandra an Körner gesandt. Vgl.
sel 4, 293. 295. 296. — 4: flüchtger C. — Schatte C G G g g]
K - N. — 5. 6: Hab C. — 10: solang C. — 17: Vater frei g. —
e C.

Hoher Sinn liegt oft in kind'schem Spiel.



122. [Kampf und Ergebung.] 313

Wie schön, wie lieblich in der weiten Ferne
Erscheint die Hoffnung mir!
Zu euch hinauf, ihr glanzerfüllten Sterne,
Hinauf, Allmächtiger, zu Dir!

Die Welt ist groß, schön dieses Menschenleben,
Und muthig schlägt das Herz;
Und doch ergreift mich ahndungsvolles Beben,
Der Muth besiegt den Schmerz.

Ich strebte einst, mit Kraft das Schicksal zu bestreiten,
Selbst gründen wollend mein Geschick;
Doch schwer mußt' ich des Schicksals Zorn erleiden, 314
Und kraftlos trat ich dann zurück.

Der hohe Geist, der in der Schöpfung wohnet,
Er ist's allein, der dem Geschick gebeut,
Er ist's, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit.

122: A: Dresdner Morgen-Zeitung. Nr. 40. 9. März 1827. Sp. 313—314, unterzeichnet Friedrich von Schiller. — B: Boas, Nachträge 1839. 1, 85 f. — H: Hoffmeister Nachlese 3, 371. — 8: erquickt mich ahnungsvolles B H. — 10: einst mit Kraft, das B H. — 11: wollend A] wollt' ich B H. — Der Redacteur der Dresdner Morgenzeitung, Kraukling, fügt folgende, von Boas und Hoffmeister ausgelassene Bemerkung hinzu: „Die Morgenzeitung verdankt diese Reliquie der wohlwollenden Theilnahme des kön. Biblioth. Secr., Herrn Constantin Karl von Falkenstein zu Dresden, in dessen reichhaltiger Handschrift-Sammlung sich das aus der sichersten Quelle erhaltene Original befindet. Da sich der Dichter „von Schiller" unterzeichnet hat, so rührt dieses Blatt aus seinen letzten Lebensjahren her, indem er erst im Jahre 1802 durch die Huld des Großherzogs von Sachsen-Weimar in den Adelstand erhoben ward. Die Ueberschrift fehlt im Originalentwurf. Kr." Hoffmeister, der diese Bemerkung nicht kannte, bestritt die Echtheit des Gedichtes, weil Schiller nie von sich gesagt haben würde, er sei kraftlos zurückgetreten (13). Gewiß nicht. Nur war es ein seltsamer Irrthum Hoffmeisters, daß Schiller hier aus eignem Munde, von sich selbst rede. Schiller erhielt den Adelsbrief aus Wien am 16. Nov. 1802.

Und er fühlt, daß ih
Als er aufwärts zu den
Denn wie jeder wägt, n
Wer es glaubt, dem ist

Wort gehalten wird i
Jedem schönen gläubigen
Wage du, zu irren und
Hoher Sinn liegt oft in

122. [Kampf und Ergebung.] 313

Wie schön, wie lieblich in der weiten Ferne
Erscheint die Hoffnung mir!
Zu euch hinauf, ihr glanzerfüllten Sterne,
Hinauf, Allmächtiger, zu Dir!

Die Welt ist groß, schön dieses Menschenleben,
Und muthig schlägt das Herz;
Und doch ergreift mich ahndungsvolles Beben,
Der Muth besiegt den Schmerz.

Ich strebte einst, mit Kraft das Schicksal zu bestreiten,
Selbst gründen wollend mein Geschick;
Doch schwer mußt' ich des Schicksals Zorn erleiden, 314
Und kraftlos trat ich dann zurück.

Der hohe Geist, der in der Schöpfung wohnet,
Er ist's allein, der dem Geschick gebeut,
Er ist's, der Edles mit dem Schönen lohnet,
Die Schuld verzeihet in der Ewigkeit.

A: Dresdner Morgen-Zeitung. Nr. 40. 9. März 1827. Sp. 313—314, chnet Friedrich von Schiller. — B: Boas, Nachträge 1839. 1, 85 f. — ffmeister Nachlese 3, 371. — 8: erquickt mich ahnungsvolles B H. — 10: it Kraft, das B H. — 11: wollend A] wollt' ich B H. — Der Redacteur esdner Morgenzeitung, Kraukling, fügt folgende, von Boas und Hoffmeister ssene Bemerkung hinzu: „Die Morgenzeitung verdankt diese Reliquie der llenden Theilnahme des kön. Biblioth. Secr., Herrn Constantin Karl von tein zu Dresden, in dessen reichhaltiger Handschrift-Sammlung sich das aus rsten Quelle erhaltene Original befindet. Da sich der Dichter „von Schiller" ichnet hat, so rührt dieses Blatt aus seinen letzten Lebensjahren her, indem m Jahre 1802 durch die Huld des Großherzogs von Sachsen-Weimar in den d erhoben ward. Die Ueberschrift fehlt im Originalentwurf. Kr." Hoffmeister, e Bemerkung nicht kannte, bestritt die Echtheit des Gedichtes, weil Schiller sich gesagt haben würde, er sei kraftlos zurückgetreten (13). Gewiß nicht. r es ein seltsamer Irrthum Hoffmeisters, daß Schiller hier aus eignem Munde, selbst rede. Schiller erhielt den Adelsbrief aus Wien am 16. Nov. 1802.

123. Punschlied.

Vier Elemente
Innig gesellt
Bilden das Leben,
Bauen die Welt.

Preßt der Citrone
Saftigen Stern,
Herb ist des Lebens
Innerster Kern.

Jetzt mit des Zuckers
Linderndem Saft
Zähmet die herbe
Brennende Kraft.

Gießet des Wassers 236
Sprudelnden Schwall,
Wasser umfänget
Ruhig das All.

[redacted]

124. Der Jüngling am Bache. 338

An der Quelle saß der Knabe,
  Blumen wand er sich zum Kranz,
Und er sah sie fortgerissen
  Treiben in der Wellen Tanz.
Und so fliehen meine Tage
  Wie die Quelle rastlos hin!
Und so bleichet meine Jugend,
  Wie die Kränze schnell verblühn!

Fraget nicht, warum ich traure 339
  In des Lebens Blüthenzeit!
Alles freuet sich und hoffet,
  Wenn der Frühling sich erneut.
Aber diese tausend Stimmen
  Der erwachenden Natur
Wecken in dem tiefen Busen
  Mir den schweren Kummer nur.

: 2, 338 ff. — fehlt G, war aber zur Aufnahme bestimmt. — g: 2,
: 9, 1, 14. — L: 2, 14. — B: 1, 251. — Q: 49. — W: 1, 229.
17. — M: 1, 192. — N: 1, 186. — A: Gesänge mit Begleitung der
ingerichtet von Wilhelm Ehlers. Tübingen, in der J. G. Cotta'schen
ung. 1802. S. 62—63 (erster Druck). — C: Taschenbuch für Damen auf
5. S. 1—2. — D: Der Parasit von Schiller. Tübingen, Cotta. 1806.
(als Gesang Charlottes. vgl. Theil XIV). — 3: wand] band A D. —
Q M. — fortgerissen, A C D B Q M N. — 5: Tanz! C, Tanz; — D.
d C D (nur diese beiden Drucke setzen von 6—33 vor jede Zeile das
). — Tage, K-N. — 7: Quelle, K-N. — hin, A D. — 8: bleichet]
A D, welket C. — 9: verblühn. A C Q W M M. — 11: Blüthenzeit. A,
t, D. — 12: freuet] reget A. — hoffet (ohne Komma) C. — 13: er-
erneut! D. — 15: Natur, A. — 17: nur! A, nur!" D.



Und das Herz bleibt ungestillt!

Komm herab, du schöne Holde,
Und verlaß dein stolzes Schloß!
Blumen, die der Lenz geboren,
Streu ich dir in deinen Schoß.
Horch, der Hain erschallt von Liedern
Und die Quelle rieselt klar!
Raum ist in der kleinsten Hütte
Für ein glücklich liebend Paar.

---

125. In ein Stammbuch.

Zerstöre keinem Kinde
Sein buntes Kartenschloß,
Reiß nur des Irrthums Binde
Dem Mann von starker Seele loß.
Doch — ahndest du nur Wahrheit,
Und schau'st noch selbst kein Sonnenlicht:
So reich' — zur höhern Klarheit —
Ihm deine Lampe nicht!

Hamburgischer Briefträger . . . Hamburg, den 25. May, 1805. S. 312: un zum Desert manchem unserer Leser folgende Denkschrift von Ihm :] in meinem Stammbuche: „Zerstöre . . . Lampe nicht. S." [Das S steht hts am Stege und scheint den Verfasser des Aufsatzes: 'Schillers Tod' zu en, oder auch nur der „Nachschrift", die der Mittheilung dieser Zeilen geist. Die Echtheit des Gedichtes ist nicht zu bezweifeln; ungewiß bleibt der lt der Entstehung. Der, in dessen Stammbuch Schiller den Spruch schrieb, Reinhold gewesen sein, der von Jena nach Kiel kam und etwa in einem chen Blatte den Abdruck veranlaßte, woraus der „Briefträger" geschöpft nag. F. A. Cropp in Hamburg machte J. Meyer zuerst auf den Spruch iam, den ich nach dem Exemplare der Hamburger Stadtbibliothek mittheile.



Noch in meines Lebens Lenze
War ich und ich wandert' aus,
Und der Jugend frohe Tänze
Ließ ich in des Vaters Haus.

All mein Erbtheil, meine Haabe
Warf ich fröhlich glaubend hin,
Und am leichten Pilgerstabe
Zog ich fort mit Kindersinn.

Denn mich trieb ein mächtig Hoffen
Und ein dunkles Glaubenswort,
Wandle riefs, der Weg ist offen,
Immer nach dem Aufgang fort.

Bis zu einer goldnen Pforten
Du gelangst, da gehst du ein,
Denn das Irdische wird dorten
Himmlisch unvergänglich seyn.

Abends wards und wurde Morgen,
Nimmer, nimmer stand ich still,
Aber immer bliebs verborgen,
Was ich suche, was ich will.

Berge lagen mir im Wege
Ströme hemmten meinen Fuß,
Ueber Schlünde baut ich Stege,
Brücken durch den wilden Fluß.

Und zu eines Stroms Gestaden
Kam ich, der nach Morgen floß,
Froh vertrauend seinem Faden
Werf ich mich in seinen Schooß.

Hin zu einem großen Meere 308
Trieb mich seiner Wellen Spiel,
Vor mir liegts in weiter Leere,
Näher bin ich nicht dem Ziel.

Ach kein Steg will dahin führen,
Ach der Himmel über mir
Will die Erde nie berühren,
Und das dort ist niemals hier.

Wege, g-N. — 24: baut' G K-N. — 27: floß; K-N. — 29: Werf g G g]
L B Q, Werf' W-N. — Schoß. g K L Q. — 31: Spiel; K-N. — 32: liegt's
— 34. 35: Ach, K-N. — 37: Dort K-M N. — hier! G M N. Hier. K L,
Q W M.

127. Der Graf von Habsburg. 316

Ballade.

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht,
Im alterthümlichen Saale,
Saß König Rudolphs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle.
Die Speisen trug der Pfalzgraf des Rheins,
Es schenkte der Böhme des perlenden Weins,
Und alle die Wähler, die Sieben,
Wie der Sterne Chor um die Sonne sich stellt,
Umstanden geschäftig den Herrscher der Welt,
Die Würde des Amtes zu üben.

Und rings erfüllte den hohen Balkon 317
Das Volk in freudgem Gedränge,
Laut mischte sich in der Posaunen Ton
[redacted]

Und der Kaiser ergreift den goldnen Pokal,
Und spricht mit zufriedenen Blicken:
Wohl glänzet das Fest, wohl pranget das Mahl,
Mein königlich Herz zu entzücken;
Doch den Sänger vermiß ich, den Bringer der Lust,
Der mit süßem Klang mir bewege die Brust
Und mit göttlich erhabenen Lehren.
So hab ichs gehalten von Jugend an,
Und was ich als Ritter gepflegt und gethan,
Nicht will ichs als Kaiser entbehren.

Und sieh! in der Fürsten umgebenden Kreis 318
Trat der Sänger im langen Talare,
Ihm glänzte die Locke silberweiß
Gebleicht von der Fülle der Jahre.
„Süßer Wohllaut schläft in der Saiten Gold,
Der Sänger singt von der Minne Sold,
Er preiset das Höchste, das Beste,
Was das Herz sich wünscht, was der Sinn begehrt,
Doch sage, was ist des Kaisers werth
An seinem herrlichsten Feste?“

Nicht gebieten werd ich dem Sänger, spricht
Der Herrscher mit lächelndem Munde,
Er steht in des größeren Herren Pflicht,
Er gehorcht der gebietenden Stunde:
Wie in den Lüften der Sturmwind saust,
Man weiß nicht, von wannen er kommt und braust,
Wie der Quell aus verborgenen Tiefen,
So des Sängers Lied aus dem Innern schallt,

Pocal W M. — 25: „Wohl Q-N. — Mahl C. — 27: vermiss' ich K-N. — ssem G. — 30: hab' ich's L-N. — 32: ich's L-N. — entbehren.“ Q-N. — id, Q. — sieh'! Q N. — 34: Talare. K L, Talare; Q N. — 35: silberweiß, . — 40: begehrt; K-N. — 42: Feste?“ — Q-N. — 43: „Nicht Q-N. — werd' ·N. — Sänger,“ Q-N. — 45: „Er Q-N. — 46: Stunde. C G B-N. — ißt, C G. — saust B-M N. — 48: nicht von W-N. — braußt, C G. — braust N. — 49: Tiefen: B Q. — 50: schallt C.

Und wecket der dunkeln Gefühle Gewalt,
Die im Herzen wunderbar schliefen.

Und der Sänger rasch in die Saiten fällt
Und beginnt sie mächtig zu schlagen:
„Aufs Waidwerk hinaus ritt ein edler Held,
Den flüchtigen Gemsbock zu jagen.
Ihm folgte der Knapp mit dem Jägergeschoß,
Und als er auf seinem stattlichen Roß
In eine Au kommt geritten,
Ein Glöcklein hört er erklingen fern,
Ein Priester wars mit dem Leib des Herrn,
Voran kam der Meßner geschritten."

„Und der Graf zur Erde sich neiget hin
Das Haupt mit Demuth entblößet,
Zu verehren mit glaubigem Christensinn
Was alle Menschen erlöset.
Ein Bächlein aber rauschte durchs Feld,
Von des Gießbachs reißenden Fluthen geschwellt,
Das hemmte der Wanderer Tritte,
Und beiseit' legt jener das Sakrament,
Von den Füßen zieht er die Schuhe behend,

[redacted]

Im Strudel der Wellen gerissen.
Drum daß dem Lechzenden werde sein Heil,
So will ich das Wässerlein jetzt in Eil
Durchwaten mit nackenden Füßen."

„Da setzt ihn der Graf auf sein ritterlich Pferd,
Und reicht ihm die prächtigen Zäume,
Daß er labe den Kranken, der sein begehrt,
Und die heilige Pflicht nicht versäume.
Und er selber auf seines Knappen Thier
Vergnüget noch weiter des Jagens Begier,
Der andre die Reise vollführet,
Und am nächsten Morgen mit dankendem Blick
Da bringt er dem Grafen sein Roß zurück
Bescheiden am Zügel geführet."

„Nicht wolle das Gott, rief mit Demuthssinn 321
Der Graf, daß zum Streiten und Jagen
Das Roß ich beschritte fürderhin,
Das meinen Schöpfer getragen!
Und magst du's nicht haben zu eignem Gewinst,
So bleib es gewidmet dem göttlichen Dienst,
Denn ich hab es dem ja gegeben,
Von dem ich Ehre und irdisches Gut
Zu Lehen trage und Leib und Blut
Und Seele und Athem und Leben."

„So mög euch Gott, der allmächtige Hort,
Der das Flehen der Schwachen erhöret,
Zu Ehren euch bringen hier und dort
So wie ihr jetzt ihn geehret.

: Wäßerlein jezt C G. — Eil' B Q. — 83: sezt C G. — Pferd (ohne Komma)
l. — 88: Begier; K-N. — 89: Andre L-M. — 90: Morgen, Q-N. — Blick,
l. — 92: am] im C G. — 93: Das Q. — Demuthsinn K-N. — 97: dus C.
eig'nem KL. — Gewinnst, C G L-N. — 98: bleibt K-M, bleib' N. — Dienst!
B W-N, Dienst: Q. — 99: hab' L-N. — dem C G, Dem Q. — 103: mög'
l. — euch C G g] auch K-N. — 105: Euch Q. — 106: Ihr Q. — jezt C G.

Ihr seyd ein mächtiger Graf, bekannt
Durch ritterlich Walten im Schweizerland,
Euch blühn sechs liebliche Töchter.
So mögen sie, rief er begeistert aus,
Sechs Kronen euch bringen in euer Haus
Und glänzen die spätsten Geschlechter!"

Und mit sinnendem Haupt saß der Kaiser da,
Als dächt' er vergangener Zeiten,
Jetzt, da er dem Sänger ins Auge sah,
Da ergreift ihn der Worte Bedeuten.
Die Züge des Priesters erkennt er schnell,
Und verbirgt der Thränen stürzenden Quell
In des Mantels purpurnen Falten.
Und alles blickte den Kaiser an,
Und erkannte den Grafen, der das gethan,
Und verehrte das göttliche Walten.

Anmerkung. Tschudi, der uns diese Anekdote überliefert hat, erzählt auch, daß der Priester, dem dieses mit dem Grafen von Habsburg begegnet, nachher Kaplan bei dem Churfürsten von Mainz geworden, und nicht wenig dazu beigetragen habe, bei der nächsten Kaiserwahl, die auf das große Interregnum erfolgte, die Gedanken des Churfürsten auf den Grafen von Habsburg zu richten. — Für die, welche die Geschichte jener Zeit kennen, bemerke ich noch, daß ich recht gut weiß, daß Böhmen sein Erzamt bei Rudolphs Kaiserkrönung nicht ausübte.

128. Punschlied. 332

Im Norden zu singen.

Auf der Berge freien Höhen,
In der Mittagsonne Schein,
An des warmen Strahles Kräften
Zeugt Natur den goldnen Wein.

Und noch Niemand hats erkundet,
Wie die große Mutter schafft;
Unergründlich ist das Wirken,
Unerforschlich ist die Kraft.

Funkelnd wie ein Sohn der Sonne,
Wie des Lichtes Feuerquell,
Springt er perlend aus der Tonne
Purpurn und krystallenhell.

Und erfreuet alle Sinnen, 333
Und in jede bange Brust
Gießt er ein balsamisch Hoffen
Und des Lebens neue Lust.

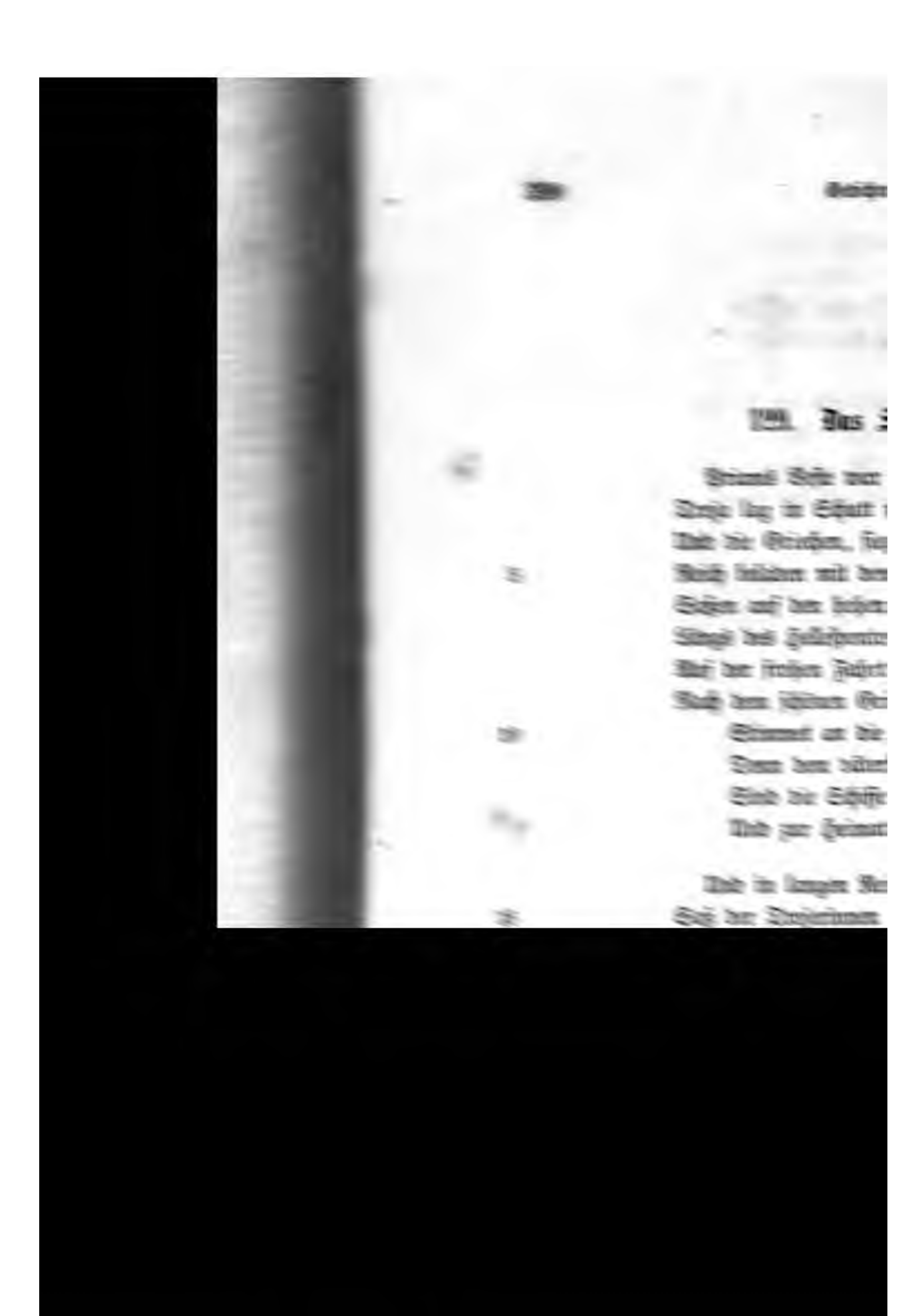
g: 2, 332. — G: 1. Buch. — g: 2, 332. — K: 9, 1, 38. — L: 2, B: 1, 267. — Q: 52. — W: 1, 241. — M: 2, 31. — M: 1, 204. — 99. — B: Beckers Taschenbuch zum geselligen Vergnügen 1804. S. 163 Mit Compositionen von Zelter. — Z: Liedertafel. Berlin 1818. S. 45. — ril 1803: Souper und Punsch auf dem Stadthaus," Schiller's Kalender — „28. April 1803 an Becker in Dresden." Daselbst S. 143. — [3]: freyen len Z. — [4]: Mittagsonne B g G] Mittagssonne g K - N Z. — [7]: niemand — hats g g K] hat B (in G hat Schiller selbst das s hinzugefügt), hat's — [9]: das] ihr Z. — [10]: ist die] ihre Z. — [11]: Funkelnd, wie Z Q. — ne, Z. — [14]: krystallenhell; B (Schiller hat in G das Semikolon in Punkt t), Crystallenhell; Z. — [15]: Sinne, Q. — [17]: Hoffen, Z.

Fernhin zu den sel'gen Inseln
  Richtet sie der Schiffe Lauf,
Und des Südens goldne Früchte
  Schüttet sie im Norden auf.

Drum ein Sinnbild und ein Zeichen
  Sey uns dieser Feuersaft,
Was der Mensch sich kann erlangen
  Mit dem Willen und der Kraft.

---

sel'gen Z. — 45: Südens] Südmeers Z B G (doch hat Schiller Südens ert). — 47: Drum, Z. — 48: Sei B G M N.



Lebe wohl geliebter Boden!
Von der süßen Heimat fern
Folgen wir dem fremden Herrn,
Ach wie glücklich sind die Todten!

Und den hohen Göttern zündet
Kalchas jetzt das Opfer an.
Pallas, die die Städte gründet
Und zertrümmert, ruft er an,
Und Neptun, der um die Länder
Seinen Wogengürtel schlingt,
Und den Zeus, den Schreckensender,
Der die Aegis grausend schwingt.
Ausgestritten, ausgerungen
Ist der lange schwere Streit,
Ausgefüllt der Kreis der Zeit,
Und die große Stadt bezwungen.

Atreus Sohn, der Fürst der Schaaren,
Uebersah der Völker Zahl,
Die mit ihm gezogen waren
Einst in des Scamanders Thal.
Und des Kummers finstre Wolke
Zog sich um des Königs Blick,
Von dem hergeführten Volke
Bracht' er wen'ge nur zurück.
Drum erhebe frohe Lieder
Wer die Heimat wieder sieht,
Wem noch frisch das Leben blüht,
Denn nicht alle kehren wieder!

ohl, K-N. — 23: Heimath LW-N. — 24: dem CGgMMN] den W. — 25: Ach, LBQ. — 27: jezt CG. — an; QW-N. — 29: an (ohne W. — 35: lange, MN. — 38: Atreus' WMN. — Scharen, gL. — anders L-WMN, Skamander's M. — 43: Blick: K-Q, Blick; WMN. enge CG, Wen'ge B-N. — 46: Lieder, L-N. — 47: Heimath LW-N. lüht! K-N. — 49: Alle QWM. — wieder. CGK-N.

Alle nicht, die wieder kehre[illegible]
Mögen sich des Heimzugs [illegible]n,
An de[illegible]lich[illegible]ren
Kann [illegible]ord [illegible] seyn.
Man[illegible]er fiel durch Fre[illegible]ndes Tücke, 326
Den die blut'ge Schlacht ver[illegible],
Sprachs Ulyß mit Warnungs Blicke,
Von Athenens Geist beseelt.
Glücklich wem der Gattin Treue
Rein und keusch das Haus [illegible],
Denn das Weib ist falscher [illegible]
Und die Arge liebt das Neue!

Und des frisch erkämpften Weibes
Freut sich der Atrid und strickt
Um den Reiz des schönen Leibes
Seine Arme hochbeglückt.
Böses Werk muß untergehen,
Rache folgt der Frevelthat,
Denn gerecht in Himmelshöhen
Waltet des Chroniden Rath!
Böses muß mit Bösem enden,
[redacted]

Ohne Wahl vertheilt die Gaben,
Ohne Billigkeit das Glück,
Denn Patroklus liegt begraben,
Und Thersites kommt zurück!
Weil das Glück aus seiner Urnen
Die Geschicke blind verstreut,
Freue sich und jauchze heut,
Wer das Lebensloos gewonnen!

Ja der Krieg verschlingt die Besten!
Ewig werde dein gedacht,
Bruder, bei der Griechen Festen,
Der ein Thurm war in der Schlacht.
Da der Griechen Schiffe brannten,
War in deinem Arm das Heil,
Doch dem Schlauen, Vielgewandten
Ward der schöne Preis zu Theil!
Friede deinen heil'gen Resten! 328
Nicht der Feind hat dich entrafft,
Ajax fiel durch Ajax Kraft,
Ach der Zorn verderbt die Besten!

Dem Erzeuger jetzt, dem großen,
Gießt Neoptolem des Weins:
Unter allen ird'schen Loosen
Hoher Vater, preis' ich deins.
Von des Lebens Gütern allen
Ist der Ruhm das höchste doch,
Wenn der Leib in Staub zerfallen,
Lebt der große Name noch.

…: Q, Glück; W-N. — [84]: heut', Q. — [86]: Ja, K-Q. — [88]: bey …: deinem CG (doch von Schiller wieder geändert). — Heil; K-N. — CGL-N, Theil; K. — [94]: heilgen CGK. — [95]: entrafft: QW, ent- entrafft. MN. — [96]: Kraft. K-N. — [97]: Ach, L-N. — [98]: jezt CG. eins; gKLB. — [100]: irdschen CG. — Loosen, K-N. — [101]: Vater (ohne z. — [103]: doch: K-Q, doch; W-N. — [105]: Nahme CG.

Balsam fürs zerrissne Herz,
Wundervoll ist Bacchus Gabe.

Denn auch Niobe, dem schweren 330
Zorn der Himmlischen ein Ziel,
Kostete die Frucht der Aehren,
Und bezwang das Schmerzgefühl.
Denn so lang die Lebensquelle
Schäumet an der Lippen Rand,
Ist der Schmerz in Lethes Welle
Tief versenkt und festgebannt!
Denn so lang die Lebensquelle
An der Lippen Rande schäumt,
Ist der Jammer weggeträumt,
Fortgespült in Lethes Welle.

Und von ihrem Gott ergriffen
Hub sich jetzt die Seherin,
Blickte von den hohen Schiffen
Nach dem Rauch der Heimat hin.
Rauch ist alles ird'sche Wesen,
Wie des Dampfes Säule weht,
Schwinden alle Erdengrößen,
Nur die Götter bleiben stät.
Um das Roß des Reiters schweben, 331
Um das Schiff die Sorgen her,
Morgen können wirs nicht mehr,
Darum laßt uns heute leben!

---

für's L B. — zerrissne C G W-N, zerriss'ne L B Q. — 136: Aehren (ohne a) B Q N. — 137: Schmerzgefühl, g, Schmerzgefühl; K L B, Schmerzgefühl: 138: Denn, solang Q. — 140: Lethe's W M. — 141: festgebannt. C G. — Denn, solang Q. — 144: weggeräumt, K-W, vgl. I, 332, 575. — 145: Fortspült C G. — Lethe's W M. — 146: Und, Q. — ergriffen, Q. — 147: Hob Q. jetzt C G. — Seherinn, L. — 149: Heimath C (Heimat G) L W-N. — irdsche C G. — Wesen; K-N. — 152: Erdengrößen; L M N. — 153: stet. 154: Reuters C. — 155: her; K-N. — 156: wir's L-N. — 157: lasst K L.

3. Alpenjäger 3

(erscheint gegenüber auf der Höhe des Felsen)

(Zweite Variation)

Es donnern die Höhen, es zittert der Steg,
Nicht grauet dem Schützen auf schwindlichtem Weg,
Er schreitet [illegible]n
Auf Feldern [illegible] Eis,
Da pranget kein Frühling,
Da grünet kein Reis;
Und unter den Füssen ein neblichtes Meer,
Erkennt er die Städte der Menschen nicht mehr,
Durch den Riß nur der Wolken
Erblickt er die Welt,
Tief unter den Wassern
Das grünende Feld.

---

4. Jägerliedchen

für Walther Tell

womit Actus III. anzufangen.

Mit dem Pfeil, dem Bogen
Durch Gebirg und Thal
Kommt der Schütz gezogen,
Früh im Morgenstrahl.

Wie im Reich der Lüfte
König ist der Weih,
Durch Gebirg und Klüfte
Herrscht der Schütze frei.

Ihm gehört das Weite,
Was sein Pfeil erreicht,
Das ist seine Beute,
Was da fleugt und kreucht.

[illegible]: Facsimile der Originalhandschrift. — T: W. Tell. Tüb. 1804. S. 10[illegible] Walther (singt). — 4: Bogen, T. — 6: gezogen (ohne Komma) T. — 7: im] [illegible]. — 9: Weih, — T. — 13: Weite (ohne Komma) T. — 15: kreucht und fleugt. T.

5. Barmherzige Brüder.

Rasch tritt der Tod den Menschen an,
Es ist ihm keine Frist gegeben,
Es stürzt ihn mitten in der Bahn,
Es reißt ihn fort vom vollen Leben,
Bereitet oder nicht, zu gehen,
Er muß vor seinen Richter stehen!



131. Berglied. 313

Am Abgrund leitet der schwindlichte Steg,
Er führt zwischen Leben und Sterben,
Es sperren die Riesen den einsamen Weg
Und drohen dir ewig Verderben,
Und willst du die schlafende Löwin nicht wecken,
So wandle still durch die Straße der Schrecken.

Es schwebt eine Brücke, hoch über den Rand
Der furchtbaren Tiefe gebogen,
Sie ward nicht erbauet von Menschenhand,
Es hätte sichs keiner verwogen,
Der Strom braust unter ihr spat und früh,
Speit ewig hinauf und zertrümmert sie nie.

Es öffnet sich schwarz ein schauriges Thor, 314
Du glaubst dich im Reiche der Schatten,
Da thut sich ein lachend Gelände hervor,
Wo der Herbst und der Frühling sich gatten,
Aus des Lebens Mühen und ewiger Qual
Möcht' ich fliehen in dieses glückselige Thal.

Vier Ströme brausen hinab in das Feld,
Ihr Quell, der ist ewig verborgen,

131. g: 2, 313. — fehlt in G, war aber zur Aufnahme bestimmt. — g: 2, S. — K: 9, 1, 26. — L: 2, 26. — B: 1, 255. — Q: 50. — W: 1, 232. M: 2, 20. — M: 1, 194. — N: 1, 190. — C: Taschenb. f. Damen auf d. 1805. S. 173 f. — Am 26. Jan. 1804 an Goethe gesandt, vgl. die Anmerkungen. [2]: Steg B-N. — [3]: Sterben; K-N. — [5]: Verderben; N. — [6]: Löwin C. — Brücke CB-N. — Brücke, CK-N. — [11]: sich's L-N. — Keiner QWM. — braust K-WN, braußt C. — spät Q. — [14]: öfnet C. — [17]: gatten. C, gatten; N. — [21]: Quell der C, Quell — Der Q. — verborgen; K-N, verborgen C.

Sie fließen nach allen vier Straßen der Welt,
Nach Abend, Nord, Mittag, und Morgen,
Und wie die Mutter sie rauschend geboren,
Fort fliehn sie und bleiben sich ewig verloren.

Zwei Zinken ragen ins Blaue der Luft,
Hoch über der Menschen Geschlechter,
Drauf tanzen, umschleiert mit goldenem Duft,
Die Wolken, die himmlischen Töchter.
Sie halten dort oben den einsamen Reihn,
Da stellt sich kein Zeuge, kein irdischer, ein.

Es sitzt die Königin hoch und klar 315
Auf unvergänglichem Throne,
Die Stirn umkränzt sie sich wunderbar
Mit diamantener Krone,
Drauf schießt die Sonne die Pfeile von Licht,
Sie vergolden sie nur, und erwärmen sie nicht.

Anmerkung [zu 6]. Löwin, an einigen Orten der Schweiz der verdorbene Ausdruck für Lawine.



132. Wilhelm Tell.

Wenn rohe Kräfte feindlich sich entzweyen,
Und blinde Wut die Kriegesflamme schürt,
Wenn sich im Kampfe tobender Partheyen
Die Stimme der Gerechtigkeit verliert,
Wenn alle Laster schamlos sich befreyen,
Wenn freche Willkühr an das Heilge rührt,
Den Anker lößt, an dem die Staaten hängen,
— Das ist kein Stoff zu freudigen Gesängen!

Doch wenn ein Volk, das fromm die Heerden weidet,
Sich selbst genug, nicht fremden Guts begehrt,
Den Zwang abwirft, den es unwürdig leidet,
Doch selbst im Zorn die Menschlichkeit noch ehrt,
Im Glücke selbst, im Siege sich bescheidet,
— Das ist unsterblich und des Liedes werth.
Und solch ein Bild darf ich Dir freudig zeigen,
Du kennsts, denn alles Große ist Dein eigen.

---

132. B: Facsimile der Originalhandschrift in Aschaffenburg, eine Quartseite, F. Schiller unterzeichnet. — C: Taschenb. für Damen auf das Jahr 1807. S. 1. — K: 9, 1, 293. — L: 2, 300. — B: 1, 513. — Q: 101. — W: 1, 419. — M: 2, 246. — M: 1, 397. — N: 1, 384. — „25. April 1804 Tell an Erzkanzler.“ Schillers Kalender 162. — [1]: fehlt B. — Wilhelm Tell. Seiner Churfürstl. Gnaden, dem hochwürdigsten Fürsten und Herrn, Karl, des h. röm. Reichs Churfürsten und Erzkanzler, unterthänigst gewidmet — vom Verfasser. C. — Wilhelm Tell. Mit diesen Stanzen begleitete der Verf. (Verfasser B-N) das Exemplar seines Schauspiels: Wilhelm Tell. K-N. — [2]: entzweien, B-N. — [3]: Wuth CK-N. — schürt; K-N. — [4]: Parteyen KL, Parteien B-N. — [5]: verliert; K-N. — [6]: befreien, B-N. — [7]: Willkür K-Q W-N. — Heil'ge CK-N. — [8]: löst, CK-N. — an den A. — hängen: Q-N. — [9]: Gesängen. CK-N. — [10]: Herden KL. — [14]: bescheidet; KL, bescheidet: B-N. — [16]: dir CK-N. — [17]: Du CK-N. — kennst's CK-N. — dein CK-N.

133. Der Alpenjäger. 335

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
Spielend an des Baches Ranft?
„Mutter, Mutter laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Heerde locken
Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter laß mich gehen
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten, 336
Die im Beete freundlich stehn?
[redacted]

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort,
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung,
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken 337
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.

20: gieng G. — 22: Wagen, G. — 23: Ort; K-N. — 24–25: Vor sich her mit Windesschnelle | Scheucht er fliehend die Gazelle. B. — 27: Setzt sie mit behendem Schwung, B. — 28: gespaltner B S M M N. — 29: Sprung; B B-N, Sprung. K. — 30: Doch von Fels zu Fels verwogen, B. — 32: schroffen] steilen B. — 33: sie auf B. — höchsten] steilen S. — 34: Felsen] Klippen B. — 35: Und der wilde Jäger naht, B. — 36: Unter sich die schroffe Jähe, B. — 39: Mann — S. — 40: umsonst S. — loszudrücken (ohne Komma) B G. — 41: an; B-N. — 43: der Berges Alte. B. — 45: Schützt G. — Thier: G. —

„Mußt du Tod und Jammer senden,
Ruft er, bis herauf zu mir?
Raum für alle hat die Erde,
Was verfolgst du meine Heerde?“

---

134. Einem Freunde ins Stammbuch.

Herr von Mecheln aus Basel 1805.

Unerschöpflich an Reiz, an immer erneuerter Schönheit
Ist die Natur! die Kunst ist unerschöpflich wie sie.
Heil dir würdiger Greis! Für beyde bewahrst du im Herzen
Reges Gefühl, und so ist ewige Jugend dein Loos.

[redacted]

Aus Schillers Nachlaß.

I.

Dem König Theoderich begegnen drei graue Weiber, die ihm ein Geschenk machen, und dafür seinen einzigen Sohn verlangen — Entrüstung des Königs — jene schwören, daß sie, auch wider s. Willen den Sohn doch bekommen würden u. verschwinden — Anstalten des Königs s. Sohn in Sicherheit zu bringen, den aber die Macht der Verhängnisse den Sibyllen freiwillig entgegentreibt. Catastrophe dieses Mährchens ist freudig.

Schwedenborg und seine Geister, die ihm Gehorsam weigern —
Das Schiff welches aus Dodonas Eichen gezimmert ist und wahrsagt.

Orpheus.
Empedocles.
Surennen Gespenst.
Drusus Erscheinung.
Kaiser Max
Der Alpenjäger

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

[illegible]

II.

Es liebt sich der Vogel im freien Wald
Von Zweigen zu Zweigen zu [hüpfen] gleiten,
Der Sänger des Schönen wird nirgends alt,
[Und] Wie des Jahres wechselnde Zeiten,

Wie der heilige Vogel des Sommers zieht,
Der auf Kirchendächern sich bauet,
Des Lorbeers unschuldige heilige Zier
[Er] Sie locket nicht an des Räubers Begier;

Ihr habt mich gespeißt und getränket!

Lebt wohl und des Sängers gedenket!

Er singt was auf Erden der Heiland gethan,
Er singt von Helden und Schönen,
Er singt von der Liebe heiligen wahn
In fröhlich einfältigen Tönen.

II: Die mit lateinischen Lettern gedruckten Worte sind von Charlotte
[...]llers Hand.

Mag der Britte die Gebeine
Alter Kunst, die edeln Steine
Und ein ganzes Herkulan

Gierig nach dem kostbarn greifen
Und auf seiner Insel häufen
Was ein Schiff nur laden kann

Der Witz hat nichts gemein mit dem Schönen

---

zum Leben
Nimmer werden sie leben, immer fremd und verbannt bleiben, sie werden nie auferstehn
Nimmer werden sie zum Leben
Auferstehn und sich erheben
Vom Gestelle,
Ewig werden sie Verbannte
Bleiben an dem fremden Strande,
[Nie zum Leben auferstehn,]

höhnen
sehnen
Scenen

heimisch
Nie [zu Hause] seyn

Denn der Witz hat mit dem Schönen
Mit dem Hohen nichts gemein!
[Mit dem Witze hat]
Denn der Witz
Führt der Britte seine
[Allen] Königen zum Hohne
Mit der freien Bürgerkrone
Ziert der Franke sich das Haupt!

mit dem idealen

Und den

---

133. Der Alpenjäger. 335

Willst du nicht das Lämmlein hüten?
  Lämmlein ist so fromm und sanft,
Nährt sich von des Grases Blüthen
  Spielend an des Baches Ranft?
„Mutter, Mutter laß mich gehen
Jagen nach des Berges Höhen!“

Willst du nicht die Heerde locken
  Mit des Hornes munterm Klang?
Lieblich tönt der Schall der Glocken
  In des Waldes Lustgesang.
„Mutter, Mutter laß mich gehen
Schweifen auf den wilden Höhen!“

Willst du nicht der Blümlein warten, 336
  Die im Beete freundlich stehn?
Draußen ladet dich kein Garten,
[redacted]

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort,
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung,
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken 337
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.

20: gieng G. — 22: Wagen, G. — 23: Ort; K-N. — 24–25: Vor sich her mit Windesschnelle | Scheucht er fliehend die Gazelle. B. — 27: Setzt sie mit behendem Schwung, B. — 28: gespaltner B S M M N. — 29: Sprung; B B-N, Sprung. K. — 30: Doch von Fels zu Fels verwogen, B. — 32: schroffen] steilen B. — 33: sie auf B. — höchsten] steilen S. — 34: Felsen] Klippen B. — 35: Und der wilde Jäger naht, B. — 36: Unter sich die schroffe Jähe, B. — 39: Mann — S. — 40: umsonst S. — loszudrücken (ohne Komma) B G. — 41: an; B-N. — 43: der Berges Alte. B. — 45: Schüzt G. — Thier: G. —

Und der Knabe ging zu jagen,
Und es treibt und reißt ihn fort,
Rastlos fort mit blindem Wagen
An des Berges finstern Ort,
Vor ihm her mit Windesschnelle
Flieht die zitternde Gazelle.

Auf der Felsen nackte Rippen
Klettert sie mit leichtem Schwung,
Durch den Riß geborstner Klippen
Trägt sie der gewagte Sprung,
Aber hinter ihr verwogen
Folgt er mit dem Todesbogen.

Jetzo auf den schroffen Zinken 337
Hängt sie, auf dem höchsten Grat,
Wo die Felsen jäh versinken,
Und verschwunden ist der Pfad.
Unter sich die steile Höhe,
Hinter sich des Feindes Nähe.

Mit des Jammers stummen Blicken
Fleht sie zu dem harten Mann,
Fleht umsonst, denn loszudrücken,
Legt er schon den Bogen an.
Plötzlich aus der Felsenspalte
Tritt der Geist, der Bergesalte.

Und mit seinen Götterhänden
Schützt er das gequälte Thier.

20: gieng G. — 22: Wagen, G. — 23: Ort; K-N. — 24–25: Vor sich her mit Windesschnelle | Scheucht er fliehend die Gazelle. B. — 27: Setzt sie mit behendem Schwung, B. — 28: gespaltner B S M M N. — 29: Sprung; B B-N, Sprung. K. — 30: Doch von Fels zu Fels verwogen, B. — 32: schroffen] steilen B. — 33: sie auf B. — höchsten] steilen S. — 34: Felsen] Klippen B. — 35: Und der wilde Jäger naht, B. — 36: Unter sich die schroffe Jähe, B. — 39: Mann — S. — 40: umsonst S. — loszudrücken (ohne Komma) B G. — 41: an; B-N. — 43: der Berges Alte. B. — 45: Schüzt G. — Thier: G. —

V.

Darf der Deutsche in disem Augenblick, wo er ruhmlos aus seinem thränenvollen Kriege geht, wo zwey übermüthige Völker ihren Fuß auf seinen Nacken setzen, und der Sieger sein Geschick bestimmt — darf er sich fühlen? Darf er sich seines Nahmens rühmen und freuen? Darf er sein Haupt erheben und mit Selbst- gefühl auftreten in der Völker Reihe?

Ja er darfs! Er geht unglücklich aus dem Kampf, aber das, was seinen Werth ausmacht, hat er nicht verloren. Deutsches Reich und deutsche Nation sind zweierlei Dinge. Die Majestät des Deutschen ruhte nie auf dem Haupt s. Fürsten. Abgesondert von dem Politischen hat der Deutsche sich einen eigenen Werth gegründet, und wenn auch das Imperium untergegangen,

Aus Schillers Nachlaß.

Die folgenden Nummern, I—VII., sind lose Blätter aus Schillers Nachlaß im Besitz der Freifrau Emilie von Gleichen-Rußwurm, geb. v. Schiller. Sie haben mir sämmtlich im Original vorgelegen und ich habe sie für den Druck selbst copirt. Was hier in eckigen Klammern [] steht, ist von Schiller ausgestrichen und durch die darauf folgenden oder darüber stehenden Worte ersetzt. Die Einführung in Künstlers Werkstatt bedarf keiner Entschuldigung. Je genauer man das Schaffen des Künstlers beobachtet, desto mehr gewinnt er durch den Ernst und die Unverdrossenheit seines Strebens. Selbst das Stimmen des Instruments, wie es beim Don Juan beobachtet werden konnte und hier noch deutlicher erkannt wird, hat, wenn man nur der Totalität seiner künstlerischen Erscheinung eingedenk bleibt, eigenthümlichen Reiz. — Angeschlossen habe ich einige andre Fragmente, Nr. VIII bis X, die mir nicht im Originale vorgelegen. — Beizufügen wäre hier noch „Rosamund, oder die Braut der Hölle," die in Schillers „dramatischen Entwürfen" (Stuttg. 1867 S. 101 ff.) gedruckt steht und mit den übrigen Fragmenten im XV. Bde. dieser Sammlung ihre Stelle gefunden hat.

I.

Dem König Theoderich begegnen drei graue Weiber, die ihm ein Geschenk machen, und dafür seinen einzigen Sohn verlangen — Entrüstung des Königs — jene schwören, daß sie, auch wider s. Willen den Sohn doch bekommen würden u. verschwinden — Anstalten des Königs s. Sohn in Sicherheit zu bringen, den aber die Macht der Verhängnisse den Sibyllen freiwillig entgegentreibt. Catastrophe dieses Mährchens ist freudig.

Schwedenborg und seine Geister, die ihm Gehorsam weigern —
Das Schiff welches aus Dodonas Eichen gezimmert ist und wahrsagt.

Orpheus.

Empedocles.

Surennen Gespenst.

Drusus Erscheinung.

Kaiser Max

Der Alpenjäger

Zweifelhafte und unechte Gedichte.

1. Lied. 78

Der Schiffer ruft, die Segel schwellen,
Leb wohl, süß Liebchen, denke mein!
Ich flieh auf ungetreuen Wellen,
Doch ewig, ewig bin ich dein.

Dein Bild umdämmern trübe Düfte,
Doch steht es hell vor meinem Blick —
Mein Klaggesang bewegt die Lüfte,
Am fernen Ufer weilt mein Glück!

---

2. Grabschrift.

O! fürchte nicht dem tiefen Schmerz
Ein Trauer-Denkmahl aufzustellen —
Wo ist ein leidenloses Herz
Wer schöpfte nicht aus Thränenquellen!
Der flüchtgen Welt entfernt, geselle deine Thränen
Dem Bach, dem Wald, der Blumenflur; —
Dem leidenden Gemüth, und seinem Sehnen
Seyd ihr ja hold in der Natur,
Cypresse, Fichte, Trauerweide —
Wohl ihr umfaßt den Aschenkrug,
Und kühlt auf eurer Schattenseite,
Des Wandrers traurigen Besuch.

1. Die zwey Emilien. Drama in vier Aufzügen. Nach dem Englischen. Tü-
ingen, in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung 1803. S. 78. — 2. Die zwey
milien. S. 102—103.

4. Trost am Grabe. 39

Trockne deine Thränen, gute Seele!
Nur der Staub umschließt des Grabes Höhle,
  Geister können nicht wie Staub vergeh'n,
  Nein! du wirst den Gatten wieder seh'n.

Jamm're nicht, daß jener Leib vermodert, 40
Staub wird Staub! der Himmelsfunke lodert
  Aus der Asche, wo er sich verlor,
  Herrlicher zur Flamme bald empor!

Oder, wären diese heißen Thränen
Nach Unsterblichkeit, dieß bange Sehnen,
  Dieß ew'ge Streben der Natur,
  Fortzudauern, Traum und Täuschung nur?

Kein Atomenstäubchen geht verloren,
Wird im Kreislauf immer neu geboren,
  Und mein Geist, ein Strahl des ew'gen Lichts,
  Sollt' erlöschen? würd auf ewig — Nichts?

Und der Frevler dürfte oh' Erröthen
Frech den Biedermann mit Füßen treten;
  Beide würden der Verwesung Raub?
  Wären gleich vor Gott, wie Staub und Staub? —

5. A: Dem Andenken Friedrich von Schillers, von Johann Lorenz Greiner. 1829. Grätz. S. 39—42. — B: Döring, Nachlese 1835. S. 364 ff. — C: Boas, Nachträge 1839. 1, 80 ff. — H: Hoffmeister, Nachlese 1840. 2, 277 ff. — 1: Trost am Grabe. An eine Freundin. 1801 B. — Trost am Grabe 1789. CH. — 12: dieß A] Dieses BCH. — 17: auf Ewig C.



Aus dem Chaos, wo ich sorglos schlief,
Auf die Welt, des Jammers Schauplatz,

Wo dem Weisen, der für Tugend lebte,
Der sein Leben aufzuopfern strebte,
Oft im Lenz des Todes Fessel klirrt,
Und der Bösewicht zum Greise wird

Eine Welt, wo auf allen Gängen
Todesbilder mir entgegen drängen,
Eine Welt, wo jede Spanne Land
Ein Geschöpf begräbt, das einst empfand.

Wie viel Weisen lebten, litten, rangen,
Starben seit die Welt hervorgegangen?
Jedes Stäubchen — o wie fürchterlich!
War einst Nerve, zitterte, wie ich

Vor Vernichtung — Und der Schöpfer hörte
Des Geschöpfes Jammer, und zerstörte
Es auf ewig? — Nein! so ist kein Gott,
So ist Glaube Wahnsinn, Tugend Spott.

Schau! Es regen sich die Todtengrüfte,
Engel Gottes schweben durch die Lüfte;
Welch' Gewimmel herrscht durch die Natur,
Wie im Frühling auf erstarrter Flur? —

Gatten, Mütter, Kinder, Brüder drängen 42
Aus den Gräbern sich, in Lobgesängen
Den zu preisen, dessen Allmachtsruf
Sie zum zweiten Mahl aus Nichts erschuf.

Trockne deine Thränen, gute Seele!
Nur den Staub umschließt des Grabes Höhle.
Geister können nicht wie Staub vergeh'n,
Nein! du wirst den Gatten wieder seh'n.

57: zweitenmal B, Zweitenmal C, zweiten Mal H. — Das Gedicht steht in A unter den 'Gelegenheits-Gedichten aus Friedrich von Schillers spätern Jahren,' und ist dort mit folgender Notiz begleitet: „Dieses Gedicht wurde mir zur Einreihung für den Ergänzungsband von Schillers Werken, als bisher noch in keiner Sammlung gedruckt, von Prag durch eine hohe Person eingesandt, mit der bestimmten Versicherung: daß jene Dichtung von Schiller zum Troste für eine junge Dame in Weimar verfaßt worden sey, die ihren geliebten Gemahl im ersten Jahre ihrer glücklichen Ehe verlor, und dadurch in eine solche Trostlosigkeit verfiel, die selbst für ihre Gesundheit schlimme Folgen befürchten ließ." Döring setzt das Gedicht 1801, Boas und Hoffmeister 1789, obwohl Greiner von den „spätern" Jahren spricht. Es ist ungewiß ob das Gedicht für eine junge Dame in Weimar, oder ob es in Weimar verfaßt und einer jungen Dame gewidmet sei. Die ganze Beglaubigung in A steht auf schwachen Füßen. Man könnte an die Gräfin Purgstall denken, die sich im Sommer 1797 verheirathete und ihren Gemahl überlebte; mit ihr stand Schiller in Correspondenz. — Das ganze Gedicht, wenn es von Schiller ist, würde eine Accomodation an die Vorstellungen der jungen Witwe sein. Es erinnert lebhaft an den „Trost am Grabe" von Joh. H. Voß (Musenalm. von Voß für 1784 S. 53), ein Gedicht, das auf den Sohn des Bischofs Münter in Kopenhagen verfaßt wurde und worüber die Schwester des Verstorbenen, Friederike Brun (Gedichte 1798 S. 78) in Versen dankend quittiert. Eine der vossischen Strophen, deren erste gebietet: „Trockne deines Jammers Thränen", lautet: Diese Kräfte, dieses Trachten | Zur Vollkommenheit, | Dieses Vorgefühl, dies Schmachten | Nach Unsterblichkeit: | Dieser Geist, der Welten denket, | Würde mit ins Grab gesenket? | Und geschaffen hätte Gott | Dieses alles nur zum Spott? u. s. w. Schwerlich sind Anklänge der Art bloßer Zufall, und wenn nicht, so ist das Gedicht eine Nachahmung oder ein Seitenstück des vossischen und dann sicher nicht von Schiller.

5. An Carl Katz nach Subiacco.

Hochbeglücket, mein Freund, wer fern von städtischem Unfug
Mit horazischem Sinn lebet der schönen Natur.
Ach, wie gern entflöh auch ich der bedrückenden Hitze,
Diesem staubigen Lärm, diesem verwünschten Tumult
Wagendurchrasselter Straßen, dem ewigen Treiben und Drängen,
Dem ermüdenden Kreis einerley-bringender Zeit!
Aber mich fesselt die häßliche Noth an die römischen Mauern,
Vom kaukasischen Fels reißt sich Prometheus nicht los.
Sey mein Alzid und schieß und triff und tödte den Geyer,
Welcher mit ewigem Biß Herz mir und Leber verletzt.
Kann ich genießen, wann mir im Rücken verhaßte Geschäfte
Lauernd liegen, mit Dräun Sorge sich hinter mir thürmt?

6. A: Morgenblatt für gebildete Stände. Nr. 258. Sonnabend, 27. Oktol 1810. S. 1029 f. (von C. A. Böttiger mitgetheilt). — B: Rafael Sanzio 1 Urbino. Ein dramatisches Spiel in 5 Akten von Georg Christian Braun. Ma 1819. S. 191—196 (aus dem im Besitz der Witwe Katz befindlichen Original). H: Hoffmeister, Nachlese 3 (1840) S. 358 ff. (aus B). — S: Morgenblatt gebildete Leser. Nr. 104. Sonnabend, den 1. Mai 1841 S. 410 f. — (von [redacted]

Bleich, ein ödes Fantom von meinem gesunkenen Haupte
  Schwirrend den Schlummer verscheucht, Gift in den Becher mir streut?
Freund, dem Fröhlichen nur, befreyet von Sorge und Unmuth,
  Lächelt die holde Natur, lächelt die blumige Trift.
Drum genieße du froh! mein sey die Freude zu wissen,
  Wie in süßem Genuß schwinden die Tage dem Freund.
In Subiaccos Geklüft, getrennt vom Gewühle der Menschen
  Findst du im schweigenden Hain fröhlich dein eigenes Selbst,
Unter Bäumen ist ja der fühlende Bildner nicht einsam,
  In dem Menschengewühl steht er oft einsam und öd,
Tausenden aber verstummt die stille Natur; nur dem Künstler
  Spricht ans fühlende Herz laut und vernembar sie stets.
Ach, wie gern entflieht sein Geist dem Gewühle der Welt, flieht
  Hin in das schimmernde Land, menschlicher Kleinheit so fremd,
Wo mit goldenem Stab die Phantasien gebieten,
  Unerhört an dem Stein nicht mehr Pygmalion weint;
Lispelnd aus laubigem Grün Napäen vertraulich uns flüstern,
  Uns an dem rieselnden Quell freundlich die Najas erscheint;
Vor dem begeisterten Blick die deckenden Schleyer zerreißen,
  Welche der Vorwelt Gebild hüllen in zweifelnden Schein;
Wo entfesselt der Geist die Haine Jlissus durchwandelt,
  Und an Strymons Gestad lauschet der Hirten Gesang.
Seyd mir gegrüßet, du Hain und Tiburs romantische Thale,
  Du Blandusias Quell, Anios murmelnder Strom!
Ach mir raubte die Zeit den ärmlichsten Trost noch, mich selber
  Froh zu täuschen und mir luftige Schlösser zu baun.

14: Phantom S. — 16: Freund! S. — befreit BH, befreiet S. — Sorgen BH. — 17: blumigte S. — 18: Freude, zu BHS. — 20: Subjaco's BH, Subiako's S. — 21: Menschen, BHS. — 22: Unter den Bäumen da ist der fühlende Künstler nicht einsam, BH, Unter Bäumen ist der fühlende Bildner nicht einsam, S. — 23: öd'. BHS. — 24: Natur; nur AS] Natur, und BH (doch vermuthete H: nur). — 25: an's S. — vernehmbar BHS. — 26: Ach wie BHS. — Welt; S. — 27: schimmernde ABH] heilige S. — 28: Fantasien B, Phantasien AHS. — 30: laubigtem S. — Napäen, Waldgöttinnen, faciles Napaeae bei Virgil. — 32: Schleier HS. — zerreissen B. — 34: Hayne S. — Jlissus' H, Jlyssus' S. — 35: Strymon's HS. — 36: Seyd AS] Sey BH. — 38: Trost noch, mich AS] Trost, noch mich BH. — Anio's BHS. — 39: bau'n. BH, baun! S.

Anmerkungen.

6. [Glaube.]

Ist's ein Geschenk das an den Staub uns kettet
Wir durch den Wink des Unerforschten sind?
Wenn er uns nicht von der Vernichtung rettet
In die des Lebens letzter Hauch verrinnt? —

Ist's ein Geschenk, ein Leben das im Werden
Schon winselnd mit des Todes Schrecken ringt.
Wenn nicht die Zukunft, nach dem Kampf auf Erden
Uns tröstend, wie die Morgenröthe winkt? —

Wenn nicht für vieles unverdientes Leiden
Zum süßen Lohn der Ewige uns weckt?
Wenn nicht den Schurken im Genuß der Freuden
Der Zukunft Donnerstimme niederschreckt?

Der Geist versinkt in diesem Zweifelmeere
Kein milder Stern in dieser dunklen Nacht.
Wer kennt den Compas der den Pfad uns lehre
Zu jenem Lande das der Tod bewacht.

Du sanfter Glaube von Vernunft geleitet
Du einzger Führer auf der finstern Bahn
Nur du hast die Versicherung mir bereitet

Die Gedichte Nr. 1—4, Umarbeitungen älterer, fallen unzweifelhaft in die Zeit, als Schiller mit dem Plane sich beschäftigte, eine Sammlung seiner kleineren Stücke zu veranstalten. Das Stammbuch-Impromptu, Nr. 5, scheint während des Aufenthaltes in Stuttgart entstanden und mag für Rapp oder den Geh. Rath Hartmann (vgl. Neuer Nekrol. d. Deutschen. Jahrg. 27, 257) bestimmt gewesen sein. Die Bequemlichkeit der Form weist jedenfalls auf eine Zeit zurück, in der Schiller sich die Strenge noch nicht angeeignet hatte, die er dem Studium der Alten verdankte. — Mit Nr. 6, Poesie des Lebens, beginnt die Sicherheit der Zeitbestimmungen.

6. **Poesie des Lebens.** Schiller an Goethe 12. Juni 1795 (Nr. 75): „Der Uebergang von einem Geschäft war mir von jeher ein harter Stand, und jetzt vollends, wo ich von Metaphysik zu Gedichten hinüberspringen soll. Indessen habe ich mir so gut es angeht eine Brücke gebaut, und mache den Anfang mit einer gereimten Epistel, welche Poesie des Lebens überschrieben ist, und also, wie Sie sehen, an die Materie, die ich verlassen habe, gränzt." — Körner an Schiller 4, 126: „Poesie des Lebens gehört zur rhetorischen Classe. Es ist ein Fragment eines idealisirten Briefs im höchsten poetischen Schmuck."

14. **Würde der Frauen.** — Am 28. Aug. 1795 sandte Schiller das Gedicht an Reichardt (Kalender S. 3) mit einem Briefe, der sich im Besitz des Kaufmanns Georg Arnold in Nürnberg befand und in Abschrift J. Meyers vom 15. Juli 1864 vorliegt. Der Eingang lautet: „Jena den 28. Aug. 95. Beykommendes Gedicht sende ich noch ganz warm, wie es aus der Feder und aus dem Herzen kommt. Ich denke, daß es sich zur Composition nicht übel qualifiziren wird. Nur müßte ich Sie ein wenig damit pressiren, weil die Erscheinungszeit des Almanachs bald heranrückt, und damit kein unnöthiger Auffenthalt entsteht, so bitte ich Sie, von den Noten eine Copie sogleich wenn sie fertig sind an H. Legationsrath von Humboldt in Berlin zu schicken, der die Besorgung meines Almanachs übernommen hat; damit aber meine Ungeduld nicht zu lange unbefriedigt bleibe, so sind Sie ja so gütig, mir zugleich eine Copie nach Jena zu senden. In meinem Tanz" u. s. w. vgl. zu Nr. 21. J. F. Reichardts Composition erschien im Musenalmanach f. 1796.

21. **Der Tanz.** Die ursprüngliche Fassung war um zwei Verse kürzer als die im Musenalmanach erschienene. In dem zu Nr. 14 erwähnten Briefe an Reichardt, dem Schiller das Gedicht am 3. Aug. 1795 mitgetheilt haben wird (Kalender S. 2), erhalten wir darüber Aufschluß. Es heißt dort: „In meinem



was war und was seyn wird, kein sterblicher Mensch hat meinen Schleyer aufgehoben.“ Keiner durfte den Tempel des Serapis betreten, der nicht den Namen Jao — oder J-ha-ho, ein Nahme, der mit dem Ebräischen Jehovah fast gleich lautend, auch vermuthlich von demselben Inhalt ist — an der Brust oder Stirn trug ... Im Innern des Tempels stellten sich dem Einzuweyhenden verschiedene heilige Geräthe dar, die einen geheimen Sinn ausdrückten. Unter diesen war eine heilige Lade, welche man den Sarg des Serapis nannte ... Diese Lade herum zu tragen war ein Vorrecht der Priester, oder einer eignen Klasse von Dienern des Heiligthums, die man deshalb auch Kistophoren nannte. Keinem, als dem Hierophanten war es erlaubt, diesen Kasten aufzudecken, oder ihn auch nur zu berühren. Von einem der die Verwegenheit hatte, ihn zu eröffnen, wird erzählt, daß er plötzlich wahnsinnig geworden sey. (Schiller, die Sendung Moses S. 17—19.)

Jehovah heißt seiner hebräischen Etymologie nach so viel als: der da ist und bedeutet das Daseyn von sich selbst, das sogenannte Wesen der Gottheit, das Attribut, aus dem sich alle übrigen herleiten lassen, die erhabenste aller göttlichen Eigenschaften, die man in den größeren Mysterien den Epopten enthüllte .... Wem aus uns, meine Brüder! sind endlich die alten ägyptischen Inschriften unbekannt; die eine auf der Pyramide zu Sais: Ich bin alles, was ist, war und seyn wird, meinen Schleyer hat kein Sterblicher aufgehoben; und jene unter der Bildsäule der Isis: Ich bin, was da ist? Wer aus uns, meine Brüder! versteht nicht den Sinn dieser Worte so gut, als ihn vormals der ägyptische Eingeweihte verstehen mußte, und weiß nicht, daß damit das wesentliche Daseyn, die Bedeutung des Wortes Jehovah beynahe wörtlich ausgedrückt ist? (Die Hebräischen Mysterien. Von Br. Decius (Reinhold). Leipz. Göschen 1788. S. 52. 54.)

Pausanias erwähnt eines gewissen Euripilus, der die Verwegenheit hatte, einen solchen Kasten (dessen Inhalt nur die Hierophanten sehen durften) zu öffnen, und auf der Stelle von Sinnen kam. (Die Hebräischen Mysterien. Von Br. Decius (Reinhold). Leipz. Göschen 1788. S. 74.

Quum Euripilus arcam illam aperuisset et in ea reconditum Bacchi simulacrum intuitus esset, statim a spectaculo mentis inops factus est. (Pausan.)

35. **Das Reich der Schatten.** — V. 143. Humboldt an Schiller, Tegel 30. Oct. 1795: „Ein Fehler ist in dem Gedichte geblieben, der mich um so mehr verdrießt, als ich hätte zu seiner Tilgung beitragen sollen. S. 8. St. 2. soll Priams Sohn doch wohl Laokoon sein? Dieser aber war nicht ein Sohn Priams, sondern (denn die Angaben sind verschieden) entweder des Antenor oder des Acoetes oder des Capys. Die erstere Meynung ist die sicherere. Die Li behauptete gleich, als Sie uns das erstemal das Stück schickten, dieser Umstand sey falsch. Da aber ein Bekannter, der zufällig zu uns kam, und den wir befragten, das Gegentheil versicherte, ich mich darauf verließ, daß Sie nachgeschlagen hätten, und ich selbst kein Buch zum Nachschlagen zur Hand hatte, unterließ ich's Ihnen zu schreiben. Jetzt habe ich den Hederich und finde die Sache gemeldetermaßen. Auf alle Fälle ists eine Kleinigkeit, vielleicht giebts auch noch eine vierte Angabe, die mein Hederich nicht hat, und der Sie folgten.“

Tanz bin ich genöthigt worden, einige kleine Veränderungen vorzunehmen, denen Sie aber in der Composition nicht mehr Notiz zu nehmen brauchen, n es Sie genirt. Diese Varianten sind folgende: Gleich nach dem dritten V Seh ich flüchtige Schatten u. s. f. (Zeile 4)

Ist es Elisiums Hayn, der den Erstaunten umfängt?
Wie, vom Zephyr gewiegt, der leichte Rauch durch die Luft schwimmt,
Wie sich leise der Kahn schaukelt auf silberner Fluth u. s. f.

Weiter unten: Anstatt: Sprich was machts, daß in rastlosen rc. (Zeile 20) l es jetzt

Sprich wie geschiehts, daß rastlos bewegt die Bildungen schwanken

Die Beyträge Ihres Freundes habe ich vergeblich erwartet. Wenn solche bereits unterwegs sind, so wird es nicht mehr Zeit seyn, weil der Almanach geschlossen werden muß. — Leben Sie wohl mein vortreflicher Freund und erfr Sie mich bald mit einer musikalischen Erscheinung. — Von ganzen Herzen Ihrige Schiller."

Nach dem Briefe Humboldts an Schiller vom 18. Aug. stand Zeile 7 (sich leise der Kahn) als vierter Vers, so daß dieser nicht zu den neueingeschobe sondern nur zu den veränderten gehörte; er hatte ursprünglich gelautet:

Wie sich der leichte Kahn schaukelt auf silberner Fluth

Zeile 14 begann: „Jetzt, jetzt verliert es der suchende Blick" — und Zeil lautete ursprünglich:

Sprich, was machts, daß in rastlosem Wechsel die Bildungen schwanke

Im ersten Entwurf war auch von den Mören die Rede, die Schiller auf H boldts und seiner Frau Wunsch beseitigte. Als Schiller dem Freunde die n Lesarten gesandt (der Brief ist verloren), antwortete derselbe am 31. Aug.] (Bl. 47 der Handschrift): „Die Aenderungen habe ich gehörigen Orts vorgenom Es hat mich sehr gefreut, daß Sie bei den drei Stellen im Tanz meine Mei gegründet gefunden haben. Alle Verbesserungen sind sehr gut, vorzüglich s die beiden neu hinzugekommenen Verse so an ihrer Stelle, daß ihnen gewiß mand ihre spätere Geburt ansieht. Für die Ausmärzung der Mören dankt J

[redacted]

Ilias [Nr. 46].

V. 3. Hat es doch | nur eine | einzige | Mutter und | trägt ihre | Züge Diesen Vers möchte ich geändert. Das Stück ist so klein und so schön.

Würden [Nr. 23].

V. 3. Welle entführt. Dieser Hiatus hat mich gewundert; aber da das Stück von Ihrer eigenen Hand geschrieben ist, habe ich nicht gewagt: Well' entführt zu setzen. Halten Sie jenes für flüssiger und darum dem Sinn für angemessener?

An einen Weltverbesserer [Nr. 44].

V. 5. Von der | Menschheit ganz | recht von | der denke | groß denke | würdig scheint mir doch ein wenig zu hart.

Aber verzeihen Sie meine Kritteleien. Meine Absicht war bloß, Sie aufmerksam zu machen, da Sie diese Dinge so leicht über die höheren und so schön befriedigten Forderungen übersehen konnten."

Am 7. Sept. 1795 schrieb Schiller an Cotta: „Ich muß Sie bitten, in Natur und Schule die Veränderungen vorzunehmen, die hier folgen. Sollte das Stück schon abgedruckt seyn, so müßten Cartons gemacht werden, versteht sich auf meine Kosten. Es ligt mir allzuviel daran, jene Nachlässigkeiten im Silbenmaß zu verbessern, da Herr Voß sich einbildet, er könne allein Hexameter machen."

40. **Der philosophische Egoist.** Z. 6. Am 7. Sept. 1795 schreibt Schiller an Humboldt: „Hast du eine Mutter — — Eine ist hier beßer als die. Auch war das Sie in der ersten Lesart lang gebraucht." Der Vers scheint demnach ursprünglich gelautet zu haben:

Hast du die Mutter gesehn, wenn sie dem Kinde den Schlummer

Dies Epigramm Nr. 40 war mit den Nummern 41 und 43—46 ursprünglich für den Musenalmanach auf das Jahr 1796 bestimmt; alle wurden aber durch den ungedruckten Theil des Briefes, den Schiller am 15. Sept. 1795 an W. v. Humboldt schrieb, zurückgezogen. — Der philosophische Egoist und Nr. 44: An einen Weltverbesserer wurden Herder angeeignet; der Irrthum ist jedoch schon im Morgenbl. 1820, Nr. 305, S. 1224 berichtigt.

44. Vgl. zu Nr. 40 über die irrige Zutheilung des Gedichts an Herder. Zu 44, 6 vgl. die Anmerkung zu Nr. 39.

46. **Ilias.** Schon am 7. August 1795 für den Musenalmanach an Humboldt gesandt. Die dritte Zeile lautete, nach dem ungedruckten Antwortbriefe Humboldts an Schiller (31. Aug. 1795, S. 47 des Manuscripts) ursprünglich:

Hat es doch nur eine einzige Mutter und trägt ihre Züge.

Das Gedicht, mit andern im September vom Musenalm. zurückgezogen (s. zu Nr. 40), erschien in demselben Stücke der Horen, welches Herders Aufsatz (den Schiller am 22. Aug. 1795 erhielt, Kalender S. 3): „Homer, ein Günstling der Zeit" brachte (S. 53—88). Es war also ganz zu 39 abhängig von Herders Aufsatz entstanden. Gegen diesen erließ F. A. Wolf im Intelligenzblatt der Allgemeinen Literatur-Zeitung (Nr. 120, 24. Oct. 1795) eine Erklärung, die durch die Schärfe ihres Tones im Kreise der weimarischen Freunde die größte Entrüstung hervor-

und unser ganzer Umgang, der sehr freundschaftlich ist, hat immer in sofern bestanden, daß wir über gewisse Dinge (die hierin einschlagen) uns nicht geäußert haben. Seine wirklich große und gründliche Gelehrsamkeit, ein nicht gemeiner Scharfsinn, ein in der That zwar derber, aber gerader und braver Charakter und endlich eine sehr große Anhänglichkeit an mich sind das Band, das mich an ihn knüpft. Alles dieß hindert mich aber gar nicht, Ihrem Wunsch gemäß, ihm meine Meynung über sein Betragen zu sagen. Nur mag ich es nicht so vom Zaun brechen, wie ich jetzt, da ich ihm eben erst geschrieben [vor dem 30. Oct.], thun müßte, sondern will eine Veranlassung abwarten. Auf Ihre Erklärung bin ich begierig. Ich gestehe Ihnen aber völlig offenherzig, daß ich dieselbe, da die Horen gar nicht angegriffen sind, nicht für nothwendig halte. — Ich hoffe, Sie sind mit meiner Ansicht dieser Sache zufrieden, wenigstens werden Sie meine Art, die Menschen zu nehmen, wie sie sind, und ihre Vorzüge zu lieben — und zu benutzen, ihre Schwächen aber gern zu übersehen, darin finden. Da diese Art einen aber nie hindern darf, völlig wahr zu seyn, so können Sie darauf rechnen, daß W. meine gänzliche Misbilligung seiner Ungerechtigkeit und seiner Unart sehr nachdrücklich erfahren soll." Am 13. Nov. schreibt er an Schiller (Bl. 96 der Hdschr.): „Daß die Antwort an W. unterbleibt, ist mir lieb. Da er mir gleich nach meinem letzten Brief an Sie [vom 6. Nov.] schrieb, habe ich unmittelbar geantwortet und ihm — wie mir die Li [Humboldts Frau] bezeugen kann — nachdrücklich meine Meynung gesagt." Der Brief Schillers, in welchem der Verzicht auf die Antwort erwähnt wurde, war vom 2. Nov. und ist verloren; Humboldts Brief an Wolf war vom 9. Nov. 1795 und ist gedruckt in Humboldts Werken 5, 114. Ueber das Einzelne des Streites vgl. Goethes Briefe an F. A. Wolf. Herausg. von M. Bernays. Berlin 1868. S. 14 ff. und 124 ff.

Z. 4 vgl. zu Nr. 39.

48. **Elegie.** In Humboldts Briefe vom 23. Oct. 1795 sind beim Abdruck fast drei Quartseiten beseitigt, die sich an die Worte: „sucht die verlorne Natur" (S. 258 des Drucks) anschließen und hier allerdings passender nachgeholt werden. „Zweifel, schreibt Humboldt (Bl. 81 f. des Manuscripts) „Zweifel sind mir nur sehr wenige eingefallen. Der Vers [110]: Aus dem Bruche wiegt sich der Fels" war mir anfangs etwas dunkel. Vielleicht weil man nicht allein Bruch, sondern Stein-, Marmorbruch u. s. w. sagt. „Thürmend" vom Mast [119] ist zwar nicht ungewöhnlich, aber es schien mir nie eigentlich. Beim Mast ist das in die Augen Fallende die Höhe. Beim Thurm mehr die Masse. Für „Holz" [129] beim Dädalus wünschte ich, sollte es auch gegen die Geschichte seyn, lieber Stein. Der freche Gelust [159] war mir fremd. Ich dächte das. — Der Versbau ist nicht allein sorgfältiger als in Ihren vorigen elegischen Stücken behandelt, sondern auch an sich überaus schön und wohlklingend. Nur bei sehr wenigen Versen bin ich noch angestoßen. Da Sie es aber einmal nicht für Pedanterie halten, auch in Kleinigkeiten einzugehen, so setze ich doch meine Bedenken her: „Jene | Linien | die des | Landmanns | Eigenthum | scheiden. Diesen Vers wünschte ich sehr geändert: Er ist der einzige, der so wenig fest und so uneingeschnitten einhergeht. Sonst haben die übrigen Hexameter sehr gut gewählte Abschnitte, und das Ohr empfängt sie in schönen rhythmischen Stücken zugemessen. Nur Einen Abschnitt, der Ihnen nicht ungewöhnlich ist, halte ich nicht für sonor; den nemlich nach dem

solle in den Horen da eingerückt werden, wo eine Abhandlung schließe und noch weißer Raum übrig bleibe. Am 27. Nov. 1795 wünscht er dies Gedicht im 12. Hefte der Horen zu finden. (Vgl. auch zu Nr. 56.) Der Abdruck unterblieb durch Zufall bis zur Sammlung der Gedichte.

60. **Xenien**, V. 1251: „zu den Ringen der Platz." Die Herausgeber L H X schreiben: „zu dem (zum) Ringen der Platz" und haben unleugbar an einen Ringkampf gedacht, während bei Homer (Odyss. 19, 578 und 21, 75) den Freiern die Aufgabe gestellt wird, durch eine Reihe hintereinander aufgerichteter Artöhre zu schießen. Voß übersetzte die πελέκεις durch Aexte; Schiller aber lehnte sich an die Uebersetzung Bodmers (Zürich 1778. 2, 268), in der 21, 75 f. die Worte der Penelope an die Freier lauten:

> Wer den pfeil durch die aufgepflanzeten ringe hindurchschießt,
> dem will ich folgen.

72. **Spiel des Lebens.** Im Aug. 1796 bat der Buchhändler Carl Spener in Berlin Schiller um ein Gedicht (Schillers Kalender S. 28). Schiller antwortete am 5. Sept. (Kal. 29) überaus gütig, wie Spener in einem ungedruckten Briefe vom 10. Sept. 1796 schreibt, der zugleich für die in Schillers Antwort „enthaltene Zusage vorläufig seinen herzlichsten Dank abstattet," und dann fortfährt: „der Guckkasten Mann hat keine eigenthümliche Beziehung, sondern er soll blos das Medium seyn, dem Publikum einen Neujahrswunsch darzubringen. Der Zettel, den er in der Hand hält, und auf welchem 16, höchstens 18 Verse Raum haben, kann also für einen Empfehlungs-, Einladungs- oder Warnungszettel gelten, je nachdem irgend einer dieser Gesichtspunkte gewählt würde, — vergleicht der Mann das Leben mit einem Guckkasten, bemerkt er den Unterschied, daß man in diesem blos zusehen, in jenem aber neben dem Zuschauen auch selbst handeln müsse, erwähnt er vielleicht gar der Folgen dieser Handlung — macht er von der Beweglichkeit seiner Figuren auf den Unbestand und Wechsel alles dessen, was unter dem Monde ist, eine Nutzanwendung — kann diese Nutzanwendung zugleich die Idee des Zeitabschnittes, an welchem sie ausgetheilt werden soll, impliciren, kann sie so allgemein sein, daß niemand sagen kann, das gehe ihn nicht an, sichert ihr die Qualität eines Denk-, Wahl- und Sittenspruches eine bleibende Stätte im Wohnzimmer, indem sie an das Vergnügen Unterricht knüpft und wie der Sinnlichkeit, so dem Verstande und Herzen gefällt, so hat sie ihre Bestimmung im höchstmöglichen Umfange erreicht. Das Auge, welches im Tanz das Grundgesetz des Weltalls entdeckte, was sollte dies Auge nicht auch im Guckkasten erblicken können!" In einem Briefe vom 27. Sept. 1796 wiederholt Spener seinen Wunsch, daß Schiller „durch nichts abgehalten werden möge, seine gütige Zusage bald zu erfüllen." Schiller sandte darauf am 11. Oct. 1796 ein Gedicht an Spener (Kal. 30), ohne allen Zweifel das „Spiel des Lebens." Speners nächsten Brief empfieng Schiller am 31. Oct. 1796 (Kal. 32), der wie Speners Briefe vom 21. und 26. Nov. 1796 (Kal. 33) und 9. Februar 1797 verloren gegangen sind. Am 7. April 1797 bot Schiller den Verlag der Agnes von Lilien von seiner Schwägerin an (vgl. Kal. 40), den Spener in einem Briefe vom 15. April ablehnte und zugleich bat, das ihm „gütigst zugedachte Gedicht noch vor Ablauf des Monats zu erhalten." „Wofern das kleine Bild, heißt es weiter, worauf Ihr trefflicher

innerem Werth und qualificirt sich, unter Glas und Rahmen zu einer artigen Verzierung im Zimmer, wo es noch nach Jahren vergnügen und nutzen kann, während anderes ähnliches Machwerk von minderem Gehalt, acht Tage nach Neujahr vergessen zu seyn pflegt und vergessen zu seyn verdient."

77. **Don Juan.** Die in der Anmerkung auf S. 219 mitgetheilten Verse gehören nicht zum Don Juan, mit dem sie auf demselben Blatte stehen, sondern zu Rosamunda, der Braut der Hölle.

78. **Der Taucher.** Schillers Quelle ist noch unbekannt; vielleicht wurde ihm der Stoff mündlich erzählt und der Name des Tauchers dabei nicht erwähnt. Am 7. Aug. 1797 schreibt er an Goethe: „Herder hat mir nun auch unsere Balladen, die ich ihm communicirt hatte, zurückgeschickt; was für Eindruck sie aber gemacht haben, kann ich aus seinem Briefe nicht erfahren. Dagegen erfahre ich daraus, daß ich in dem Taucher bloß einen gewissen Nicolaus Pesce, der dieselbe Geschichte entweder erzählt oder besungen haben muß, veredelnd umgearbeitet habe. Kennen Sie etwa diesen Nicolaus Pesce, mit dem ich da so unvermuthet in Concurrenz gesetzt werde?" Goethe antwortet, der Nicolaus Pesce sei, so viel er sich erinnere, der Held des Märchens. Möglich auch, daß Schiller den Stoff bei Thomas Fazellus, den er für seine Malteser studirt hatte, gelesen und daß der Name ihm wieder entfallen war. Ueber den Stoff haben Götzinger und Val. Schmidt Untersuchungen angestellt. Ich lasse die alten Berichte im Originale folgen.

Legitur quod fuit quidam miles, qui ad tantam paupertatem venerat, quod nihil habebat, in quo unicum filium, quem habebat, heredem constitueret. Sed vocato eo, dum vellet mori, dixit sibi: „Fili, tria tibi praecipio custodienda ad hoc, ut in divitiis summe habundes. Primum est, ut missam quolibet die audias et legem dei non frangas. Secundum est, ut cum nullo homine contendas. Tertium est, ut domino fideliter assistas." Quum autem ille fideliter adimpleret omnia, et quadam die ex inductione cujusdam aemuli praecipitur sibi res impossibilis, scilicet ut in profundum maris descenderet et veniret ad narrandum, quod ibi esset, alioquin in furno calcis combureretur, statim ille ex utraque parte visa sibi morte parata, confessus est, missam integre audivit et communicavit, et dum reciperet corpus Christi, sic ait: „Domine Jesu Christe, qui indifferenter salvas et in mari et in terra, attende ad insidiatores animae meae. Nam mihi melius est, ut exponam me tuae misericordiae, quam quod isti injuste projicerent me in fornacem ardentem." Et quia saccus plenus auro erat projectus a domino, intrans mare saccum reportavit et ipse sine laesione exivit. Tunc princeps viso miraculo aemulos in fornacem ardentem projecit et istum honoribus et divitiis exaltavit. (Scala celi Joannis Junioris. Ulmae 1480 fol. de missa, quinto. fol. 131[b] Joannes junior lebte in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts und schöpfte aus Quellen, die selten jünger sind als aus der Mitte des 13. Jahrhunderts.)

Super omnia, quae post hominum memoriam unquam audita, quaeque ab autoribus prodita sunt, quod a Joviano Pontano relatum audivimus, dictu mirabile et supra omne miraculum fuit: si quidem patrum nostrorum memoria Catanae homo fuisse traditur, cui nomen Colan inditum ferunt,

itaque hunc multos annos tanquam prodigium quoddam Messanenses mirarentur, praecipuo quodam solennique festo die in fretum, spectante populo, patera aurea a Friderico Siciliae tum rege eo praesente in mare dejicitur, quam Colae inquirendum commendat. Ille quum tertio, postquam semel atque iterum eam e profundissimo vado eruisset, a rege projectam in mare mersus per imam fundi aream indagat, diu a rege caeteraque multitudine exspectatus ad vivos nunquam emersit. Suspicatum est, in concavas freti cavernas prolapsum atque inundantibus undique aquis oppressum interiisse. Ita nimirum ducta per manus fama Messanenses praedicant, et plures primi nominis autores de illo scribunt. . (F. Thomae Fazelli Siculi ordinis praedicatorum de rebus Siculis decas prima. Catanae MDCCXLIX. Ex Typographia Joachim Puleji. Impress. Academiae Aetnaeorum. Folio. Lib. secund. cap. secund. p. 87. Fazellus, geb. 1498 zu Palermo, † daselbst 1570; die erste Ausgabe seiner Res Siculae erschien zu Palermo 1558.)

Addam hoc loco Historiam, quae tempore Friderici Regis in Sicilia contigit, qua, quae huousque de fundi maris inaequalitate dicta sunt, comprobantur. Fuit in Sicilia tunc temporis urinator quidam, fama celeberrimus, Nicolaus nomine, quem a natandi peritia vulgo Pescecola, id est Nicolaum piscem nominabant. Hic a puero mari assuetus, et natandi peritia cumprimis excellens, ostreis et coralliis, similibusque in fundo maris colligendis fere unice distenebatur, quibus postae venditis vitam tolerabat. Tanto autem marino commercio afficiebatur, ut quatuor ant quinque dies fere, primis temporibus, mari immoraretur, crudis piscibus vitam sustentans; ibat et redibat passim in Calabriam natando, tabellarii munere functus: dicitur Liparitanas Insulas natatu non semel penetrasse. Inventus fuit nonnunquam a triremibus in medio aestuantis et procellosi maris sinu e regione Calabriae, nautis marinum quoddam monstrum ad primum adspectum eum opinantibus; sed a nonnullis cognitus in triremem receptus fuit. Interrogatus quonam tenderet in mari tot procellis agitato, respondit se literas ad nescio quam urbem coriaceae bursae et trochlea affabre munitae, ne ab ambiente humore vitiarentur, inclusas portare: tandem post longam confabulationem bene pastus, nautisque valere jussis mari se denique commisit. Narrant praeterea ex continuo aquarum contubernio dictum Nicolaum ita naturam temperamentumque mutasse, ut amphibio quam homini similior esset; excrescente inter digitos in formam pedum anseris cartilagine ad natandum necessaria, pulmoneque ita deducto, ut ad integrum diem sufficientem ad respirandum aërem contineret.

Commorante itaque quodam tempore Siciliae rege Messanae, quum incredibilia passim de hoc urinatore sibi narrari audisset, curiositate simul et desiderio videndi hominis impulsus, eum sibi sisti voluit; quod, postquam diu terra marique quaesitus esset, tandem factum fuit. Audierat rex mira quaedam de vicinae Charybdis natura sibi narrari; obtenta itaque tam opportuna occasione interiorem Charybdis constitutionem explorandam duxit, quod quidem nisi per hunc Nicolaum fieri melius posse non existimabat. Jussus itaque Nicolaus in fundum se dimittere; et quoniam aliquantulum regis imperio, praetensis summis solique sibi notis periculis, refragari vide-

de freti interioris dispositione, respondit, totum innumeris scopulis implexum, ex quorum radicibus subterranearum intercurrentium aquarum fluxus refluxusque pro temporis diversitate eas efficit in superficie perturbationes, quales nautae magno navium periculo experiuntur.

Rogatus porro fuit, si animus ipsi sufficeret, ad denuo tentandum hujus Charybdis fundum, respondit quod non. Victus tamen etiam altera vice marsupio pleno nummis aureis cum annexa patera magni pretii in Charybdim projecta; aurique sacra fame allectus, secundo se in gurgitem dedit praecipitem. Sed nunquam amplius comparuit: forsan Euriporum impetu intra montium labyrinthos abductus, aut piscibus, quos timuerat, praeda factus.

Hanc historiam prout in actis regiis descripta fuit, a secretario archivi mihi communicatam apponere hoc loco visum fuit, ut marium vorticosi tractus luculentius paterent.

(Athanasii Kircheri Mundus subterraneus in XII libros digestus. Amstelodami 1678 folio. Lib. II cap. XV. Tom. I p. 97—99.)

79. **Der Handschuh.** Rue des lions, près Saint Paul. — Cette rue prit ſon nom du bâtiment et des cours où étoient renfermés les grands et les petits lions du Roi. Un jour que François I. s'amuſoit à regarder un combat de ſes lions, une Dame ayant laiſſé tomber ſon gant, dit à De Lorges, ſi vous voulez que je croye que vous m'aimez autant que vous me le jurez tous les jours, allez ramaſſer mon gant. De Lorges deſcend, ramasse le gant au milieu de ces terribles animaux, remonte, le jette au nez de la Dame, et depuis, malgré toutes les avances et les agaceries qu'elle lui faiſoit, ne voulut jamais la voir. Brantome. Dames galantes. (Essais historiques sur Paris, de Monsieur de Saintfoix. Quatrième édition. Tome premier. A Paris. MDCCLXVI. p. 226—227.) Schiller an Goethe, 18. Juni 1797: „ich habe etwas Weniges poetiſirt: ein kleines Nachſtück zum Taucher, wozu ich durch eine Anekdote in S. Foix Essay sur Paris aufgemuntert wurde."

80. **Der Ring des Polykrates.** „Ob die Alten das menſchliche Leben in dieſem Puncte [daß die, welche außerordentliche Glücksfälle erfahren, zum Unglück auserſehen ſcheinen] richtig beobachtet haben mögen, weiß ich nicht, aber dieß war lange Zeit ihre feſte und unabänderliche Meinung, daß außerordentliche Glücksfälle die Vorboten von Unglück wären. In allen alten Denkmählern der Griechen und ihrer Mythologie, in ihren Geſchichtbüchern, in den Denkſprüchen ihrer früheſten Weiſen findet ſie ſich deutlich durch Worte ausgedrückt, oder in Erzählungen eingekleidet. Ich will unter vielen Beyſpielen, dem Leſer nur die Geſchichte des Tyrannen von Samos, Polykrates, beym Herodot [3, 39 ff.], eingedenk machen, dem, weil er in Allem glücklich war, ſein alter Gaſtfreund Amaſis, König von Aegypten, in einem Briefe den Rath gab, ſich des koſtbarſten ſeiner Kleinodien freywillig zu berauben, und durch irgend einen Verluſt, den neidiſchen Dämon, den er bey ſeinem großen Glücke zu fürchten hatte, zu verſöhnen. Polykrates, ſo fährt das Mährchen fort, wählte dazu einen Ring, mit einem von Theodor von Samos geſchnittenen Smaragd, der zugleich, als Edelſtein und als Kunſtwerk, von großem Werthe war, und warf dieſen, mitten auf dem hohen Meere, in die

drey Stämme von Nadowessiern auf, welche die Flußstämme genannt werden. Die Nation besteht jetzo (1766—68) aus eilf Stämmen. Die welche ich hier antraf, werden die Flußstämme genannt, weil sie vorzüglich am Ufer des Flusses wohnen; die übrigen acht werden überhaupt durch den Nahmen der Nadowessier von den Ebenen, unterschieden, und wohnen in einer Gegend, die weiter nach Westen liegt. (Daselbst S. 40 f.) Der Bär S. 229. 361; das Rennthier S. 367 f. Das Bemalen S. 195.

82. **Ritter Toggenburg.** Die Quelle, aus welcher Schiller schöpfte, ist nicht aufgefunden. Die Legende von der heil. Idda von Tockenburg hat keine Berührung mit der Ballade von der verschmähten Liebe des schmachtenden Kreuzfahrers. Man könnte den Stoff für freie Erfindung Schillers halten, wenn nicht, freilich in späterer Zeit, G. W. Otto von Ries in seiner Romanze: das Kloster Wolkenwiegt (Knüttelgedichte. Altona 1822. S. 150—154) denselben Gegenstand behandelt hätte. Freilich ist die Möglichkeit vorhanden, daß Ries aus Schiller schöpfte, zumal von seinem „Wolkenwiegt," das angeblich in Tirol liegt, dort nichts bekannt zu sein scheint. Die Stelle des „Knüttelgedichts" lautet:

Es steht der Burgpfaff von Wolkenstein
und schneidet, und leitet, und bindet die Reben;
dann pfeift er und schreit durch das Schießgatterloch,
daß Wald und Kloster zurück es geben:
„He! Soldan! — Der Hund ist doch rasend dumm!
er schmeißt mir den wallenden Pilger um!

Er faßt ihn, er zieht ihn den Berg herauf!
da steh'n sie zusammen am Gartengitter!" —
Das Pfäfflein öffnet mit Ungestüm.
„Gelobet sey Christus! das ist mein Ritter!
Willkommen zurück vom heiligen Land'!" —
Dann einet sich Mund und Herz und Hand.

„„Mein treuer Freund! hier bin ich zurück.
Ich wär' mit dem Vetter schon früher gekommen;
doch als der wieder zur Heimath zog,
da war ich verhackt und gefangen genommen.
Er ist an dem ganzen Zuge Schuld;
wir waren verliebt und voll Ungeduld.

Der Vetter ward's müde, ich bin es längst.
Er hat mich zu dem Kreutze beredet.
Was zieht man viel hundert Meilen aus,
daß man in der Weite die Türken befehdet?
Ein rüstiger Ritter, mein alter Kumpan!
spinnt in der Nähe sich Händel an!

Nun will ich gewinnen die holde Magd!
der alte Vater, der ist gestorben.
Sie untersagt' mir die Fehde mit ihm,
sonst hätt' ich mit eisernem Handschuh geworben. —

drey Stämme von Nadowessiern auf, welche die Flußstämme genannt werden. Die Nation besteht jetzo (1766—68) aus eilf Stämmen. Die welche ich hier antraf, werden die Flußstämme genannt, weil sie vorzüglich am Ufer des Flusses wohnen; die übrigen acht werden überhaupt durch den Nahmen der Nadowessier von den Ebenen, unterschieden, und wohnen in einer Gegend, die weiter nach Westen liegt. (Daselbst S. 40 f.) Der Bär S. 229. 361; das Rennthier S. 367 f. Das Bemalen S. 195.

82. **Ritter Toggenburg.** Die Quelle, aus welcher Schiller schöpfte, ist nicht aufgefunden. Die Legende von der heil. Idda von Tockenburg hat keine Berührung mit der Ballade von der verschmähten Liebe des schmachtenden Kreuzfahrers. Man könnte den Stoff für freie Erfindung Schillers halten, wenn nicht, freilich in späterer Zeit, G. W. Otto von Ries in seiner Romanze: das Kloster Wolkenwiegt (Knüttelgedichte. Altona 1822. S. 150—154) denselben Gegenstand behandelt hätte. Freilich ist die Möglichkeit vorhanden, daß Ries aus Schiller schöpfte, zumal von seinem „Wolkenwiegt," das angeblich in Tirol liegt, dort nichts bekannt zu sein scheint. Die Stelle des „Knüttelgedichts" lautet:

Es steht der Burgpfaff von Wolkenstein
und schneidet, und leitet, und bindet die Reben;
dann pfeift er und schreit durch das Schießgatterloch,
daß Wald und Kloster zurück es geben:
„He! Soldan! — Der Hund ist doch rasend dumm!
er schmeißt mir den wallenden Pilger um!

Er faßt ihn, er zieht ihn den Berg herauf!
da steh'n sie zusammen am Gartengitter!" —
Das Pfäfflein öffnet mit Ungestüm.
„Gelobet sey Christus! das ist mein Ritter!
Willkommen zurück vom heiligen Land'!" —
Dann einet sich Mund und Herz und Hand.

„„Mein treuer Freund! hier bin ich zurück.
Ich wär' mit dem Vetter schon früher gekommen;
doch als der wieder zur Heimath zog,
da war ich verhackt und gefangen genommen.
Er ist an dem ganzen Zuge Schuld;
wir waren verliebt und voll Ungeduld.

Der Vetter ward's müde, ich bin es längst.
Er hat mich zu dem Kreutze beredet.
Was zieht man viel hundert Meilen aus,
daß man in der Weite die Türken befehdet?
Ein rüstiger Ritter, mein alter Kumpan!
spinnt in der Nähe sich Händel an!

Nun will ich gewinnen die holde Magd!
der alte Vater, der ist gestorben.
Sie untersagt' mir die Fehde mit ihm,
sonst hätt' ich mit eisernem Handschuh geworben. —

Vernimm diesen Hymnus, über deinen Banden gesungen. 153

Auf nun, und schlinget den Reigen!
Lasset ertönen
Den grausen Gesang!
Singt, wie den Sterblichen
Unsre Schaar des Schicksals Loose vertheilt:
Wie sie, strenges Recht zu üben, sich freut!
Denn, wer in schuldloser Reinheit
Seine Hände bewahret,
Den besucht nie unser Zorn;
Fern von Unglück durchwallt er das Leben.
Aber, wer, wie dieser, frevelnd
Hände des Mordes birgt;
Dem gesellen wir uns rächend bei,
Zeugen wahrhaft den Erschlagenen gegen ihn,
Fordern von ihm das vergossene Blut.

Strophe 1.

Mutter, die du uns gebarest,
Nacht den Schauenden und Blinden,
Mutter, höre die Erinnyen!
Unsre Ehre schmälert Leto's Sohn;
Reißt aus unsrer Hand den Flüchtling,
Den des Muttermordes Frevel
Unserm Rächerarm geeignet.
Ueber dem geweihten Opfer 154
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnus der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend.

Antistrophe 1.

Denn des Schicksals Richterausspruch
Gab zum sichern Eigenthume
Dieses Loos uns. Wessen Frevlerarm
Mordend unschuldvolles Blut verspritzt,
Dem zu folgen, bis er zu den
Schatten walle. Aber sterbend
Wird er nicht der Banden ledig.
Ueber dem geweihten Opfer
Sei dies unser Lied! Sinneraubend,
Herzzerrüttend, wahnsinnhauchend,
Schallt der Hymnus der Erinnyen,
Seelenfesselnd, sonder Leier,
Und des Hörers Mark verzehrend. ....

Epodos. 155

Plötzlich aus der Höhe stürzend,
Hemmen wir des flüchtgen

geschehn, Gnädige Frau. Die Gräfin war hierüber voller Verwundrung, und sobald eine ihrer Freundinnen zu ihr kam, versiegte der Quel ihrer Lobeserhebungen
252 von 'Champagne nicht. (So hies dieser Bediente ebenfals.) Er war überdies ein schöner Bursche: nach den Lobsprüchen, die seine Gebieterin von ihm machte, verlangte man ihn stets zu sehn, und er kam beantwortete die Fragen, die man an ihn that, mit Einem Worte, betrug sich mit so vieler Bescheidenheit, daß jederman der Gräfin ein Kompliment darüber machte.

Einer der Kameraden des Champagne, Pinson oder Bloro genant, war Zeuge aller dieser Lobsprüche: er ward darüber so eifersüchtig, daß er sich's in den Kopf sezte, ihn durch Verläumdung bei ihrem Herrn zu stürzen. Er klagte ihn an, daß er die Gräfin ohn' ihr Wissen liebe, und gab dem Grafen hiervon so viele wahrscheinliche Anzeigen, daß dieser Herr es glaubte. Inzwischen wolt' er dennoch sich mit seinen Augen von der Wahrheit überführen; allein verblendet, wie sie waren durch den boshaften Lakaien, sahen sie nichts denn Arges. Der Graf sich wenig aus dem Leben eines armseeligen Bedienten machend, dessen Vergehn ihm so schwer schien, sucht' er den Hohenöfner in einem seiner Eisenhämmer auf und sagte zu ihm: den, den ich zu dir schikken werde mit der Frage: ob du das gethan hast, was ich dir gesagt habe? wirf sogleich in Deinen Ofen. Nun sind diese Art Leute die grausamsten, wildesten Geschöpfe: diesem hier war der Auftrag herzlich lieb, und aus Furcht ihn zu verfehlen, nam er einen
253 seiner Kameraden zu sich, eben so boshaft als er. Den folgenden Mor'gen lies der Graf den Champagne durch Bloro, seinen Feind, rufen und sagte zu ihm: Champagne geh in den Eisenhammer und frage den Hohenöfner, ob er gethan hat, was ich ihm gesagt. Sehr wol, Ihro Hochgräfliche Gnaden, antwortete Champagne und rante des Herrn Befel auszurichten. Beim Weggehn fiel ihm ein: Du köntest doch zufragen, ob die gnädige Frau nicht etwa was mit zu bestellen hat. Er kehrte also wieder nach dem Zimmer der Gräfin zurük, zu der er sagte: Die gnädige Frau müssen wissen, daß ich auf Befel des gnädigen Herrn nach dem Hammer gehn sol, und da ich nun der gnädigen Frau gehöre, wünscht' ich zu wissen, ob Dieselben etwa was zu befelen hätten. Selbige antwortete ihm: Nichts Champagne; ausser etwa, wenn man ungefähr zur Messe läuten solte, wohin ich nicht gehn kan, weil mir nicht recht wol zu Mute ist, so hört Sie mit an, und betet für mich und für Euch zugleich. Das war grade, was Champagne verlangte und der Befel war ihm ungemein lieb; denn ohne das Gebot seiner Gebieterin hätt' er bei Ausrichtung eines Auftrags von seinem Herrn sich nicht aufzuhalten gewagt. Kaum war er das Dorf zum Ende, als man zur Messe einläutete. Nun war es Sommer, und niemand zum Ministriren da als schwächliche Greise. Champagne bot sich an, hielt die Schenkgefässe in Bereitschaft, machte die Sakristei rein, und wie der Priester gekommen war, respondirte er andächtiglich; die Messe dauerte wol drei Viertelstunden. Darauf sezt' er
254 wieder alles an Ort und Stelle, wie nur immer ein Sakri'stan würde gethan haben, und dann eilt' er nach dem Hammer, unterwegs die Gebete vollendend, die er für seine Frau, für seinen Herrn und für sich selbst in seinem Buche begonnen hatte. Wie er beim Hammer ankam, fragt' er den Hohenöfner: Habt Ihr das gethan, was Ihro Hochgräfliche Gnaden gesagt haben? O schon vor einem feinen Weilchen, sagte dieser Kerl lachendes Mundes: davon ist ganz und gar nicht mehr die Rede, 's is so gut, als wär' er sein Tage nicht da gewest.

daß der Schild, womit dieses Raubthier bepanzert war, den Unterleib nicht decke. Auf diese Beobachtung gründete er also seinen Plan. Er ließ eine dem Ungeheuer ähnliche Figur aus Holz oder Pappe verfertigen, und sie auch mit solchen Farben bemalen; und nun richtete er zwei junge Doggen so ab, daß sie beim ersten Geschrei über den Unterleib des Thieres herstürzten, während er daneben zu Pferde, bepanzert und mit einem Wurfspieß bewaffnet, ihm verschiedene Wunden beizubringen suchte. Diese Uebung sezte er täglich mehrere Monate lang fort, und da er nun seine Doggen sicher genug abgerichtet glaubte, so kehrte er eilends nach Rhodus zurück. Ohne jemand von seinem Vorhaben etwas zu entdecken, ließ er seine Waffen heimlich aus der Stadt nach der Stephanskirche auf dem Gipfel des besagten Berges bringen, und begab sich, bloß von zwei Bedienten, die er neulich aus Frankreich mitgebracht hatte, begleitet, selbst dahin. Nachdem er seine Andacht in der Kirche verrichtet hatte, legte er seine Rüstung an. Seinen Bedienten gab er den Befehl: sogleich herbei zu eilen, wenn sie gewahr würden, entweder daß die Schlange erlegt, oder er von ihr verwundet sei; bestieg dann sein Roß, und zog, begleitet von seinen treuen Doggen, in die Ebene hinab. Die Schlange, durch das Geräusch seiner Annäherung aufgescheucht, stürzt plötzlich mit funkelnden Augen und offenem Rachen aus ihrer Höle hervor. Der Ritter empfängt sie mit einem nachdrücklichen Lanzenhieb, aber ihr Panzer entkräftet ihn. Er schickt sich an, seine Schläge zu verdoppeln; allein sein Pferd, scheu gemacht durch das gräßliche Zischen und den unerträglichen Gestank des Unthiers, taumelt zurück, schlägt auf die Seite; er ist genöthigt herabzuspringen. Unerschüttert durch diesen unglücklichen Zufall, dringt er mit gezogenem Schwert auf das Ungeheuer ein, aber seine verdoppelten Hiebe vermögen nicht, durch den Panzer zu dringen. Mit einem Schlage streckt ihn jezt das wüthende Thier zu Boden, und schon ist der Rachen geöffnet, ihn zu verschlingen. Jezt stürzen aber die Doggen über den Feind ihres Herrn her, und zerfleischen ihn mit wüthenden Bissen. Indeß rafft sich der Ritter wieder auf, eilt seinen Doggen zu Hülfe, stößt sein Schwerdt dem Ungeheuer in die Eingeweide, und ein Strom von Blut stürzt aus der weiten Wunde. Den tötenden Streich fühlend, wirft sich das Ungeheuer noch einmal mit der fürchterlichsten Wuth über seinen Feind her, und bedeckt ihn mit seiner ganzen schrecklichen Masse. Das ungeheure Gewicht droht, ihn zu erdrücken; allein, schon eilen seine Diener herbei, ihn vom Untergang zu retten. Erstarrt und ohne Besinnung wird er hervorgezogen; die schleunige Hülfe ruft ihn aber bald ins Leben zurück, und er findet seinen Feind todt hingestreckt. — Kaum erschallte die Nachricht von diesem glücklichen Siege in Rhodus, so strömte dem Ueberwinder die halbe Stadt entgegen. Die Ritter führten ihn im Triumph nach dem Pallast des Großmeisters, das Siegesgeschrei der Menge, die ihm folgte, erfüllte die ganze Stadt. Mit drohender Miene empfieng ihn der Großmeister: „Den Uebertreter des Gesetzes ins Gefängnis!" donnerte er der jubelnden Schaar entgegen. Wie betäubt standen alle durch diesen unerwarteten Schlag; man bat, man flehte; nichts konnte den unerbittlichen Richter erweichen. Er ließ darauf ein Konseil versammeln, um über Gozon zu richten. „Dem Gesez Gehorsam zu verschaffen," sprach er zu den Richtern, „ist unsre erste Pflicht. Mehr schadet eine solche Verachtung des Gesezes unserm Staate, als mehrere Schlangen den Einwohnern des Landes; es darf kein solches Beispiel des Ungehorsams ungestraft bleiben!" Die dringendsten Vorstellungen des ganzen Conseils vermochten kaum soviel, daß Villeneuve die Todesstrafe in

Dicdor. Sic. ed. Wesseling 2, 554. Plutarch. de multitudine amicorum p. 93. Jamblich. de vit. Pythagorae, ed. Küster p. 188.) den zweiten Namen: Phintias, legend. aurea (Argent. 1483. c. 60) Sinthias.

115. **Parabeln und Räthsel.** Schiller an Goethe, Januar 1802. (Riemer, Briefe von und an Goethe. 1846. S. 148): „Von den Räthseln sende ich das eine, welches ich gestern niedergeschrieben. An die zwei andern will ich heute Morgen denken; man kann dergleichen nur ruckweise expediren. Lassen Sie mir doch mündlich durch Ueberbringer wissen, wenn Turandot eigentlich soll gespielt werden?" „30. Januar 1802: Turandot zum erstenmal gegeben." Schillers Kalender S. 118. — Schiller an Goethe, 1. Febr. 1802 (Nr. 837): „Ich sende Ihnen zwei Räthsel [6 u. 4], und wenn Sie glauben, daß sie zu brauchen sind, so wollen wir die drei neuen gegen die alten austauschen. — Vielleicht fällt mir auch noch ein besseres ein. — Das Ihrige [Nr. 5] habe ich noch nicht erbrochen, und ich würde glauben es errathen zu haben, wenn mich die zwei letzten Zeilen nicht irre machten. — Ich werde, wenn Sie beikommende Räthsel genehmigen, das Ihrige erbrechen und alsdann die nöthigen Worte für Calaf aufsetzen und den Schauspielern zusenden." — Goethe an Schiller, 2. Febr. 1802 (Nr. 838): „Ihre beiden neuen Räthsel [6 u. 4] haben den schönen Fehler der ersten, besonders des Auges, daß sie entzückte Anschauungen des Gegenstandes enthalten, worauf man fast eine neue Dichtungsart gründen könnte. Das zweite [6] habe ich auf's erste Lesen, das erste [4] auf's zweite Lesen errathen. Meo voto würden Sie den Regenbogen [4] an die erste Stelle setzen, welcher leicht zu errathen, aber erfreulich ist; dann käme meines [5], welches kahl, aber nicht zu errathen ist; dann der Blitz [6], welches nicht gleich errathen wird und in jedem Falle einen sehr schönen und hohen Eindruck zurückläßt." — Goethe an Schiller, 20. April 1802 (Nr. 851): „Da wir wahrscheinlich auf den Sonnabend [24.] Turandot geben, so ersuche ich Sie um die neuen Räthsel [7—9], damit wir solche bei Zeiten an die nicht allzeit fertigen Schauspieler abgeben können." — Schiller an Goethe, 10. Jan. 1804 (Nr. 934): „Wie ich gestern Nacht nach Hause kam, fiel mir plötzlich ein, daß ich Herrn Genast neue Räthsel zur morgenden Turandot versprochen, und um doch einigermaßen Wort zu halten, setzte ich mich vor Schlafengehen hin, ein paar Ideen dazu in Verse zu bringen." [13—15.] Mit Einschluß des goetheschen sind es 15 Räthsel, von denen je drei für Turandot und deren Wiederholungen bestimmt waren, Nr. 10—12 fallen zwischen April 1802 und Januar 1804 und wahrscheinlich in den März 1803, da Turandot am 9. März des Jahres in Weimar wiederholt wurde (Schillers Kalender S. 141.)

115, 1. Schiller änderte das von Werthes (Gozzi's Turandot S. 250) gegebne Räthsel vom 5. Verse an und führte es weiter aus. Bei Werthes lautet es:

Der Baum, auf dem die Kinder
Der Sterblichen verblühn;
Steinalt; nichts desto minder
Stets wieder jung und grün;
Auf einer von den Seiten
Sind seine Blätter weis,
Und kohlschwarz auf der zweiten,
Wie ieder sieht und weiß.

von Ehlers wurden am 22. Mai 1803 mit 10 Louisd'or honoriert, waren um diese Zeit demnach wohl schon gedruckt. Das Lied fällt etwa in den April 1803.

126. **Der Pilgrim.** Der Buchdrucker Goepferdt in Jena schreibt am 26. April 1803 in Bezug auf den zweiten Theil der ersten Ausgabe von Schillers Gedichten (G) an Schiller: Jhro Hoch Wohlgebohren empfangen den verlangten Bogen T nochmals und den Aushängebogen von R nebst einer Revision von U. — ich weiß nicht ob ich recht gethan habe, daß ich die zweite Seite dieses Bogens leer gelassen habe, ich glaubte einen Uebelstand zu begehen, wenn ich den Schmutztitel [der Scenen aus den Phönizierinnen des Euripides] auf die Rückseite brächte oder bringen lies, indem Dieselben wohl noch ein klein Gedicht noch vorräthig haben würden damit diese Seite anzufüllen." — Die zweite Seite des Bogens U ist S. 306 des zweiten Theiles der Gedichte; Schiller schaltete den Pilgrim S. 306—308 ein, der also im April 1803 fertig war oder entstand.

127. **Der Graf von Habsburg.** Dero Zit [1266] reit Graf Rudolf von Habspurg (harnach Künig) mit sinen Dienern uffs Weid-Werck gen Beitzen und Jagen, und wie Er in ein Ouw kam allein mit sinem Pferd, hört Er ein Schellen klingeln: Er reit dem Geton nach, durch das Gestüd ze erfaren, was das wäre, do fand Er ein Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament, und sin Meßner, der Jm das Glögkli vortrug, do steig Graf Rudolf von sinem Pferdt, kniet nider und tet dem H. Sacrament Reverentz: Nun was es an einem Wässerlin, und stellt der Priester das H. Sacrament nebend sich, fieng an sin Schuh abzuziechen, und wölt durch den Bach (der groß uffgangen) gewaten sin, dann der Stäg durch Wachsung deß Wassers verrunnen was; der Graf fragt den Priester, wo Er uß wölt? der Priester antwurt: Jch trag das Heil. Sacrament zu einem Siechen der in grosser Kranckheit ligt, und so ich an diß Wasser kumm, ist der Stäg verrunnen, muß also hindurch waten, damit der Kranck nit verkürtzt werd: Do hieß Graf Rudolf den Priester mit dem Hochwürdigen Sacrament uff sin Pferdt sitzen und sin Sach ußrichten, damit der Kranck nit versumbt werd. Bald kam der Dienern einer zum Grafen, uff deß Pferd saß Er, und fur der Weidny nach.

Do nun der Priester wider heim kam, bracht Er selbs Graf Rudolfen das Pferdt wider mit grosser Danckſagung der Gnaden und Tugend, die Er Jm erzeigt; do sprach Graf Rudolf: das wöll Gott niemmer, daß ich oder keiner meiner Dienern mit Wüssen das Pferdt überschrite, daß min Herrn und Schöpffer getragen hat, dunckt üch, daß Jrs mit GOtt und Recht nit haben mögent, so ordnend Jr es zum Gottsdienst, dann ich habs dem geben, von dem ich Seel, Lib, Eer und Gut zu Lechen hab: Der Priester sprach: Herr, nun wölle GOtt Eer und Würdigkeit hie im Zit und dorten ewigklich an üch legen.

Morndes darnach reit der Graf zu dem Clösterlin Var an der Limagt, zwüschen Zürich und Baden gelegen, da was ein selige geistliche Closter-Frow, die wolt Er heimsuchen: die sprach zu Jm: Herr, Jr hand deß vordrigen Tags GOtt dem Allmächtigen ein Eer bewisen mit dem Roß, so Jr dem Priester ze Allmusen geben, das wird der Allmächtig GOtt üch und üwer Nachkommen hinwider begaben, und söllend fürwar wüssen, daß Jr und üwer Nachkommen in höchste zitliche Eer kommen werdend: darnach ist derselb Priester deß Churfürstlichen Ertz-Bischoffs von Mentz Caplan worden, und hat Jm und andern Herren von solcher

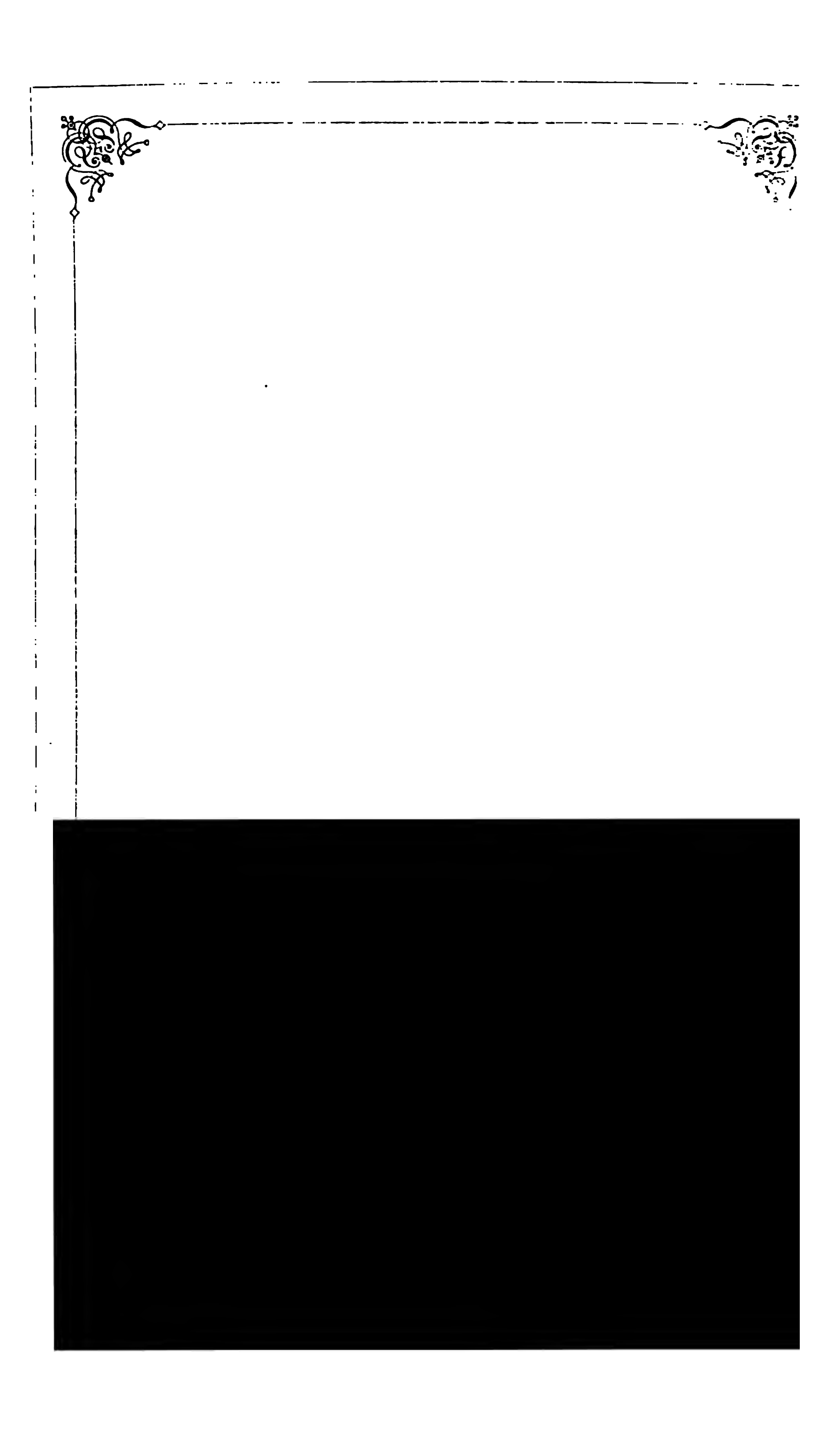
Tugend, onch von Mannheit dises Grafen Rudolfs so dick angezeigt, daß sin N im gantzen Rich rumwürdig und bekant ward, daß Er harnach ze Römisch Künig erwelt ward. (Aegidii Tschudii gewesenen Land-Ammans zu Glar Chronicon Helveticum. .. herausgegeben .. von Johann Rudolff Iselin .. Ers Theil, .. Gedruckt zu Basel .. M DCC XXXIV. folio S. 166.) Vgl. Val. Schm S. 287 ff.

131. **Berglied.** Schiller an Goethe 26. Jan. 1804 (Nr. 946): „Hier l ich eine kleine poetische Aufgabe zum dechiffriren bei." Goethes Antwort, 26. J 1804. Nr. 947: „Ihr Gedicht ist ein recht artiger Stieg auf den Gotthardt, d man sonst noch allerlei Deutungen zufügen kann, und ist ein zum Tell sehr gee netes Lied." Am 8. Febr. (Nr. 950) sendet Goethe Schillers „schönes Berglie zurück. Schiller folgt Fäsi's Beschreibung (1766. 2, 195 ff.): „Von Geschen bis zur Teufels-Brücke reiset man immer der Reuß nach die Schöllenen hina Eine gräßliche und wegen der vielen Lauwenen gefährliche Gegend! Das A erbliket nichts, als eine ungeheure enge Wildniß. Die Waldungen sind gänzl verschwunden. Man hat nicht einmal die mindeste Spur von einem Gesträuc das allhier wachsen könne. Die unersteiglich steilen, oben mit ewigem Sch bedekten Felsen, die dem Reisenden über das Haupt hinhangen, an welchen, zum theil unter welchen sich allernächst die Strasse hinzieht; die über die Fel dieses Tobels herabstürzende Reuß, samt den vielen über die Fels-Wände herunt fallenden Bächen, — sind die einigen Geschöpfe, welche man in dieser öden Gege erbliket. Das, was dieselbe auch zur Sommers-Zeit noch schwermüthiger ma ist der Mangel der Sonne. Nur in der Mittags-Stunde allein beleuchtet sie du ihre erquikenden Stralen dieses enge Tobel. Aber die öfteren Krümmung des Wegs verursachen, daß man auch in der Mittags-Stunde dieselbe einn über das andre verliert; aber dann sogleich wieder erhält. In dem Frühj reißen sich die in dem Winter gespaltene und verfrorne Felsen-Stüke leicht l sie rauben nicht selten dem Vorbeyreisenden das Leben. Von Geschenen bis z Teufels-Brüke siehet man bis 23. Creuze zum Angedenken der Erschlagenen a gestekt... Das enge, aber sehr hohe Felsen-Tobel, welches nicht 200 Schri breit ist; die in der Tiefe scheußlich tobende und schäumende Reuß; die alle Auge

[redacted]

Gangs beträgt etwa 80. Schritte; sie ist so geraum, daß ein Reuter aufrecht durch dieselben zu Pferde sizen kann. Unbequem aber ists, daß in diesem holen Weg beständig aus den Felsen-Rizen Wasser herabtriefet, so daß man immer im Nassen gehen muß. Das wenige Licht, so man in dem Felsen genießt, fällt in der Mitte des Gangs durch eine Oeffnung herein, welche nicht gar 7. Schuhe hoch und 3. breit ist. Mit diesem Urner-Loch oder Felsen-Gang endet sich auch der eigentliche Canton Uri. Hat man den Weg durch den Felsen zurükgelegt, so stellt sich das angenehme Urseren-Thal sogleich auf eine recht bezaubernde Weise dem Auge dar... Das Urseren Thal grenzet gegen Ausgang an den Crispalt und den obern Bund; gegen Mittag an das Livener Thal; gegen Abend an die Furka.. Diese kleine Welt, welche nach allen vier Haupt-Gegenden offen ist, erstrekt sich fast auf vier Stunden in die Länge; die Breite beträgt nirgend mehr, als eine halbe Stunde. Die Straße durch das Thal ist ganz angenehm. Die beydseitigen Wände bestehen aus sehr hohen und steilen Fels-Klippen, welche meistens eine blaulichte Farbe haben. Die höchsten Horne der Berge sind mit beständigem Schnee bedekt... Indessen hat das anmuthige Thal seine natürlichen Nachtheile. Frühling und Herbst sind in demselben unbekannt. Der Sommer dauert drey, selten 4. Monate... [Unter den vier Strömen sind die Rhone, die Reuß, der Tessin und der Rhein gemeint, von denen der leztere die Reuß durch die Aar wiederaufnimmt. Mit den zwei Zinken bezeichnet der Dichter vermuthlich den Galenstock und das Mutthorn, zwischen denen die Furka zu den Gletschern hindurchleitet, und unter der Königin wohl die Jungfrau; unter den Zinken möglicherweise auch die Schreckhörner und das Finsteraarhorn. Auch mag ihm die Beschreibung, die Fäsi (2, 345 f.) von dem Schneefelde zwischen dem Oberblatti und Ochsenstock macht, vorgeschwebt haben: „Hinter dem Schneefelde raget der große Benner mit seinem beschneyten Haupt und breiten First empor. Untenher demselben stehen die Gratstöke: Ein seltsam ausgekerbter Fels; er rekt seine zwey Hörner wie Finger gerade in die Höhe; um und um ist er mit Schnee verhüllt.." Doch folgt Schiller vom Ursernthal aus nicht mehr Fäsi, sondern der über die Landkarte hinfliegenden Phantasie. Dieselbe Straße beschreibt Tell dem Parricida; vgl. Tell S. 237 ff.]

133. **Der Alpenjäger.** Alte Eltern hatten einen ungehorsamen Sohn, der nicht wollte ihr Vieh weiden, sondern Gemse jagen. Bald aber gieng er irre in Eisthäler und Schneegründe; er glaubte sein Leben verloren. Da kam der Geist
119 des Berges, und sprach zu ihm: „Die Gemse, die du jagst, sind meine Heerde;' was verfolgst du sie"? Doch zeigte er ihm die Straße; er aber gieng nach Haus, und weidete sein Vieh. (Schriften von Karl Victor v. Bonstetten. Herausgegeben von Friedrich Matthisson. Zürich, bey Orell, Geßner, Füßli und Comp. 1793. S. 118—119, im 13. Briefe über ein schweizersches Hirtenland.) — Bisweilen trägt es sich auch zu, daß die Gemsen von dem Jäger an einen kaum viertheilschühigen engen Paß getrieben werden, daß sie nicht weiter vor sich fliehen können, hinter sich aber ihren Todfeind sehen, der ihnen den Rükweg abschneidet. (Joh. Conr. Fäsis Beschreibung der Eidgenossenschaft. Zürich 1765. 1, 36.)



[redacted]

[illegible]





